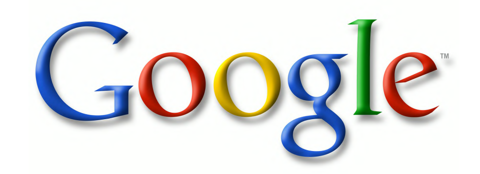
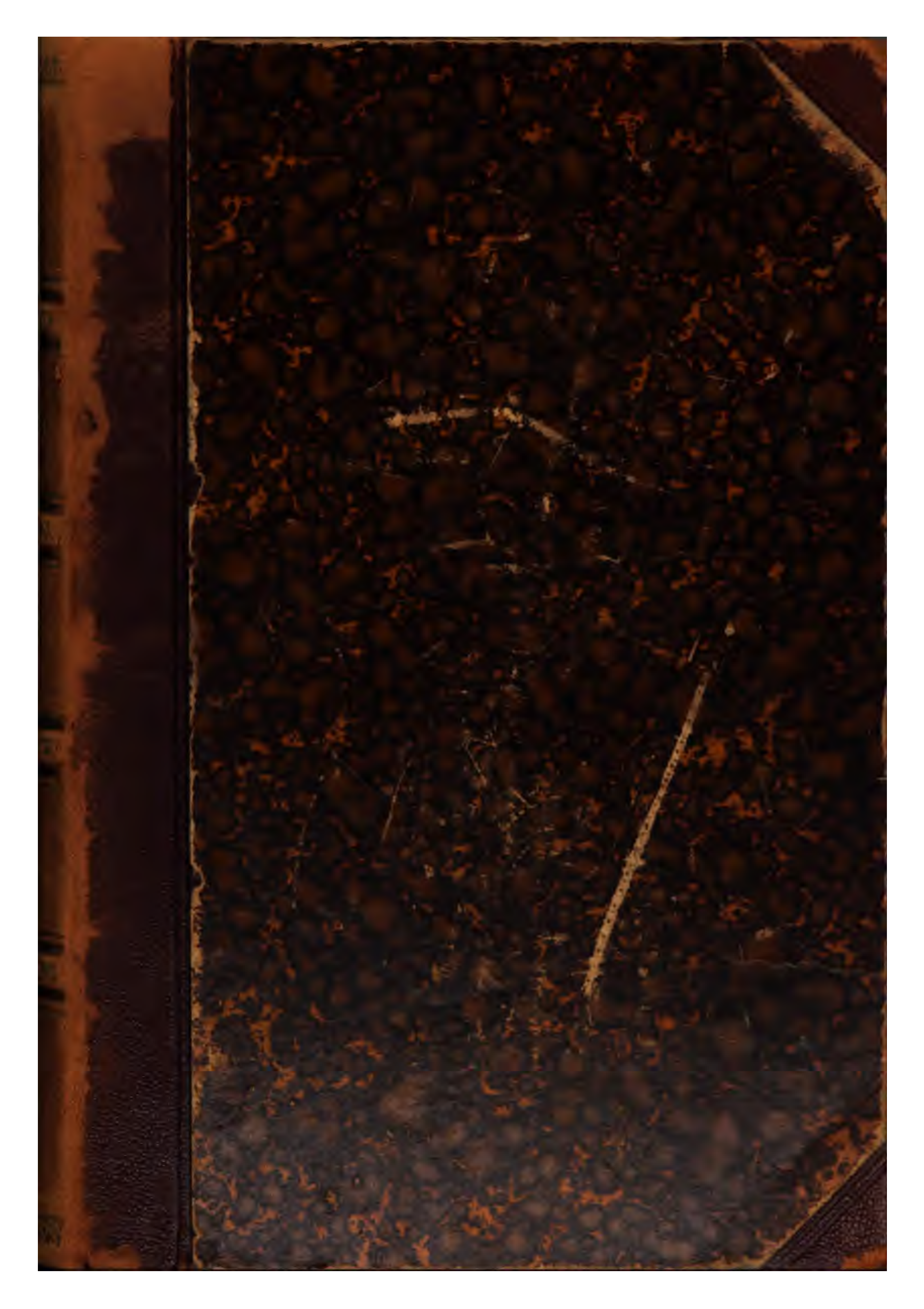
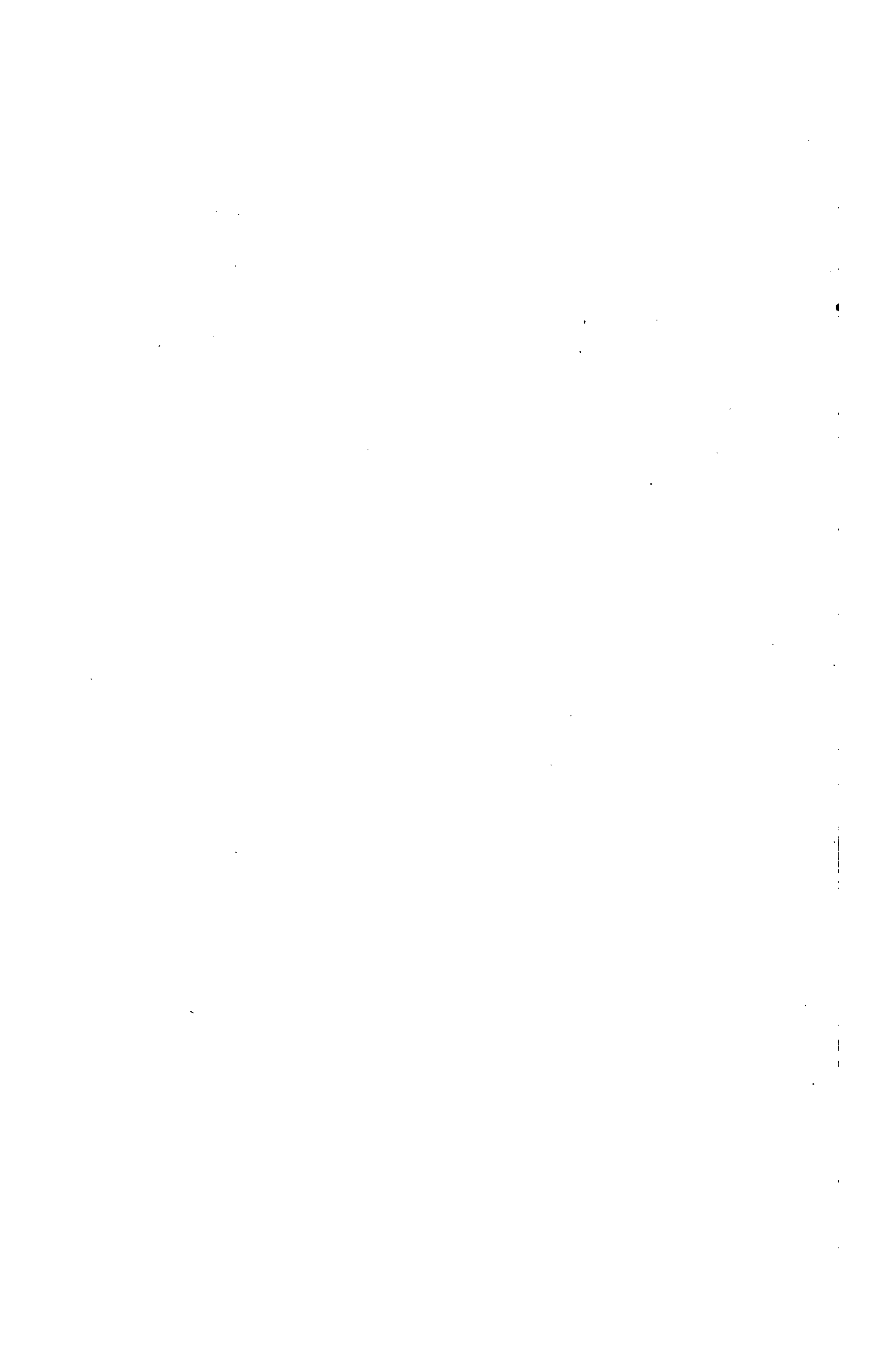
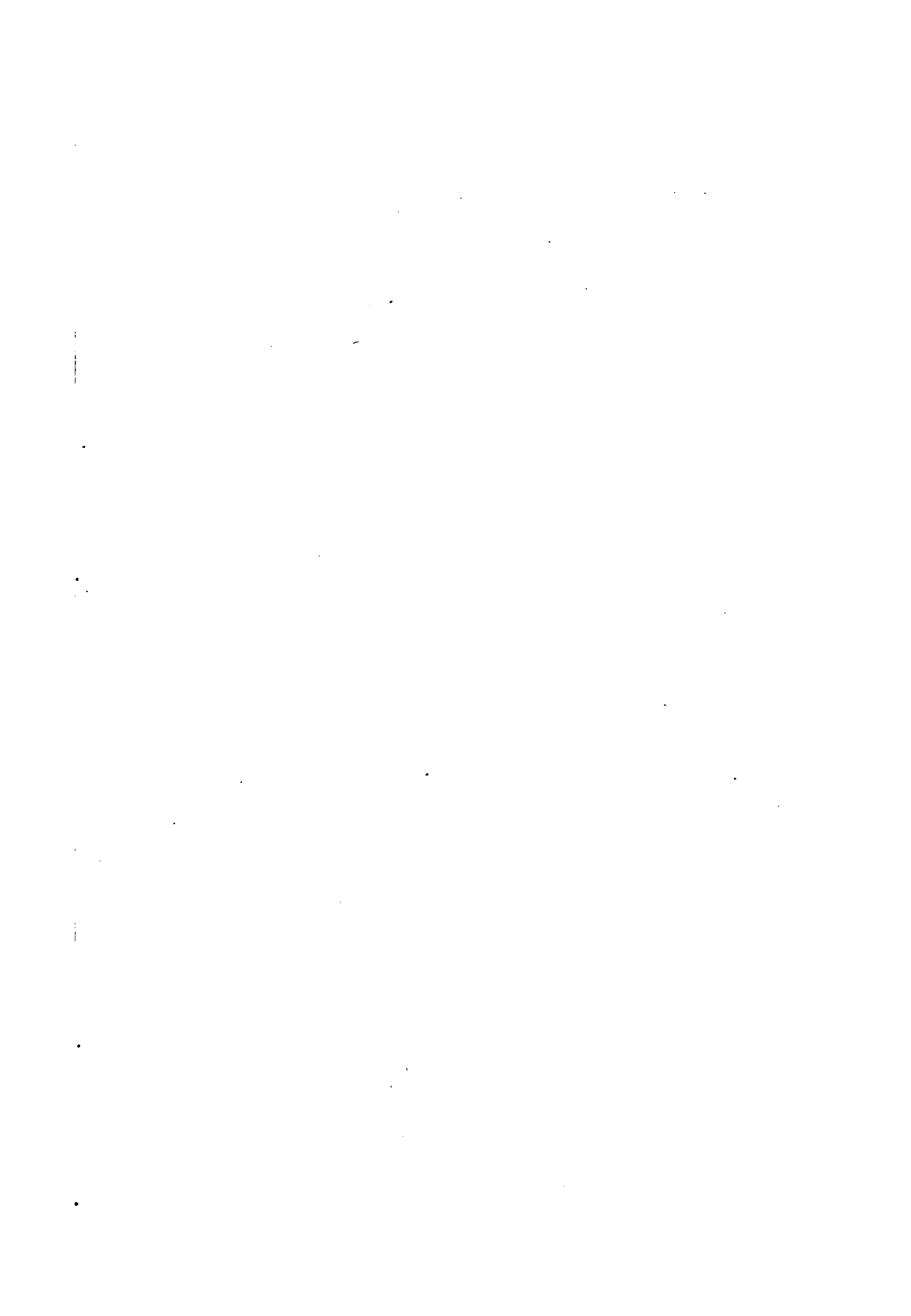





STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969


EX·LIBRIS
SIXT·ERNST·KAPFF·





Von und aus Schwaben.

Geschichte, Biographie, Litteratur.

Von

Wilhelm Lang.

Erstes Heft.

Stuttgart.
Druck und Verlag von W. Kohlhammer.
1885.

Herrn Dr. Otto Elben

zugeeignet

im

Jubiläumsjahr

des

Schwäbischen Merkurs.



Vorwort.

In diesem und den folgenden Heften gedenke ich eine Anzahl von Aufsätzen zu vereinigen, die, zu verschiedenen Zeiten geschrieben und in verschiedene Gebiete greifend, doch irgend einen Bezug auf Schwaben und damit eine Art Mittelpunkt haben. Sollte später ab und zu auch dieser Rahmen überschritten werden, so ist ja der gewählte Titel weit genug, auch dies zu gestatten. Die Aufsätze sind zum größten Teil bereits veröffentlicht: in den Preußischen Jahrbüchern, in der Wochenschrift: Im Neuen Reich, im Schwäbischen Merkur. Sie sind mit einiger Sorgfalt durchgegangen worden und haben dabei mehr oder weniger leichte Änderungen erfahren: doch hat man ihnen die Zeit- und Streitfarbe nicht ganz rauben wollen, die manche von ihnen aus den Tagen ihrer Entstehung an sich tragen mögen.

Bisher ungedruckt ist der Aufsatz über Georg Kerners Sturm- und Wanderjahre. Die Schicksale Georgs sind im allgemeinen aus des Bruders Justinus „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" bekannt. Dazu tritt nun als wichtige Quelle der Briefwechsel, den G. Kerner mit der Familie Breyer in Stuttgart führte, nämlich mit dem Regierungssekretär Breyer und dessen Töchtern Luise und Auguste, mit welch letzterer sich Georg vor seiner Abreise ins Land der

Revolution verlobt hatte. Diese Briefe befanden sich im Besitz des im Jahre 1879 zu Stuttgart verstorbenen Postdirektors Scholl, dessen Vater, der Magister Scholl, zuletzt Spezial in Heidenheim (ein Sohn des Klosteramtmanns Scholl, welcher Schubart in Blaubeuren verhaftete) mit Luise Breyer vermählt war. Aus Scholls Nachlaß sind sie an die Kön. öffentl. Bibliothek in Stuttgart gekommen, deren Vorstände nicht nur die Benützung derselben freundlichst gestatteten, sondern auch sonst mit bekannter Liebenswürdigkeit sich hilfreich erwiesen. Außer diesen Briefen sind die Denkwürdigkeiten J. G. Rists und insbesondere die Arbeiten des Herrn Dr. Adolf Wohlwill in Hamburg benützt (Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben, Hamburg 1875, Allg. D. Biographie Bd. XV, S. 640, Zeitschrift für die Geschichte Hamburgs 1882, Heft 5). Dieser Gelehrte hat die größten Verdienste um die Biographie G. Kerners und seit Jahren sammelt er das Material zu einem ausführlichen Lebensbild, dessen baldiges Erscheinen in Aussicht gestellt ist.

Ich widme diese Schrift dem Eigentümer und Leiter der Zeitung, welcher ich seit 25 Jahren angehöre, als ein Zeichen treuer Anhänglichkeit und bewährter Übereinstimmung — bewährt in verbündeter Arbeit während des erhebenden Zeitraums der Wiedergeburt des Vaterlandes.

Stuttgart, im Oktober 1885.

W. Lang.

Inhalt.

Paul Pfizer.

1867.

Paul Pfizer ist, wie kein anderer, der Seher des neuen Deutschlands gewesen. Verlangend hat er die Fühlfäden eines reichen und tiefen Gemüts nach einer besseren Zukunft ausgestreckt, und diese Zukunft war ihm nicht ein Gegenstand unbestimmter Sehnsucht: klar und durchsichtig stand sie vor seinem geistigen Auge, ein kaltblütiger politischer Verstand ging Hand in Hand mit der begeisterten Ahnung. So wie er die Dinge sah und wie er sie unermüdlich in morgendämmernden Versen und in sonnenheller Rede den Zeitgenossen verkündigte, so und nicht anders sind sie gekommen. Ein Pfadfinder ist er gewesen, obwohl er selbst sich nur die Rolle des einsamen Klausners zuteilte, der fernab von der Menge dem Morgenrot entgegenharrend auf seiner Warte stand —

Und so weiß ich einen Klausner in des Waldes Einsamkeit,
Fern dem Volke, das mit Unwert prahlt und sich der Schande freut.
Könnten die Verstockten hören, tönt' auch seine Stimme wohl,
Gleich dem Prediger der Wüste, von dem Reich, das kommen soll,
Von des Heilands Feuertaufe, vom Erlöser, der erscheint,
Wenn der Stern aus Morgen wieder blinkt, das irre Volk vereint.
Doch, ob keines seiner Worte in den Herzen weiter klingt,
Weiß er doch, daß Gottes Auge durch die Nacht als Frührot bringt.
Und so hat er in der Wildnis eine Warte sich erbaut,
Wo er gläubig der Verheißung lichtem Stern entgegenschaut.
Mag er oft vergebens spähen, ob kein Morgenrot erwacht,
Seiner trunknen Seele Flammen lodern doch die ganze Nacht.

Ein eigentümlicher Eindruck, den Pfizers Erstlingsschrift, sein Briefwechsel zweier Deutschen, heute hervorbringt. Das meiste mutet uns so wohlbekannt an, hundertmal haben wir seitdem die Sätze von der preußischen Führung wiederholen hören, sie waren zum Dogma geworden, bevor sie Wirklichkeit wurden. Allein eben vom Dogma tragen sie dort an der ersten Quelle noch keine Spur; frisch und stark, in voller Eigentümlichkeit entströmen sie einer starken Überzeugung. Denn nicht auf eine Partei stützte sich der Verfasser, nicht einmal mit den Freunden bestand ein Einverständnis, und nicht etwa gab er dem nur den beredten Ausdruck, was unausgesprochen damals im Sinne von Tausenden gelegen wäre. Vielmehr in verschwiegener Stille, in ernster Betrachtung der Geschichte waren ihm die Gedanken gereift, die ihm angehören als persönliches Eigentum. Mit diesem Buch gab er sein Eigenstes und Innerstes, aus jedem Satze spricht die bewegte Seele, die zitternde Hoffnung, der zuversichtliche Glaube, und daher die Frische, mit der uns hier auch das Allbekannte noch anmutet. Es ruht ein unverwelklicher Zauber auf diesem Buch, der Reiz der Jugend mit all ihren fröhlichen Verheißungen.

Nach mancherlei Schwankungen und Versuchen hatte Pfizer das ihm eigentümliche Feld gefunden. Längere Zeit war er zweifelhaft gewesen, ob die Poesie oder die Philosophie sein eigentlicher Beruf sei. Geboren in Stuttgart im Jahr 1801, gehörten seine Bildungsjahre einer Zeit an, da eine vollständige Ermattung des öffentlichen Geistes eingetreten war. Es war die Zeit, da Friedrich von Gagern nach mehrjähriger Abwesenheit sein Vaterland nicht wieder erkannte, so inhaltlos, schlaff und gedrückt erschien ihm alles. Die absolutistischen Großmächte beherrschten den Bund, nachdem sie ihn den anfänglichen Verheißungen zum Trotz zu einem völkerrechtlichen Fürstenverein gemacht, dem eine wirkliche Macht erst dann zugeschoben wurde, als es die Unterdrückung

der freiheitlichen Anläufe in den Einzelstaaten galt. Die konstitutionellen Versuche in Süddeutschland wurden teils eben durch diesen Druck der Großen niedergehalten, teils erstickten sie von selbst in der Kleinheit der lokalen und provinziellen Interessen. In Württemberg war von der Aufregung des Verfassungskampfes längst nichts mehr zu spüren. Die Partei der Altrechtler hatte ihren Frieden mit der Regierung gemacht, sie saß jetzt zum größten Teil selbst in den hohen Ämtern. Die Inhaltlosigkeit der Landtage verleidete dem Volk jede politische Teilnahme, und während die erste Kammer jahrelang gar nicht zusammenkam, baten die Wähler zur zweiten in manchen Bezirken förmlich darum, vom Wählen verschont zu bleiben.

Der deutsche Geist siedelte sich wieder einzig auf den Gebieten der Poesie und der abgezogenen Wissenschaft an. Eben für diese Gebiete schien nun Pfizer eine glänzende Anlage mitzubringen. Die Mitschüler beneideten früh seine außerordentliche Begabung, die mit derselben Kraft allen Fächern zugleich gewachsen sich zeigte. Auf der Schule ein vollendeter Lateiner und Grieche, betrieb er in Tübingen neben der Jurisprudenz, seiner Berufswissenschaft, umfangreiche philosophische und zugleich naturwissenschaftliche Studien. Er machte sich mit Kant und Fichte bekannt; ging dann auch an Hegel, ohne sich jedoch sonderlich von ihm angezogen zu fühlen. Um so sympatischer waren ihm Schelling und Oken, denen er sich mit einer Art von Trunkenheit hingab, obwohl er schließlich die gehofften Offenbarungen auch bei ihnen nicht fand. Ein dunkles mystisches Element war in seinem Geiste. Rühmten alle die Schärfe und Gesundheit seines Urteils, so wußten die Nächststehenden, daß sie verbunden war mit einem ungemein zarten und reizbaren Empfindungsvermögen und frühzeitig wollten sie Spuren bemerken von der späteren Verdüsterung seines Gemüts.

Es war die erste Enttäuschung, als er sich gestehen

mußte, daß die Philosophie nicht sein Beruf sei, daß sie ihn nur halb befriedigen und in jedem Falle ihm nur einen zweiten Rang verbürgen würde. Schmerzlicher noch scheint ihm die zweite Entdeckung gewesen zu sein, daß er auch zum Dichter nicht geboren sei. Neben den wissenschaftlichen Studien waren nämlich poetische Versuche hergegangen. Dramatische Entwürfe hatten ihn beschäftigt, und im Jahr 1824 teilte er, 23 Jahre alt, seinem Freund Rotter ein umfangreiches in Hexametern verfaßtes Epos: Hermann der Cherusker mit, das er aber bald darauf vernichtet zu haben scheint. In die Öffentlichkeit ist nur eine Anzahl politischer Gedichte gelangt, als Anhang zum Briefwechsel zweier Deutschen und in den 1831 zu Stuttgart erschienenen „fünfzehn politischen Gedichten", die er gemeinschaftlich mit seinem Bruder Gustav und mit Hermann Hauff herausgab.

Während diese inneren Schwankungen dauerten, hatte Pfizer die ersten Schritte eines äußeren Berufs gethan. Nach einer glänzend bestandenen Staatsprüfung war er sofort, August 1823, als Sekretär in die Kanzlei des Justizministers v. Maucler getreten. Im Herbst 1826 wurde er zum Assessor am Gerichtshof in Tübingen befördert, welche Stelle er Anfang 1827 antrat. In den folgenden Jahren nun war es, daß er mit dem in Stuttgart befindlichen Friedrich Rotter einen Briefwechsel über philosophische, religiöse und litterarische Gegenstände führte. Noch wird die Politik nicht direkt berührt; doch ist die Absicht unverkennbar, den geistigen Besitzstand jener Epoche, zunächst Deutschlands festzustellen, und je unbefriedigender die Umschau ausfällt, je schärfer die Philosophie auf die Frage angesehen wird, was unter ihrer Alleinherrschaft aus Deutschland geworden sei, je lebhafter es unserer Litteratur vorgerückt wird, daß sie lauter Peripherie ohne Zentrum sei, daß ihr die Anschauung eines großen nationalen Lebens fehle, um so natürlicher schließt sich daran eine zum Kern vordringende Kritik unserer

öffentlichen Zustände an. Wirklich sind jene zwischen den Freunden gewechselten Briefe dann die Grundlage für den ersten „theoretischen" Teil des im Frühjahr 1831 erschienenen Briefwechsels zweier Deutschen geworden, und Pfizer, der sie für diesen Zweck umarbeitete und neue dazu schrieb, drückt am Schluß des ersten Teils in lebhaften Worten die Sehnsucht aus, mit welcher er, die Beschäftigung mit abstrakten Dingen verlassend, einem anderen lebensvolleren Gebiet sich zuwende. Er hatte jetzt das Gebiet gefunden, auf dem er heimisch werden sollte; die politische Zukunft Deutschlands war hinfort sein einziges Denken. Aber die ganze Anlage des Buchs ist bezeichnend für die Zeit, die eben den Übergang that aus den Regionen des abgezogenen Denkens in das politische Leben, und in welcher man auch die politische Meinung auf ihren letzten philosophischen Grund, und die Unterschiede politischer Parteien auf verschiedene philosophische Grundsätze glaubte zurückführen zu müssen. Unter den Freunden hatte es sich vornehmlich um den Gegensatz von Freiheit und Notwendigkeit gehandelt. Pfizer (Friedrich) ging in seinen Briefen von der Notwendigkeit, Rotter (Wilhelm) von der Freiheit aus. In der zweiten Ausgabe des Briefwechsels hat Pfizer selbst den Anteil des Freundes anerkannt, der ihn zuerst davon überzeugt habe, daß der letzte Grund der Welt und ihrer Erscheinungen in der Freiheit zu suchen sei. Das erste Exemplar des Buchs übersandte er dem Freund mit folgender Widmung:

Ich zeige dir in zwei Gestalten
Mein innres Leben, Herz und Sinn:
Was ich zu meinem Erb' erhalten,
Was ich durch dich geworden bin.
Nicht eine Gabe darf ichs nennen,
Was ich dir biete, kaum ists mein,
Und was du magst für gut erkennen,
War lang schon, eh' ichs dachte, dein.

So erklärt sich denn einmal aus der Entstehungsgeschichte die Briefform des Buchs, dessen zweiter „praktischer" Teil Pfizer allein angehört, dann aber verkündigt diese den Ernst, mit welchem er die Wahrheit ans Licht zu fördern sucht. Das Ergebnis ist noch nicht fertig, wir sehen es werden, wir sehen die schwere geistige Arbeit, in der es entsteht. Pfizer war von tiefgründiger Art, alle Seiten eines Gegenstandes wollte er gleichzeitig umfassen, erst nach Aufspürung und Widerlegung aller erdenklichen Einwendungen seine Schlüsse ziehen. Diese Gründlichkeit der Erörterung macht manche der späteren Schriften etwas breit, man möchte wünschen, er ginge zuweilen rascher auf das Ziel los, und die Leidenschaft, die er doch besitzt und in andern wecken will, verbärge sich minder hinter der Kunst der Perioden. Hier aber bildet sich aus Rede und Gegenrede ein anziehendes Wechselspiel; es sind zwei Individualitäten, die von verschiedenen Grundsätzen ausgehen, verschiedene Weltanschauungen in sich reifen und zu verschiedenen Schlüssen gelangen. Und doch ist es zuletzt der eine Verfasser, der in beiden redet. Denn der Standpunkt beider hat seine Wahrheit. Es ist „ein innerlicher Dualismus von der Art ausgesprochen, wie wohl jeder aufmerksame Selbstbeobachter ihn in seiner eigenen Brust entdecken kann". Der ursprüngliche philosophische Gegensatz bestimmt sich in den späteren Briefen näher dahin, daß der eine die Freiheit im Auge hat, der andere die Einheit; Friedrich betont den kosmopolitischen Karakter der deutschen Nation, Wilhelm die Nationalität. Aber beide treten weniger als Gegner einander gegenüber, als daß ihre Ausführungen vielmehr sich ergänzen. Beide empfinden denselben Jammer über die Verfassung Deutschlands, über die Verachtung des deutschen Namens im Ausland und beide bemühen sich um die Mittel zu einer würdigeren Existenz zu gelangen. Nur daß der eine rascheren Temperaments zum Handeln auffordert, während der andere

in philosophischem Gleichmut vor selbstsüchtiger Unruhe warnt und der langsamen, naturgemäßen Entwickelung das Wort redet; der eine bis zu dem Gedanken fortgeht, daß einer richtigen Föderativverfassung wohl eine Zeit der Zentralisation vorangehen müsse, der andere eine allmähliche Ausbildung der alten Formen hofft und abzuwarten rät, bis der deutsche Bund sich volkstümlich gestaltet und durch die Anwendung des konstitutionellen Prinzips umgeändert habe; der eine den Beruf des preußischen Staats zur Erneuerung Deutschlands aus Geschichte, Volksart und Einrichtungen nachweist, der andere die Kehrseiten zeigt, auf die Schroffheiten des norddeutschen Wesens, die Theorie und die Praxis des göttlichen Rechts hinweist, und dagegen für einen engeren Bund der süddeutschen Verfassungsstaaten als eine Stätte der Freiheit spricht. Wilhelm sind von dem Verfasser die kühnsten und zugleich tiefsten Ideen über die Zukunft Deutschlands in den Mund gelegt, welche die schärfste Sehergabe verraten. Alles aber, was sich aus Gründen und Scheingründen, aus Sympathien und Vorurteilen gegen jene Ideen einwenden läßt, rückt sein Friedrich ins Feld, der in der Folgerichtigkeit seines Standpunkts so weit geht, von der Anlehnung seines Südbunds an Frankreich, selbst von einer Abtretung deutscher Provinzen zur Verhütung eines Kriegs mit demselben, von einem Bund des konstitutionellen Westeuropa gegen den absolutistischen Osten als von unbedenklichen Dingen zu reden. Und dennoch steckt auch in diesem Freund wieder ein edler Idealismus. Die Wärme und Begeisterung, die Friedrich bei der Schilderung des kosmopolitischen Karakters und Berufs des deutschen Volks entwickelt, kommt nicht minder aus Pfizers Innerstem, wie die scharfe Verurteilung des flachen gesinnungslosen Weltbürgertums durch Wilhelm. Auch Friedrich sind sehr gewichtige Ausführungen in den Mund gelegt, über die Mängel des deutschen Nationalkarakters, über die philisterhafte Kanne-

gießerei und Fraubaserei; er ist es, der (im 16. Brief) am Energischsten gegen die „Deutschfranzosen“, gegen den Wahn, daß Frankreich die Freiheit bringen werde, gegen die Verpflanzung der französischen Charte und des ganzen auf einer atomistischen Weltanschauung beruhenden französischen Liberalismus auf unseren Boden sich ausspricht; er ist es, der es aufs Kräftigste tadelt (im 20. Brief), daß bei den beliebten Phrasen von der deutschen Einheit kein rechter Ernst sei, daß die Leidenschaft für das Vaterland, ja selbst der Begriff vom Vaterland dem Deutschen fehle. Die konsequente politische Meinung verficht Wilhelm, der Anwalt der preußischen Hegemonie; dem anderen legt der Verfasser das ganze Aufgebot gegründeter und ungegründeter Einwürfe in den Mund; seine Ausführungen entbehren eines strengen Zusammenhangs, er ist zu Zugeständnissen genötigt und schließlich sind die beiden Freunde allerdings nicht mehr weit von einander entfernt. Auch Friedrich giebt zu, daß eine gesicherte Nationalexistenz die notwendige Grundlage der bürgerlichen Freiheit sei, nur dürfe die Einheit nicht auf Kosten der Freiheit hergestellt werden, er erkennt Preußens Beruf zur Einigung Deutschlands an, wenn es nur zuvor selbst ein liberaler und konstitutioneller Staat werde, und auch er begnügt sich mit der Hoffnung, daß Österreich einmal ein zweites Deutschland, im Bunde mit dem unter Preußen geeinigten, bilden werde.

Es bleibt ein Zwiegespräch. Schwer und unter Schmerzen ringt sich der nationale Gedanke aus dem Dunstkreis des süddeutschen Liberalismus empor. Die Frucht hat sich noch nicht völlig aus der Schale gelöst. Dennoch ist der allgemeine Eindruck des Briefwechsels weit einheitlicher und gleichartiger, als man nach der Form schließen sollte. Er geht durchaus für die Sache der Nationalität gegen das Weltbürgertum, für die Einheit gegen die Kleinstaaterei, für die preußische Hegemonie gegen die süddeutschen Vorurteile.

Schon darum fällt das Schwergewicht auf jene Seite, weil dort die überraschend neuen und eigentümlichen Gedanken sich finden, mit welchen Pfizer damals fast vereinzelt und zum Teil wider den Strom der öffentlichen Meinung stand. Und zwar ist weniger dies das Eigentümliche, daß er die Blicke nach Preußen richtete. Solange die Bundesverfassung noch nicht abgeschlossen war, hatte es nicht an Vorschlägen gefehlt, die Preußen eine leitende Rolle in Deutschland zuteilten. Später im Jahre 1823 schrieb Friedrich von Gagern jene Denkschrift, die einem preußisch-deutschen Bundesstaat das Wort redete, damals jedoch unveröffentlicht und gänzlich unbekannt blieb. Als dann nach der Julirevolution wiederum die Reformprojekte in Fluß gerieten, mußte es doch eine allgemeine Wahrnehmung sein, daß Österreich vollends gänzlich dem deutschen Leben sich entfremdet hatte, während Preußen mit allen seinen Interessen aufs innigste mit Deutschland verflochten war und jeden Tag durch Annahme einer Verfassung die Spannung beseitigen konnte, die zwischen ihm und den konstitutionellen Staaten bestand. Außer dem bekannten Aufsatz von W. Schulz in Rotteck's Annalen (Juliheft 1831) erschien in diesem Jahr eine Reihe von Broschüren und Vorschlägen in verwandtem Sinn, die einen Kritiker in demselben Heft der gen. Zeitschrift einen Ausbruch des Ärgers darüber entlockten, daß die Schriftsteller zur Zeit vorwiegend Preußen günstig gesinnt schienen. Wie selbst Ausländer damals über die deutschen Dinge urteilten, beweist Edgar Quinet, der eben in diesem Jahr den Eindruck empfing, daß die kleinen Staaten sich eines Tages um das starke, disziplinierte Preußen als den Kern des neuen Deutschlands scharen werden.

Aber nicht nur ist nun dieser Gedanke zum erstenmal von Pfizer ausführlich begründet worden, mit Argumenten, zu welchen selbst eine mehr als dreißigjährige Erfahrung nichts wesentliches hat hinzufügen können. Sondern wirklich neu ist hier die Konsequenz, bis zu welcher dieser politische

Gedanke entwickelt ist, daß nämlich nicht die Anwendung des konstitutionellen Prinzips auf den Bundestag helfen könne, sondern nur die Trennung Österreichs vom Bunde, eine Scharfsichtigkeit, die wesentlich mit der Überzeugung Pfizers zusammenhing, daß überhaupt nicht die Ausbildung der konstitutionellen Grundsätze, sondern nur die Errichtung eines wirklichen Staats dem Deutschen ein Vaterland geben könne.

Diese Ideen aber gehörten nichts weniger als zum Gemeingut jener Epoche, die durch die Julirevolution und deren Folgen in Belgien, Polen und Italien weit mehr in freiheitlichem als in nationalem Sinn angeregt war. Die Erkenntnis, daß beides verschiedene Dinge sind, war noch gar nicht vorhanden. Wer für die Polen schwärmte, verdiente sich ebendamit den Namen eines deutschen Patrioten, und ganz mit Recht konnte Welcker in der Begründung seiner berühmten Motion vom 15. Oktober 1831 die merkwürdigen Worte sagen: „Fast nur in halbverstohlener, aber in unermüdlicher aufopfernder Wirksamkeit für Verjüngung und Befreiung fremden Nationallebens, namentlich des griechischen und polnischen, durften die Deutschen ihre nie verlöschende Liebe zu dem eigenen Nationalleben bethätigen.“ Jene Ereignisse hatten eine ungeheure Wirkung in Deutschland ausgeübt, aber mehr auf das Gefühl, als auf das politische Urteil, mehr auf die Phantasie als auf den Willen. Alles rief nach Freiheit, aber man verstand darunter nicht die Freiheit und Unabhängigkeit der deutschen Nation, sondern die Verwirklichung der liberalen Staatsrechtstheorien, wie sie damals von der Rotteck-Welcker'schen Schule verbreitet wurden. War man damit zunächst auf die einzelnen ständischen Verfassungen gewiesen, so schienen vollends alle Wünsche erreicht, wenn nur das konstitutionelle Prinzip auch noch auf den Bundestag angewendet würde. Denn allerdings war man durch die zitternde Bewegung, die durch Europa ging, auch an die Lage des Gesamtvaterlands erinnert wor-

den. Wenn in Frankreich jetzt Reden gehalten wurden, wie die des Abgeordneten Viennet am 23. Februar 1831: Europa möge wissen, daß es keine Ruhe haben werde, so-lange nicht Frankreich im Besitz seiner natürlichen Grenzen sei, so konnte man beim Blick auf die Zersplitterung der deutschen Kräfte sich ernster Besorgnisse nicht entschlagen. Man suchte ein stärkeres Nationalband, als die gegenwärtige Verfassung bot, und man fand es in „einem großen Rat von Volksabgeordneten neben jenem der fürstlichen Gesandten". Das erkannte man nicht, daß mit der Zugabe einer Volks-vertretung am deutschen Bund noch gar nichts wesentliches geändert sei, dessen tiefster Schaden vielmehr in der Zusammen-jochung zweier Großmächte bestand, die sich in Freundschaft erhielten nur durch gemeinsamen Druck auf die Kleinen. Rotteck hatte zuerst den Gedanken einer Nationalvertretung wieder angeregt, W. Schulz ihn aufgenommen, Welcker brachte ihn auf die Tribüne mit seinem Antrag „die Ver-vollkommnung der organischen Entwickelung des deutschen Bundes betreffend".

Immerhin, zu Anfang der dreißiger Jahre, war der Ruf nach einem Parlament noch von einem idealistischen Schwung getragen, er war kühn, und er lenkte doch die Blicke auf das Ganze, nach dem Zentrum. Aber bald nahm der öffentliche Geist eine weit bedenklichere Richtung. Die Ge-samtvertretung blieb bloßer Wunsch, die Großstaaten blieben absolutistisch regiert, das konstitutionelle System auf die kleineren Staaten beschränkt, und nun vertiefte und verschärfte sich der Gegensatz, der gleich nach Gründung des Bundes hervorgetreten war, der Gegensatz des konstitutionellen Deutsch-lands zum absolutistischen, Reindeutschlands gegen die euro-päisch-deutschen Großmächte. Im Bewußtsein, durch Fest-halten am konstitutionellen Prinzip eine unabweisliche For-derung der Zeit zu erfüllen, dünkten sich die Bewohner der klei-nen Staaten unendlich überlegen den zurückgebliebenen Preußen

und Österreichern. Ja eine nähere Verbindung mit ihnen schien nicht einmal wünschenswert; man war Österreich fremd, und man haßte Preußen. Jetzt kam das Schlagwort auf, daß man die Einheit nicht wolle auf Kosten der Freiheit. Dem nationalen Bedürfnis schien Genüge gethan, wenn eine engere Verbindung des konstitutionellen Deutschlands hergestellt würde, durch welche zugleich das fehlende Gewicht eines Großstaats ergänzt werden sollte. Und da man denn doch einsah, daß dieser Bund der Mindermächtigen nicht auf eigenen Füßen stehen könne, so schielte man nach Frankreich, das eben eine glorreiche Revolution vollbrachte, und das seine Tribüne und seine Parteien besaß, welche die Vorbilder für die deutschen Konstitutionellen blieben. Es bezeichnet die damals in Süddeutschland überhaupt herrschende Stimmung, wenn Rotteck in einer öfter wieder abgedruckten Rede (vom Mai 1832) sagte: „— — ich will keine Einheit, welche uns in Gefahr setze, nach außen etwa in einen Kriegszug gegen die uns natürlich Verbündeten, überhaupt unseren teuersten Interessen und innigsten Gefühlen entgegengeschleppt zu werden, oder welche in einheimischen Dingen, in Sachen der Gesetzgebung und Verwaltung, uns Bewohner des lichten Rheinlands nötige, mit dem Maße der Freiheit uns zu begnügen, welches etwa für Pommern und Österreich taugt oder von den Machthabern allda für hinreichend erkannt werden mag. Ich will die Einheit nicht anders als mit Freiheit, und will lieber Freiheit ohne Einheit, als Einheit ohne Freiheit. Ich will keine Einheit unter den Flügeln des preußischen oder des österreichischen Adlers" u. s. w. Die Einbildung des konstitutionellen Deutschlands, das wahre Deutschland zu sein, hat seitdem nie ganz aufgehört, auch als eine preußische Verfassung längst den ersten Vorwand entzogen hatte.

Alle diese Verirrungen nun, die zum Teil erst im Keime sich zeigten oder den meisten Zeitgenossen unbedenklich waren,

damals schon klar durchschaut und mit sicheren Streichen getroffen zu haben, ist Paul Pfizers auszeichnendes Verdienst. Vom 15. Brief an, der die Frage der Nationalität und des Kosmopolitismus anregt, erhebt sich die Sprache in feierlicherem Tone. Mit bitterer Ironie wird geschildert, welchen Anteil an den Sachen der fremden Völker die Deutschen nehmen, bei welchen die durch L. Philipp angeblich bloßgestellte Nationalehre Frankreichs vielleicht mehr Unzufriedenheit als unter den Franzosen erregt hat; „in der Verblendung jubelt man schon bei dem bloßen Gedanken einer Demüthigung Österreichs und der Schwächung Preußens durch französische Waffen, und wenn nur die Polen Galizien, Posen, Pommerellen wieder erhalten hätten, so würde man den Franzosen gern den Rest der deutschen Rheinprovinzen vollends überlassen haben . . . Statt für die Erhaltung, die Ehre und die Interessen der eigenen Nationalität zu kämpfen und sich anzustrengen, ist es freilich eine gar bequeme Abfindung, heute die Franzosen oder Belgier zu bewundern, morgen die Polen zu vergöttern und unter dem Getöse des denselben zugerufenen Beifalls die Stimme unserer eigenen Schande zu ersticken."

In ergreifenden Worten ist geschildert, wie im Ausland die Deutschen mißachtet sind, denen ja selbst das Bewußtsein ihrer Nationalität, ihres heiligsten Rechts, abhanden gekommen, denen der Zauber, womit der Name Vaterland bei anderen Völkern unwiderstehlich auf die Herzen wirkt, etwas unbekanntes ist, und die sich wohl gar Scham und Gewissen mit dem heillosen Aberglauben täuschen und beschwichtigen, als ruhe in ihrer Zersplitterung und Zerstückelung das Palladium der geistigen Freiheit, als sei ihre politische Nichtigkeit der Schutzgeist ihrer Bildung und Aufklärung.

Jenen „Deutschfranzosen" aber, „welche Deutschland ganz von Preußen und von Österreich losreißen, und mit einer auf der Spitze französischer Bajonette dahergetragenen

Freiheit beglücken möchten", gelten die treffenden Worte: „Wir brauchen nicht mehr Freiheit, als wir selbst erringen können und nur schnöde Selbstsucht und Verblendung kann die bürgerliche Freiheit der Individuen mit der Unterjochung und dem Untergang des ganzen Volks erkaufen wollen. Es läßt sich keine größere Verkehrtheit denken, als die Nationalität der Freiheit, den Zweck dem Mittel aufzuopfern. Das Wichtigste und Beste, was wir von den Franzosen lernen können, ist: daß die Nationalunabhängigkeit selbst der bürgerlichen Freiheit vorgehen muß und heiliger ist als diese. Welch ein Wahnsinn ist es aber, zu verlangen, Deutschland solle gerade durch Verleugnung dessen, was man an den Franzosen mit Recht bewundert und wodurch Frankreich groß geworden ist, durch Verleugnung seiner Nationalität, aus dem gegenwärtigen Zustand von Erniedrigung sich emporheben. Und doch begehrt ein großer Teil der deutschen Liberalen Freiheit auf den Trümmern der Nationalität. Aber auch das ist verkehrte Ausländerei und blinde Nachahmungswut, wenn man glaubt, die Entwicklung des konstitutionellen Lebens und die Ausbildung der repräsentativen Verfassungsformen in den deutschen Kleinstaaten sei, noch ehe die nationale Existenz selbst festgestellt und gesichert ist, Deutschlands erstes, dringendstes Bedürfnis. Engländer und Franzosen können und sollen freilich der Lösung dieser Aufgabe ihre besten Kräfte widmen, weil sie jene andere und dringendere längst bei sich gelöst sehen. Aber so sehr ich ein Freund der liberalen Einrichtungen und des konstitutionellen Lebens bin, lieber wollte ich den gewaltthätigsten Despoten zum Beherrscher Deutschlands, als die trefflichsten und vollkommensten Verfassungen ohne nationalen Zusammenhang der einzelnen kleinen Staaten. Keine Macht der Welt ist mehr im stande, der fortschreitenden Verbreitung der freisinnigen Ideen und Institutionen Stillstand zu gebieten. Aber es giebt feindselige Mächte genug, welche der Begründung und Be-

festigung der deutschen Nationaleinheit hemmend in den Weg treten. Diese sind vor allem zu bekämpfen."

Wenig günstig fällt überhaupt das Urteil aus über jene Ständeversammlungen, „deren Geist und Wirksamkeit im ganzen doch nur davon abhängt, ob der herrschende Wind aus Westen oder aus Norden weht," in jener Zeit ein kühnes Wort, zumal in Süddeutschland; aber fast noch ketzerischer wird man damals jenen Ausspruch gefunden haben, daß weniger die Fürsten als die Völker Deutschlands das große Hindernis für die Vereinigung bilden werden. Trefflich weiß Pfizer die kleinliche Eigensucht, das spießbürgerliche Vorurteil und die antinationale Stammeseitelkeit zu zeichnen, welche die Deutschen abhalten, in Preußen die Vormacht der deutschen Nation anzuerkennen. Wobei freilich nicht verschwiegen wird, daß Preußen durch eine engherzige und unvolkstümliche Politik die Schwierigkeiten, mit denen es ohnedies zu kämpfen hat, selbst noch vermehrt zur Freude derjenigen, „deren ganzer Patriotismus darin besteht, Preußen zu hassen". Keinem der beiden feindlichen Brüder wird die Wahrheit erspart, um „die an Nationalhaß grenzende Eifersucht zwischen Norddeutschen und Süddeutschen" zu bekämpfen. Aber zumeist wendet sich doch der zürnende Eifer wider die eigenen Landsleute, wider jenen angeblichen Freiheitssinn, der nur darin sichtbar ist, daß keiner sich in den andern schicken will, und daß, sobald nicht alles nach dem eigenen Sinne geht, rasch der Entschluß gefaßt wird, sich auf sich selbst zurückzuziehen oder gar den Fremden sich in die Arme zu werfen, und wie ein heute gesprochenes Wort klingt es: „Bekämpft immerhin eine gewisse Richtung des preußischen Systems mit allen Waffen des Geistes, der Freiheit und der Ehre. Aber glaubt nicht, euch ein Verdienst erworben zu haben, wenn es euch gelingt, die Spaltung zwischen Deutschland und Preußen unheilbar zu machen, oder zeigt einmal, durch irgend etwas zeigt einmal, ihr schmähenden Süddeut-

schen, daß ihr besser seid, als eure Stammverwandten im Norden, daß ihr auf eigenen Füßen steht, und daß eure Ständeversammlungen auch ohne französischen Wind flott werden können. Zeigt, daß bei eurer Erbitterung gegen die Bewohner des deutschen Nordens kein Bewußtsein von Furcht und Schwäche im Hintergrund liegt, beschämt sie, zwingt ihnen Bewunderung ab, daß sie es als ein Glück und eine Ehre betrachten müssen, sich euch anzuschließen, aber stoßt sie nicht durch immerwährendes Schimpfen von euch! Welches Recht ihr auch zu haben glaubt und haben mögt, das Benehmen Preußens zu tadeln, es ist nicht tadelhafter als das eure."

Nach einer eindringenden Karakteristik Österreichs und Preußens bahnt sich Pfizer den Weg zu seinen letzten Schlußfolgerungen. Anknüpfend an das Verlangen nach einer Volksvertretung am Bund, weist er nach, daß diese Verdopplung des Bundestags die Maschine nur noch kraft- und einheitloser, nur schwerfälliger machen würde, daß vielmehr auch die Idee einer Nationalvertretung nur Sinn habe, wenn Preußen sich an die Spitze des konstitutionellen Deutschlands stelle und die ausübende Gewalt übernehme. Nicht um eine Redeanstalt war es ihm zu thun, sondern um die Verwirklichung des Nationalwillens. Dabei verstand es sich für ihn von selbst, daß dieses Parlament (das er sich von den Ständeversammlungen gewählt dachte) nicht an einem dritten Ort, sondern am Sitz der preußischen Regierung zusammentrete. Und wie dieser gesetzgeberische Körper das deutsche Volk vertrete, so müsse ihr gegenüber die preußische Regierung die übrigen deutschen Fürsten vertreten und die Vollstreckung der für ganz Deutschland verbindlichen Bundesbeschlüsse übernehmen. Darin lag für Pfizer zugleich die Versöhnung der Grundsätze der Einheit und der Freiheit, von deren Gegensatz der Briefwechsel ausgegangen war. Beide Bedürfnisse, dies ist das Ergebnis, gleichberechtigt und untrennbar verbunden, werden auch nur gleichzeitig zur Be-

Befriedigung gelangen. Denn die Hegemonie Preußens schien Pfizer entschieden, sobald nur Preußen zum konstitutionellen System übergehe. Indem die Einheit nach außen hergestellt werde, sei zugleich der Freiheit erst der rechte Boden bereitet, und damit löse sich auch der Gegensatz Preußens gegen das übrige Deutschland als des Bindenden gegen das Zerfallende, des Vereinenden gegen das Auseinanderstrebende.

Wenn der „Briefwechsel zweier Deutschen" sich zuweilen mit den patriotischen Schriften der teutonischen Ära berührt, so zeigt doch schon die Abwesenheit aller Phantastik und romantischen Überschwangs, daß ein nüchternes Bundestagsjahrzehnt dazwischenlag. Es herrscht die Klarheit politischen Denkens; nach jenen Schriften von Arndt, Jahn, Görres ist dieses das erste moderne Buch unserer politischen Litteratur. Wenn die Zauber des Mittelalters ihn ergreifen wollten, hielt Pfizer sie geflissentlich von sich. Indem er die Blicke nach Norden lenkte, zum Adler Friedrichs des Großen, war er sich bewußt, daß dies den Bruch bedeute mit der Kaiservergangenheit; mit Absicht rief er aus den müßigen Träumen von der Herrlichkeit des Reichs zurück in die helle scharfe Morgenluft der Gegenwart, und es ist eines seiner schönsten Gedichte, „Einst und Jetzt", worin das Dunkel der Berge seiner Heimat und der Mond, der des Hohenstaufen schlanken Gipfel krönt, ihn an beide Friedrich, an Konradin, an Karl den Großen, an Hermann erinnert, bis die mittelalterlichen Schatten plötzlich vor dem anbrechenden Tag zerfließen und die Molltöne in helllichte Durtonart umschlagen —

> Doch die Helden sind geschieden,
> Die Vergangenheit ist tot!
> Seele! von des Grabes Frieden
> Wende dich zum Morgenrot,
> Gleich dem Aar, der einst entflogen
> Staufens Nachbar und im Flug
> Zollerns Ruhm bis an die Wogen
> Des entlegnen Ostmeers trug.

In den **Gedichten**, die dem Briefwechsel angehängt wurden — zunächst weil dieser nur 18 Bogen ausmachte und 20 Bogen für eine zensurfreie Schrift erforderlich waren — begegnen wir durchaus denselben Gesinnungen und größtenteils denselben Gedanken, wie in den Briefen, nur daß sie lebhafter die innere Bewegung und Leidenschaft des Verfassers verraten. Der Umfang der Motive ist mäßig, und nicht immer sind die Bilder zu voller Klarheit herausgearbeitet. Aber gerade das Unbestimmte, Zerfließende der Form kommt der Stimmung zu statten, die meist in verlangender Sehnsucht, ahnungsvoller Erwartung sich bewegt, und steigert so die poetische Wirkung.

Der Briefwechsel zweier Deutschen erschien im Frühjahr 1831. Cotta hatte erst Anstand genommen, das bedenkliche Buch in Verlag zu nehmen, ließ sich aber auf Zureden Gustav Schwabs dazu bestimmen. Rasch verbreitete sich der Name des jungen Verfassers, dessen unerwartet kühnes Auftreten auch unter den Bekannten Aufsehen erregte. Im folgenden Frühjahr war eine zweite Auflage notwendig. Aus dem eigenen Lande wie aus dem übrigen Deutschland kamen Zeichen freudiger Anerkennung und Zustimmung; in Österreich wurde das Buch sofort verboten. Merkwürdigerweise regte sich in Württemberg nirgends eine Stimme des Widerspruchs gegen die preußischen Sympathien, die der Verfasser doch im deutlichen Gegensatz gegen die schwäbischen Vorurteile ausgesprochen hatte. Man schien diese Seite der Schrift nicht zu beachten, an dem bedeutendsten und eigentümlichsten ging man arglos vorüber. Auch dies ist bezeichnend für jene Zeit, in welcher niemand ahnte, welche Keime künftigen Zwiespalts innerhalb des Liberalismus in dem Pfizerschen Buch verborgen lagen. Erst im Jahr 1848 sollte Pfizer die Erfahrung machen, welche Kluft ihn von der Mehrzahl der Freunde trennte. Populär wurde er damals, weil er ein freimütiges Buch geschrieben,

ein Buch, das schärfer als irgend eines den damaligen Zuständen Deutschlands zu Leibe ging, vor allem, weil er so keck gegen die Souveränetät der 30 Fürsten aufgetreten war. Dies verschaffte dem jungen Beamten die Gloriole. Wirklich konnte kaum ein Zweifel sein, daß diese freimütige Veröffentlichung über seinen Lebensgang entschied. Diese beredte und nicht selten ironische Sprache paßte nicht für einen königlich württembergischen Staatsbeamten. Der König selbst war von den Angriffen auf seine Vollsouveränetät aufs empfindlichste berührt. Zum erstenmal trat ihm, und zwar von einem Unterthanen, die Forderung entgegen, sich einem Hohenzollern zu unterwerfen: er mußte sich persönlich beleidigt fühlen. Pfizer wurde von seinem Departementschef über Inhalt und Tendenz seines Buchs zur Rede gestellt, was jenen bestimmte, sofort um seine Entlassung zu bitten.

Dieser Entschluß erhöhte zunächst seine Volkstümlichkeit, und die Folge war, daß er bei den Ende 1831 stattfindenden Neuwahlen in die Kammer der Abgeordneten als Vertreter der Stadt Tübingen gewählt wurde. Die Wahlen erfolgten unter der damals noch lebendigen politischen Aufregung und ergaben eine liberale im Sinne der damaligen Volkswünsche lebhaft vordringende Mehrheit gegen das Ministerium Schlayer. Doch verfloß noch über ein Jahr, bis die Stände wirklich zusammentraten, und im Frühjahr 1833 hatte das politische Gesicht Europas wieder ganz andere Züge. Die revolutionären Erhebungen waren niedergeschlagen, das Königtum in Frankreich ließ sich unerwartet friedlich an, überall war die Bewegung im Rückgang. Österreich und Preußen hatten die Zügel fest in der Hand behalten, und jetzt schickten sie sich an, „außerordentliche Maßregeln zur Erhaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe in Deutschland“ zu treffen.

Ungünstiger für die Verwirklichung von Pfizers Ideen konnten die Dinge sich nicht gestalten. Die Hoffnungen, die

noch eben sich Preußen zugewandt hatten, zogen getäuscht sich zurück. Das Vertrauen verwandelte sich in grimmige Abneigung. In Süddeutschland zumal, wo Wirths Deutsche Tribüne, Siebenpfeifers Westbote, der Hochwächter den Ton angaben und der Zustand, wie Friedrich Perthes an seinen Sohn schrieb, „zum Entsetzen" war. Pfizer selbst war jetzt nicht mehr der einsame Denker; seit seiner Abgeordnetenwahl stand er in Reih und Glied der Opposition, seiner Freunde, seiner Landsleute, und die in seiner Umgebung herrschenden Stimmungen sind nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Man hat aus dieser Zeit einen merkwürdigen Brief von ihm an Fr. Perthes. Dieser hatte den Briefwechsel zweier Deutschen um so freudiger begrüßt, als er aus Süddeutschland kam. Doch auf seinen ermunternden Zuruf erwiderte Pfizer im März 1832: „Jede Teilnahme für Preußen würde mir, wie die Sachen jetzt stehen, als ein Abfall von der Sache der Volksfreiheit ausgelegt werden, mich in den Augen meiner Landsleute brandmarken und mir alle Hoffnung, auf ihre Ansicht und Gesinnung einzuwirken, ganz zerstören; denn der Unwille gegen Preußen ist besonders infolge seines Benehmens gegen die Polen bei uns so groß und so allgemein, daß selbst die abgesagtesten Franzosenfeinde seinen Namen selten ohne einen Ausdruck des Abscheus oder der Verachtung aussprechen. Der Widerwille der Süddeutschen gegen eine ihnen verhaßte Regierung, deren Benehmen den Haß leider nur zu sehr rechtfertigt, steigt von Tag zu Tag, und mir verbietet mein eigenes politisches Gewissen, mich von meinen Landsleuten in einem Augenblick zu trennen, in welchem man in Süddeutschland täglich mehr von der thörichten Vorliebe für die Franzosen zurückkommt und eine auf bürgerliche Freiheit gegründete Nationaleinheit verlangt, während Preußen immer unverhohlener sich dem Absolutismus in die Arme wirft, immer inniger sich mit Rußland zu verbrüdern scheint und selbst die bescheidensten

Erwartungen der Freiheitsfreunde täuscht. Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo auch ein Süddeutscher mit Ehren auf jene Seite treten darf, ohne einen Verrat an den Seinigen zu Gunsten derer zu begehen, die ihn am Ende doch verleugnen würden. Das deutsche Volk mit seinen Wünschen, seinen Erwartungen und Forderungen auf das jetzt undeutsche Preußen und auf die gegenwärtig in Berlin herrschende Partei zu vertrösten, hätte ich nicht den Mut."

Ein anderes war es, die Grundzüge der politischen Zukunft des Vaterlandes auszudenken, ein anderes, die Pflichten eines württembergischen Landtagsabgeordneten zu erfüllen. Gleich im Beginn seiner öffentlichen Laufbahn erhob sich für Pfizer ein quälender Zwiespalt. Hatte der Schriftsteller geringschätzig von den kleinen Ständeversammlungen geredet, so war der Volksvertreter jetzt eben auf diesen Boden gestellt, um auf ihm thätig zu sein: er hatte mit Mitteln zu wirken, von deren Untauglichkeit er selbst überzeugt war. Er hoffte auf ein konstitutionelles Preußen, und dieses hielt eng verbunden zu Österreich und erweiterte so die Kluft, die es von Süddeutschland trennte. War er überzeugt gewesen, daß die Probleme der Einheit und der Freiheit gleichberechtigt und gleichzeitig zu lösen sind, so mußte er nun erfahren, wie in der Wirklichkeit beide Interessen auseinanderfielen, und die Freiheit fürchtete vor einer näheren Vereinigung mit dem großmächtlichen Deutschland. Hatte er einst behauptet, nur auf dem Boden einer gegründeten gesicherten Nationalität könne die wahre Freiheit erblühen, so sah er sich jetzt in der Lage, seine Anstrengungen zu richten auf die Vorbedingung aller Wirksamkeit, auf die Sicherung der konstitutionellen Freiheit des Einzelstaates, die ihm doch an sich das untergeordnete Moment war und hoffnungslos schien, solange nicht die allgemeinen Zustände andere würden. Es war ein wahrer Abgrund von Widersprüchen, in die sich ein ehrlicher Mann verstrickt sah, dessen Herz gleich warm für

das Vaterland wie für die Freiheitsforderungen der Zeit schlug. War sein Ziel eine kraftvollere Zentralgewalt und die Beugung der lokalen Souveränetäten, so fand er sich jetzt in der Rolle eines Anwalts dieser selben Souveränetäten, wenn er die Polizeigewalt bekämpfte, die sich der Bund in den einzelnen Staaten anmaßte. Schien es nur dadurch möglich, Einfluß auf die Leitung der Dinge am Bund zu gewinnen, daß die Waffen der konstitutionellen Opposition blank gehalten und geschärft wurden, so trug eben die Ausbildung des Konstitutionalismus wieder zur Stärkung der partikularen Gewalten bei und verschärfte den Gegensatz zu Preußen, das ihm doch immer der letzte Hoffnungsstern blieb. Es ist ein wahrhaft tragischer Anblick, wie Pfizer in den folgenden Schriften sich abmüht, durch die Unwahrheit unserer öffentlichen Zustände, durch den verwirrenden Jammer der Bundesverhältnisse sich den Weg zu suchen mit Hilfe eines grüblerisch scharfsinnigen Verstandes, der vor der Welt verbarg, wie tief seine Seele litt. In dieser Zeit entstand die Schrift: „Gedanken über das Ziel und die Aufgabe des deutschen Liberalismus.“ Tübingen 1832, welche eben die Absicht verfolgt, den Müßigen gegenüber, die bis zum Ausbruch der prophezeiten großen Revolution die Hände in den Schoß legen wollten, einen Boden für die thätigen Bestrebungen der Gegenwart zu gewinnen.

Mit Schrecken erkennt man, welchen Grad die Entfremdung zwischen den konstitutionellen Südstaaten und den Großmächten damals erreicht hatte. Allen Ernstes wird die Frage aufgeworfen, ob es erlaubt sei, unter Umständen fremde Bajonette zum Schutz der bedrohten Freiheit herbeizurufen; es wird sogar zugegeben, daß es auch im Politischen ein Recht der Notwehr gebe: nur möge man dann ein solches Benehmen nicht hochherzig und patriotisch nennen: „mit welchem Namen würde wohl die Mehrheit der Fran=

zosen eine Freiheit nennen, die ein Teil ihrer Nation dadurch erkaufen wollte, daß er sich unter den Schutz eines übermächtigen Fremden stellt und diesen im Kampf gegen die eigenen Mitbürger zu Hilfe ruft? ... Sicher ist, daß den Franzosen, welche wir bewundern, eine solche Verteidigung der Freiheit als Verrat am Vaterland erscheinen würde." Freiheit und Nationalität seien die beiden unzertrennlichen Pole des Volkslebens, und Frankreich nur darum das erste Volk, weil es beide Richtungen in ihrer Unzertrennlichkeit am kräftigsten und entschiedensten vor Augen stelle, weil es als Nation sich zu den Grundsätzen der Freiheit bekenne. Und so werden auch „die Deutschen mit allem Freiheitsdrang der Einzelnen ewig eine armselige Rolle spielen, und ein mitleidiges Lächeln ihrer schwachen Gutmütigkeit wird im Ausland der ganze Lohn für ihren Enthusiasmus sein, solange sie nicht als Nation die Freiheit wollen, oder gar zu glauben scheinen, daß Abhängigkeit vom Ausland zum Begriff der deutschen Freiheit gehöre."

Am interessantesten ist in dieser Schrift die Erörterung der Frage, ob das konstitutionelle Deutschland berufen sei, getrennt vom undeutschen Österreich, verlassen vom absolutistischen Preußen, auf eigenen Füßen zu stehen und durch eine engere Vereinigung unter sich für die Einheit und Freiheit der Nation zu wirken. Pfizer bejaht die Frage, fügt aber so viele Wenn und Aber hinzu, daß seine Überzeugung von der Nutzlosigkeit, wo nicht Bedenklichkeit dieses Versuchs augenscheinlich ist. Fast ironisch werden die kühnen Bestrebungen, von Süddeutschland aus durch den Ruf eines deutschen Parlaments den Norden zu erobern, in ihrer Überschwenglichkeit gezeichnet und dann nachgewiesen, daß das Ideal dieser Kreise, eine Bundesverfassung, die alles Recht gleichmäßig an die Bundesglieder verteile, eine Chimäre, eine rein föderative Verfassung zwischen Gliedern von ungleicher Macht ein Unding und auf die Einführung einer

Nationalvertretung am Bund nicht die mindeste Aussicht vorhanden sei. Jenem konstitutionellen Bund stehe auch die Schwierigkeit entgegen, daß der Partikularismus der Völker nicht minder groß sei als der der Höfe, daß unter den Gliedern des engeren Bundes selbst wieder Rangstreitigkeiten bestehen. Grundbedingung des Bundes wäre jedenfalls Freiheit der Presse und das Recht der Einwirkung der Landesvertretungen auf den Bundestag. Auch sei jener Bund selbst wieder nicht denkbar ohne die Anlehnung an eine Macht, und diese Macht könne nur Preußen sein. Überhaupt könnte es nur eine Not- und Übergangsstufe sein, solange, bis Preußen zum konstitutionellen System übergegangen sei und nach dem Austritt Österreichs mit dem übrigen Deutschland sich verschmolzen habe. Durch Preußen müsse zum freiheitlichen Deutschland das Element der Stärke treten; denn dem Liberalismus allein werde nie das Werk der nationalen Wiedergeburt gelingen, solange er feindselig und ohne Anerkennung der positiven Verhältnisse sein Recht der Macht entgegensetze.

So beschränkte sich in den Augen des Verfassers die Aufgabe des konstitutionellen Deutschlands, wo wenigstens Freiheit der Tribüne und ein gesetzliches Maß von Rechten der Volksvertretung bestand, darauf, bis auf bessere Zeiten für Freiheit und Einheit Propaganda in der öffentlichen Meinung zu machen. Selbst diese Möglichkeit wurde noch nahezu vernichtet. Noch bevor die Schrift hinausging, waren jene Bundesbeschlüsse vom Juni 1832 erfolgt, durch welche die Fürsten ihre Souveränetät wie die Rechte ihrer Stände zu den Füßen des großmächtlichen Absolutismus niederlegten. Und prächtig ist nun die triumphierende Ironie, mit welcher der Verfasser in einem Nachwort den deutschen Fürsten dankt, daß sie über den Wert ihrer vielgepriesenen Souveränetät, den Preis so großer Anstrengungen und Opfer, keinen Zweifel übrig gelassen, und daß jetzt durch die gemeinsame Knecht-

schaft, die über ganz Deutschland unterschiedslos verhängt werde, zum Glück der Gegensatz zwischen einem freiheitlichen und einem absolutistischen Deutschland verschwinde, und Deutschland nun zu teil werde, was ihm bisher gefehlt und was zu allen Zeiten der festeste Kitt gewesen: ein gemeinschaftliches Interesse und ein gemeinschaftlicher Feind.

Mit diesen Bundesbeschlüssen selbst und mit dem Nachweis, daß sie nach den Bundesgrundgesetzen für die einzelnen Staaten unverbindlich seien, beschäftigt sich die Schrift: „Über die staatsrechtlichen Verhältnisse Württembergs zum deutschen Bund“, die Pfizer gleichzeitig, im Juli 1832, zu Straßburg erscheinen ließ.

Als der Landtag endlich im Januar 1833 eröffnet werden sollte, erhob sich eine für Pfizer persönlich höchst peinliche Vorfrage. Es wurde ihm mitgeteilt, dem König widerstrebe es, von ihm, der dem Landesherrn Herabsteigen von der höchsten Stufe der Selbstgewalt zumute, das Gelübde entgegenzunehmen, das er als neueintretender Abgeordneter in die königliche Hand abzulegen habe, Seine Majestät wünsche daher, daß Pfizer bei der Eröffnung der Kammer nicht zugegen sei. Da ihm aber keine amtliche königliche Erklärung hierüber zuging, so bestimmte ihn dies nach längeren Gewissensbedenken, seinen Entschluß kundzugeben, daß er bei der Eröffnung erscheinen werde, worauf der König wirklich wegblieb und die Eröffnung durch den Minister Schlayer vornehmen ließ. Um so höher stieg Pfizers Name in der Gunst seiner Landsleute. Die allgemeinste Verehrung umgab ihn. Alles deutete auf den jungen Abgeordneten, der so bescheiden in seinem persönlichen Auftreten solche Kühnheit im öffentlichen Leben gezeigt, auf die imponierende Gestalt mit der hohen, prachtvoll gewölbten Denkerstirn, die noch Größeres zu verheißen schien. Ernst, verschlossen, von einer feierlichen Umständlichkeit, machte er noch

größeren Eindruck durch die Hoffnungen, die er erweckte, als durch das, was er im Augenblick gab. Zarter besaitet, als mit der Wirksamkeit im öffentlichen Leben leicht verträglich ist, war ihm zugleich jene Schüchternheit und Schwerfälligkeit des äußeren Menschen eigen, die bei den begabteren seiner Landsleute fast die Regel ist. Waren seine längeren Reden, wie im Inhalt durchdacht, so vollendet in der Form[1]), so war er weniger zum raschen Eingreifen in die Debatte angelegt, hierin, wie in anderen Dingen, das genaue Widerspiel Friedrich Römers. Er hatte eine Abgeordnetenstelle nicht gesucht. Unter dem Druck der äußeren Ereignisse, bei der Unmöglichkeit Bedeutendes zu leisten, ward sie ihm bald doppelt zur Last.

Denn bald mußte er die Erfahrung machen, daß von den kleinen Mittelpunkten des Verfassungslebens keine Wirksamkeit auf die nationale Sache ausgeübt werden konnte. Der süddeutsche Konstitutionalismus war auf die Defensive angewiesen, höchstens konnte gerettet werden, was man besaß. Anstatt auf Frankfurt zu wirken, galt es jetzt vielmehr, sich der Einwirkungen von Frankfurt zu erwehren. In diesem Sinn stellte er am 13. Februar den bekannten Antrag (oder vielmehr „Motion", wie es im damaligen konstitutionellen Kauderwälsch hieß) wegen der Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni vorigen Jahres. Es sollten, beantragte er, die 6 Artikel, „dieser tötliche Streich gegen das konstitutionelle Leben", zu landständischer Verabschiedung gebracht und inzwischen ihre Nichtverbindlichkeit für Württemberg ausgesprochen werden. Der Antrag wurde der staatsrechtlichen Kommission überwiesen, welche Uhland zum Berichterstatter

[1]) Während sonst in der Kammer der Konversations-, wohl auch Predigerton herrscht, bemerkte Reinhold Köstlin in den Hall. Jahrb. 1838, ragte Pfizer durch die Klassizität, edle Würde und Gediegenheit des Styls in seinen Reden hervor.

ernannte. Bevor noch die Kommission sich ausgesprochen, kam jener berühmte Erlaß des Geheimen Rats vom 27. Febr., worin gegen die Kammer die Erwartung ausgedrückt wurde, sie werde den Pfizerschen Antrag „mit verdientem Unwillen“ zurückweisen. Der Bericht Uhlands über diesen Erlaß verwahrte sich nachdrücklich gegen jene Ansinnung eines aufgeregten Gemütszustandes und nahm entschieden Partei für den Pfizerschen Antrag. In der bewegten Sitzung vom 11. März hielt Pfizer Angesichts der drohenden Kammerauflösung eine glänzende Verteidigungsrede, und die Kammer beschloß eine Protestadresse mit 53 gegen 31 Stimmen. Die Folge war, daß am 22. März der „vergebliche Landtag“, als welchen ihn die Regierung vor dem Lande anklagte, aufgelöst wurde.

Im Mai fanden die Neuwahlen statt. Trotz der Anstrengungen der Regierung wurde Pfizer von der Stadt Tübingen abermals gewählt. Sonst trug freilich die Kammer diesmal ein anderes Gesicht. Die durch die Julirevolution aufgeregten Wellen waren längst beruhigt, das Volk schickte eine regierungsfreundliche Mehrheit; die Opposition, die Pfizer, Uhland, Römer, Schott waren jetzt in der Minderheit. Auch jetzt hielt Pfizer es für seine Pflicht, den Kampf fortzusetzen. Am 23. Mai brachte er wiederum einen Antrag auf Feststellung der staatsrechtlichen Verhältnisse Württembergs zum deutschen Bund ein; am 17. Juli durfte er diesen Antrag entwickeln, der dann in die Kommission wanderte, wo er ruhig begraben blieb. Als er auf dem Landtag von 1835 den Antrag wiederholte, wurde derselbe in geheimer Sitzung mit großer Stimmenüberzahl für gänzlich unbegründet erklärt und nicht einmal der übliche Druck der Motionsbegründung gestattet. Und der vierte Versuch, im Jahr 1838, wurde von der Kammer einfach ignoriert und der Antragsteller gar nicht zum Vortrag zugelassen. Das waren freilich entmutigende Erfahrungen, denen die fruchtlosen Versuche

der Freunde, Preßfreiheit, Vereinsrecht und andere konstitutionelle Forderungen durchzusetzen, zur Seite gingen.

So schwer war die Stickluft dieses unersprießlichen Kammerwesens, daß es denen, die darin verstrickt waren, selbst den Sinn für die wirklichen Fortschritte der nationalen Entwicklung raubte. In denselben Jahren, in welchen das konstitutionelle Deutschland sich in diesen fruchtlosen Anstrengungen erschöpfte, knüpfte Preußen jenes Band um das nichtösterreichische Deutschland, das sich stärker und probehaltiger erweisen sollte als der Bund selbst. Nun war die Stimmung in Schwaben fast durchaus gegen den Zollverein. Aus den Kreisen der Handelswelt, der Landwirtschaft, wie der liberalen konstitutionellen Schule kam der Widerstand. Es gelang der Regierung nur dadurch, daß sie auf dem zweiten Landtag von 1833 überhaupt eine ergebene Mehrheit besaß, den Vertrag durchzubringen, für welchen sie beinahe gänzlich ohne Unterstützung in der öffentlichen Meinung gelassen wurde.

Die Gründe des Widerstands waren verschieden und zum Teil widersprechend. Den Schutzzöllnern bangte vor der Erweiterung des Marktes, schon damals prophezeite man den „Ruin der vaterländischen Industrie“, mit denselben Jammertönen, welche bis auf den heutigen Tag bei allen wirtschaftlichen Reformen sich wiederholt haben. Andererseits wurde aber zugleich über die Höhe der preußischen Zollsätze Klage geführt und der Grundsatz der Handelsfreiheit empfohlen. Unser Aktivhandel, hieß es, gehe überwiegend nach Frankreich und der Schweiz und werde durch den Zollanschluß an Preußen verloren gehen. Überhaupt hätten unsere Interessen nichts gemein mit denen Preußens und das Aufgeben der selbständigen Handelspolitik Württembergs sei jedenfalls ein Opfer, das nur einem Verein „sämtlicher Bundesstaaten“ zu bringen sei. Hierin klang schon der politische Grund der Abneigung gegen eine nähere Verbindung mit dem verhaßten

absolutistischen Preußen durch, und die liberale Opposition widerstrebte überdies einem Abkommen, durch welches die Macht der Stände beschränkt, ein Hereingreifen in die inneren Verhältnisse des Landes unvermeidlich wurde.

Pfizer, der in den Ausschuß für Zoll und Handel gewählt war und die staatsrechtliche Seite des Zollvertrags zu begutachten hatte, teilte diese Bedenken, während er im übrigen gegen den Fortschritt, der in der Schaffung eines großen gemeinsamen Handelsgebiets lag, nicht blind war. Schon im Briefwechsel hatte er für die Notwendigkeit einer festeren Vereinigung Deutschlands auch auf die wirtschaftlichen Verhältnisse und Interessen sich berufen. Noch mehr, er hatte ausdrücklich geraten, wenn eine der Großmächte die Hand reiche, sie nicht zurückzuweisen: „es gereicht den deutschen Liberalen nicht zur Ehre, wenn sie dann eine feindselige Gesinnung äußern und z. B. dem von Preußen angetragenen Zollverband sich aus dem Grund widersetzen, weil 12 Mill. konstitutionell regierte Deutsche 12 Millionen autokratisch regierten Deutschen, unter denen doch wohl auch einige Millionen Freisinnige sich befinden mögen, nicht die Spitze sollen bieten können, wenn es den letzteren einfiele, die Freiheit der ersteren anzugreifen." Als er aber jetzt sein Urteil als Mitberichterstatter abzugeben hatte, ließen Gewissenhaftigkeit, die seitherigen Erfahrungen des Konstitutionalismus und vielleicht der Umgang mit den politischen Freunden ihn die Sache in einem wesentlich ungünstigeren Licht erblicken. Jetzt erschien ihm der Zollverein, anstatt ein Mittel zur Verschmelzung Preußens und Deutschlands, vielmehr ein Beweis, „daß Preußen vorerst Preußen bleiben will und zwischen preußischen und deutschen Interessen wohl zu unterscheiden weiß." Am meisten aber machten ihm die konstitutionellen Bedenken zu schaffen, und wie zu seiner Rechtfertigung bemerkt er 9 Jahre später: „Wer es mit Deutschland wohl meint, muß sein (des Zollvereins) Zustandekommen

für ein glückliches Ereignis halten und für seinen Fortgang die eifrigsten Wünsche hegen. Dagegen konnte auch, als im Jahr 1833 der Anschluß in den württembergischen Kammern zur Beratung stand, kein Denkender sich verhehlen, daß durch denselben alle Gewalt in Sachen des Verkehrs und Handels thatsächlich in die Hände der Regierungen übergehe, und daß für die Stände das Wort der Annahme ihr letztes mitentscheidendes Wort in deutschen Zoll-, Münz- und Handelsangelegenheiten sei. . . . Gleichwohl ward ein so wichtiger Vertrag den Ständen nicht zur verfassungsmäßigen Zustimmung, sondern bloß zur „Erklärung" vorgelegt, und alles ließ, nachdem von seiten der Regierungen bereits abgeschlossen war, vermuten, daß auch im Fall einer verneinenden Erklärung die württembergische Regierung, gestützt auf die von einem früheren Landtag für künftige Zollvereinigungsverträge im voraus erteilte Vollmacht, deren fortdauernde Giltigkeit doch höchstens für die Periode jenes Landtags zugegeben werden konnte, den ihrerseits vollständig genehmigten Vertrag vollziehen würde. In alle dem lagen für die Opposition Gründe genug zur Vorsicht. Und dennoch war die Opposition nur teilweis einer definitiven Annahme des Vertrags entgegen, indem drei Vierteile derselben ihre Zustimmung von gewissen Bedingungen abhängig machten, welche teils die Wahrung der Verfassung, teils die vollständige Rechtsgleichheit im Verein . . . . sowie die größere Freiheit des Verkehrs bezweckten." Das konstitutionelle Hindernis, suchte Pfizer zu zeigen, könne dadurch beseitigt werden, daß man sich entschließe, die Zulässigkeit einer mehr als dreijährigen Verwilligung der Zollabgaben, wie der Zollverein sie fordert, als Ausnahme von der verfassungsmäßigen Regel im verfassungsmäßigen Weg auszusprechen, jedoch ausdrücklich auf Handelsverträge zu beschränken. Nachdem dieser Antrag wie die übrigen Abänderungsvorschläge verworfen waren, stimmte Pfizer mit der Opposition für die Verwerfung des Vertrags.

Späterhin kamen für ihn diese konstitutionellen Bedenken nicht mehr in Betracht gegen die Vorteile der Zollvereinigung, welche „einem der empfindlichsten und unerträglichsten Nachteile der Zerstückelung Deutschlands begegnete,“ und „den Völkern ebenso erwünscht war, als den Regierungen zum Verdienst gereicht,“ und nicht bloß das Meisterstück der preußischen Unterhandlungskunst wird gelobt, sondern auch die Uneigennützigkeit Preußens, die seinem System auch in weiterer Ausdehnung den Weg bereite und die völlige Aufhebung der Mauthlinien im Innern Deutschlands anbahne. Nur warnte er vor der Meinung, ein kündbarer Verein könne den Mangel einer staatlich und grundgesetzlich unauflöslichen Verbindung ersetzen. In seiner jetzigen Gestalt sei der Zollverein nur eines der Surrogate, welche die Sache selbst niemals ersetzen können. Und im „Vaterland“, 1845, führt er namentlich aus, wie das fühlbarste Gebrechen des Zollvereins der Mangel an Öffentlichkeit der Verhandlungen und eines Rechts der Mitsprache für die beteiligten Interessen sei, ein Zustand, der nur durch eine ständige Zentralbehörde, anstatt der wandernden Zollkonferenzen, und ein nationales Gesamtorgan, welches mitbeschlösse und mitentscheide, gehoben werden könne. Von dieser Seite werde dann die Überzeugung von der Notwendigkeit einer deutschen Nationalvertretung ganz anders sich Bahn brechen, als dies durch publizistische Betrachtungen und Anträge in den Ständeversammlungen der Fall sei.

Die Pausen der parlamentarischen Thätigkeit füllte Pfizer wieder mit schriftstellerischen Arbeiten aus. Schienen seine Erörterungen des Verhältnisses der Einzelstaaten zum deutschen Bund wenig Anklang oder Verständnis zu finden, so glaubte er dies größtenteils der Unkenntnis zuschreiben zu müssen; es schien ihm an der Zeit, das deutsche Verfassungsrecht, nicht in systematischer Form, aber in seiner geschichtlichen Entwickelung und in seinen praktischen Bezieh-

ungen darzustellen. So entstand die Schrift: „Über die Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch die Verfassung des Bundes.“ Stuttgart 1835. Nach einer geschichtlichen Einleitung, welche die Einheit und die Freiheit als die Hauptfaktoren der deutschen Geschichte aufweist, so zwar, daß beide in beständiger Fehde sind, aber stets der Verlust der einen auch den Verlust der anderen nach sich zieht, folgt die Geschichte und Kritik der deutschen Bundesakte. Ihr Hauptmangel wird nicht bloß in dem rein völkerrechtlichen Karakter, nicht bloß in der Verneinung alles Nationalen und Volkstümlichen gefunden, sondern vor allem in dem Verhältnis der zwei Großmächte zum Bund. Durch den Eintritt zweier Großmächte war der Keim der Auflösung in den Bund gelegt. Um Deutschland die Einheit eines Bundesstaats zu sichern, hätte von den zwei deutschen Großmächten die eine aus dem Bund treten, die andere aber eine veränderte Stellung zu dem Bund erhalten müssen. Dadurch, daß Österreich blieb, war auch Preußen verhindert, dem Bund ganz anzugehören.

Scharfsinnig wird das Wesen dieses Bundes analysiert, der „in seinen Gliedern monarchisch, in seinem Haupt republikanisch eingerichtet, die Einheit in die Peripherie zersplittert und die Vielheit in sein Zentrum verlegt.“ Es wird dann die Wendung geschildert, die mit den Karlsbader Beschlüssen und der Wiener Schlußakte eintrat, durch welche der Bund plötzlich eine souveräne Machtvollkommenheit zum Eingriff in die inneren Verhältnisse der Staaten sich anmaßte und damit einen bundesstaatlichen Anlauf nahm, aber freilich nur um die konstitutionellen Rechte zu beschränken. Deswegen sei es, solange die jetzige Richtung dauert, kein Unglück, wenn die Wirksamkeit des Bundes möglichst erschwert, auf einen möglichst engen Umfang beschränkt werde.

Die Schlußfolgerungen sind dann die bekannten: „Nähme Preußen von dem übrigen Deutschland die Freiheit an, so

würde dieses dagegen von Preußen die Einheit empfangen, während jetzt in Preußen die Einheit, im konstitutionellen Deutschland die Freiheit auf dem halben Wege zur Wiederherstellung des gemeinschaftlichen Vaterlands stehen bleibt. Gäbe Preußen durch die längst versprochene Einführung von Reichsständen und Entfesselung der Presse Garantien eines freisinnigen Regierungssystems, ginge dann von Preußen auch der Anstoß zur Revision der Bundesakte durch eine konstituierende deutsche Nationalvertretung aus, so würde ihm die Sympathie der Nation zur Seite stehen, um den Einfluß, den es jetzt mit Österreich teilen muß, mit der Zeit allein auszuüben und für Deutschland das zu werden, was es bei der Stiftung des Bundes wegen der Konkurrenz von Österreich und des Widerstands der Fürsten nicht zu werden vermochte. Inzwischen sei die Aufgabe des Liberalismus eine bescheidene: es bleibe ihm nichts übrig, als zu wirken durch die Macht des Beispiels und der Überzeugung, das Bedürfnis eines öffentlichen Lebens zu erwecken und der besseren Einsicht überall den Weg zu ebnen.

Dieser Schrift, welche Pfizer in eine übrigens mit Freisprechung endende Kriminaluntersuchung verwickelte, ließ er im folgenden Jahr die staatsrechtliche Abhandlung: „Das Recht der Steuerverwilligung“ folgen, eine theoretische Ausführung, die teils durch eine auf dem Landtage von 1833 aufgetauchte Streitfrage, teils durch die Beschränkung der landständischen Rechte durch die Bundesbeschlüsse von 1832 und 1834 veranlaßt war. Zugleich war es die Entgegnung auf eine im Frühjahr 1835 im Auftrage der Regierung erschienene anonyme Broschüre: „die landständischen Verirrungen in Württemberg,“ welche die lebhaftesten Angriffe auf die Opposition enthielt. Sie war von dem Geh. Staatsrat v. Fischer geschrieben, der während des Verfassungsstreites in vorderster Reihe der Altrechtler gestanden war, jetzt, wie manche seiner damaligen Kollegen, zu den

Säulen der Bureaukratie gehörte. Dieselbe Broschüre verarbeitete Römer in einer Reihe von Artikeln im „Beobachter“, im Ton einer Streitschrift, in heiterster, glücklichster Weise, wo Pfizer das schwere Geschütz wissenschaftlicher und geschichtlicher Kritik ins Feld stellte.

Die Landtagsperiode — sechsjährig, wie noch heute — dauerte bis zum Ende des Jahres 1838. In einer der ersten Sitzungen des Landtags von 1838, am 18. Januar, kam der hannoversche Verfassungsstreit zur Sprache. Selbstverständlich unterstützte auch Pfizer den Antrag auf einen öffentlichen Ausdruck des Bedauerns über die Aufhebung des hannoverschen Grundgesetzes. Er fügte aber im Hinblick auf das Schicksal, welches seit 5 Jahren seine Anträge auf Wahrung des württembergischen Verfassungsrechts gehabt, hinzu: jetzt, fürchte er, komme alle konstitutionelle Begeisterung zu spät; hätten alle deutschen Ständeversammlungen früher eine andere Haltung beobachtet und stärkeren Widerstand geleistet, so wäre es wohl nicht zu diesem Gewaltstreich gekommen. In diesen Worten zeigt sich bereits die tiefe Mißstimmung und Hoffnungslosigkeit, die sich Pfizers im Lauf seiner ständischen Thätigkeit bemächtigt hatte. Die neuere Bundesgesetzgebung war einfach unverträglich mit dem Repräsentativsystem. Er selber hat einige Jahre später diesen Widerspruch mit den Worten geschildert: „Wenn die Landesverfassung auf den Grundsatz der Öffentlichkeit gebaut ist, und der Bund über die wichtigsten Landes- und Verfassungsangelegenheiten der deutschen Völker insgeheim beschließt; wenn die Landesverfassung den Ständen das Recht der Steuerverwilligung und Steuerverweigerung zuspricht, der Bund dagegen jede auch nur bedingte Steuerverweigerung für strafbare Auflehnung erklärt; wenn die Landesverfassung Preßfreiheit will und der Bund Zensur gebietet; wenn die Landesverfassung Teilnahme der Stände an der Gesetzgebung fordert, der Bund hingegen rein aus eigener Machtvoll-

kommenheit Gesetze jeder Art erläßt und über die Rechte und Schicksale der deutschen Völker entscheidet, ohne deren Vertreter gehört zu haben: so sind schon dadurch letztere außerhalb der Bedingungen einer konstitutionellen Existenz gestellt." Nun waren aber nicht bloß alle Versuche gegen jene Bundesgesetzgebung anzukämpfen vergeblich, sondern sie fanden auch keine Unterstützung mehr in der öffentlichen Meinung. „Ich kann", sagte er in der Sitzung vom 1. März, „mich bei diesem Stand der Dinge um so mehr beruhigen, als doch am Ende die Mehrheit des Volkes selbst zu entscheiden hat, wie weit es seine Sache verteidigt wissen will, und ich mich dieser Verteidigung bis jetzt unterzogen habe, nicht weil ich das wahre Ziel deutscher Nation von einigen in stetem Kampf um ihre Existenz begriffenen Partikularverfassungen erwartete, sondern weil es mir in den Pflichten eines Berufes zu liegen schien, den ich nie gesucht und keinen Augenblick gewünscht habe." Der außerordentliche Landtag von 1838 war vorzugsweise der Beratung eines neuen Strafgesetzbuchs gewidmet Die Erfahrungen, welche die liberale Opposition auch bei diesem Gegenstand machte, der Widerstand, den ihre Vorschläge bei der ersten Kammer wie bei der Regierung fanden, brachten bei den Führern der Opposition vollends den Entschluß zur Reife, den parlamentarischen Schauplatz zu verlassen.

Pfizer selbst lag dieser Entschluß noch näher als den andern. Er mußte sich gestehen, daß er im Begriffe stand in eine falsche Stellung zu geraten. Seine Anträge gegen die Mißhandlung der württembergischen Verfassung durch den Bund waren, wie er später noch deutlicher erklärte, mehr aus Pflichtgefühl, als aus seiner innersten Überzeugung hervorgegangen. Er hatte von Anfang an keinen Glauben an die Repräsentativverfassung in den kleinen deutschen Staaten gehabt, deren eifrigster Anwalt er geworden war. „Nach meiner Überzeugung bedürfen zwar die Völker Deutsch-

lands ebensosehr der landschaftlichen Volksvertretung nach den Stämmen, als einer die Stände unter sich zusammenhaltenden Gesamtverfassung; aber die Volksvertretung wird in den einzelnen deutschen Ländern solange eine bloße Schaustellung konstitutioneller Unmacht bleiben müssen, als sie in den politisch überwiegenden deutschen Staaten fehlt und die Bundesverfassung auf einen der Volksvertretung ganz entgegengesetzten Grundsatz, auf gänzliche Ausschließung jeder Mitsprache des deutschen Volks in den für Deutschland wichtigsten Angelegenheiten, gebaut ist." Zu einer Zeit, da er ein Mandat nicht ablehnen durfte, in die Kammer gesandt, sah er wohl, daß, um durch die Landesverfassungen etwas zu erreichen, die an sich schon beschränkten Mittel, die sie boten, nicht geschmälert werden dürften. Daher sein Kampf für die landständischen Rechte wider die Vergewaltigung durch den Bund. Das Tragische in dem Kampf aber war, daß er dabei keine andere rechtliche Stütze hatte, als die Selbständigkeit der einzelnen Staaten, die ihm doch selbst wieder verhaßt war, und entwürdigende Schmach. Eben diese Schmach zu beseitigen, war ihm ja das oberste Ziel, und so mußte er schließlich Verdacht schöpfen, ob er nicht gerade das letzte Ziel gefährde, während er sich um die Mittel, ihm näher zu kommen, abkämpfte. So war das öffentliche Leben voll entsittlichender, verwirrender Widersprüche. Pfizer gewann zuletzt die Überzeugung, daß im Einzelkampf der deutschen Stände gegen die Gesamtheit der Regierungen mehr zu verlieren als zu gewinnen sei. Er ertrug nicht diese Nichtigkeit und Unwahrheit des ständischen Wesens.

Die ihm nun gewordene Muße benutzte er dazu, ein umfangreiches staatsrechtliches Werk zu schreiben, das unter dem Titel: „Gedanken über Recht, Staat und Kirche" in zwei Bänden, Stuttgart 1842, erschien. In edler, gemeinverständlicher Sprache geschrieben, ist es eine Rechtfertigung der konstitutionellen Staatstheorien, die ebenso den

höchsten idealen Forderungen der Freiheit wie der geschichtlichen Wirklichkeit gerecht zu sein versucht, eben in dieser gewissenhaften Abwägung vielleicht etwas farblos, doch im einzelnen mit Ausführungen, die auch heute noch lesenswert sind, so z. B. was über das Wahre im Prinzip der Demokratie gesagt ist, über die Irrtümer des formalen Liberalismus, über den Unterschied des Staatsmanns vom Parteimann, über den Nationalstaat und die Nationalvertretung; eigentümlich vor allem in dem Abschnitt über die Kirche, worin als das letzte Ziel der Entwickelung ein neuer „Kirchenstaat" aufgestellt ist, d. h. eine organisierte Vorherrschaft des Geistes, der wirkliche Vernunftstaat, in welchem die Kirche das lebendige Gewissen der Gesellschaft und das Organ aller höheren geistigen Interessen, die jetzt in Kirchen, Schulen, Akademien zerstreut sind, geworden ist; eine Organisation der Macht des Geistes, deren Verwirklichung der Verfasser freilich erst in künftige Jahrhunderte verlegt, die aber so lebendig und gegenwärtig vor seinem Geiste steht, daß er gehoben vom festen Glauben an die Geschicke der Menschheit in einer poetisch verklärten Sprache diese künftige Zeit der Reife begrüßt.

Der letzte Abschnitt dieses Buchs „das Vaterland" soll nun noch die Anwendung der vorausgeschickten Theorien auf die Gegenwart geben: er ist das Beste, was Pfizer geschrieben hat, eine gereifte Zusammenfassung seiner politischen Überzeugungen. Nach einer mit ebensoviel Liebe wie Schärfe ausgeführten Karakteristik des deutschen Volks folgt der Nachweis, daß ohne die Einheit die Früchte des deutschen Geistes gar nicht zeitigen können, daß die politische Nichtigkeit auch der Tod der geistigen Entwickelung sein müsse. Das äußere Leben der Deutschen, heißt es, geht auf in der Sorge für den täglichen Erwerb, für Haus und Angehörige, sein Inneres vertieft sich in sich selbst oder verfliegt im leeren Raum der Gedanken: es fehlt das Mittelglied, um

beide zu verbinden, das öffentliche Leben und die Nation. Mit beredten Worten ist es wieder gesagt, daß die Vaterlandsliebe edler ist als die Freiheitsliebe, und daß die echte Vaterlandsliebe den Deutschen fehlt, weil sie keinen Staat besitzen. Ein scharfes Urteil ergeht über die Kleinstaaten mit ihrem sonderwilligen Trotz, mit ihrer Gleichgiltigkeit gegen das große Ganze und ihrer Hinneigung zum Ausland, von welchem sie auch die Begriffe von Freiheit und Staat entlehnt haben, und mit ihren Volksvertretungen, die immer nur ein Spiel gewesen sind, die nur von fremdem Lebenshauch beseelt waren und die nicht verhinderten, daß auch im Fortschritt der Staatseinrichtungen und der Gesetzgebung die Kleinstaaten immer zurückgeblieben sind gegen die größeren Staaten. Jetzt wird auch die Niederlage der Einzelverfassungen von Pfizer nicht mehr beklagt: diese Niederlage ist nicht zu bedauern und der Kampf ist nicht vergebens gekämpft worden, wenn aus dem Schiffbruch deutscher Sondertümlichkeit der Nationalgedanke sich erhebt, wenn wir gelernt haben, daß ohne eine freie Bundesverfassung freie Landesverfassungen in Deutschland unmöglich sind. Die Lebensfrage des Verfassungswesens ist nicht Nachahmung fremder Konstitutionen, sondern das Verhältnis Preußens und Österreichs zum Repräsentativsystem. Und nun wird die Notwendigkeit für Preußen, ein konstitutioneller Staat zu werden, als ein wachsender unfertiger Staat eine staatsrechtlich-nationale Verbindung mit Deutschland einzugehen, indeß mit Österreich nur ein völkerrechtlich-föderatives Band möglich sei, mit den sieghaftesten Gründen nachgewiesen, während mit vernichtender Ironie jene Gefühlspolitiker und Dilettanten abgefertigt werden, denen nichts einfacher und natürlicher dünkt, als daß das zu vier Fünfteilen undeutsche Österreich deutsch und das konstitutionelle Haupt von Deutschland werde, was nichts geringeres voraussetzte, als die Zertrümmerung Preußens, oder daß ohne Österreich und Preußen die kleineren

deutschen Staaten sich zu einem konstitutionellen deutschen Bund zusammenthun, was nicht möglich wäre ohne auswärtige Hilfe und fortdauernde Schutzherrlichkeit; jene Schwätzer, die am liebsten ein deutsches Reich auf vierteljährige Kündigung möchten, oder denen als Gipfel vaterländisch-deutschen Aufschwungs das beliebte Seid . einig, einig, einig! gilt, wobei es dann weiter keiner Zentralgewalt und Beschränkung der Staatensouveränetät bedürfe. Und ganz vortrefflich werden jene widersprechenden Forderungen, die wir, ganz harmlos in einem Athem ausgesprochen, bis in die neueste Zeit in den politischen Programmen haben spucken sehen, mit den Worten karakterisiert: „Eine feste Einheit aller ohne Unterordnung und bei vollkommener Selbständigkeit der einzelnen; absolute Gleichheit der Rechte bei der höchsten Ungleichheit der Kräfte, Gemeinschaft ohne Aussonderung des Unverträglichen, ein mit Preußen in unauflöslicher Eintracht verbundenes konstitutionelles Österreich an der Spitze Deutschlands — solange eine deutsche Gesamtverfassung nicht solchen Anforderungen entspricht, will man es, was überhaupt immer das Beste ist, lieber beim Alten lassen.“ Überhaupt ist der ganze Schiffskatalog von Einwendungen, welche seither die Angst des Partikularismus gegen die Einheit ins Feld zu führen nicht müde geworden ist, daß die Verschiedenheit der Stämme ihr widerstreite, daß die Mannigfaltigkeit der deutschen Bildung unter ihr leide, die Eintönigkeit der französischen Zentralisation die Folge wäre, und wie sonst die Märchen lauten, der Reihe nach schon hier von Paul Pfizer unerbittlich zerrieben.

Lebhafter, wärmer, bewegter ist diese Abhandlung als irgend eine andere Schrift Pfizers. Befreit von der dumpfen Luft im Stuttgarter Halbmondsaal schüttete er aus, was ihn lange gedrückt hatte, schärfer und kühner auch gegen die zweifelhaften Elemente im eigenen Lager. Denn die Erfahrungen des öffentlichen Lebens hatten ihn belehrt, daß,

wenn alles nach Einheit schrie, die wenigsten wirklich die Einheit wollten. Nicht einmal diese Schrift, „das Vaterland“, die im Jahr 1845 ohne die theoretischen Teile in besonderem Abdruck erschien, mit Zusätzen versehen, ist eigentlich populär geworden. Auf der Höhe seiner Wirksamkeit angelangt, sah er sich fast vereinsamt. Seine Mitbürger sandten ihm Ehrenpokale und verstanden ihn nicht.

Was freilich den Einsiedler am meisten schmerzte, war, daß Jahr um Jahr verging, ohne daß die Hoffnungen, die er Preußen entgegentrug, sich verwirklichten. Eine fast schwärmerische Zuversicht hatte sich, zumal in den Gedichten, ausgesprochen. Wie der Liebende die Braut besingt, so hatte er von Deutschlands Morgenstern gesungen, vom Schirm aus Norden, vom Adler Friedrichs des Großen. Aber noch immer wollte es nicht tagen. Auch die Hoffnungen, die das Jahr 1840 erweckte, gingen wieder zu Grabe. Man vernahm wohl von Entwürfen, die den Berliner Hof beschäftigten, aber man schien mit ihnen zu spielen, um sie hervorzusuchen, wenn man sie brauchte, und was von ihnen verlautete, ging auf mittelalterliche Stände, die Preußen noch nicht in die Reihe der konstitutionellen Staaten stellten, also noch nicht den Gegensatz aufhoben, an dessen Beseitigung Pfizer alles gelegen war. Ein Aufsatz, der in den konstitutionellen Jahrbüchern von K. Weil, 1846, I. Band, erschien, „Eine Stimme über deutsche Politik,“ bezeugt den Unmut, der Pfizer unter diesen Umständen befiel. Wiederum wird der ganze Jammer der deutschen Geschichte seit 1814 erzählt, wiederum wird auf den einzigen Weg der Rettung hingewiesen und sind die Zeichen der Zeit dahin gedeutet, daß eine mächtige Gewalt der Dinge Preußen zu dem Entschluß hindränge, deutsch und konstitutionell zu werden. Aber härter klingen nun zugleich die Klagen über die fortdauernde Verblendung in Berlin, über die kleinlichen Polizeimaßregeln, über die Sophistik der angeblich historischen Theorien, ernster

als sonst wird der Gedanke eines Bundes der Mindermächtigen behandelt, wenn von Preußen aus nichts geschehe, um Deutschland zu versöhnen, und wie Verzweiflung klingt der letzte Gedanke, der ein Bündnis mit Frankreich für verwerflich, aber doch für entschuldbar erklärt, denn noch schwerer würde in solchem Fall die Verantwortung auf denen lasten, welche unter lauter Deutschheitsbeteuerungen und Freiheitsverheißungen unablässig geschäftig sind, den Trieb der deutschen Nation gegen sich selbst zu kehren.

Fast zwei Jahrzehnte ist Paul Pfizer einer unserer bedeutendsten politischen Schriftsteller gewesen. Die äußeren Erfolge waren freilich nicht der Art, daß er nicht genötigt gewesen wäre, sich nach einem andern Beruf umzusehen. Er versuchte es mit der Advokatur, fühlte aber bald, daß diese Beschäftigung wider seine Natur war. Ohne Zweifel hätte ihm die akademische Laufbahn besser entsprochen; als aber nach der Entfernung Robert Mohls im Jahre 1846 der Minister Schlayer ihm den Lehrstuhl des Staatsrechts an der Landesuniversität anbieten ließ, sah er sich zur Ablehnung genötigt, teils weil er dadurch seine Unabhängigkeit zu verlieren fürchtete, teils weil sein krankhafter Zustand schon jetzt ihm Bedenken gegen die Übernahme eines solchen Amtes einflößte. Dagegen suchte er zu derselben Zeit um die geringe Stelle eines rechtskundigen Gehilfen des Stadtschultheißen von Stuttgart nach, eine Stelle, die er auch bekam, aber nur ein Jahr lang behielt, weil er die Last der peinlichen und kleinlichen Geschäfte, denen er sich hier vom Morgen bis zum Abend zu widmen hatte, bei der Gründlichkeit, mit der er alles anfaßte, nicht auf die Länge ertrug.

Der Umschwung der deutschen Dinge im März 1848 schien auch seinem äußeren Leben eine entscheidende Wendung bringen zu wollen. Als in der allgemeinen Verwirrung die Männer gesucht wurden, deren Ansehen die wankenden Throne und die gefährdete Ordnung aufrecht erhalten sollte, wurde

in der ersten Reihe Pfizers Name genannt. Es wurde dem König nicht erspart, den Mann, dessen Anwesenheit vor 16 Jahren ihm unmöglich gemacht hatte, den Ständesaal zu betreten, jetzt als eine der Stützen seines Thrones zu berufen. Zuerst war Duvernoy zum König gerufen worden Dieser verlangte die Zuziehung Pfizers, der durch Eilboten von Tübingen herbeigeholt wurde, wo er sich bei Uhland zu Besuch befand. Beide zusammen stellten nach einer Besprechung mit den anderen Freunden die Bedingung, daß auch Römer in das Ministerium berufen werde. Am 9. März war das neue Ministerium gebildet, und am 11. trat es mit einem von Pfizer verfaßten Programm vor die Kammer.

Was er in diesem Programm in Aussicht stellte, eine Berufung von Abgeordneten des deutschen Volks zur Beratung der gemeinsamen Angelegenheiten, sollte sich, nachdem auch Preußen und Österreich über Nacht zu konstitutionellen Staaten geworden, rasch verwirklichen, und es war nur verdient, daß ihn seine Vaterstadt ins Parlament wählte, wie es verdient war, daß das Parlament ihn nebst Römer in den Verfassungsausschuß wählte. Allein jetzt, da es ihm vergönnt schien mitzuhandeln für die Verwirklichung der lang gehegten Ideale, zeigte es sich, daß der krankhafte Zustand, körperlich wie physisch, einen Grad angenommen hatte, der ihm jede öffentliche Stellung unmöglich machte. Schon in Stuttgart trat, ohne Zweifel infolge der Aufregungen und der überwältigenden Gesetzesarbeiten, die den Märzminister Tag und Nacht beschäftigten, eine tiefe Abspannung von Körper und Geist ein. Die Paulskirche konnte er schon nach 4 Wochen nicht mehr besuchen; er sah sich genötigt, das Mandat zum Parlament und im August auch seine Stelle als Minister niederzulegen.

Es war aber die Art seiner Krankheit, daß sie kürzere und längere Pausen zuließ, in welchen eine entschiedene

Besserung eintrat. Diese Zeiten benutzte er, um mit seinem Wort wie bisher die Ereignisse zu begleiten, an denen er nicht mithandeln durfte. Und ungetrübt ist auch fortan das politische Urteil, wenn auch die alte Frische der Feder nicht wiederkehrte. Pfizer sah frühe, welches der einzig richtige Weg für die Nationalversammlung war, zu einer deutschen Verfassung zu gelangen. In einem Aufsatz über die Bildung der provisorischen Zentralgewalt, der unter dem Titel: „Beiträge zur Feststellung der deutschen Reichsgewalt". Frankfurt 1848, erschien, verlangte er als provisorische Lösung, daß die Bundeshauptmannschaft unverweilt Preußen übergeben werden solle, während Österreich in das Verhältnis einer bundesverwandten Schutzmacht zu verweisen sei; im Jahr 1851 solle dann eine neue Nationalversammlung die endgiltigen Beschlüsse fassen. Am Werk der Nationalversammlung hatte er keine Freude, zumal als die Demokratie seines Landes eine so verdächtige Begeisterung für dasselbe entwickelte. Mehr als von der Initiative einer machtlos gewordenen Versammlung, schien er von der Initiative der preußischen Regierung zu erwarten. Er konnte zwar nicht selbst nach Gotha gehen, richtete aber damals ein offenes Schreiben an Heinrich von Gagern, worin er Friedrich Wilhelm IV. wegen der Ablehnung der Kaiserkrone verteidigt und der Annahme der preußischen Verfassungsvorschläge das Wort redet. Überhaupt hatte ihn der Gang der Dinge in Frankfurt, vor allem aber das Verhalten der Österreicher daselbst und die österreichische Verfassung vom 4. März 1849 in seinen Ansichten nur befestigt. Eine lebhafte Verteidigung des — nunmehr Gagern'schen Programms brachte der im November 1850, noch vor Olmütz, verfaßte Aufsatz: „Preußen und Österreich in ihrem Verhältnis zu Deutschland," der die „Germania" von 1851 eröffnet. Das Ergebnis des Frankfurter Parlaments war ihm der Beweis, „wie gar nichts ein deutsches Reich ist, wenn es nicht von

einer deutschen Großmacht gestützt und getragen wird." Als Preußen freilich auch von seinen Unionsprojekten Schritt für Schritt zurückwich, Schleswig-Holstein und Kurhessen preisgab und Manteuffel seinen ganzen Ehrgeiz in die Bekämpfung der konstitutionellen Errungenschaften setzte, da ergriff ihn der tiefste Unmut; die Schrift, die er aus dieser Stimmung heraus schrieb, „Deutschlands Aussichten im Jahr 1851" ist in Preußen verboten worden.

Daß Pfizer gleichwohl an der Sendung des preußischen Staats nicht verzweifelte, zeigt der Aufsatz, der gleichfalls in der „Germania" von 1851 erschien: „Nord- und Süddeutschland in ihrem Verhältnis zur Einheit Deutschlands," worin er wiederum den Einwendungen gegen den Einheitsgedanken, besonders sofern sie sich auf die Verschiedenheit der Stämme und den Gegensatz von Nord und Süd berufen, entgegentritt und dem preußischen Staat, der am meisten die Allseitigkeit des deutschen Volkstums darstelle und aus demselben machtvoll sich entwickelt habe, die Rolle zuteilt, eine dauernde Gewähr gegen die auflösenden Tendenzen zu sein. Es galt dieser Nachweis seinen Landsleuten im Süden, wie ihnen auch das Schlußwort gilt von der eitlen Systemsucht und provinziellen Engherzigkeit, die nicht müde werden durch unaufhörliches Zerren an dem Gegensatz von Nord und Süd Deutschlands klaffende Wunden offen zu halten.

Noch einmal trat er später in die öffentliche Debatte ein. Als die ersten Vorboten einer Erhebung Preußens sich zeigten, das Beispiel Italiens auch die deutschen Hoffnungen wieder belebte, die Losungsworte Großdeutsch und Kleindeutsch hinüber und herüber flogen und Deutschland abermals vor der Frage stand: ob Preußen oder Österreich, da prüfte auch Pfizer noch einmal die alten Waffen und führte in der Schrift: „Zur deutschen Verfassungsfrage," Stuttgart 1862, aufs neue den Satz durch, daß nur Preußen,

nicht Österreich, mit Deutschland zu einem Staatsorganismus sich verbinden könne. Ganz besonders bekämpfte er hier das unvernünftige Geschrei über den Ausschluß Österreichs, über die Verkleinerung und Zerreißung Deutschland, dem er schon 17 Jahre zuvor mit den treffenden Worten entgegengetreten war: „Käme es bloß auf fromme Wünsche an, so dürfte von Stund an in dem großen Bund der Deutschen nicht eine deutsche Seele unvertreten bleiben. Aber die Einheit Deutschlands ist gegründet von dem Tage an, wo eine deutsche Nation, den andern ebenbürtig und mit den Organen eines nationalen Daseins ausgerüstet, wieder auf dem Weltschauplatz erscheint und diese Einheit würde nicht als tote Masse stehen bleiben, sondern unwiderstehlich wachsend ihren Kreis solange erweitern, bis sie alles verwandte, ursprünglich eine Leben wieder in sich aufgenommen hat, daß in der vollen Garbe keine Ähre fehlt.“

Im Jahr 1851 hatte Pfizer die Stelle eines Oberjustizrats am Gerichtshof in Tübingen erhalten, doch war er ihr nur kurze Zeit gewachsen und im Jahr 1858 genötigt, sie gänzlich niederzulegen. Von da an bezog er eine kümmerliche Pension, bis am 30. Juli 1867 der Tod dem freud- und glücklosen Leben ein Ende machte.

In einem doch hatte das ausgleichende Schicksal ihn reichlich entschädigt. Er durfte sich am Abend seines Lebens sagen, daß er nicht umsonst gehofft hatte. Die Wege seiner Nation waren richtig von ihm gedeutet worden. Vor sechsunddreißig Jahren hatte er gesagt: „Wie Ulysses sich gesehnt hat, nur den Rauch von seiner Heimat noch einmal aufsteigen zu sehen, würde ich mich selig preisen, nur den leisesten Schimmer jener Morgenröte zu erblicken, die der wahre und untrügliche Vorbote eines wenn auch noch so späten Tages ist.“ Er durfte mehr erleben. Von ganzem Herzen, rückhaltlos, hat er die preußischen Siege begrüßt, die den Bundestag umwarfen, der Doppelherrschaft über

Deutschland ein Ende machten und Preußen an die Spitze des verjüngten Deutschlands riefen.

Das durfte er erleben, doch als kranker und gebrochener Mann. Und nicht ohne Bewegung wird man jene Stelle im „Vaterland“ lesen können, wo Pfizer, von den Wirkungen unserer Staatlosigkeit redend, in die Klage ausbricht, daß „die im Leben nirgends gefundene Befriedigung oft mit verzehrendem Mißmut die Besten erfüllt“ und „Aufreibung im Kampf mit unnatürlichen Verhältnissen, oder Ermattung und Verknöcherung, Verlust der inneren Jugend und ein geistiger Tod nur allzuoft das Los hoher und freigeborner Geister“ ist.

Schelling und seine Heimat.

1875.

Diesmal ist die Heimat der Ehrenschuld gegen einen großen Toten eingedenk gewesen: Schellings hundertjähriger Geburtstag ist, wie an anderen Orten, denen seine Wirksamkeit angehört hat, so auch auf unserer Landesuniversität und in der Geburtsstadt des Philosophen gefeiert worden. In Tübingen wurde ein feierlicher Redeakt in der mit grünem Laubwerk und der Büste Schellings geschmückten großen Aula gehalten, eine Feier, an der auch einer der beiden noch lebenden Söhne des Philosophen teilnahm, den Ehrenplatz zwischen dem Kanzler der Universität und dem Rector magnificus einnehmend. Einen anderen Charakter hatte das Gedenkfest in Leonberg. Hier, in dem Hauptort des „Strohgäu“, das übrigens außer Stroh auch gediegenen Weizen

hervorbringt, und sich rühmen darf die Heimat des Astronomen Kepler wie des Philosophen Schelling zu sein, hatte sich die Bürgerschaft in löblicher Weise bemüht, das Andenken ihres großen Mitbürgers würdig zu feiern. Und da hier ein Enkel des Philosophen und die weiteren Angehörigen der Familie aus Stuttgart sich einstellten, so gestaltete sich die in anspruchlosen Formen sich bewegende, doch von herzlichem Anteil getragene Feier fast zu einem schwäbischen Familienfeste, bei dem gleichwohl die Wirkung ins Große, die von dem kleinen Ort ausging, zu glücklichem Ausdruck gelangte.

Da denn doch die leidige Eifersucht zwischen Schelling und Hegel eine große Rolle im Leben wenigstens des ersteren gespielt hat, erinnert man sich unwillkürlich, daß dem anderen großen schwäbischen Philosophen vor fünf Jahren gleiche Ehren versagt blieben. Das erklärt sich freilich leicht aus den damaligen Umständen. Im August 1870 ist „das Volk der Denker“ anderweitig beschäftigt gewesen. In einem gewaltigen Kampfe begriffen, aus welchem der deutsche Staat hervorgehen sollte, hatte es nicht einmal Zeit desjenigen Philosophen zu gedenken, der in frühen und späten Jahren, mit den Waffen des Spotts und mit nachdrücklichem Ernst den kleinen Interessen der individuellen Existenz die Majestät des Staates gegenübergestellt hatte. Jetzt ist eine andere Zeit: seitdem das eigene Wohnhaus fest gezimmert steht, kann der Deutsche mit doppelter Freudigkeit daran gehen, es auszuschmücken mit den Standbildern seiner Größen in Wissenschaft und Kunst, die vormals sein einziger Stolz gewesen.

Noch ein anderes kommt hinzu, was eine Schellingfeier begünstigen und bevorzugen mußte. Die Hegelsche Philosophie ist noch immer beteiligt bei den Kämpfen, in deren Mitte wir stehen. Beim bloßen Namen empfindet man noch in manchen Kreisen ein gewisses Grauen. Ist Hegel in Berlin der Philosoph des preußischen Staats geworden, so knüpft

sich an ihn zugleich eine jüngere Richtung, die an unserer Landesuniversität in den dreißiger und vierziger Jahren in Blüte stand und die im Leben Jesu von Strauß ihren bezeichnendsten Ausdruck, ihre Standarte gefunden hat. Geraume Zeit hat die fromme Stadt Stuttgart anscheinend geringen Wert darauf gelegt, daß der Sohn des herzoglichen Rentkammersekretärs Hegel in ihren Mauern geboren ist. Es ist noch nicht so lange, daß das Geburtshaus in der Langestraße durch eine Gedenktafel bezeichnet ist, und erst vor wenigen Jahren haben die Väter der Stadt sich zu dem Entschlusse aufgerafft, eine entfernte Zukunftsstraße mit dem Namen des eingeborenen Philosophen zu schmücken, während Schelling, der Leonberger, längst seine Straße daselbst hatte. Denn diesem kam der doppelte Umstand zu statten, einmal, daß er keine Schule gemacht hat, keine eigentlichen Anhänger mehr besitzt, und zum anderen, daß jene freigeistigen Extravaganzen, die er sich in seiner Sturm- und Drangperiode zu schulden kommen ließ und die seine Anstellung in Tübingen wesentlich verhindern mochten, längst gesühnt und in Vergessenheit gebracht sind durch seine zweite Philosophie, in welcher er ein noch nie dagewesenes, für alle Zukunft gefestigtes Bündnis von Vernunft und Offenbarung zwar nicht zu stande gebracht, aber doch angekündigt nnd herzustellen versucht hat. In der That kann ja von einer Schule Schellings nicht mehr die Rede sein, es müßte denn nur in Bayern eine Spezialität dieser Art bestehen. Seine Philosophie hat keinen unmittelbaren Bezug mehr auf die heutigen Probleme der Wissenschaft und des Lebens, sie ist längst im Mausoleum der Geschichte beigesetzt. So siegesgewaltig sie einst einherbrauste, so rasch ist sie überholt worden. Es war damals ein merkwürdig rascher Dynastienwechsel im Reiche der Philosophie. Was Schelling an Fichte gethan hatte, that wenige Jahre an ihm selbst ein anderer, und es war nur um so schmerzlicher, daß dieser andere ein Jugendfreund war Jene

Klage, welche H. Heine so respektwidrig verspottet hat: „Er hat meine Ideen genommen", ist fast so alt wie seine Philosophie; die Tragik seines Lebens liegt darin, und doch bildet dieser „Ideenraub" zugleich den Stolz dieser Philosophie, denn ihre Bedeutung war eben die, daß sie zwar nichts ausgereift, aber aufs wirksamste angeregt, neue Bahnen aufgeschlossen, nach allen Seiten erleuchtende Funken ausgestreut hat, die andere nur aufzufangen brauchten. In verschwenderischer Fülle hat sie Ideen und Ahnungen in die Welt geworfen, die dann von methodischer angelegten Köpfen erst begrifflich durchgearbeitet und für die einzelnen Wissenszweige fruchtbar gemacht wurden. Nicht jeder Philosoph kann, wohin er um sich blickt, die Wirkungen seiner eigenen Ideen finden: Schelling konnte es; nur daß er mit dieser Wirkung nicht zufrieden war und, was ihm eigentlich auch kaum verdacht werden kann, nicht bemerkte, daß er mit 35 Jahren bereits zu einer historischen Persönlichkeit geworden war, eingetreten in die Halle der Unsterblichen, aber ohne lebendigen Zusammenhang mit der umgebenden Welt.

Besonders glücklich hat es sich getroffen, daß in den letzten Jahren mehrere Veröffentlichungen sich folgten, welche geeignet waren, die Gestalt des Philosophen dem deutschen Volke näher zu bringen, als dies durch seine eigenen Schriften möglich ist. Denn die letzteren sind mit wenigen Ausnahmen eine so mühselige und schwerverständliche Lektüre, als die der anderen philosophischen Größen unserer klassischen Zeit, und dies ist umsomehr zu bedauern, als Schelling mit vollendeter Meisterschaft die Sprache zu handhaben verstand und durchaus das Zeug zu einem klassischen Schriftsteller hatte. Er empfand den Apparat der „erschrecklichen Kunstworte" selbst als eine „wissenschaftliche Dornenkrone", aber er hat sie nur selten abgelegt. Auch er gehört zu jenen in unnahbare Ferne entrückten Geistern, zu denen das Volk nur mit ehrfürchtigem Unverstand emporblickt. Nur von der

biographischen Seite ist es möglich, ihnen einigermaßen näher zu kommen. Und so ist denn vor allem die reichhaltige Briefsammlung: „Aus Schellings Leben“ hochwillkommen gewesen. Sie hat die Persönlichkeit des Philosophen, sein Leben in auf- und absteigender Linie, Jugend und Alter, seine Beziehungen und litterarischen Kämpfe in einer Weise aufgehellt, daß daraus auch die in die Philosophie wenig Eingeweihten doch zugleich eine ungefähre Vorstellung von der umwälzenden Kraft seiner Ideen gewinnen konnten. Seine Freundschaft mit Goethe und mit den Romantikern, seine späteren Beziehungen zu den Mystikern und Theosophen, dazu die beständigen Fehden mit Fichte und Schütz, mit Jacobi und Paulus, mit der bayerischen Aufklärung und mit der Hegelschen Philosophie, das alles macht ihn zu einer karakteristischen Figur in der Entwickelung unseres geistigen Lebens. Schon an dem biographischen Faden tritt die Bedeutung des Mannes und seiner Lehre ins Licht. Dazu sind dann noch die Briefe Karolinens gekommen, die wie sie an sich ein unvergleichliches Denkmal aus unserer großen Litteraturperiode sind, so auch zur Kenntnis von Schellings Persönlichkeit und Entwickelung wertvolle Beiträge brachten. Karoline feiert den geliebten Mann als den Propheten, der ihr die Worte aus dem Mund Gottes mitteilt, und sie ist wiederum für ihn die begeisternde Muse, das verständnisvolle Echo seiner in das Element der Poesie getauchten spekulativen Ideen. Es ist seine glücklichste und fruchtbarste Zeit, da er diese Gefährtin zur Seite hat, ihr Hingang macht Epoche in seinem Leben, und wenn er freilich nicht der eigentliche Grund dafür war, daß seine Philosophie nach ungemessenen Verheißungen ins Stocken geriet und allen Anläufen zum Trotz das Fahrzeug nicht mehr flott gemacht werden konnte, so verstärkt doch dieses Ereignis die bereits begonnene mystische Richtung und treibt den 34jährigen mehr und mehr in sein Inneres zurück. Erst auf Grund

dieser Veröffentlichungen hat ein Leben Schellings geschrieben werden können, und auch dafür hat sich ungesäumt der rechte Mann gefunden. Kuno Fischer war in seinem klassischen Werke über die Geschichte der neueren Philosophie eben vor Schelling angelangt, und das neu sich darbietende Material reizte ihn, seiner Darstellung der Schellingschen Philosophie ein Lebensbild vorauszuschicken, das sorgfältiger ins einzelne gearbeitet ist, als er sonst zu thun pflegte; ein Lebensbild, worin mit sicherer Hand die wirklichen, durch Parteisucht nicht entstellten Züge ergriffen und festgehalten und zugleich die Wirkungen anschaulich geschildert sind, die dieses aus granitnem Kern hervorbrechende, enthusiastisch fortreißende, später in ruhigem Fluß hingleitende und schier versandende, doch bis zuletzt mit innerer Bewegung und äußerem Streit erfüllte Leben auf die Zeitgenossen hervorbrachte. Und so ist denn Schelling in jedem Sinne heute eine geschichtliche Persönlichkeit geworden, deren Andenken durch keine Leidenschaft mehr getrübt wird.

Auf die Heimat trifft von diesem Leben nur ein kleiner Teil, aber freilich ein bedeutsamer: die ganze Jugendentwickelung des frühreifen Geistes. Als Schelling 20 Jahre alt das Tübinger Stift verläßt, ist er ein fertiger Denker, der selbständig in die philosophische Entwickelung eingreifen wird. Voll Thatenlust, mit unbegrenztem Selbstvertrauen sehnt er sich, der klösterlichen Haft entronnen, in die Ferne, nach einem Schauplatz ausgedehnter, unbeengter Thätigkeit für „die gute Sache“. „Es wird mir“, schreibt er an Hegel, „alles zu enge hier — in unserem Pfaffen- und Schreiberland. Wie froh will ich sein, wenn ich einmal freiere Lüfte atme.“ Als er nach zwei Jahren Hofmeisterlebens, die er in Leipzig zubringt, entschlossen vor der akademischen Laufbahn steht, giebt sich der Vater Mühe, einen Ruf nach Tübingen für ihn auszuwirken. Allein die Verhandlungen zerschlagen sich, weder in Stuttgart noch in Tübingen ist

man ihm geneigt, die selbständigen Untersuchungen, die er angestellt, haben ihn weit entfernt von dem herrschenden Kirchentum, das in einer vernunftmäßig aufgeputzten Rechtgläubigkeit bestand, er selbst scheut sich in die enge Heimat zurückzukehren. „Wer den Grad von Aufklärung und litterarischer Thätigkeit in anderen Gegenden, z. B. Sachsen kennen gelernt hat, hat wirklich kein großes Verlangen nach Württemberg.“ Der Ruf nach Jena, der vornehmlich durch Goethes Verwendung dem 23jährigen Thyrsusschwinger zu teil wird, entscheidet für seine Zukunft. Würzburg, München, Erlangen, wieder München, zuletzt Berlin, das sind die weiteren Stationen seines Lebensganges. Die Heimat sah ihn bloß noch zu kürzeren Besuchen wiederkehren. Nur als er nach dem Tod Karolinens eine Zeit stiller Sammlung braucht, hält er sich den größten Teil des Jahres 1810 in Stuttgart auf. Auf Wangenheims Veranlassung verstand er sich damals dazu, vor einem auserlesenen Kreis Privatvorträge in dialogischer Form über seine Philosophie zu halten, worin — eine sichtbare Nachwirkung des Schlags, der ihn getroffen — Tod und Unsterblichkeit den Mittelpunkt seiner Spekulationen bilden.

Wie Hegel, wie Schiller hat Schelling die Entfaltung seiner Kräfte und seinen Ruhm außerhalb der Heimat gefunden; die letztere kann sich immerhin rühmen, die reiche Mitgift geliefert zu haben. Und in manchem Sinne ist Schelling der Heimat näher geblieben als Hegel. Zwar hat er die schwäbische Mundart und die Angewohnheiten der Stiftserziehung besser abzuthun vermocht, als dies bekanntlich seinem Rivalen geglückt ist. Aber persönliche, verwandtschaftliche Beziehungen verbanden ihn eng und dauernd mit der Heimat. Auch in der Zeit, da der Geheime Rat einen ersten Stock unter den Linden bewohnte, hatte jeder schwäbische Kandidat, der auf seiner wissenschaftlichen Reise nach Berlin kam, Zutritt bei ihm, und er unterhielt sich gern mit den Landsleuten über die Heimat, über Tübingen und das

Stift, vorausgesetzt, daß er nicht in dem Unglücklichen einen Anhänger des Ideenräubers witterte. Auch in seiner politischen Denkart konnte er den Sohn Schwabens nicht verleugnen. In dem Streit um die württembergische Verfassung stand er ganz auf Seiten der populären, von romantischen und liberalen Motiven geleiteten Opposition, während Hegel von seinem modernen Staatsbegriff aus für die neue Verfassung gegen die Altrechtler in die Schranken trat. Und wenn Hegel so sehr in Preußen sich einlebte, daß in seinen Begriff vom idealen Staat unvermerkt die Züge des preußischen Staats sich einschlichen, blieb Schelling zeitlebens in der Politik von süddeutschen Empfindungen beherrscht: ihm widerstrebte eine straffe Zusammenfassung des deutschen Staatswesens, er war gegen das kleindeutsche Kaisertum, gegen den Ausschluß Österreichs. 1817 wie 1849 dachte er, trotz seiner Abneigung gegen die Demokratie, gerade wie Uhland.

So blieb er im innersten Empfinden ein Schwabe. Der Zufall hat gewollt, daß sein Andenken mit einer Reihe jener stillen, heimlichen Klosterstätten verknüpft ist, die in Schwaben zerstreut liegen, und jedes Blatt des Gesprächs „Clara" ist ein Beweis davon, wie tief die Eindrücke jener anmutigen Thäler in ihm hafteten, wo die Einfalt und ungebundene Fülle einer ländlichen Gegend mit dem Prachtvollen, Großen der Klosterbauten sich vermischt, jener einsamen Stätten, deren Frieden den weltflüchtigen Sinn anzieht, und die zugleich noch heute die wohlthätige Wirkung vergegenwärtigen, welche sorglose Einsamkeit auf Künste und Wissenschaften hat.

Als wir am Abend des 27. Januar vor dem Geburtshause des Philosophen standen — demselben Haus, in welchem 14 Jahre vor ihm sein späterer Todfeind H. E. Gottlob Paulus, der unverbesserliche Rationalist, das Licht der Welt erblickt hat — und unter dem Klang ernster Gesänge die

lodernden Fackeln auf die nahe gotische Stadtkirche ihren Schein warfen, streiften die Gedanken unwillkürlich nach jenen anderen Orten Schwabens, an denen Erinnerungen aus Schellings Leben haften: nach dem stillen Waldthal mit dem Cisterzienserkloster Bebenhausen, wo des Knaben praecox ingenium zuerst sich entfaltete, nach dem schwerfälligen Augustinerbau in Tübingen, wo der Jüngling für die Ideen der französischen Revolution entzündet die Marseillaise übersetzte, mit Hölderlin für das hellenische Altertum schwärmte und mit Hegel die ersten Gänge in der Philosophie that; dann weiter nach der friedevollen, waldumschlossenen Prälatur Murrhardt, deren liebliche Umgebung Karoline der Freundin so beglückt geschildert hat, als sie, von ihren Irrfahrten im glücklichen Hafen angelangt, mit Schelling durch dessen Vater hier getraut war, und endlich hinüber nach dem schönsten Kloster romanischer Bauart weit und breit, nach Maulbronn, wo das heiße Herz Karolinens zur endlichen Ruhe kam, und wo noch heute ihr Grabstein steht, an einem unvergleichlichen Platze, den die erfindsamste Phantasie nicht poetischer auszudenken vermöchte: es ist der abgeschiedene Vorplatz eines Gartens, zur Linken begrenzt ihn der ernste Kreuzesarm der romanischen Basilika, auf der anderen Seite hängen dichte blühende Gebüsche schwer über die Gartenmauer nieder, an welche die einfache, steinerne Grabsäule sich anlehnt; über die grünen bewegten Zweige aber sieht der düstere Klosterturm herein, in welchem der Sage nach Faust sein mitternächtiges Wesen getrieben hat, und mahnt an das uralte Rätsel, das hinter der blühenden Fülle des Seienden ungelöst aufragt.

Aus Georg Kerners Sturm- und Wanderjahren.

1885.

Zu den anziehendsten Blättern in Justinus Kerners „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ gehören die eingestreuten Mitteilungen über seinen Bruder Georg. Behaglich gleitet der Fluß der Erzählung hin, doch plötzlich glaubt man eine andere Luft zu spüren. Die Schilderungen aus dem Vaterhaus und der Heimat unterbricht der Ausblick in die großen Weltbegebenheiten. In die Idylle tritt der erschütternde Ernst eines in großen Schicksalen umhergeworfenen Menschenlebens. Und mehr noch als das Ungewöhnliche und der Wechsel in des Bruders Erlebnissen fesseln der Karakter und die Herzenseigenschaften des Unsteten. Ein Feuergeist, wild, unbändig, regel- und fessellos, doch der Liebling aller, hilfreich und gut, voll aufopfernder Menschenliebe. Der letzte Eindruck ist ein tragischer. Leidenschaftlich ergriffen von dem Gedanken des Zeitalters wird der Ruhelose frühzeitig aufgezehrt vom Schmerz über getäuschte Hoffnungen und unwiederbringlich verlorene Ideale.

Georg Kerner gehört zu denjenigen Deutschen, die wir von der großen französischen Umwälzung dämonisch angezogen und gänzlich in deren Strudel hineingerissen sehen. Tiefere Seelenkämpfe sind keinem von ihnen erspart. Ausgewurzelt in der Heimat, bleiben sie fremd im fremden Land. Ihr ehrliches deutsches Gemüt bäumt sich auf gegen die wahnsinnigen Greuel der Revolution und ihr ehrlicher Idealismus heißt sie dennoch aushalten im Dienst für das berückende

Trugbild. Was in Frankreich geschah, zwang Kerner gleichzeitig zu Abscheu und zu Bewunderung. Schwermut und Verzweiflung wechselt mit unverwüstlicher Zuversicht. So sehr die Rohheit und neue Tyrannei des Jakobinertums ihn abstößt, doch vermag sie seine begeisterte Überzeugung nicht zu erschüttern, daß an dem Sieg der Revolution die Sache der Menschheit hängt. Auch dann bleibt er dem Vaterland seiner Wahl treu, als dieses längst die Wege der Gewalt und der Eroberung betreten hat. Ja er brennt vor Begierde, den Krieg nach Deutschland getragen zu sehen, denn er hofft, daß dadurch auch hier die Freiheit erweckt und daß sie hier viel schönere Früchte zeitigen werde als auf dem befleckten Boden Frankreichs. Als glühender deutscher Patriot jauchzt er den Siegen der Frankenheere zu, stellt er sich selbst in den Dienst der Eroberer. Erst dann, als Bonaparte auch den Schein der Freiheit auslöscht, tagt es ihm füchterlich; er erkennt seinen Irrwahn, wendet sich von Frankreich ab, geht nach Deutschland zurück, faßt sich zu einem nützlichen Leben, sucht den Schmerz über die getäuschten Hoffnungen in einer aufreibenden Thätigkeit zum Besten der Menschheit zu betäuben. Doch der Gram nagt verzehrend an seinen Kräften und er erliegt ihm in den besten Jahren, zur Zeit, da der Stern des Weltdespoten am höchsten steht.

Georg war um 16 Jahre älter als sein Bruder Justinus. Er wurde am 9. April 1770 als ein Siebenmonat-Kind geboren und blieb klein von Gestalt, zierlich, Justinus spricht von seinen feinen Vogelknochen. Doch in diesem zarten beweglichen Körper mit den auffallend schönen Gesichtszügen wohnte eine überschäumend heiße Seele. Alles schien an ihm zu glühen und zu sprühen. Einen Feuerbehälter, einen gewaltigen Elektrizitätsträger und kometenartigen Geist nennt ihn der Holsteiner J. G. Rist, und Georg Forster schrieb von ihm aus Paris: „Der kleine Schwabe Kerner sprüht Freiheit wie ein Vulkan und ist

originell und gutherzig, wie ein junger Schwabe sein muß, er hat Kopf und Energie." Unerschrocken bis zur Tollkühnheit und von unbezähmbarem Thatendrang erfüllt, hatte er seinen Körper frühzeitig abgehärtet, er war ein leidenschaftlicher Reiter, zu Pferde dahin zu stürmen — tagelang, zu jeder Jahres- und Tageszeit — war seiner ungestümen Natur Lust und Bedürfnis. Am liebsten wäre er Soldat geworden, und diese Neigung ist später wiederholt bei ihm durchgebrochen. Doch der strenge Vater, damals Oberamtmann in Ludwigsburg, hatte ihn zum Arzt bestimmt und mit 9 Jahren der Karlsakademie zu Stuttgart übergeben, wo er bis zu seinem 21. Jahre blieb. Seine Doktordissertation halfen ihm die Freunde machen, denn mit den theoretischen Teilen seiner Wissenschaft hatte er sich wenig befaßt. Umsomehr zeigte er praktisches Geschick zur Ausübung der Heilkunde. Sein Sinn ging auf eine Reise um die Welt, die er als Schiffsarzt zu machen gedachte. Und diesen Plan verlor er auch nicht aus dem Auge, als in Frankreich die Revolution ausbrach und ihn zum feurigen Anhänger und Verkündiger der neuen Grundsätze machte. „Die schönste Zeit seines Lebens war die seiner Begeisterung für Ideen, welche eine Wiedergeburt der Menschheit zu begründen schienen und die sich vielleicht in keinem Gemüte reiner ausgesprochen hat. So wie in jedem Menschen sich ein Teil der Tendenzen seiner Zeit darstellt, so hat sich in ihm ihr edelstes Streben geoffenbart" — so schrieb von ihm der dänische Diplomat Johann Gotthard Reinhold, der sein Mitschüler in der Akademie und sein Herzensfreund war und später mit ihm in Hamburg wieder zusammentraf.

Während er noch in der Karlsschule war, veranstaltete Kerner nicht bloß verwegene republikanische Maskenscherze und beteiligte sich an einer Art von politischem Klub, der heimliche Sitzungen hielt und den Jahrestag des Sturms auf die Bastille feierlich beging, sondern er begab sich im

Jahre 1790 zweimal insgeheim nach Straßburg und knüpfte dort politische Verbindungen an. Als er den in der Metzgerau aufgerichteten Altar der Freiheit erblickte, stieg der Wunsch in seiner Seele auf, daß man auch in Deutschland einmal solche Altäre errichte, auch Deutschland möge den Himmel versöhnen, damit der Geist der Sklaverei endlich vom heimischen Boden weiche. Die medizinische Fakultät in Straßburg stand damals in Ruf, und als Georg die Akademie verließ, im Frühjahr 1791, drang er in den Vater, ihn seine Studien daselbst fortsetzen zu lassen. Der Vater war schwer zur Einwilligung zu bewegen, er wußte wohl, was in Wahrheit den Sohn über den Rhein lockte. Zuletzt ließ er sich doch bewegen, und Georg erhielt nicht bloß vom Vater eine Unterstützung, sondern auch vom Herzog. Indessen blieb er dabei: nach neun Monaten sollte es auf die hohe See gehen. In den letzten Tagen wurde noch eine Hängematte angeschafft und Georg gewöhnte sich darin zu schlafen, als Vorbereitung auf die große Reise. Der Vater selbst probierte das merkwürdige Ding und schaukelte sich darin mit Behagen, während die Mutter in Todesängsten war, die Stricke möchten reißen unter dieser Last.

Die Abreise nach Straßburg geschah im Mai 1791. Zuvor war noch ein schwerer Abschied zu nehmen. Das Herz des feurigen Karlsschülers gehörte der jüngeren Tochter des Regierungssekretarius Breyer, und man gelobte sich in der Stunde der Trennung ewige Treue. Die Eltern scheinen davon gewußt zu haben und ganz war Augustens ältere Schwester Luise in das Geheimnis gezogen; sie hat auch in den folgenden Jahren zumeist den Verkehr der getrennten Liebenden vermittelt. Man verdankt diesem Verhältnis eine große Zahl von Briefen Kerners, welche nicht nur über den Gang dieser Herzensangelegenheit unterrichten, sondern auch auf die öffentliche Laufbahn Kerners, auf seine politischen Ansichten und Handlungen vielfach ein helleres Licht werfen.

Beide Teile haben unsäglich unter diesem Verhältnis gelitten. Von Anfang an war es wenig erquicklich und im Grunde aussichtslos. Schon frühe beginnen die Mißverständnisse und Vorwürfe. Wir sehen das unbedacht geschlossene Band sich lockern, sich wieder knüpfen, und endlich unwiderruflich zerreißen. Kerners Leidenschaft ist heiß und echt, aber er kann nicht wider seine Natur, die dem Zwang eines seßhaften Berufs widerstrebt; er fühlt noch andere und höhere Verpflichtungen, bevor er den häuslichen Herd gründet. Auguste zeigt nicht die ausdauernde Stärke, die allein zum Ziel hätte führen können. Doch wer will ihr verdenken, daß sie dem Plan der Weltreise entgegen ist und daß sie nach acht Jahren vergeblichen Harrens die Hoffnung auf den Unsteten fahren läßt? Auch nach der ausgesprochenen Trennung bleibt übrigens der Verkehr zwischen Kerner und Luise noch eine Zeit lang unterhalten.

In Straßburg ist er gleich mitten unter den Freiheitsmännern. Er besucht die politischen Versammlungen und läßt sich in den Klub der Jakobiner, oder wie sie sich nannten, die Gesellschaft der Freunde der Konstitution aufnehmen, wobei er öffentlich den Eid auf die französische Verfassung ablegt. „Man lebt hier," schreibt er im Juni nach Stuttgart, „äußerst frei, und dies ist es vorzüglich, was einem den Aufenthalt angenehm macht." Er ist entschlossen, nur da zu leben, wo er „freiere Luft atmen", wo er seiner Gattin „keinen Sklaven, sondern die Hand eines freien Mannes reichen kann." Am 6. Juli schreibt er Augusten: „Vor einigen Tagen habe ich in der hiesigen Gesellschaft der Freunde der Konstitution, wovon ich Mitglied bin, eine kleine französische Rede gehalten . . . Der unverdiente Beifall, den mir die Gesellschaft erteilte, hat mich unendlich gerührt. Es sind oft gegen tausend Personen, immer aber einige hundert zugegen, die Sitzungen sind in einer hiesigen sehr artigen Kirche, die Niklaskirche genannt, ich hätte mir

niemals einfallen lassen, daß ich noch eine Kanzel besteigen würde und doch ist es geschehen, weil diejenigen, welche Reden halten, dieselbe von der Kanzel (nach unserer Sprache von der Tribüne herab) halten müssen; es sind immer auch ungefähr 20 Frauenzimmer als Zuhörerinnen da, ein einziges Wort von deinem Brief war mir lieber, als der schmeichelhafte Beifall, den einige von ihnen mir noch den Tag darauf gaben, als wiederum Versammlung war."

Seine Verbindung mit den Revolutionsmännern ist inzwischen in Stuttgart bekannt geworden, und im September wird ihm die herzogliche Unterstützung entzogen „wegen Umgangs mit schlechten Personen." Der Vater ist tief bekümmert, zumal da Georg jetzt nach Paris gehen will und dringend um die Erlaubnis zu dieser Reise bittet. Nach dem Wunsche des Vaters sollte er nach Wien gehen, allein Georg schreibt an die Schwester seiner Verlobten: „Der Kummer, Frankreich verlassen zu müssen, brächte mich in das Grab, ich habe vor einigen Tagen nur davon geträumt, und so stark im Schlaf geweint, daß man es im nächsten Zimmer hörte und ich darüber aufgewacht bin — und dennoch kann ich nicht sagen, daß ich viel Vergnügen hier habe, im Gegenteil tausend Ursachen mißvergnügt zu sein, aber der Gedanke, freier als in jedem andern Lande mitwirken zu können zum Ganzen bindet mich mit eherner Stärke an dieses Land, so daß ich hier ein mittelmäßiges Einkommen dem reichsten Gehalt in einem andern Land vorziehen würde."

Die ersehnte Erlaubnis zur Reise nach Paris trifft am 31. Oktober ein, und nach wenigen Tagen bricht er auf, versehen mit Empfehlungen der Jakobiner. Er reist zu Fuß, fast ohne Barschaft; bedürfnislos lebt er unterwegs fast nur von Milch. In Chalons ist er am 11. November, hier ruht er einen Tag und hält eine Rede bei den Jakobinern. Und nun ist er am Ziel seines Herzenswunsches. Auch in Paris

ist sein erstes, daß er zu den Jakobinern läuft und mit Freuden nimmt der Pariser Klub den begeisterten Jüngling auf, der mit seinem schwäbischen Accent so feurige Reden hält; er gehört zur Sektion de l'Abbaye, einer der wildesten. Am 18. Dezember schreibt er an Auguste: „Ich habe mein Geburtsland verlassen, um ein Vaterland in Frankreich zu finden — in das Wort Vaterland leg ich ein unendliches Gewicht — schwer zu beschreiben und nur durch Handlungen zu erklären — die Lage meines Vaterlands ist sehr bedenklich und eben die Verfassung, zu deren Erhaltung mich ein feierlicher Eid verbindet, mehr denn Gefahren ausgesetzt — der Krieg scheint unvermeidlich zu sein, man muß in Frankreich selbst sein, kalter Zuschauer sein, um die Größe der Gefahr, die ein Krieg mit sich bringen kann, nach so sehr verschiedenen Rücksichten mit sich bringen kann, vollkommen einzusehen — ich fürchte nichts für mich; alles für mein Vaterland — möchte ich sterbend wenigstens vernehmen, daß es gerettet ist. Siege allein können das letztere nicht vollkommen, niemals gründlich bewerkstelligen, sie müssen mit dem Triumph der Tugend gepaart sein, und das Laster muß in seinen verschiedensten Gestalten entlarvt werden."

Der Vater bewilligt nur einen kleinen Zuschuß, doch Georg macht sich nichts daraus, daß er nur unter großen Entbehrungen auskommen kann; seine ganze Kost, schreibt er, sind Wassersuppen. Einiges verdient er mit ärztlicher Praxis, und wenn Krieg ausbricht, will er sich einen Dienst in den Feldlazarethen suchen. Die Seinigen möchten ihn je eher je lieber heimkehren sehen, er soll eine Stelle als Arzt in Göppingen annehmen, allein am 19. Februar 1792 schreibt er an Auguste: „Du weißt meinen festen Entschluß in Frankreich zu leben, du kennst meinen Hang zur Freiheit und ich wiederhole dir hier nocheinmal, daß dir die Hand eines freien wenngleich armen Mannes werter sein muß als die Hand eines Mannes in einem Lande, wo man,

wenn man auch selbst nicht kriechen muß, andere kriechen sieht. Unsere Lage verschlimmert sich hier täglich mehr, es könnte vielleicht zu traurigen Auftritten kommen, ein neuer Umstand, warum ich Frankreich, das ich als mein Vaterland jetzo betrachte, nicht verlassen darf, sondern im Gegenteil alles was in meiner Kraft steht aufbieten muß, um alle Pflichten eines guten Bürgers zu erfüllen."

„Unerschütterlichkeit meiner Grundsätze ist mein ebenso unerschütterlicher Wille", so schreibt er vom folgenden Tage. Aber schon sind die ersten Tropfen Wermut in seine anfängliche Begeisterung gefallen. „Die Umstände gehen hier nicht ganz so wie man wünschen könnte." Mit Schmerz erfüllt ihn der Abfall von den Grundsätzen der Verfassung, die neue Tyrannei, die im Namen der Freiheit aufgerichtet wird. Innerhalb des Klubs gehört er zu den Gemäßigten, er streitet für die Gironde gegen den Berg, er ist bald der erklärte Gegner der Jakobiner und er scheut sich nicht, offen seine Freundschaft für deren Opfer, für den Bürgermeister Dietrich von Straßburg, für Adam Lux zu bekennen. Unerschrocken besucht er die Verhafteten im Gefängnis und klebt eigenhändig Anschläge gegen die Terroristen an den Straßenecken an. Schon gilt er als Abtrünniger, auf der Straße weist man mit den Fingern auf den Feuillant, den Girondisten, den kleinen Aristokraten. So kommt der verhängnisvolle August heran. Die Nationalversammlung beriet in diesen Tagen über die Haltung des Generals Lafayette. Der Pöbel verfolgte die Abgeordneten der Mehrheit, die zu Gunsten des Generals stimmten, und es gelang Kerner, einen dieser Abgeordneten, Fourrier, mit eigener Lebensgefahr aus einem wütenden Volkshaufen zu retten. Schon am 5. August hatte er geschrieben: „Noch in dieser Woche können sich tausend Umstände ereignen, die die Dinge verändern können. In dieser Woche und zwar übermorgen und Donnerstag befürchte ich hier ernstliche Auftritte, meine Pflicht, die

Uniform, die ich trage, ruft mich vielleicht an eine Stelle, die nicht ganz gefahrlos ist.“

Das Gefürchtete trat am 9. und 10. August ein. Als Nationalgardist hat er Wache in den Tuilerien bezogen und sein fester Entschluß ist den König zu verteidigen. Doch Feigheit und Verrat helfen der Sache des Pöbels zum Sieg. Kerner selbst wird nur durch ein Wunder gerettet, stundenlang hält er sich unter einer Pritsche vor den mordgierigen Ohnehosen versteckt, zuletzt entkommt er unter dem Schutze seines Patents, das er zufällig in der Tasche trug. Kerner hat die Erlebnisse dieses Unglückstags ausführlich in einem Briefe an Reinhold vom 30. Dezember geschildert, und in demselben Briefe lesen wir die merkwürdigen Sätze: „Stelle dir alle die schmerzhaften Gefühle vor, die die Begebenheiten des Augusts und Septembers in mir erzeugten; stelle dir eine gewisse Art der Verzweiflung vor, die all' diese Szenen in mir hervorriefen, und du wirst nicht zweifeln, wie unendlich begierig ich war, an dem ersten glücklich scheinenden Umstande mich festzuhalten, der sich mir darbot, und dieser Umstand, ich gestehe es, war der glückliche Fortgang der französischen Waffen und der so günstige Einfluß, den derselbe, wie ich hoffte, auf die innere Lage Frankreichs und auf die Lage Deutschlands haben sollte ... In Deutschland, hoffte ich, sollte die Freiheit einen günstigen Boden finden, diese Freiheit, die auf immer aus Europa verbannt zu sein scheint.“ Er gesteht, daß die kannibalischen Mordthaten, die grenzenlosen Betrügereien, die überall sichtbaren Anzeichen der Korruption ihn aus seinen Träumen gerissen haben. „Ich mag nicht weiter von diesen Leuten reden, die sich eher Rippenstöße, als ihrem Vaterlande weise Gesetze zu geben verstehen; die kommenden Zeiten werden sie noch strenger als ihre jetzt lebenden und erbittertsten Feinde richten ... Robespierre war von jeher ein Narr ... Adieu Republik, Adieu Freiheit! — wenn diese Leute nicht bald

als Narren erklärt werden." Und in einem Briefe an den Vater Breyer vom 7. April 1793 schreibt er: „die gegenwärtige Lage der Dinge in Frankreich stimmt nicht mehr mit meinen Grundsätzen überein, ich liebe die Freiheit — die man hier nicht mehr zu kennen scheint und ich hasse zu sehr Fürsten, Könige und Königsknechte, als daß ich mit Maßregeln zufrieden sein könnte, die zum Despotismus führen, ich habe meine Denkungsart vielleicht zu laut geäußert, vielleicht dadurch noch neuen Gefahren mich ausgesetzt. Allein ich kann mich nicht verstellen, nicht schweigen, wo Verstellungen und Stillschweigen gleich sehr zum Verbrechen werden: ich ahnde schon stark, daß Europa auf lange Zeit noch fürchterlich in die Arme der Tyrannei zurückstürzt, hier bleibt dem störrigen Liebhaber der Freiheit nichts übrig, als in irgend einen Winkel sich zurückzuziehen oder Europa zu verlassen und in Amerika das zu suchen, dessen die Europäer sich durch ihre Grausamkeit und durch ihre Feigheit gleich sehr unwürdig gemacht haben. Übrigens," so fährt er nun fort: „vermag dieses Unglück und vermögen diese Schreckenszenen alle nicht, mit Königen und Fürsten mich auszusöhnen, denn sie sind es, die die Tugend der Völker zernichten und die Völker der Schnellkraft berauben, die zu erhabenen Handlungen, zu einer erhabenen Denkungsart notwendig ist. Noch ist die Sache Frankreichs, so gräßlich verzerrt und so blutig sie ist, noch ist sie besser als die Sache der Tyrannen Europens."

Den Vorwürfen der Stuttgarter, daß er, der Verlobte, sich in die Wogen der Revolution gestürzt habe, hält er entgegen, daß er auf die Stärke Augustens vertraute, und fährt in diesem Zusammenhang fort: „War es meine Schuld, daß die Menschen bis zu einer solchen Entartung durch das Gift des Despotismus herabgesunken waren, daß sie selbst die Freiheit nicht zu ertragen vermögen, war es meine Schuld, daß andere nicht von gleichem Eifer und gleicher Begierde

Gutes zu thun entflammt waren, von der jeder einigermaßen gute Mensch entflammt sein mußte, konnte ich die tausend Erscheinungen voraussehen, die man kaum 24 Stunden zuvor berechnen konnte — nein meine Schuld war es nicht, daß meine Hoffnungen, die Hoffnungen vieler tausenden, bisher noch unerfüllt blieben — aber wenn gleich nicht Sieger stell ich mich kühn vor den Richtstuhl des unbefangenen Richters und werfe mit Zuversicht meine Handlungen in die Wagschale, deren Sinken oder Steigen meine Unschuld oder meine Schuld entscheiden soll."

Die Aufregungen nach den Septembermorden hatten ihn wiederholt in schwere Krankheit gestürzt. Den Nachstellungen der Jakobiner zu entgehen, war er genötigt sich zu verbergen, seine Wohnung zu wechseln, zeitweise aufs Land zu gehen. Im Februar denkt er daran in die Heimat zurückzukehren, doch jetzt schreibt ihm der Vater selbst, er habe dort zu viele Feinde, um nicht Gefahren ausgesetzt zu sein. Jener Abgeordnete, dem er das Leben gerettet hat, lädt ihn ein, ihn nach seinem Wohnort im Departement der Oberpyrenäen zu begleiten. Allein er vermag sich von dem Mittelpunkt der Weltbegebenheiten nicht loszureißen. Die Mittel seines Aufenthalts gewann er seit dem Herbst 1792 als Korrespondent für die Hamburger Adreß-Comptoir-Nachrichten und im folgenden Jahre erhielt er eine Stelle als Arzt im schwedischen Hospital. Es fehlte ihm nicht an warmen, gleichgesinnten Freunden. Eng schloß er sich an die in Paris befindlichen „deutschen Freunde der Freiheit" an, an Georg Forster und Wedekind, an Ölsner und den Grafen Schlabrendorf, und zumeist an seine schwäbischen Landsleute, den Bankier Faber, die Malerin Ludovike Simanowitz geb. Reichenbach, Schillers Jugendfreundin, und die Sängerin Helena Balletti.

Die letztere war ein Stuttgarter Kind, die Tochter eines an der Bühne des Herzogs Karl angestellten Tänzer-

paares. Mit einer schönen Stimme begabt, war sie in der herzoglichen Ecole des demoiselles für die Oper herangebildet worden. Schon war sie in dieser aufgetreten und hatte alles entzückt durch ihre sittige, bescheidene Anmut nicht minder als durch ihren Gesang. Eines Tages, im August 1787, war die Neunzehnjährige plötzlich aus Stuttgart verschwunden, zum großen Schmerze Schubarts, des damaligen herzoglichen Theaterdirektors. Es scheint, daß sie, um ihre Tugend gegen die Nachstellungen „eines hohen Herrn“ zu retten, die Flucht ergriff. Mit ihrer Mutter — der Vater war gestorben — ging sie nach Paris, bildete sich hier noch weiter aus, sah sich als Konzertsängerin bald auch in der damaligen Hauptstadt des Geschmacks hoch gefeiert und fand im folgenden Jahr eine Anstellung in einem der Theater. Ludovike Simanowitz wohnte während ihres Aufenthalts in Paris bei der Freundin, und das „gute Mütterchen“ Balletti kochte und besorgte die Wirtschaft für die beiden Künstlerinnen. Kerner hatte nach seiner Ankunft in Paris die Landsmänninnen gleich aufgesucht und er rühmte, wie die Balletti geachtet und verehrt sei, wie wenig sie ihren Charakter verändert habe und wie sie die Güte selbst sei. Auguste, an welche der Geliebte diese Lobeserhebungen der Sängerin richtete, zeigte sich wenig erbaut davon. Inzwischen bewarb sich um die Hand der Balletti ein französischer Edelmann, Marquis von Lacoste, der Mitglied der ersten Nationalversammlung gewesen war und ausgedehnte Güter in verschiedenen Teilen Frankreichs besaß. Nach einigem Sträuben reichte ihm Helena die Hand und das Paar führte nun ein idyllisch glückliches Leben, meist auf dem Lande. Die Schreckenszeit, die mit dem August 1792 begann, hatte sie aus ihrem Palaste in Paris vertrieben, sie hielten sich auf ihren Gütern bei Tours und an der spanischen Grenze auf, später meist in Vissoux, drei Stunden südlich von Paris.

Hier war es, wo Kerner öfters die Freundin und Landsmännin besuchte, die selbst inmitten ihres Familienglücks „keinen schöneren Traum hatte, als einst ihr Vaterland wieder zu sehen.“ Kerner liebte es die Gegend zu durchstreifen, mit einem Freunde, oder auch allein, nur von seinem Lieblingsinstrument, der Maultrommel begleitet, deren schwermütigen Klängen er seine düstere Empfindungen einhauchte. Oder er jagte zu Pferd durch die Gegend, verfolgt von den nagenden Gedanken bald an das Unglück seines „Vaterlandes“, bald an seine unselige Liebe. „Ich irre in der Gegend von Paris umher, suche Ruhe und finde mit jeder neuen Minute neue Qual.“ Fast in jedem Briefe ist von den steigenden Gefahren die Rede, die ihm von den Jakobinern drohen, von den Donnern, die über seinem Haupte rollen und die endlich fürchterlich auf ihn herabstürzen werden. Doch sein politischer Glaube bleibt unerschüttert. In einem Briefe vom 27. Oktober 1793 läßt er die beiden Stäudlin grüßen und fügt hinzu: „Sage dem Dichter, daß der Triumph der Freiheit noch immer unter die möglichen und wahrscheinlichen Dinge gehöre und daß die Menschen nur unter heftigen Geburtsschmerzen ihrer Mütter zur Welt kommen. — Sage ihm, daß er den Mut nicht verlieren und beständig ein Freund der Freiheit, ein Feind aller Tyrannen bleiben soll.“

Ein Brief vom 25. Februar 1794 ist aus Vissoux datiert: „Hier weile ich auf dem Wohnsitz meiner Freundin, der Mde. Lacoste (ehemals Mlle. Balletti) atme Landluft und reiße mich auf einige Augenblicke aus dem stürmischen Pariser Aufenthalt, um in der Einsamkeit eines abgelegenen Dörfchens ungestört meinen Gedanken nachhängen und ungestört der Freundschaft einige Minuten weihen zu können.“ Er spricht sehr günstig von dem Gemahl der Freundin, der auf seine Kosten zwei Reiter in dem Krieg gegen die Vendée stellt, der aus Patriotismus geistliche Güter kauft und sie

musterhaft bewirtschaftet, und der „wegen seiner patriotischen Gesinnungen gewiß nicht das Schicksal so vieler anderer ihrer Güter beraubten Exedelleute verdient.“

Kerner ist glücklich, mit diesen guten Menschen das Landleben zu teilen. Er macht sich im Garten zu schaffen, liest Steine ab, gräbt Erde um, besucht den Kuhstall, sieht nach den Kielhasen und Hühnern. „Es giebt nur 2 ehrenvolle Bürgerklassen in einem Lande: Bauern und Handwerker, Gelehrte, Advokaten, Schreiber, Kammerherrn, Offiziere und dergl. Pack machen, sobald sie nicht zu gleicher Zeit zu einer dieser Klassen gehören, das Unglück der Gesellschaft aus, so zu sagen die gefräßigen Würmer, die an jenen beiden Klassen nagen. Das Glück eines Landes erfordert es, daß jeder wenigstens ein Handwerk auszuüben weiß, nur alsdann wird ein jeder unabhängig und alsdann alle, das heißt der ganze Staat frei sein.“

Aus dem Bilderbuch weiß man, daß es ihm völliger Ernst mit dieser Ansicht war. Acht Jahre später setzte er es durch, daß sein Bruder Justinus gleichfalls zu einem Handwerk griff. Er selbst brachte ihn zu einem Schreiner in die Lehre, wo Justinus — Särge machen lernte.

Am folgenden Tage, den 26. Februar, nötigten ihn Geschäfte, vom Lande nach Paris zurückzukehren. Doch am 27. eilt er abermals nach Vissoux hinaus und diesmal mit dem Landsmann Reinhard. In einem Brief vom 1. Januar 1794 war erstmals Reinhards Erwähnung geschehen, dessen Freundschaft für Kerners späteres Leben so folgenreich geworden ist. Karl Friedrich Reinhard, der um 10 Jahre ältere Sohn des Dekans in Balingen, war seit seiner Rückkehr aus Neapel im November 1793 als Abteilungsvorstand im Ministerium des Auswärtigen angestellt. Die gesinnungsverwandten Landsleute hatten sich bald gefunden. Reinhard erinnerte sich sogar, Auguste in Stuttgart einmal gesehen zu haben, und zu Neujahr schickten beide zusammen durch

Freund Autenrieth kleine Geschenke an Auguste. Jetzt schrieb Kerner von dem gemeinsamen Ausflug nach Vissoux: „Wir langten erst spät abends bei Mde. Lacoste an, der Himmel war wolkenlos und mit Sternen übersät. Die Luft war rein und wir fühlten uns gleichsam wie neubelebt in diesem für die meisten Pariser fremden Element. Wir unterhielten uns auf dem einsamen Fußweg, der uns über kleine Hügel und durch lange Strecken Landes führte, in die die Pflugschar des Landmanns Fleiß gezeichnet hatte, von unseren württembergischen Freunden, und du kannst dir leicht einbilden, daß ich das holdeste der Mädchen nicht vergessen habe: wäre Auguste bei mir, rief ich, und meinen Ausruf haben die lauschenden Gestirne gehört, wäre Auguste bei mir und wie schöner wäre für mich die Natur, und wie angenehmer der erste Frühlingswind, der uns heute die sanften Freuden dieser beginnenden Jahreszeit verkündet! . . . Das erste was wir nach unserer Ankunft thaten, war, uns mit einigen Gläsern Neckarwein zu erfrischen, der wegen der großen Abgabe, die auf die Einfuhr fremder Weine gelegt ist, sehr selten ist, und von den Franzosen, die an ihre süßeren Weine gewöhnt sind, nicht geliebt wird, für mich hat er schon deswegen unendlich viel Annehmlichkeit, weil es vaterländischer Rebensaft ist, den mir die Hand einer schönen Landsmännin und einer Freundin reichte. Wir brachten den Abend am Kaminfeuer zu und legten uns frühzeitig, um 11 Uhr abends, mit dem Vorsatz zu Bette, den folgenden Tag einen Spaziergang zu machen. Allein von der Vorsätze großer Zahl scheitert die größere Hälfte und auch dem unsrigen mußten wir wegen der schlimmen Witterung entsagen, die die Nacht über eingetreten war. Da sitzen wir wiederum vor unserem Feuer, vertreiben uns die Zeit mit politischen Gesprächen, und da soeben die Zeitungen angekommen sind, und jeder sich mit Lesen beschäftigt, so nahm ich Tinte, Feder und Papier, um mich mit dir meine teure Geliebte

zu unterhalten.“ Mittags war große Gesellschaft, es kamen Bekannte des Hauses aus der Umgegend. Aber Kerner hatte seinen schwermütigen Tag. „Vergebens bemühte ich mich, teil an dem Gespräch der Gesellschaft zu nehmen, es scheint, daß die schlimme Witterung eine ungünstige Gemütsstimmung bei mir hervorbrachte; genug, ich hatte einen solchen Anfall von Schwermut, daß ich mich nicht erinnere, einen ähnlichen gehabt zu haben. Vergebens suchte meine Freundin mich aufmerksam auf mich selbst zu machen, vergebens sagte sie mir, daß sie in mir nicht mehr den ehemaligen munteren Jüngling erblicke, vergebens suchte ich selbst mich zu zerstreuen, meine finstere Stimmung nahm mit meinen Bemühungen zu und trieb mich auf einige Stunden aus der Gesellschaft in mein Zimmer, wo ich ungestört meinen Gedanken nachhing, und ungestört tausend schmerzhaften Betrachtungen mich überließ und meine größte Freude daran fand, ohne jemanden zum Zeugen zu haben, mich meinem Kummer überlassen zu können — und auch in deinen Schoß vermag ich nicht meine Schmerzen niederzulegen, auch dir nicht mitzuteilen, was meine Seele zerfleischt — in mich selbst muß ich den großen Gram verschließen, der wie eine sengende Kohle mein Innerstes zerstört, mich bei Tag verfolgt und bei Nacht mich in meiner Ruhe stört — o Zukunft! o Freiheit! o Republik! — Doch! mögen die Menschen auch noch so sehr an euch zerren, der Ereignisse Allgewalt scheint für eure Erhaltung sowie für den Untergang der Tyrannen zu bürgen! — Schon den ganzen Tag über höre ich den Donner der Kanonen, die hier seit kurzer Zeit verfertigt wurden und die man gegenwärtig probiert. Angenehme Musik für meine Ohren — jeder Knall ist ein Urteilsspruch über die Feinde der Freiheit.“ Der Brief, der recht in den Sturm der Gefühle blicken läßt, die in Kerners Seele tobten, enthält auch sonst noch manches Bemerkenswerte. Es wird erwähnt, daß viele patriotisch gesinnte Leute kein Fleisch

essen, das sehr selten ist, um in ihrem Teil die Verlegenheiten der Republick nicht zu vermehren. „Ich glaube, daß wir uns nächstens alle in Paris und in Frankreich mit Fastenspeisen werden begnügen müssen, indem man beinahe kein Fleisch, besonders kein Rindfleisch mehr haben kann. Seit der Revolution sind die Franken ungleich größere Fleischesser geworden und die Wohlhabenheit oder vielmehr der beträchtliche Gewinn der arbeitenden Klasse, also der großen Volksmasse, verursachte, daß eine Menge Leute, die ehemals bloß alle Sonntag den Fleischtopf an das Feuer setzten, ihn seit jener Zeit alle Tag an dasselbe stellen, und schon aus diesem Grund ungleich mehr Fleisch als zuvor verzehrt wurde.“ Weitere Gründe des Mangels seien der große Bedarf der Armeen, die Unruhen in den Departements die Paris mit Fleisch versahen, die gestörten Verbindungen mit dem Ausland. Doch Kerner weiß sich zu trösten: „So lang wir nur noch Brot und Wasser haben, so werden wir wenigstens immer noch Kräfte genug besitzen, um mit dem Eisen in der Hand den Vorrat unserer Feinde in ihrem eigenen Lande aufzusuchen.“

Die Erfolge der Republik gegen ihre auswärtigen Feinde sind ihm Labsal, wenn er über den innern Jammer verzweifeln will. Auch im Innern glaubt er im März, als Danton die Organisation einer starken Konventsregierung betreibt, eine Wendung zum Besseren im Anzug. Als aber mit Dantons Sturz die schlimmste Zeit des Schreckensregiments anbrach, sah er, längst von den Klubmännern bedroht, den sicheren Tod vor Augen, wenn er noch länger in Paris blieb. Durch Vermittlung Reinhards erhielt er einen Paß nach der Schweiz und Empfehlungsbriefe an die dortigen Bevollmächtigten der Republik. Fast gänzlich mittellos, kommt er auf dem Schweizer Boden an. Er nützt seinen dortigen Aufenthalt, die Einrichtungen des Landes, seine Geschichte, seine Natur kennen zu lernen. Dabei macht er

den französischen Agenten; er findet Gelegenheit „der Sache der Freiheit auf fremdem Boden zu dienen, während sie im Innern Frankreichs von den wildesten Tollköpfen täglich gemordet wurde.“ Indessen verfolgte ihn auch dorthin der Haß der Parteien. Die Schweiz war gleichfalls in zwei Lager geteilt, und er konnte sich weder dem einen noch dem andern anschließen, der Flüchtling wird ebenso von den Demokraten beargwöhnt als von den Aristokraten gemieden. Über Basel war er nach Zürich gereist, wo er 3 Monate sich aufhielt. Ein Brief vom 4. August meldet triumphierend mit atemloser Freude den Sturz Robespierres. „Soeben erhalte ich Briefe aus Paris — Robespierre ist tot — das Ungeheuer mit 90 seiner Anhänger guillotiniert. Die Freiheit triumphiert und die Tyrannen werden zernichtet, welche Gestalt sie auch annehmen mögen. Gott ich lebe aufs neue wieder — die Freiheit von Europa ist gerettet — solch eine Szene weisen die Geschichtbücher der Welt nicht auf. — Mögen sie erbleichen die Feinde der fränkischen Nation, Schrecklicheres konnte sich für sie nichts ereignen — die Folgen werden es beweisen.“ Wie eine Erlösung begrüßt er den Untergang der Schreckensmänner. Aufs neue stärkt sich seine Hoffnung auf den Sieg der Freiheit. Ebenso hat Reinhard bekannt, daß der Sturz des Ungeheuers ihm den Glauben an die Menschheit wiedergegeben habe.

In demselben Briefe verteidigt sich Kerner gegen den Vorwurf, daß er seit Monaten so nahe der Heimat sei und „nach 3 Jahren Trennung von einem Raum von 15 Meilen sich aufhalten lasse in die Arme der Geliebten zu fliegen.“ Er verweist auf die Geschäfte, die ihn in der Schweiz zurückhalten. Er hat sich eine strenge Bahn vorgezeichnet, und die Pflichten für die Menschheit sind ihm so heilig als die Liebe. Doch eben die Geschäfte rufen ihn gegen das Ende des Jahres nach der Heimat. Er hat von der französischen Gesandtschaft in der Schweiz den Auftrag, Verbindungen in

Württemberg anzuknüpfen und das Land, welches damals am Reichskrieg gegen die Republik teilnahm, für die Neutralität zu gewinnen. Zweimal unternimmt er zu diesem Zweck die Reise, die ihn nach fast vierjähriger Abwesenheit wieder zu den Seinigen führt. Er kommt nach Ludwigsburg, wo der Vater den republikanischen Sendling mit kalter Strenge empfängt. Er kommt ins Breyer'sche Haus in Stuttgart und durch das Wiedersehen wird das gelockerte Verhältnis mit Auguste wieder fester geknüpft. Den Zweck seiner Sendung aber hat er nur unvollkommen erreicht. Zwar konnte er sich davon überzeugen, daß in Schwaben starke Neigungen für die Republik vorhanden waren, und daß man das Aufhören des Kriegszustands je eher je lieber wünschte. Neutralität und Friede waren ein sehr verbreiteter Wunsch, den man bis in die Kreise der Regierung hinauf teilte. Der Minister Kniestädt und mehrere Räte hörten ihn mit Geneigtheit an, und vom General Nicolai, dem Artilleriekommandanten des schwäbischen Kreises, vernahm er Geständnisse über den Zustand der Verteidigungsanstalten, die das Herz des Republikaners höchlich erfreuen mußten. Bitter klagte der General über die Unzulänglichkeit, den üblen Willen, die Zuchtlosigkeit der Nationalmiliz und meinte, die zur Verteidigung Schwabens bestimmten Truppen seien nichts als ein unfähiger Vorposten, der im Fall einer Invasion nichts andres thun könnte als sich zurückziehen. Allein der Herzog Ludwig Eugen haßte die Revolution und die Franzosen, und sein vornehmster Ratgeber, der Geheime Sekretär Schwab, bestärkte ihn in seiner dem Reiche zugewandten Gesinnung. Als der Herzog von den Umtrieben des jungen Kerner hörte, ließ er dessen Vater unter der Hand bedeuten, er möge für die schleunigste Entfernung seines Sohnes Sorge tragen. Am meisten Erfolg hatte dieser bei den Mitgliedern des landschaftlichen Ausschusses gehabt. Der Landschaftskonsulent J. G. Kerner war sein Oheim. Es

wurde eine Art stillschweigender Verabredung dahin getroffen, daß Kerner, nach Paris zurückgekehrt, als Vertrauensmann des Ausschusses in den Angelegenheiten Württembergs gebraucht werden solle.

Im Dezember ist Kerner wieder in Basel. Seine Geschäfte, schreibt er, gehen gut; er ist jetzt auch mit Mitteln reichlich versehen, und er kehrt nach Paris zurück mit Papieren, die ihm persönliche Sicherheit und gute Aufnahme versprechen.

Die Reaktion gegen die Schreckensherrschaft war in vollem Gang. Beschwichtigung und Versöhnung war in der inneren Politik, der allgemeine Friede in der auswärtigen Politik das Losungswort. Die jakobinische Partei wurde am 12. Germinal (1. April 1795) und noch gründlicher nach dem Aufstand vom 1. Prairial (20. Mai) gebändigt. Auf den Abschluß des Friedens mit Preußen folgte die Annahme der neuen Verfassung. Das Direktorium stellte die diplomatischen Beziehungen wieder her, und wir sehen Kerner, der am 1. Prairial nur mit knapper Not sein Leben aus einem wütenden Volkshaufen rettete, in den nächsten Jahren im auswärtigen Dienste der Republik; er selbst noch immer des guten Glaubens, daß die ausgreifende Eroberungspolitik, welche nun das Direktorium verfolgt, den großen Grundsätzen der Revolution den Sieg, der Welt die Freiheit bringen werde. Reinhard war im Sommer 1795 zum Gesandten der Republik beim niedersächsischen Kreise mit dem Sitze in Hamburg ernannt worden; Kerner folgte dem Freunde dahin als sein Privatsekretär, und er hat in dieser Eigenschaft bei Reinhard in dessen wechselnden Missionen bis zum Jahre 1801 ausgehalten.

Ganz der Neigung Kerners entsprach es, daß Reinhard ihn vorzugsweise zu politischen Sendungen verwandte. Wir sehen ihn ein unstetes Leben führen, er ist immer unterwegs, immer zu Pferd und immer aufs leidenschaftlichste bewegt von dem

Gang der Ereignisse. Seine Sprache ist heftiger, stürmischer als je. Sie wird um so aufgeregter, je bedenklicher seine Ideale mit den brutalen Thatsachen in Widerstreit geraten. Noch gesteht er sich diesen Widerstreit nicht ein, doch schon vernimmt man die erwachende innere Stimme inmitten des betäubenden Aufschreis der politischen Raserei. Und in diesen Sturm der Gefühle mischt sich der nagende Schmerz seiner Liebe, deren Aussichten jetzt wieder mehr und mehr sich verdüstern. Nichts ist beredter als folgende Bekenntnisse, die den Briefen aus Hamburg vom Jahre 1796 entnommen sind: „Meine Wünsche liegen begraben bei meinen Aussichten und der einzige Anspruch, den ich der Zukunft mache — betrifft das Glück meiner Freunde und das Glück der Menschheit . . . In meinem Herzen tobt ein ewiger Orkan, während in meinem Gehirn ein Lavastrom wütet . . . Vor mir liegt die Zukunft wie eine egyptische Finsternis — mich hineinzustürzen ohne rückwärts zu blicken ist das Gebot des unerbittlichen Schicksals. Das Leben hat seinen Wert für mich verloren — und wenn ich der Sache, deren Verteidiger ich jetzo schon mit gleicher Festigkeit seit fünf Jahren bin, noch Mühe, Zeit, Gesundheit und alles opfere, was ein Sterblicher ihr opfern kann, so ist es kein Opfer mehr, das ich ihr bringe, sondern Gaben, deren ich froh bin los zu werden. — Ich fange an zu fühlen, daß hier unten kein Glück mehr für mich reifen kann, und was mich noch an die Existenz fesselt ist die große Sache, auf der gegenwärtig das Aug der Welten geheftet ist. Was sagen Sie zu unsern Siegen in Italien?“ Dieser Gedanke richtet ihn plötzlich auf. Das Waffenglück der Republik, das ist sein einziger Trost, und der Jubelruf, daß Heere von Fürstenknechten schreckensbleich vor dem Genius der Freiheit in ein verächtliches Nichts zurückstürzen, übertönt alles. „Glaubten Sie etwa, daß die Gewalthandlungen einiger mauvais sujets in unseren Armeen — mich verzweifeln machen könnte — an der

Sache der Freiheit? . . . Freilich sind neue Schwierigkeiten, neue Hindernisse zu bekämpfen — freilich müssen wir uns mit neuer Geduld waffnen — aber mein Haß gegen die Könige und das Königtum, das in seinen Folgen sich noch gräßlicher als während seiner Existenz zeigt — ist so groß, daß ich nichts starkes und rechtliches kenne, wozu dieser Haß allein mich nicht fähig machen könnte. Längst schon hätte mein ohnehin nicht starker Körper unter den Strapazen, die ich ihm aufgebürdet habe, erliegen sollen, allein mitten unter den mannigfaltigsten Zeichen der Kränklichkeit erhält eben jener Haß in ihm das Gefühl der Stärke, mit allen Fähigkeiten, die es zeugt. Es ist jetzo ein Jahr, daß wir in Hamburg sind — während dieser Zeit habe ich nicht nur meine eigenen weitläufigen Geschäfte besorgt, nicht nur mehrere politische Schriften verfertigt, sondern den größeren Teil der Sekretariatsgeschäfte der hiesigen fränkischen Legation besorgt — einen Strich Landes von ungefähr 300 Meilen durchreist, überall Bemerkungen gesammelt, Bekanntschaften geschlossen und Verbindungen eingegangen, die sich auf die große Sache beziehen, in deren Verteidigung ich lebe und auch zu sterben gedenke — kurz ich bin nicht bange, Rechenschaft von meinen Momenten abzulegen — und gehöre ich nicht zu den stärksten Gegnern des Königs und Fürstendespotismus, so verdiene ich doch unter die Thätigsten gezählt zu werden." Und nach der Erwähnung von Reinhards glücklicher Verheiratung mit Christine Reimarus: „Ich lebe im Genuß und in der Freude der andern — ihr Glück ist das meinige und so laufe ich doch nicht Gefahr, der Gesellschaft durch meine finstere Stimmung beschwerlich zu fallen, die, wenn sie sich aufhellt, nur der ungestümen, nicht jener ruhigeren und allein beglückenden Freude weicht".

Aus diesen Briefen ersehen wir auch, daß Kerner am liebsten zur Armee abgegangen wäre. Das Kriegsglück schlug wieder um, und angesichts der Unfälle der republikanischen

Heere hielt es ihn nicht länger, er bestand auf seiner Abreise; doch Reinhard wollte den Freund nicht von seiner Seite lassen, er verweigerte ihm die Pässe, und sie kamen zuletzt überein, „dem trefflichen Sieyes, unserm gemeinschaftlichen Freund“, diesen Streit zur Entscheidung vorzulegen. An Bewegung und Abwechslung hat es Kerner auch in der Stellung bei Reinhard nicht gefehlt. Seine Kreuz- und Querfahrten in Norddeutschland unterbrach eine mehrwöchentliche Reise nach Paris, und als die Kaiserin Katharina gestorben war, wollte der Gesandte im Dezember 1796 seinen Sekretär zur Beobachtung des neuen Regierungssystems nach Petersburg senden. Dort sollte er zugleich im Interesse des hanseatischen Handels für einen engeren Verkehr zwischen russischen und französischen Häfen und damit für eine politische Annäherung der beiden Länder wirken. Er kam aber nur bis Berlin, wo Haugwitz sowohl als der französische Gesandte Caillard ihn bestimmten, den Plan aufzugeben.

Zu Ende des Jahres 1797 wurde Reinhard von der Regierung des Direktoriums auf den Gesandtschaftsposten in Florenz versetzt. Im folgenden Frühjahr trat er mit seiner Frau und mit seinem Sekretär die Reise dahin an. Sie nahmen den Weg über Paris und über Schwaben. Kerners Vater war im Jahr 1795 auf die Oberamtei Maulbronn versetzt worden; dort wohnte er in dem ehemaligen herzoglichen Schloß, dem stattlichen Gebäude mit Freitreppe und zwei Ecktürmen gegenüber der Prälatur. Unvermutet trafen hier eines Tages die Reisenden aus Paris ein, und Justinus, der damals 13 Jahre alt war, hat aus lebhafter Erinnerung diesen Besuch, der ein Ereignis war, in seinem Bilderbuch geschildert. „Die Freude des Wiedersehens“, erzählt er, „nach all den Gefahren und Irrwegen war groß und zähmte selbst die Strenge meines Vaters, der, ein fester Monarchist, den republikanischen Sohn demungeachtet mit Liebe wieder an sein väterliches Herz drückte. Die ernste

Würde Reinhards, dessen Aussehen gar nicht das eines leichten Republikaners war (schon damals hatte er das Aussehen eines Grafen und Pairs) das Lob, das er meinem Bruder erteilte, wie er sich in Paris Liebe und Ansehen verschafft, die Erzählungen von den Stürmen, in denen er gänzlich mit Aufopferung seiner selbst das Leben von Freunden und Fremden verteidigt und gerettet, das alles erwärmte das väterliche Herz."

Der Aufenthalt der beiden Schwaben in Florenz dauerte vom Juni 1798 bis zum Juli des folgenden Jahrs. Am liebsten hätte sich Kerner Bonapartes Feldzug nach Egypten angeschlossen, die Sache war auch bereits eingeleitet, Reinhard vermochte ihn aber auch diesmal, auf seinen Plan zu verzichten. Auch in Italien wurde der Sekretär vielfach in politischen Aufträgen verschickt. Schon vom Juli finden sich Stimmungsberichte, die er für Reinhard aus Pisa, aus Lucca, aus Rom zu verfassen hatte In Rom lernte er den General Joubert kennen, und zwar traf er mit ihm in Tivoli zusammen, an den Fällen des Anio, unter den Erinnerungen an Cicero, Mäcenas, Horaz, Tibull und Catull, Brutus und Cassius. „Hier heiligte die letzte Flamme römischer Freiheit den Dolch, der Cäsars Brust durchbohrte. Auf dieser der Geschichte geheiligten Stätte traf ich zuerst mit dem Helden zusammen, dessen Name mit allem Fuge auch der Geschichte dieses Landes angehört, dessen Charakter Roms schönsten Jahrhunderts würdig war, der, wie keiner der fränkischen Feldherrn, so viel Sinn für Vereinigung der italienischen Völker in eine unabhängige Nationalmacht hatte, mit Joubert, dem Unvergeßlichen. Im Austausch unserer Gefühle wandelten wir hier lange unter den Trümmern vergangener Größe dieses Volkes."

Vom 4. August liegt auch wieder ein Brief von ihm an Luise vor, die sich inzwischen an den Magister Scholl, damals Helfer in Sindelfingen, vermählt hatte. Das Ver-

hältnis mit Auguste ist jetzt gelöst. Luise hatte von ihm verlangt, daß er entsage, und er entgegnet, er fühle sich Augustens nicht mehr würdig, nachdem sie acht Jahre ohne Aussicht geharrt, er habe nur noch Verzeihung von ihr zu fordern, daß sie die schönsten Jahre ihres Lebens durch ihn verloren. Ich stürme, schreibt er dann weiter, „indeß in Italien herum —, wünsche Ruhe und finde sie nicht — selbst meine physische Natur kann sich nur im Element heftiger Bewegung erhalten und erholen. — Ruhe — die ich wünsche — Ruhe wirft mich darnieder, ich komme soeben von Rom zurück — wo ich hingehe, hoffe ich etwas von den Menschen — wo ich herkomme, finde ich mich in meiner Hoffnung betrogen — Beobachtungen über mich selbst zeigen mir, wie sehr ich die Nichtswürdigkeit meines Zeitalters an mir trage — und wie ungleich das Verhältnis der Kraft zu dem Willen ist. Dies alles ist nicht gemacht um Ruhe in das Herz zurückzurufen, an dem bald Privatverhältnisse, bald Sorgen für die Sache der Freiheit zerren — Sorgen — denen ich nur mit meinem letzten Atemzuge entsagen werde."

Noch in demselben Monat erhält er von Reinhard einen Auftrag in das Hauptquartier nach Mailand, und am 27. Fructidor (13. Sept.) schreibt er wieder von Florenz an Luise: „Seit drei Wochen bin ich hier — das Sitzen kommt mir ganz ungewohnt vor — indeß hoff ich, soll es nicht lang dauern — der Krieg wird täglich wahrscheinlicher, bricht er aus — so kommen wir so Gott will näher zusammen. — So wie der Friede gegenwärtig steht, ziehe ich den Krieg tausendmal vor — auch können die Republiken in Italien nur durchs Kriegsfeuer von den Schlacken gereinigt werden, was sie so sehr bedürfen — Freiheit ohne Kampf ist ein ungewisses Gut . . . die Aristokratie sowie die Pfaffen zählen bei Wiederausbruch des Krieges auf Wälder von Dolchen — allein unsere Kartätschen sollen, hoff

ich, ausschließend gegen Pfaffen und Adel gerichtet werden — denn die Verbrechen, die das in Aberglauben versunkene Volk begeht, sind ihm von jenen beiden Ungeheuern eingegeben — mag das Volk für Exzesse begehen, welche es will, so müssen diese beide die Strafe empfangen." Ein Lichtpunkt sind ihm in dieser Zeit die Nachrichten, die er über den Fortgang der demokratischen Sache aus der Schweiz erthält. „Mein Kopf legt sich am gernsten auf die helvetischen Felsen nieder —, dort findet er noch Ruhe — und mein Herz neue Hoffnungen für die große gemißhandelte Sache der Freiheit."

Der nächste Brief Kerners ist aus Paris datiert. Der Hof von Neapel hatte den Krieg gegen die Franzosen eröffnet, ein neapolitanisch-englisches Geschwader überrumpelte den Hafen von Livorno, die Neutralität des Großherzogtums war bedroht, Reinhard selbst fühlte sich unsicher und er sandte Kerner nach Paris, um in solcher Lage Weisungen vom Direktorium einzuholen. Dieser schreibt aus Paris am 29. Frimaire (19. Dezember), daß er 22 Tage und Nächte beinahe ohne Unterbrechung zu Pferd gesessen habe, seine Gesundheit aber sei fester als jemals. „In 22 Tagen, liebe Luise, habe ich ein paar hundert Menschen mehr kennen gelernt — und Dinge gesehen und erlebt, die man nur in Zeiten, wie die unsrigen sind, in einem so kurzen Zeitraum erleben und bei einer Lebensart, wie die meinige ist, selbst sehen kann. Zweimal verließ ich Florenz mit nur zu großer Wahrscheinlichkeit auf Dolche zu stoßen — allein nur den Langsamen erreicht die Gefahr und um über Abgründe hinzuschwinden, giebt es keinen sichereren Führer als die Schnelligkeit des Blitzes. Sturm und Regen haben mich niemals verlassen — besonders in den Apenninen, die ich binnen 6 Tagen 3mal durchstreifte und auf dem Montcenis, den ich bei Nacht passierte, wütete die Witterung am wildesten — o liebe Luise — wenn ich dann so von der Natur um-

rast — mich in jene Gegenden hinträume, wo einst meine schönsten Wünsche blühten — dann drück ich dem Roß beide Sporen in den Leib, um dieser Erinnerung zu entfliehen — allein vergebens."

Die Rückreise nach Florenz, mitten im strengsten Winter, ging wieder über den Montcenis. Glatteis machte den fünftägigen Ritt zu einem halsbrechenden. Dann ging es im Flug über Turin und Mailand. Erst in Reggio fand er wieder erquickenden Schlaf, fand er zugleich Nahrung für Herz und Kopf. Denn hier traf er wieder mit Joubert zusammen, der eben im Begriff war, abgestoßen von den in Italien verübten Räubereien seiner Landsleute, den Oberbefehl über die italienische Armee niederzulegen. „1½ Tag im Generalquartier bei einem Mann, der als Soldat, als Feldherr und Bürger gleich groß und gut ist — er hat mir erlaubt, in das Innere seiner Brust Blicke zu werfen — sie glüht für Wahrheit und Recht, und wenn jemals der Geschichtschreiber zwischen Joubert und Bonaparte zu richten hätte, so würde er jenem den Preis wahrer Größe zuerkennen müssen."

Während des vierzehntägigen Aufenthalts in Paris hatte er auch Kosciuszko kennen gelernt, und nach seiner Rückkehr schreibt er aus Florenz, 31 Nivose (20. Januar 1799), er habe Kosciuszko noch öfters gesehen, und rühmt dessen edle Einfalt. Er gedenkt der Hoffnungen Polens und im Zusammenhang damit seiner einstigen Träume von deutscher Freiheit. Mächtig ergreift ihn die Vaterlandsliebe und preßt ihm die rührendsten Klagen aus. „Die Hoffnungen des unterdrückten Polens, mag Frankreich ihnen auch versprechen, was es will — können sich vernünftigerweise nur auf Revolution in Teutschland gründen — und diese — — — !, o liebe Luise, hier tritt eine Thräne in mein Aug — fünf Jahre sind vorüber, daß ich auf der Grenze Schwabens zu den Füßen einer teutschen Eiche dem Himmel schwur, mein

Haupt nicht ruhig niederzulegen, bis diese Eiche auf freiem Boden stehe — — noch, noch beschattet sie entweihte Erde — noch darf ich nicht ruhen — hab keine oder nur wenige Hoffnung, es zu können, wenn nicht der wohlthätige Würgengel — Tod — sich meiner erbarmt. Teutsche Freiheit — ja es ist ein schöner und göttlicher Gedanke, der mich mitten aus meiner Ermattung reißt und meine Adern mit einer unbekannten Kraft erfüllt — Teutsche Freiheit — ich werde dafür gelebt, ich werde dafür gehandelt haben — ohne sie jemals zu sehen. Aber sehen werden sie und erringen die, die da kommen und besser und kraftvoller und glücklicher sein werden als die kettenduldenden Väter."

Im Februar wird ihm ein neuer Auftrag Reinhards zu teil. Er hat eine Kontribution von 2 Millionen nach Bologna zu überbringen — „eine verdammte Kommission"; denn es geht über die Gebirge zwischen Pistoja und Modena, in der Winterkälte, unter Sturm und Regen, durch elende Dörfer, die von einem unlängst erfolgten Durchzug französischer Truppen ausgesogen und ausgeplündert sind. Sechs Geldwagen mit ihren Fuhrleuten, dazu eine Bedeckung von 50 Mann mit einem Hauptmann, einem Lieutenant und zwei Unteroffizieren — so bewegt sich der Zug langsam auf den Gebirgswegen des Apennins weiter. Kerner hat einen Requisitionswagen zu seiner Verfügung, aber er überläßt ihn den beiden Offizieren und zieht es vor, auf einem Reinhard gehörigen Rappen an der Spitze des Zuges zu reiten. Sein menschenfreundliches Herz blickt aus allem hervor: er teilt die Strapazen mit seinen Leuten, sorgt für sie aufs beste, kocht Späzlen für sie, giebt ihnen besondere Belohnungen, und ebenso nimmt er sich der armen Dorfbewohner an, mit freundlichem Zuspruch und mit Geldspenden. Seine Absicht ist, über Pistoja, Lucca, Pisa nach Florenz zurückzukehren. „In allen diesen Städten habe ich gute Freunde, die ich auf einige Stunden besuchen will — um so mehr, da ich an den Wieder-

ausbruch des Krieges glaube — und dann nach jenen Gegenden zurückzukehren hoffe — zu denen mitten durch diese Gebirgsklüfte meine Gedanken, meine Wünsche und meine Hoffnungen fliegen — in jene Gegenden, Zeugen meiner Kindheit — Zeugen meiner einstigen Seligkeit und einst vielleicht noch Zeugen meines Todes für vaterländische Freiheit." Er ändert aber den Plan und dehnt die Reise nach Mailand aus, wo vor kurzem die von dem Kommissär Trouvé (inzwischen war dieser nach Stuttgart versetzt) oktroyierte neue Verfassung für die cisalpinische Republik eingeführt worden war, unter Stürmen, die noch immer nachwirkten. Kerner schreibt von der Feigheit, die bei diesem Anlaß von so vielen bewiesen wurde, tröstet sich aber damit: das Zeitalter sei an Beispielen von Mut und Feigheit gleich reich, „und echte Republikaner müssen sich durch diese Betrachtung nicht abschrecken lassen. An vollkommenen Sieg dürfen wir nicht glauben, dazu ist das Zeitalter zu verkrüppelt — über unsern Gräbern wird die Freiheit in ihrer vollkommenen Glorie glänzen — aber diese Zeiten, wir werden sie nicht erleben und es wäre auch unbillig, wenn dies Glück uns gegeben wäre. — Der Krieg wird mit jedem Tag gewisser — mein Blut rollt stärker bei dem Gedanken, daß ich bald vielleicht auf vaterländischem Boden für vaterländische Freiheit kämpfen darf — o liebe Luise — Wiedersehen unter solchen Umständen — wie grenzenlos froh würde mich dies machen — allein der Traum ist zu schön, um an seine Erfüllung zu glauben."

Krampfhaft strecken sich seine Gedanken nach der Heimat, immer verlangender, je bitterer seine Erfahrungen im Dienste der Franken sind. Noch will er sichs nicht gestehen, aber doch spürt man, daß eine Wendung sich vorbereitet, das Heimweh wächst und schon beginnt sich in der Stille das Band anzuknüpfen, das ihn nach dem schmerzlichen Eingeständnis des Irrtums in das Vaterland zurückbringen wird.

Doch zunächst bricht der Krieg aus, den er so oft herbeigewünscht, der zweite Koalitionskrieg. Die nächste Folge ist die Besetzung Toskanas durch eine französische Division, die Vertreibung des Großherzogs, und der Gesandte der Republik, Bürger Reinhard, übernimmt als Zivilkommissär die Regierung des Landes. Eine seltsame Laune des Schicksals hatte die beiden Schwaben, den Stiftler und an seiner Seite den Karlsschüler, dazu berufen, in der Stadt Macchiavellis einen praktischen Versuch mit der Staatsweisheit der Revolution anzustellen. Schade, daß wir gerade über diese Zeit, da sie vom französischen Gesandtschaftspalast volksbeglückende Gesetze und Verordnungen erließen, nur spärliche Nachrichten von ihnen haben. Daß der Versuch übel ablaufen mußte, konnte ihnen freilich schon nach kurzer Zeit nicht zweifelhaft sein. Auf den Hauptschauplätzen in Süddeutschland und in Oberitalien hatte der Krieg sofort eine für die Franzosen ungünstige Wendung genommen, und davon hing auch das Schicksal der französischen Herrschaft in Toskana ab: sie stürzte zusammen noch ehe sie sich recht eingerichtet hatte. Schon im Mai brach, ermutigt durch das Glück der Verbündeten und geschürt von der Geistlichkeit, ein Aufstand in den oberen Thälern aus, Arezzo und Cortona erhoben sich, und da der größere Teil der französischen Besatzungstruppen zur Verstärkung der Hauptarmee hatte abgegeben werden müssen, griff die Empörung fast widerstandslos um sich. Die Franzosen hatten sich ihrer Haut zu wehren, und Kerner griff, seiner alten Neigung folgend, selbst zu den Waffen, nahm an einem Gefecht gegen die aufständischen Aretiner teil und trug einen Säbelhieb über die Schulter davon.

Anfangs Juli sahen sich die Franzosen genötigt, Florenz zu verlassen und am 13. schifften sich die Flüchtigen in Livorno auf einem gemieteten Fahrzeug ein: Reinhard und seine Familie, der kommandierende General mit seinem Stabe, Kerner, die kompromittierten Toskaner, im ganzen 50 Per-

sonen. Es war eine traurige Überfahrt, und Kerner hat in seinen Aufzeichnungen von dem tiefen brütenden Schmerze berichtet, in welchen Reinhard versank: seine Hoffnungen zertrümmert sehend, klagte dieser den Undank des Volkes an, das seinen wohlmeinenden Absichten zum Trotz die Freiheit verschmähte und lieber von Pfaffen und Edelleuten in die Knechtschaft sich zurückführen ließ. Wie dann während dieser Fahrt Kerner in tollem Übermut eine Kanone gegen ein englisches Fahrzeug abfeuerte, was Reinhard großen Verdruß bereitete, wie die Reisenden vor Toulon Quarantäne halten mußten und der ungeduldige Kerner, um sich die Zeit zu vertreiben, allerlei Schauspiele und Festlichkeiten veranstaltete, das hat des Bruders Bilderbuch erzählt.

In Toulon ans Land gestiegen erfuhr Reinhard seine Ernennung zum Minister des Auswärtigen an Talleyrands Stelle. Auch jetzt folgte ihm der jüngere Freund als sein getreuer Sekretär. Warum Kerner nie eine selbständigere Stellung gewann, worauf ihm doch seine hingebenden Dienste Anspruch zu geben schienen? Ihn selbst hören wir nie darüber Klage führen. Reinhold aber, der Jugendfreund, schrieb an Frau Luise Scholl, vielleicht habe es ihm geschadet, daß er sich äußerlich nicht genug zum Franzosen bildete, daß er seine Deutschheit in allem, auch in der Sprache, zu sehr beibehielt.

Reinhards Ministerium war von kurzer Dauer. Der 18. Brumaire hat ihm nach 2½ Monaten ein rasches Ende bereitet. Das wichtigste Ereignis während dieser Zeit war das Scheitern des englisch-russischen Unternehmens an der holländischen Küste. Reinhard bediente sich damals seines Sekretärs zu einer Sendung in das Hauptquartier des Generals Brune, und Kerner begnügte sich nicht mit seinem diplomatischen Auftrag: wiederum nahm er an einem der Gefechte gegen das Heer der Verbündeten teil, wobei er durch eine Musketenkugel im Arm verwundet wurde.

Und noch einmal begleitete er Reinhard, als dieser nach dem Staatsstreich Bonapartes den Gesandtschaftsposten in Bern übernahm. Auch jetzt gab es wiederholte Aufträge nach Italien auszuführen. Im Frühjahr 1800 begleitete Kerner den großen Zug über den Sankt Bernhard. Aber auch die Heimat hat er von Bern aus wiedergesehen. Dies geschah zu einer Zeit, da er bereits angefangen hatte, von der französischen Sache sich innerlich loszumachen, empört durch die Alleinherrschaft, die sich auf den Trümmern der Freiheit aufbaute. „Großer, von Europa und der Nachwelt besungener Held!“ — so schrieb er in sein Tagebuch — „Auch du bist worden nichts und wirst werden nichts, als ein Mensch, der nicht gethan hat, was er hätte thun können, und nicht geworden ist, was er der ganzen Menschheit hätte werden können!“ In den Hartmannschen Familienerinnerungen ist ein höchst bezeichnender Vorfall erzählt, der in den August des Jahres 1801 fällt. August Hartmann machte damals auf der Rückreise aus Italien einen Besuch in Bern bei seinem Jugend- und Universitätsfreund Reinhard. Am Geburtstag des ersten Konsuls gab der Gesandte der Republik ein Festmahl, zu dem mit den anwesenden Diplomaten und französischen Generalen und Offizieren auch Hartmann geladen war. Am Schluß des Mahles erhob Reinhard sein Glas und sagte: „Napoleon, der immer Wort gehalten, und der auch der Schweiz das ihr gegebene Versprechen halten wird, ihre Unabhängigkeit zu wahren, lebe hoch!“ Darauf stand Kerner auf und sagte: „Napoleon, der niemals Wort gehalten, der den unglücklichen Bewohnern des Simplon Ersatz für das Unrecht, das an ihnen begangen wurde, versprochen und nicht gehalten hat, er soll dennoch leben!“ Die Entrüstung über diese Unvorsichtigkeit, so erzählt Hartmann, war allgemein, alles stand auf, Reinhard hieß Kerner sich entfernen und dieser war am Ende genötigt, in Bauernkleidern zu fliehen, weil ihn die anwesenden Franzosen nach Frankreich

ausliefern wollten, während Reinhard nichts für ihn thun konnte als seine Flucht begünstigen, da seine eigene Existenz durch diese Unvorsichtigkeit bedroht war.

Der Flüchtling eilte nach der schwäbischen Heimat. Er war in Maulbronn, wo er am Grabe des im Jahr 1799 gestorbenen Vaters von einem wilden Fieberfrost ergriffen wurde. Er besuchte die Mutter und die Geschwister, die wieder in Ludwigsburg lebten, und damals war es, daß er den Bruder Justinus zu einem Schreiner in die Lehre brachte und im Spiel der Maultrommel unterrichtete. Er war auch im Breyerschen Hause in Stuttgart und fand Auguste kränkelnd, wie er selbst wiederholt über seine erschütterte Gesundheit klagte. An der Heimat hing er mit ganzer Seele: „Schon der Gedanke, Würtemberg zu sehen, macht mich glücklich.“ Jetzt preßte ihm der schwankende Zustand des Landes, dessen Zukunft blinder Willkür überlassen schien, blutige Thränen aus: „so glaubte ich mein Vaterland nicht wieder zu finden.“ Es war sein letzter Besuch in der Heimat. Auch die Briefe an die Breyersche Familie hören jetzt auf. Auguste selbst ist in Stuttgart am 15. Dezember 1806 unvermählt gestorben.

Im November war Kerner nach Bern zurückgekehrt, und als Reinhard zu Ende des Jahres von seinem Posten abberufen wurde, begleitete er ihn nach Paris. Hier aber schieden sich ihre Wege. Denn Kerner war nun entschlossen, sein Schicksal von demjenigen Frankreichs zu trennen. Es war ihm unmöglich, dem Tyrannen zu dienen. Offen und ehrlich sagte er Talleyrand seine Meinung, so offen, daß er es rätlich fand, Paris schleunigst zu verlassen.

Er ging nach Hamburg, wo er sehr gesellig gelebt hatte und gute Freunde besaß. Als er aber eine Stelle in einem Comptoir suchte, machte er die Erfahrung, daß ihm sein politischer Ruf im Wege stand und wohl auch seine exzentrischen Lebensgewohnheiten, von denen sich in J. G. Rists Denkwürdigkeiten drastische Schilderungen finden. Er griff jetzt

zur Feder und begründete im März 1802 eine politische Wochenschrift: „Der Nordstern", die hauptsächlich gegen Bonaparte gerichtet war. Allein im Juni traf sein Freund Reinhard zum zweitenmal als französischer Gesandter in Hamburg ein und schon im folgenden Monat wurde der Nordstern unterdrückt. Jetzt entschloß sich Kerner zu seinem früheren Berufe zurückzukehren. Er ging nach Kopenhagen, um hier seine ärztlichen Kenntnisse aufzufrischen, und suchte Trost für sein verwundetes Gemüt auf einer Reise durch das südliche Schweden „im Anschauen der wogenden See und im Genuß der ländlichen Szenen auf schwedischem Boden." Im August 1803 kehrte er nach Hamburg zurück, wo er noch neun Jahre als ausübender Arzt und geschickter Geburtshelfer wirkte. „Ich wollte der Bekämpfung der geistigen Gebrechen der Menschheit mein Leben weihn, es gelang mir nicht. Nun kehre ich zur Bestimmung meiner Jugend zurück, zur Bekämpfung körperlicher Gebrechen der Menschen." Im Jahre 1804 verheiratete er sich mit einer „klugen und heiteren" Hamburgerin, Friederike Dunker, die ihm einen Sohn und zwei Töchter schenkte. Der Reiz der Teilnahme an den öffentlichen Geschäften zog ihn aber doch wieder in deren Nähe: er übernahm vom bremischen Senat den Auftrag, die Interessen dieser Stadt bei den in Hamburg weilenden französischen Generälen wahrzunehmen, ein Auftrag, der ihm ansehnliche Sendungen alten Rheinweins aus dem Bremer Ratskeller eintrug, die er redlich mit zechenden Freunden teilte.

Dies war in den Jahren 1807 bis 1810. Fortan aber widmete er sich ausschließlich dem ärztlichen Beruf, mit einer Hingebung und einem stürmischen Eifer, „als wollte er mit solchem Treiben und Schaffen in der Außenwelt einen doch immer mehr erwachenden Schmerz des Innern überwältigen". „Auch in diese neuen Verhältnisse," so schreibt J. G. Rist, „hatte er das unruhige und verzehrende Element hinüber-

getragen, das in seiner Zusammensetzung vorherrschte, und welches ihn, während es die zarte Bildung zu übermenschlichen Anstrengungen eine Zeitlang aufrecht erhielt, endlich frühe verzehrte. Exzentrisch in allen Dingen, schlafend, wenn andre wachten und umgekehrt, Tage und Nächte von Hause abwesend, ohne Nachricht von sich zu geben, sei es am Krankenbett, sei es auf lustigen Gelagen, mit ganz unglaublicher Behendigkeit in allen Gegenden der Stadt zugleich gegenwärtig, dann wieder auf rasenden, meilenweiten ärztlichen Ritten die Gegend durchsausend, dann tote Körper oder abgeschnittene Köpfe heimlich zum Grausen der Mitbewohner in sein Haus schleppend, war er ein ebenso ungemütlicher Hausvater, als hilfreicher Arzt und Menschenfreund und warmer Freund seiner Freunde." Ein andersmal nennt er ihn den wildesten und biedersten Schwaben, den die Erde getragen hat, und auch das hat Rist bezeugt, daß ein innerer Gram an seinem Herzen nagte und sich auf seinen blassen Wangen malte: der Gram über Europas Knechtschaft, der tiefe Unwille über die militärische Gewaltherrschaft des Einen, ein Unwille, der sich dann wieder in freimütigsten, verwegensten Reden, „mit schwäbischer Energie" ausgedrückten Verwünschungen des Korsen Luft machte. Und wieder ergriff ihn die Sehnsucht nach der Heimat. Doch mitten unter den Vorbereitungen zu der Reise nach Schwaben raffte ihn am 7. April 1812 ein Fieber hinweg, das ihn schon lange beschlichen hatte. Den Philistern und vornehmen Handelshäusern in Hamburg war er oftmals ein Ärgernis gewesen. Sein Tod aber versöhnte, wie Rist an Reinhold schrieb, auch die Philister, „und wer seiner Sonderbarkeiten, seiner Wildheit erwähnt, gedenkt auch seiner Milde, Liebe und Treue, seiner unüberwindlichen Thätigkeit, seiner uneigennützigen Wohlthätigkeit gegen die Armen." Reinhold selbst aber, der alte Freund von der Karlsschule, rief ihm trauernd die Worte nach:

.... Heftiger brannt die Flamme, die lang an der Quelle des Lebens
Hatte gezehrt, die sonst edle Begeisterung geweckt,
Zeugte verzehrenden Gram, und wütete tötlich im Innern.
Schmach unglücklicher Zeit brach das zerfallene Herz.

David Friedrich Strauß als Dichter.

1878.

In der Vorrede, welche die „Kleinen Schriften" im Jahre 1862 begleitete und die auch in der schönen Gesamtausgabe wieder abgedruckt ist, sprach Strauß sein Mißbehagen darüber aus, daß sich eine einseitige Vorstellung von seiner Geistesart im Publikum festgesetzt habe, und dieser Vorstellung entgegenzutreten war einer der Gründe, die ihn bestimmten jene Sammlung zu veröffentlichen, die ihn, den Verfasser des Lebens Jesu, wie er hoffte, doch von mehreren Seiten zeige, als ein in einer bestimmten Richtung abgefaßtes Werk. Mit jener einseitigen Vorstellung meinte er die, daß er insgemein als ein kalter, spöttischer Kritiker, als reiner Verstandesmensch beurteilt werde, eine Meinung, die allerdings schon vor jenen kleineren Aufsätzen ästhetischen und litterarischen Inhalts nicht Stand halten konnte. Denn sie zeigten den unerbittlichen theologischen Kritiker nicht nur von einem lebendigen Interesse für alles Schöne, für Dichtung und Künste beseelt, sondern sie ließen, in den biographischen Stücken, auch einen warmen Sinn für das Individuelle erkennen, der dem scharfen Eindringen in mannigfaltige Persönlichkeiten, wie es das Geschäft des Kritikers war, zugleich einen Zug gemütvollen Mitempfindens beimischte. Schon in der Wahl seiner Gegenstände war Strauß in der Regel von einer gewissen Sympathie geleitet,

und wenn diese fehlte, so geschah es leicht, daß Entwürfe oder schon angefangene Arbeiten wieder beiseite gelegt wurden. Übrigens war ja schon beim Leben Jesu ein ungewöhnliches Maß künstlerischer Gestaltungskraft, neben dem klaren kritischen Verstand ein Mitwirken der Phantasie nicht zu verkennen. Im leichten Fluß der Perioden, der Anschaulichkeit des Ausdrucks, der Wahl treffender Bilder, um von dem sicheren Aufbau des Ganzen nicht zu reden, kam diese Seite seiner Begabung zum Vorschein. Also zu der natürlichen Mitgift des wissenschaftlichen Forschers eine Stärke der Empfindung und eine Gestaltungskraft, wie sie zur Ausrüstung des Künstlers gehören. Wo jenes Vorurteil gleichwohl sich erhalten hat, wird es durch die Gedichtsammlung aus dem Nachlasse des Gelehrten vollends genötigt sein, die Waffen zu strecken.

Die Näherstehenden hatten längst gewußt, daß in dem Freunde auch eine dichterische Ader schlug. Hatte er doch schon als Seminarist in Blaubeuren und Tübingen die Genossen durch die Erfindung heiterer Schwänke ergötzt. Die Kompromotionalen — wie man in Schwaben die Genossen eines Jahrganges, einer Promotion nennt, die je zusammen den Lauf durch das niedere und das höhere Seminar nimmt — bewahren noch etliche Stücke dieser Art, und das Lustspiel: „Des Ephorus R. dritte Heirat“ kann nur darum nicht weiteren Kreisen dargeboten werden, weil es voll von Anspielungen lokaler und persönlicher Art ist, die heute von wenigen mehr genossen werden. Diese Gabe, dem, was ihn heiter oder ernst anregte, dichterischen Ausdruck zu geben, ist Strauß zeitlebens treu geblieben, im Alter so gut wie in der Jugend, auf dem schmerzvollen Krankenlager so gut wie im Kreise froher Genossen. Strauß wollte nicht ein Dichter sein, er erklärt es ausdrücklich, aber es war ihm Bedürfnis, das, was ihn menschlich bewegte, in künstlerische Form zu prägen und so aus dem Inneren zu entlassen. Das Dichten war ihm deshalb auch nicht bloßer Zeitvertreib,

Ausfüllung müßiger Stunden, vielmehr fand eine gewisse Seite seiner Begabung hiermit ihre Befriedigung. Er mußte dichten, oder genauer: es war ihm natürlich zu dichten, und der Umgang mit der Muse leistete ihm denselben Dienst, wie dem großen Meister, der sein Gemüt durch die Gabe der Dichtkunst befreite und entlastete. Bei diesem Meister ist er auch in die Schule gegangen, wofern man überhaupt von einer solchen reden kann. Zu Zeiten sprudelte der poetische Quell stärker, zu Zeiten schwächer: im Laufe der Jahre aber entstand so eine beträchtliche Anzahl von kleineren Gedichten, die eine Art Selbstbeichte darstellen und die für die Beurteilung der Persönlichkeit nachdrücklich ins Gewicht fallen.

Er selbst zwar hütete sorgsam diesen Schatz, der nur ihm und den nächsten Freunden gehörte. Weniges davon fand den Weg in die Öffentlichkeit. Bei seinen Lebzeiten, das stand ihm fest, sollten die Gedichte nicht zur Herausgabe gelangen. Was aber nach seinem Tode geschehen sollte, darüber schwankte er, und erst kurz vor dem Ende kam er zu dem Entschluß, den die schöne „Verordnung" ausspricht:

Diese schlichten kleinen Lieder,
Stille Seufzer meines Herzens,
Spiegelungen meines Schicksals,
Sind für meine lieben Freunde,
Sind für wenige Vertraute;
Für die Menge sind sie nicht.

Dennoch wollte er, in eingeschränktem Sinne, nicht wehren, daß nach seinem Tode „Kinder und Freunde von den Tönen seiner Saiten etwas auch vor denen draußen klingen lassen." Im Sinne dieses Vermächtnisses handelte der Sohn, Dr. Fr. Strauß in Stuttgart, indem er nach dem Tode seines Vaters eine Auswahl der Gedichte unter dem Titel: Poetisches Gedenkbuch drucken ließ und als Manuskript verteilte. Eine werte Erinnerungsgabe, von den Begünstigten mit lebhaftem

Danke aufgenommen, die aber, wie es bei Veröffentlichungen dieser Art zu geschehen pflegt, doch vor der Verbreitung in weitere Kreise nicht behütet werden konnte. Sogar öffentliche Besprechungen ließen sich nicht verhindern. Schon damit war der Grund, die Öffentlichkeit noch ferner zu beschränken, hinfällig geworden, und so stand denn die Familie, über die entgegenstehenden Rücksichten sich hinwegsetzend, nicht an, die vom Sohne veranstaltete Sammlung — mit einigen Änderungen durch Weglassen und Hinzunahme einzelner Stücke — der vollen Öffentlichkeit zu übergeben [1]).

In seinen litterarischen Denkwürdigkeiten hat Strauß selbst mit der Unparteilichkeit, mit der er fremde Erscheinungen zergliederte, auch die eigene dichterische Begabung zu analysieren versucht. Es reizte ihn, dem Widerspruch auf den Grund zu kommen: hier Anlagen, welche die des Poeten sind, und dabei das Bewußtsein, daß es doch an der Phantasie im höheren Sinne, an der schöpferischen Kraft gänzlich mangle. Beides, der unwiderstehliche dichterische Trieb, verbunden mit leichter Produktionskraft und doch das Fragmentarische seiner dichterischen Begabung, ist von ihm klar und sinnvoll auseinandergesetzt. Er selbst hat demjenigen die Mühe abgenommen, der in diese Geheimnisse seiner Werkstätte einzudringen die Lust trüge. „Das Stück von einem Poeten, das in mir war, ließ sich nicht hinauswerfen, um so weniger, als es in der That die Grundlage bildete, worauf mein ganzer geistiger Organismus aufgebaut war . . . Ich kann nicht dichten, aber ich habe nichts, weder großes noch kleines geschrieben, wobei mir der Poet in mir nicht zu statten gekommen wäre.“ Insbesondere rühmt er selbst die Naturgabe der Metapher, des Bildes, dem er einen großen Teil des Erfolges seiner Schriften zu danken habe,

[1]) Poetisches Gedenkbuch. Gedichte aus dem Nachlaß von David Friedrich Strauß. Eingeleitet von Eduard Zeller. Bonn, E. Strauß 1878.

dann die Kunst der dialogischen Form, die sich bei ihm leicht bei lebhafter Erörterung wissenschaftlicher Meinungen einstellte, endlich überhaupt sein glückliches Formtalent, was die prosaische Rede betrifft. „Anders ist es mit dem Vers: da geht mein Empfinden weit über mein Vermögen hinaus; ich weiß sehr genau, wie ein wohlgebauter Vers, ein reiner Reim beschaffen sein muß, aber sie selbst zu machen wird mir schwer und bedarf daher eines sehr starken Anstoßes von der Seite des Gefühls, in Lust oder Schmerz, Liebe oder Haß, um die Schwierigkeiten überwinden zu helfen."

Diese Einsicht in die Grenzen seines Talents hat Strauß daran gehindert, die Dichtkunst zu seinem Lebensberuf zu machen, obwohl er eine Zeitlang für die Romantiker, für Novalis und Tieck, für Böhme und Schelling schwärmte. Diese Einsicht hat aber auch, sofern der Hervorbringungstrieb nicht sich unterdrücken ließ, ihm die richtige Gattung angewiesen: das gelegentliche Lied, das durch Lust oder Unlust hervorgerufene Stimmungsbild, das Epigramm, das Selbstgespräch, die Epistel. Übrigens ist Eduard Zeller, der dem poetischen Gedenkbuch des Freundes eine Einleitung mitgegeben hat, der Meinung, der Verzicht auf die Dichtkunst als Lebensberuf habe sich bei Strauß nicht so ohne weiteres von selbst verstanden. Es war, sagt er, nur eine relative Schwäche seiner poetischen Anlagen, die ihm verbot sich diesem Zuge ganz hinzugeben; Schwäche nämlich gegenüber der wissenschaftlichen Begabung, die sich als die noch stärkere erwies. Zeller hat, was Strauß in jenen Selbstbekenntnissen ausführte, durch treffende Bemerkungen ergänzt, und er steht nicht an, einen der größten Denker, der zugleich einer der größten schriftstellerischen Künstler war, zum Vergleich herbeizuziehen; er erinnert nämlich an Platon, von dem erzählt wird, er habe sich in seiner Jugend der Poesie so ernstlich gewidmet, daß er als Bewerber um den Siegespreis im tragischen Wettkampf habe auftreten wollen, als

die Bekanntschaft mit Sokrates ihn bestimmte, der Dichtkunst für immer den Abschied zu geben.

Tritt man an das einzelne der Gedichte, so macht sich jene Selbstbeschränkung des Dichters ebenso wohlthuend geltend, als seine Meisterschaft in der Form. Er greift den Ton niemals höher, als ihm vollkommen natürlich ist. Aber dafür ist die durchsichtige Klarheit, die an der Straußschen Prosa gerühmt wird, in gleichem Maße auch diesen poetischen Spenden eigen. Es bleibt kein ungelöster Rest, nirgends ist eine Mühe der Arbeit sichtbar, nirgends wird man einer Phrase, einer rhetorischen Wendung begegnen. Wie eine sicher geformte Periode, so hat auch sein Vers eine gefällig spielende Anmut, die Kunst verbirgt sich; der Gedanke nie zu hohem, angestrengten Fluge aus, aber er weiß stets das zutreffende, das voll anschmiegende Gewand zu finden. Dabei gebietet der Dichter über einen Reichtum von Formen, in denen er sich mit gleicher Sicherheit bewegt, und glücklich weiß er die Stimmung der einzelnen Gattungen zu treffen. Die schönen Ghaselen: „Ich wollt' verreisen, nun verreis' ich nicht" und „Wo ist die Frühlingszeit gegangen hin" darf man Muster ihrer Gattung nennen, desgleichen manche der Sonette und der Sinngedichte. Anderes wird, je nach der Färbung des Inhalts, in die Form von Oden und von Choliamben gegossen. Und so sicher weiß sich der Meister, daß er selbst die Töne des einfachen Volkslieds anzuschlagen sich getrauen darf, des Volkslieds mit seiner bescheidenen Innigkeit, seiner frischen Wanderlust und den süßen Heimwehklängen.

Die chronologische Anordnung setzt den Leser in den stand, den Gang des Lebens, das sich in diesen Liedern spiegelt, von da an zu verfolgen, wo der gläubige Jüngling, vom Himmelsstrahl erweckt, sich im Dankgebet an Jesus wendet, bis zu den letzten Klagen des Krankenbettes und den ungebeugten Bekenntnissen des Sterbenden; durch die mannig=

fachen Stürme des Lebens hindurch, in deren Mitte doch die Poesie zumeist bei friedlichen Bildern verweilt, hier gleichsam ein Asyl findend, in das der Gehetzte sich flüchtet. Denn obwohl es nicht an Liedern fehlt, die von heftiger Leidenschaft erfüllt sind, nicht an Ausbrüchen gereizten und gekränkten Selbstgefühls, so zeigt die Muse des Dichters doch vorherrschend ein sinnendes Antlitz, sie verweilt am liebsten im Gebiet der Betrachtung. Auch den aufschäumenden bitteren Unmut überwindet sie zu männlicher Fassung und Ergebung. Nicht mit hohen Problemen will sie sich befassen, nur im nächsten, was den Dichter umgiebt, sucht sie ihre Stoffe; der Anblick antiker Kunstwerke giebt die Epigramme, die Musik einen Kranz von Sonetten ein; doch die anmutendsten Töne findet sie, wenn der Freund mit den Freunden redet. Zuweilen auch setzen heitere Begebnisse aus dem Kreise der Genossen seine Muse in Bewegung, und mit Recht nennt er in den Choliamben des Eingangs dieses Büchlein mit Gedichten seinen „Hausgarten": man wird nicht selten durch einen einfach bürgerlichen, hausväterlichen Ton sich angesprochen finden, z. B. in den Liedern mit Kehrreimen, in den warm empfundenen Oden an Freund Rapp und anderen. Wo aber die Muse in eine höhere Region sich wagt wie in der Elegienreihe „Vor dem Fernrohr", knüpft sie doch gleichfalls an persönliches an. Nichts ist anmutiger, als wie in diesen Betrachtungen über das Sterngewölbe das Lehrhafte in lebendigen Bezug gesetzt ist zu der lernenden und mitgenießenden Freundin. Das Vorbild, das hier ein so glückliches Seitenstück erhalten hat, wird jedem Leser sofort gegenwärtig sein.

Auch patriotische Klänge fehlen nicht, obwohl man an nichts weniger als an rednerische Ergüsse denken darf. Gerade hier ist die Art des Dichters überaus bezeichnend. Ungesucht schließt sich ihm der patriotische Gedanke an ein Naturbild. Er sieht im Walde zur Frühlingszeit mitten

unter grünenden Bäumen die Eiche allein noch kahl und verdrossen —

> Der eigensinnige Baum mit seinen Knorren! —
> Je nun, er ist der deutsche Baum, so dacht' ich;
> Laßt mir den deutschen Eichbaum unverworren.
>
> Was dauern soll, kommt selten übernächtig;
> Wenn längst die frühen Nachbarbäume dorren,
> Steht Deutschland noch, die Eiche, grün und mächtig.

Das ist im Jahre 1869 gedichtet. „Am Main", gedichtet 1868, ist eine Verwahrung gegen die damals aufgerichtete Mainlinie, aber wie ist daraus ein echtes Lied geworden, getaucht in volle Empfindung, und zugleich schlagend durch die Anschaulichkeit des Bildes, das der Dichter, beide zusammengehörige Ufer überblickend, vor den Leser zaubert:

> Hier kühler Wald, dort süßer Wein,
> Als lüden sich die Ufer ein,
> Am schönen Main
> Herüber und hinüber.

Was dem Dichter „die Muse im Krankenzimmer" gewesen ist, das hat er in dem Gedichte gleicher Überschrift dankbar geschildert:

> Ruf' ich, so erscheint sie gerne,
> Setzt sich stille zu dem Kranken,
> Haucht ihm tröstende Gedanken,
> Flüstert freundlich kleine Scherze;
> Doch dem Kummer auch, dem Schmerze
> Weiß sie ihre angenehmen,
> Schlichten Laute zu bequemen.

Daß gerade in den letzten qualvollen Tagen häusliches Glück seine lichten Strahlen dem einsamen Alten zusendet, der mit Festigkeit dem Ende entgegenblickt, giebt einen versöhnenden Schlußaccord, und zuletzt gewinnt man, alles zusammengenommen, den Eindruck eines zu gefestigter Weisheit hindurchgedrungenen Gemüts, das die Jugendlust wie stürmi-

sches Leid abgethan, in gereiftem Sinne die besten Früchte des Lebens sich angeeignet hat, gelassen, „mit Vogelblick des Lebens wirre Bahn und mein Geschick“ überschaut und am Ende nur eines noch übrig hat:

Was blieb dir, Seele, nun,
Als daß mit Ernst
Du in dir selber ruhn,
Du sterben lernst?

Die Schwäbische Alb.

1878.

Man darf bei dem Namen schwäbische Alb nicht an deren weit vornehmere und stolzere Vettern jenseits des Bodensees, nicht an die Alpen denken: um unliebsame Vergleichungen im Voraus abzuschneiden, hält sie darauf, daß schon die Schreibart sich unterscheide. Wenn das Nachbarland sein bairisches Gebirge hat mit seinen Felsspitzen und Schneefeldern, so hat unser Württemberg dem nichts an die Seite zu setzen. Alpenrose und Edelweiß gedeihen nicht auf seinen Höhen, gerade an seiner Grenze im Südosten beginnt die Landschaft alpinen Charakter anzunehmen. Es kann überhaupt keiner landschaftlichen Schönheiten ersten Ranges sich rühmen und muß darauf verzichten, mit dem Schwarme fernherkommender Touristen seine Thäler angefüllt zu sehen. Seine Flüsse werden schiffbar eben da wo sie das Land verlassen; denn wie das große Gebirge, so fehlt ihm auch der große Strom mit seiner Verkehrsstraße und den alten Kulturmittelpunkten, wie ihm die weite Ebene fehlt mit ihrer Lichtfülle und dem ferneverschwimmenden Horizont. Selbst am

Schwarzwald, der unser höchstes Gebirge ist, haben wir nur einen bescheidenen Teil; die bedeutendere und schönere Hälfte ist unseren Nachbarn im Westen zugefallen.

Von allen Bestandteilen, aus denen sich landschaftliche Schönheit zusammensetzt, haben wir nur Ansätze, Bruchstücke, Proben; nichts Ganzes und Großes, aber von allem ein wenig; eine kleine Probe selbst vom Meer, wenn wir am Ufer des Bodensees stehen und der Sturm die Wellen peitscht oder der Nebelmantel, der die Schweizer Berge verhüllt, den Schein einer unendlichen Fläche erzeugt. Ein buntes Kleid trägt der Boden des schwäbischen Landes, vielerlei drängt sich in engem Raume, in einzelne Gruppen scheint sich das Ganze aufzulösen, die doch wieder in einander übergehen; überall Thaleinschnitte, die köstliche, stille Winkel bergen. So muß die Mannigfaltigkeit der Bodenbildung Ersatz bieten für den Mangel großartiger Formen, und darin besteht auch der Hauptreiz der schwäbischen Alb, des Gebirgszuges, der sich von Südwest nach Nordost quer durch das Land zieht. Nichts Staunenswertes und Erhabenes zeigt sie dem Auge, aber sie läßt schon von Ferne Waldeinsamkeiten ahnen und würzige Bergluft. Der Landschaftsmaler wird hier keine Vorwürfe zu großen Schöpfungen, wohl aber eine Fülle von Einzelmotiven finden können.

Sie selbst gehört einem größeren Ganzen an; sie ist ein Teil des Juragebirges, südwestlich schließt sich der schweizerische, nordöstlich der fränkische Jura an. Auch was die Erhebung betrifft, steht der schwäbische Jura in der Mitte; seine durchschnittliche Erhebung beträgt 2500 Fuß; der schweizerische ist höher, der fränkische niedriger. Ihren Steilabfall hat die schwäbische Alb nach Nordwesten, dem Neckar zugekehrt; nach der Donau dacht sie sich allmählich ab, obwohl auch hier einzelne Thäler eingeschnitten sind, die mit den nördlichen zu wetteifern vermögen. Wenigstens werden die Klosterschüler in Blaubeuren kaum zugeben wollen, daß ihr Thal mit

geringeren Reizen geschmückt sei, als dasjenige, in welchem ihre Studiengenossen zu Urach aufwachsen.

Die Oberfläche, ein hügeliges Hochland, zeigt abwechselnd Wälder, Waiden und Saatfelder; der Boden, obwohl steinig, ist keineswegs unergiebig. Aber das Klima, dem Städter im Sommer erwünschte Kühle spendend, steht sonst im Rufe unfreundlich und rauh zu sein, ein Teil der Alb heißt geradezu „die Rauhe Alb“. Und wasserlos ist diese Hochfläche. Wehe dem Dorf mit seinen Strohdächern, wenn bei heftigem Winde die Flamme ausbricht. Das Kalkgestein ist überall zerklüftet und läßt die Feuchtigkeit zur Tiefe rinnen, so daß sie erst am Fuße in den vielen munteren Quellbächen wieder zum Vorschein kommt. Zahlreiche Höhlen, große und kleine, durchsetzen das Gebirge, die einen durch ihre Stalaktitenbildungen, die anderen durch die Reste vorweltlicher Tiergattungen und uralter Menschenansiedelungen berühmt. Der Wassersnot ist erst in jüngster Zeit abgeholfen worden, durch Pumpwerke, die für die Gemeinden eingerichtet worden sind und die das unentbehrliche Element vom Thale wieder zur Höhe emportreiben, ein bleibendes Verdienst der Landesregierung, welche die Mühe sich nicht verdrießen ließ, das gegen diese wie jede Neuerung mißtrauische Landvolk eines Besseren zu belehren und vom Segen der Zauberkunst, die aus dem nackten Felsen Quellwasser hervorlockt, zu überzeugen.

Da wo die Alb ihren Steilabfall hat, also nach Nordwest, da drängen sich auch ihre vornehmsten landschaftlichen Schönheiten zusammen. Ist von einer Landpartie auf die Alb die Rede, so meint man damit die Höhen und Thäler, welche sich der Neckarseite entlang die Hand reichen. Von der Ferne gesehen sieht freilich das Gebirge nach dieser Seite wie ein festgeschlossener Wall aus, nur wenig ist die einförmige Linie unterbrochen, nur wenig scheinen sich einzelne Kuppen über den Kamm zu erheben. Ernst und dunkel-

blau schließt diese Kette den Gesichtskreis ab, wenn man von den Höhen des Unterlandes nach Süden blickt. Erst am Abend, wenn es den Sonnenstrahlen gelingt, den Gebirgszug zu bestreichen, und dann in lichtere, violette Töne die Abhänge sich kleiden, wird man gewahr, daß die scheinbare Mauer überall durchbrochen ist, es sondern sich die einzelnen Glieder, der Eingang von Thälern wird sichtbar, und vor diesen sind selbständige Kegelberge aufgepflanzt: wie Inseln ein Festland umsäumen, so tritt eine Reihe von Gipfeln, zum Teil vulkanischen Ursprungs, aus der Masse des Gebirgs heraus, und die untergehende Sonne vergoldet auf ihnen bald eine Felsengruppe, bald die Überreste einer Burg.

Diese Zerrissenheit des Gebirgsrandes nun giebt der Landschaft Leben und Mannigfaltigkeit. Zwar bleibt sich der Karakter der Erhebung überall gleich, und überall bedeckt die obere steilere Hälfte derselbe Buchenwald, der wie ein Band um die einzelnen Glieder sich legt, und den in kurzen Abständen zahllose Felsenstirnen krönen. Aber die tiefgeschnittenen Thäler, die selbst wieder ihre größeren und kleineren Seitenthäler haben, der gewundene Lauf dieser Thaleinschnitte, der das einemal den Blick in einem Ringe von Waldbergen gefangen nimmt, ein anderesmal weite Fernsichten verstattet, die Vorsprünge, welche das scharfkantige Hochland bildet und die hier in eine spitze Ecke auslaufen, dort nach Art einer Landzunge in die Ebene sich erstrecken, die Gipfel, die bald mit dem Rücken an das Plateau angewachsen wie Ecktürme dasselbe überragen, so der Neuffen und die Teck, bald als freie Vorberge, näher oder entfernter, demselben gegenüber sich erheben, wie der Hohenzollern, die Achalm, Hohenurach, Hohenstaufen, Hohenrechberg — das alles schafft einen beständigen Wechsel der Ansicht. Man kann sagen, wer eines jener Thäler gesehen hat, hat alle gesehen, und doch wird man in jedem wieder durch eine andere Führung der Umrisse überrascht sein.

Zu dem allem kommt die Weihe, welche die geschichtlichen Erinnerungen mehr als einer dieser Höhen verleihen. Die Namen Hohenstaufen und Hohenzollern genügen, um uns zu sagen, daß wir uns auf klassischer Erde befinden. Beide gehören zu den freistehenden Vorbergen der Alb, sind aber so gestellt, daß sie nicht gegenseitig in Sicht sind, dagegen giebt es zahlreiche Punkte, wo man sie beide übersieht und in ihrem Anblick Betrachtungen über „Einst und Jetzt" unserer Geschichte nachhängen kann. Seitdem den Stammsitz unseres heutigen Kaiserhauses die unvergleichliche neue Burg schmückt, ist der Gegensatz zu der verödeten, jeder Zier beraubten Wiege der Stauffer doppelt ergreifend. Wie in einer Vorahnung der Herrlichkeit, die jetzt vom Zollern strahlt, sang vor mehr als einem halben Jahrhundert Gustav Schwab:

Doch Blick und Lied in vollern,
In schnellern Bahnen zieht!
Das ist ja Hohenzollern,
Was noch so sonnig glüht.
Der Staufen ist gesunken
In abendliche Nacht,
Du aber stehst noch trunken
Von königlicher Pracht!

Die anderen Burgen und Burgtrümmer haben freilich eine bescheidenere Kronik. Wo aber die Geschichte keinen Kranz auf sie gedrückt hat, da rankt an dem Mauerwerk um so üppiger die Sage sich empor. In Berg und Thal wimmelt es von alten Überlieferungen, die zum Theil noch deutlich ihre Herkunft aus den heidnischen Zeiten verraten, zum Teil aber an spätere geschichtliche Ereignisse sich knüpfen. Keine Stätte ist lieblicher von Sage und Dichtung verklärt als der keck auf einem senkrechten Felsen gebaute Lichtenstein: Wilhelm Hauff hat die Geister, die hier lebendig sind, aus alter Märe und aus dem reichen Born seiner Einbildungskraft hervorgezaubert und verdientermaßen ist im Angesicht

dieses Schlößchens sein Denkmal aufgestellt, auf einer Felsennadel inmitten rauschender Buchenzweige. Vom nahen Neuffen aber grüßt der Schatten eines anderen Dichters: aus dem dortigen Geschlechte stammte Herr Gottfried von Neuffen, der, wie das noch in späteren Tagen die schwäbischen Sänger pflegen, von grünem Anger und Maienwonne und „von seiner Frauen rotem Munde" sang.

Um sich einer weiteren Umschau zu erfreuen, sind natürlich am meisten die Vorberge aufgesucht. Zwar ist hier die Aussicht nach den Tyroler und Schweizer Alpen fast überall durch den nahen und höheren Kamm des Gebirges verdeckt, dafür gewähren sie den Einblick in die malerische Zerrissenheit der Hauptkette, in die Einschnitte und Vorsprünge, die sich immer wieder anders verschieben, während andererseits das Auge weit über das mit Städten und Dörfern besäte Unterland hinaus bis zu den Höhen des Schwarzwaldes, des Odenwaldes und der fränkischen Berge dringt. Nur von den Höhen im Südwesten, so vom Dreifaltigkeitsberge bei Spaichingen, wo man schon näher dem Rhein und seiner schweizerischen Heimat ist, entfaltet sich ein großartiges Panorama der Hochgebirgswelt. Und dort nähert sich die Alb selbst am meisten dem Hochgebirgs- oder doch wenigstens dem Voralpencharakter; stößt doch auch der Pflanzenliebhaber auf den dortigen Höhen zuweilen auf Funde, die ihn plötzlich in die alpine Flora versetzen. Aber das ist ein entlegener Teil der Alb, wenn man nämlich vom Mittelpunkt des Landes rechnet. Weitaus am meisten in Gunst stehen diejenigen Thäler, welche, leicht erreichbar, der mittleren Alb angehören, das Honauer, das Uracher, das Lenninger, das obere Filsthal. Sie verdienen auch diese Gunst um der Mannigfaltigkeit ihrer Reize willen, und unter ihnen wird der Preis neidlos dem Uracher Thale zuerkannt mit seinen zahlreichen Nebenthälern, die eben hier sich zusammenfalten, mit den stolzen Buchenwäldern und den kecken Felsen-

kronen, mit der schönen Burgruine und dem träumerisch in der Waldecke herabrinnenden Wasserfall. Eduard Mörike hat in den aus Naturgefühl und Jugenderinnerung zusammengewobenen Strophen: „Besuch in Urach“ die Stimmung dieses Thales unvergleichlich wiedergegeben; ganz wird die Feinheit dieser Dichtung nur der nachzuempfinden vermögen, wem selbst ein Stück Jugend an diesen Bergen hängt. Sie ist freilich zu einer Zeit gedichtet, als noch keine Eisenbahn sich in dieses Thal eingedrängt hatte, die heute an schönen Sommertagen Schwärme von Besuchern herbeiträgt. Doch wird auch heute, wer weise ist und recht genießen will, den Weg nach Urach über das Gebirge nehmen. Unter dem Schutz des Buchenwaldes klettert der Pfad zuerst zum aussichtberühmten Grünen Felsen empor, damit ist die Hochfläche erreicht und leicht geht es in der erfrischenden Bergluft über Sankt Johann, unter dessen Linden manches Glas geleert und manches Lied gesungen worden ist, hinüber zu den Felsen des Rutschenhofs; schroff abstürzend bilden sie den Hintergrund eines prachtvollen Amphitheaters, das nach der aus Waldesgrün sich erhebenden Burg Hohenurach sich öffnet, während von fernher die Gipfel des Neuffen und der Teck hereinsehen. Wieder nimmt Wald den Wanderer auf und verdeckt den neuen Wechsel der Szene: durch eine Felsenschlucht geht der Weg abwärts, plötzlich thut sich eine grüne Lichtung auf und daneben rauscht und stürzt in weitem Bogen am Felsen zerstäubend, der Bach zur Tiefe, wo ihn ein smaragdnes Wiesenthal aufnimmt. Zuletzt auf die ansehnliche Burg, wo Nikodemus Frischlin, die Freiheit suchend, am Fuße seines Kerkers das Haupt zerschellte, und hinab in das ehrwürdige Städtchen mit der gotischen Kirche und dem alten Schlosse mit seinen Erinnerungen an den Herzog Eberhard im Bart, den „reichsten Fürsten“ nach dem Zeugnis seiner fürstlichen Kollegen, die „preisend mit viel schönen Reden ihrer Länder Wert und Zahl“ im Saale zu Worms

saßen. Wir Schwaben sind vielleicht parteiische Richter, aber ich frage einen jeden, der einen Sommer lang unserer Hochschule am Neckar angehörte und zwischen seine Studien zuweilen eine „Albsuite“ einzustreuen pflegte, ob ihm nicht die „Suiten“ (sprich: Schwitten) nach Urach in einem feinen Herzen und Gedächtnis geblieben sind, zumal sie auf das erquicklichste endigten in der ruhmwürdigen Post am Marktplatz zu Urach.

In welcher Jahreszeit es am rätlichsten ist, die schwäbische Alb zu besuchen? Unbedingt im Frühjahr. Zwar auch der Spätherbst mit den reineren Lüften und den tieferen Farben hat seine besonderen Reize; rotbraun ist dann der Wald gefärbt und gierig scheint er, bevor er sein Kleid verliert, noch das goldene Sonnenlicht einzuatmen. Und später noch, nichts ist den zart abgestuften Tönen zu vergleichen, wenn die ineinandergeschobenen Thalwände mit einem leichten Nebelschleier überzogen sind. Doch die rechte Wanderlust nach der Alb pflegt sich erfahrungsgemäß im Lenz einzustellen. Zur Zeit des „lieblichen Festes“, da ist auch sie mit dem Festgewande geschmückt, wenn alles knospet und schwillt, wenn das zarte Grün der Buche eben aufgesproßt ist und die Bergwiesen mit Gentianen, Primeln und Anemonen bedeckt sind und an heimlicheren Orten, eine Augenweide dem Liebhaber, die Pracht der Orchideen sich zu entfalten beginnt, des Frauenschuhs und jener wunderbaren Ophrysarten, in denen die Natur täuschend die Gestalt geflügelter Wesen, von Fliegen und von Bienen nachgeahmt hat.

In Gustav Schwab haben schon vor fünfundfünfzig Jahren die Schönheiten der schwäbischen Alb einen lebhaften und geistreichen Herold gefunden. Seine Beschreibung der „Neckarseite der schwäbischen Alb, mit Andeutungen über die Donauseite, eingestreuten Romanzen und anderen Zugaben“, ist aus einer begeisterten Liebe zur Heimat hervorgegangen und darf sich rühmen, im Geschlecht unserer Väter die Lust

an der Natur des eigenen Landes nicht wenig befördert zu haben. Überall spürt man, daß sie auf Selbsterlebtem und Selbstempfundenem beruht, Schwab hat die heimatlichen Thäler und Höhen mit dem Ränzel auf dem Rücken Jahr aus Jahr ein rastlos durchwandert: auch die Sammlung seiner Lieder zeigt, wie jede Faser seines Wesens verwachsen war mit der Heimat. Allein seine Liebe und Vorliebe ist keine blinde, keine ins allgemeine sich verlierende Schwärmerei. Es verbindet sich damit vielmehr eine feine Einsicht in das, was gerade den eigentümlichen Reiz dieser Landschaft bildet. Er ist weit davon entfernt, sie größeren Gegenden an die Seite stellen zu wollen, aber er ist sich des Charakteristischen gerade der Alb deutlich bewußt und weiß es in seinen feinsten Schattierungen zur Darstellung zu bringen. Und in das Landschaftliche hat er mit künstlerischem Sinne das Element der Geschichte und der Sage eingefügt, wodurch eine Komposition entstand, die damals etwas neues war und heute noch durch die poetische Stimmung des Ganzen anzieht und ihren Wert behauptet. Auch die eigenen zahlreichen Lieder und Romanzen, die er eingelegt hat, machen hier einen ungleich frischeren und ansprechenderen Eindruck, als wenn sie daraus abgelöst sind. Man muß, um gerecht zu sein, Schwabs Alb und das verwandte Buch über den Bodensee mitzählen, wenn von den Leistungen der schwäbischen Dichterschule die Rede ist. Prosa und Poesie gehören hier untrennbar zusammen. Die Lieder sind in einen Rahmen gestellt, der im Voraus die entsprechende Stimmung giebt. Das Eingangslied zum Beispiel, das der Reihe nach die hervorragenden Gipfel der Alb vom Zollern bis zum Rosenstein durchnimmt und aneinanderreiht, ist an sich nicht von erheblich dichterischem Wert. An der Stelle aber, wo es im Buche steht, wirkt es vortrefflich. Man fühlt, wie der Dichter nur einem natürlichen Drange nachgiebt, wenn er in gereimte Strophen übergeht. Die dichterisch angehauchte

Rede wird auf ihren Höhepunkten von selbst zum preisenden Lied:

Ich sing', ich darf es wagen,
Es muß ein Lied entstehn,
Ich brauche nur zu sagen,
Was ich ringsum gesehn.

Im Handel ist das Buch seit lange selten geworden, und doch wäre es unbillig, dasselbe allmählig in Vergessenheit geraten zu lassen. So manches darin auch veraltet ist, hat es doch durch neuere Bearbeitungen desselben Gegenstandes, die mehr nach der Schablone angelegt sind und nur den touristischen Zwecken dienen, keineswegs überflüssig gemacht werden können. Man hat deshalb mit Recht an die Erneuerung des Buches gedacht, um es auch dem heutigen Geschlechte wieder zugänglich zu machen. Da erhob sich aber freilich eine schwierige Frage. Sollte der alte Text ganz unverändert wieder abgedruckt werden? Oder wenn dies bei einer Ortsbeschreibung nach fünfzig Jahren kaum durchzuführen war, inwieweit durfte man sich Veränderungen und Berichtigungen erlauben, ohne die Einheit der ursprünglichen Komposition zu stören und sie ihres eigentümlichen Duftes zu berauben?

Die Neubearbeitung*) ist in die Hand von Eduard Paulus gelegt worden, und schwerlich hat eine bessere Wahl getroffen werden können. Der „Konservator der württembergischen Altertümer" ist von Berufswegen ein genauer Kenner des schwäbischen Landes nach Natur und Geschichte, aber er ist mehr als dies: er hat durch seine verschiedenen Schriften — Gedichte, Wanderungen, kunstgeschichtliche Forschungen — seinen Künstlersinn und seinen Geschmack erwiesen, er ist selbst eine echte, liebenswürdige Poetennatur. Paulus hat den Takt gehabt, möglichst wenig zu ändern und die

*) Gustav Schwab, die Schwäbische Alb mit besonderer Berücksichtigung der Neckarseite. Zweite Auflage. Mit Zusätzen von Dr. E. Paulus. Stuttgart, 1878, A. Bonz und Komp.

Verbesserungen und Nachträge auf das Unerläßlichste, zum Beispiel die Bevölkerungszahlen, kunstgeschichtliche Notizen und dergleichen zu beschränken. So ist es denn im wesentlichen das alte Buch, das jetzt im neuen Gewande sich wieder darbietet.

Daß durch jene Zusätze, wie bescheiden sie sind, doch ein fremdes Element hereingekommen ist, läßt sich freilich nicht in Abrede stellen. Sie sind in Klammern dem Texte eingefügt, und das bringt schon äußerlich eine gewisse Beunruhigung. Es stört, zu sehen: das ist von diesem, das von jenem Verfasser. Und zuweilen ist es doch unvermeidlich, daß das Neue zum Alten einen eigenen Gegensatz bildet. Im ganzen hat sich zwar, wie in der gesamten Physiognomie der Alb, so auch in den einzelnen Örtlichkeiten seit der Zeit, da Gustav Schwab sie durchwanderte, wenig verändert. Der Hohenstaufen hat — den Bemühungen des wohlmeinenden Hohenstaufenvereins glücklicherweise zum Trotz — noch eine ebenso kahle Fläche wie damals. Die Achalm hat noch denselben viereckigen Turm mit der unförmlichen, aber weithin sichtbaren Wetterfahne. Auf dem Hohenneuffen hat sich nichts verändert, als daß vielleicht seitdem das eine oder das andere Stück Mauer zusammengefallen ist, im Innern aber eine Sommerwirtschaft für Sonn- und Feiertage sich eingerichtet hat. Auch daß das Stammschloß der Rechberge, aus deren Geschlecht der letzte kaiserlich königliche Präsidialgesandte am deutschen Bundestag hervorgegangen ist, vor etlichen Jahren, vom Blitzstrahl getroffen, in seinen oberen Teilen abgebrannt ist, will wenig besagen. Etwas anderes ist es mit dem Lichtenstein oder mit dem Hohenzollern. Mit denen ist doch eine einschneidende Veränderung und Verjüngung vor sich gegangen. Und da macht es einen eigenen Eindruck, wenn dem heutigen Wanderer eine Beschreibung der Zollernburg gegeben wird, wie sie vor der Erneuerung durch Friedrich Wilhelm IV. war, und er dann nachträglich durch einige

Sätze in Klammer dahin belehrt wird, daß diese Beschreibung nicht mehr gilt, da sich inzwischen an der Stelle jener dürftigen Überreste die stolze Kaiserburg erhoben hat. Indessen, derlei ist zu entschuldigen, weil es nicht zu vermeiden war. Aber ich gestehe, ich selbst ziehe mir mein altes Exemplar vor, das freilich auf ein unglaubliches Papier gedruckt ist und noch nicht den goldgepreßten Prachteinband zeigt, wie er heutzutage Mode ist, und das, ehrwürdig von innen und außen, lebhaft in jene entschwundene Zeit zurückversetzt, in der noch kein Bahnzug durch das Uracher Thal lärmte, der Traubensaft noch nicht durch hilfreiche Künste veredelt wurde, die Bachforelle aber reichlicher und billiger als heute den Tisch des harmlosen Albwanderers zierte.

Der Franzosenfeiertag.

1879.

Die Entstehung eines Gerüchtes und die blitzartige Schnelligkeit, mit der es von Ort zu Ort eilt, überall seine Wirkungen zurücklassend, erschien den Alten als eine so wunderbare Sache, daß sie dieser Erscheinung übernatürlichen Ursprung zuschrieben, ja das Gerücht selbst als eine göttliche Persönlichkeit sich vorstellten, welche schadenfrohen Gemüts sich ein Geschäft daraus macht, jene Wirkungen hervorzubringen. Man kennt die ausführliche Schilderung, die Vergilius von diesem Übel entwirft, dem „nie ein anderes an Schnelle zuvorkam“ und das „fortschreitend an Kräften gewinnt.“

Als weibliches Wesen wurde es vorgestellt, gefiedert. raschfüßig, groß und gräßlich an Gestalt.

Klein und ängstlich zuerst, erhebt sie sich bald in die Lüfte,
Schreitet am Boden daher und verbirgt in die Wolke die Scheitel.
. . . So viel Flaumfedern sie decken,
Ebensoviel ruhn wachsame Augen darunter, so viele
Zungen und Mäuler ertönen, so viel der Ohren erhebt sie.
Nachts durchfleugt sie den Raum inmitten der Erd' und des Himmels,
Rauscht durch die Schatten, und neigt nie labendem Schlummer das Auge.
Tags sitzt lauernd sie da, bald oben am Giebel der Häuser,
Bald auf der Höhe der Türm', und schreckt die gewaltigen Städte,
Dichtung und Lästrung behauptend, sowie das Wahre verkündend.

Diesem also beschriebenen Wesen ist in unseren Tagen, kurz bevor die Ausbildung früher unerhörter Verkehrsmittel seiner Macht einen gewaltigen Damm entgegensetzte, noch ein Meisterstück gelungen: die plötzliche Panik, die in den Märztagen des Jahres 1848 durch Südwestdeutschland fuhr, und die noch heute als der „Franzosenlärm" unverlöschbar in der Erinnerung der Zeitgenossen lebt. Durch die Städte und Dörfer Schwabens eilte — allerdings wie auf Fittigen getragen und in seiner Entstehung heute noch nicht aufgeklärt — in den Tagen vom 23. bis 25. März die Schreckenskunde, daß Haufen französischer Freischärler, 1000, 10 000, 40 000, ja 60 000 Mann stark, den Rhein überschritten haben und sengend und brennend, mordend und plündernd unaufhaltsam über das Land sich ergießen. Allerorten wollte man wissen, daß die Scharen bereits die nächstgelegenen Städte erreicht hätten, und daß ihre Ankunft binnen weniger Stunden bevorstehe. Nicht selten wollten die Boten bereits den Rauch der angezündeten Ortschaften mit eigenen Augen gesehen haben. Das Merkwürdigste war, daß die Behörden willenlos von dem gleich einem Naturereignis daher brausenden Sturm erfaßt waren, denn zumeist ihre Meldungen von Amt zu Amt trugen die Kunde weiter, die überall Entsetzen verbreitete, aber auch Entschlüsse zu tapferer Gegenwehr, freilich mit den unzureichendsten, kindlichsten Mitteln hervorrief. Am Morgen des 26. März erwachte man wie

aus einem schweren Traum, nicht ohne Beschämung, aber doch befreiten Gemütes, und mit Heiterkeit sich die unglaublichen Wirkungen der Schreckenskunde vergegenwärtigend. Das Gerücht, das „die gewaltigen Städte geschreckt“ hatte, war eitel Dichtung gewesen. Kein Feind hatte den Grenzstrom überschritten, die Gegenrüstungen hatten einer eingebildeten Gefahr gegolten. Wohl aber darf das Wort Ludwig Häussers: „Die Erschütterungen des Jahres 1848 deckten den inneren Zustand des deutschen Landes und Volkes auf“ in besonderem Sinne von diesem blinden Franzosenschrecken gelten. Man hat im Drange der folgenden Ereignisse bald eine Episode sich aus dem Sinn geschlagen, von der freilich wenig Rühmens zu machen war. Aber von der Beschaffenheit der Gemüter in jenen Tagen, da unser Volk von dem patriarchalischen Regiment plötzlich in die Freiheit sprang, wie von der Beschaffenheit des damaligen Regierungsmechanismus geben die Begebenheiten des „Franzosenfeiertags“ — denn der Feiertag Mariä Verkündigung, Samstag, den 25. März war der Haupttag — eine sehr lehrreiche Vorstellung. Auch der Einzelne pflegt in den Augenblicken am wahrsten zu sein, da er überrascht wird.

Es ist darum dankenswert, daß ein Sammler sich gefunden hat, der den noch lebendigen Überlieferungen in den heimgesuchten Gegenden nachgegangen ist, von überall her glaubwürdige Zeugnisse sich verschafft, den Verlauf der Bewegung nachgezeichnet und möglichst viele Einzelzüge für die Erinnerung aufbewahrt hat[1]). Man muß nur bedauern, daß er bei seinem Sammelwerke, dem ersten, das diesem Gegenstand gilt, nicht noch wirksamer unterstützt worden ist. Auch hat ersichtlich der Mythus sich schon sehr stark jener Epoche bemächtigt, so daß manche Einzelnheiten in die Überlieferung

---

[1]) Der Franzosenfeiertag 1848, Samstag den 25. März. Von Pfarrer Dr. Bunz. Reutlingen 1880.

eingedrungen sind, die sich als geschichtlich nicht festhalten lassen. Übrigens sind die Erscheinungen im wesentlichen überall dieselben gewesen, mit geringen Abweichungen haben sie sich von Ort zu Ort wiederholt, und im ganzen giebt die Schrift doch ein zutreffendes und an Beispielen reiches Bild von der Verfassung, in welche der Franzosenlärm zweimal vierundzwanzig Stunden lang die Städte und Dörfer Schwabens, vom Schwarzwald bis zur baierischen Landesgrenze versetzt hat.

Auch sind die allgemeinen Ursachen, aus welchen der Lärm und seine widerstandslose Verbreitung sich erklären, in dieser Darstellung klar erkennbar, so wenig auch das über dem eigentlichen Anstoß schwebende Dunkel aufgehellt ist. Man muß zum Verständnis so merkwürdiger Vorgänge vor allem der Aufregung der Geister sich erinnern, die überhaupt von dem plötzlichen politischen Umschwung unzertrennlich war und die eben in jenen Tagen durch die Nachrichten aus Wien und Berlin außerordentlich gesteigert wurde; mit jeder Stunde erwartete man Neues, Unerhörtes — ein Zustand der Geister, der erfahrungsgemäß der Besinnungskraft, der nüchternen Prüfung wenig zuträglich ist. Dazu kam ein gewisses instinktives Gefühl, daß jede Erhebung der Franzosen ihre bedrohliche Seite für die Nachbarn habe. Der Franzosenschrecken hat sich in Schwaben seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges in höchst greifbarer Gestalt immer wiederholt, tief hat sich die Überlieferung desselben im Volke eingelebt, verstümmelte oder in Trümmer gelegte Baudenkmäler ließen als beredte Zeugnisse die Erinnerung nicht einschlummern; die Durchzüge zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts mit ihren Einquartierungen, Plünderungen, Mißhandlungen, lebten noch im Gedächtnis vieler Zeitgenossen. Mit Recht hat daher der Verfasser eine kurze Übersicht über die früheren Einfälle der Franzosen auf schwäbischem Boden vorausgeschickt, und von

Ort zu Ort die geschichtlichen Thatsachen verfolgt, als deren später Reflex der jüngste Franzosenschrecken zu betrachten ist. Zu dieser unwillkürlich sich aufdrängenden Erinnerung an frühere Besuche von Westen kam noch weiter, daß jetzt die Augen aufgegangen waren über die politische und militärische Ohnmacht der deutschen Staaten in ihrer dermaligen Verfassung; man fühlte sich hilflos, es fehlte das Vertrauen in die Regierungen, die man eben eine nach der anderen zusammenbrechen sah. Das war die Atmosphäre, aus welcher die umsichgreifende Fama ihre Nahrung zog, wie denn auch sonst unter ähnlichen Verhältnissen ähnliche Erscheinungen sich erzeugt haben. Im September 1663 wurde das fränkisch-schwäbische Grenzgebiet plötzlich von einem Türkenschrecken heimgesucht, der gleichfalls gänzlich grundlos war. Der Christtag 1791 war für Karlsruhe ein Schreckenstag. Plötzlich verbreitete sich, wie damals dem Schwäbischen Merkur geschrieben wurde, „die Nachricht, daß die freien Franken 50 000 Mann stark, aufs bäldeste uns besuchen werden. Ein großer Teil Einwohner dachte nur an Fliehen und Rettung." Als dann im Jahre 1796 die Franzosen wirklich kamen und bis zum Neckar sich ausbreiteten, eilte die Fama dem gefürchteten Heere weit voraus, durch das Remsthal ging eine allgemeine Flucht nach preußisch Franken, von Hohenstadt bis Welzheim verbreitete sich falscher Lärm und merkwürdigerweise wurde schon damals unter dem Landvolke der Verdacht laut, die Regierung selbst habe „zur Probe" diesen falschen Lärm angestiftet. Aber auch jenseits des Rheins, in Frankreich, hatte sich im Sommer 1789 ein blinder Schrecken von furchtbaren „Räubern" verbreitet, und in diesem Schrecken hat man eine berechnete Veranstaltung der Volksführer erkennen wollen.

Außer jenen allgemeinen Ursachen waren aber noch besondere vorhanden, welche dem ausbrechenden Gerücht einen gewissen Anhaltspunkt gaben. Infolge der Revolution waren

zahlreiche Arbeiter in Paris, in Lyon, auch in Oberelsaß brot- und obdachlos geworden, sie standen zusammen, um in die Heimat zurückzukehren, und als diese Zuzüge in nicht unbedenklicher Weise sich mehrten, ergriff die badische Regierung Vorsichtsmaßregeln; diejenigen, die nicht in Massen, sondern in kleineren Abteilungen über die Grenze kamen, sollten auf Staatskosten verpflegt und weiter befördert werden, ein Anerbieten, von dem, nach dem Zeugnis des badischen Ministers J. B. Bekk, viele Hunderte Gebrauch machten. Dies wäre eine durchaus friedliche Invasion gewesen. Aber nicht umsonst hegte man Besorgnis, daß unter diese Heimkehrenden Elemente von minder friedlicher Absicht sich mischen möchten. Die deutsche Flüchtlingschaft in Paris, Herwegh an der Spitze, plante in der That eine „heilige Invasion", um die Errichtung einer deutschen Republik, „als Schwester der französischen", herbeizuführen. Die Arbeitsnot unter der deutschen Bevölkerung in Paris konnte diesem Unternehmen nur förderlich sein. Bereits waren auch Verbindungen mit der Revolutionspartei in Baden angeknüpft. Am 21. März erhielt Fickler in Constanz Nachricht, daß die deutsche demokratische Gesellschaft in Paris sich militärisch organisiert und bewaffnet habe und daß am 24. März die erste Legion, fünfhundert Mann stark, von Paris abgehen solle. Auf der Volksversammlung zu Offenburg am 19. März wurde über die Republik und über die Rätlichkeit französischer Einmischung verhandelt, französische Sendlinge sollen sich in der Versammlung befunden haben. Am 23. März las man in den Zeitungen, daß der Abmarsch der deutschen Legion in Paris auf den 21. März festgesetzt sei. Schon einige Tage vorher ging das Gerücht am Rhein, es sei ein Einfall zu befürchten; auch in der Schweiz wurde in öffentlichen Versammlungen der Plan eines Freischareneinfalls nach Deutschland besprochen. Die wirkliche Ankunft jener Pariser Scharen am Rhein ist dann erst anfang April erfolgt.

Das sind die Beweggründe des „Franzosenschreckens“; sie erklären zur Genüge, wie das Gerücht überall einen bereiten Boden antraf, auch bei sonst verständigen Leuten Glauben finden konnte und, einem ansteckenden Fieber gleich, für das die günstigsten Bedingungen vorhanden sind, widerstandslos um sich griff. Man sieht, daß es nur eines vielleicht ganz geringfügigen Anlasses, vielleicht eines Scherzes, bedurfte, um eine ganze Lawine von Schreckensnachrichten zu entfesseln. Welches nun jener bestimmte Anlaß war, das ist bis heute mit Sicherheit nicht ermittelt worden, und wahrscheinlich ist alle Mühe, ihn aufzusuchen, verlorene Mühe, eben weil der Ansteckungsstoff überall verbreitet war und es nur eines unbedeutenden Anstoßes bedurfte, ihn zu entwickeln. Zu bedauern ist aber auf alle Fälle, daß dem Dr. Bunz aus Baden keine oder fast keine Beiträge zu seinem Schriftchen zugeflossen sind. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß der falsche Lärm im Badischen seinen Ausgangspunkt genommen und von hier ostwärts sich fortgepflanzt hat. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß auf einzelnen Punkten der Lärm, und zwar durch amtliche Botschaften getragen, vom Württembergischen ins Badische zurückschlug. Die Angabe J. B. Bekks („die Bewegung in Baden 1850“), daß überhaupt der Lärm aus dem Württembergischen gekommen sei, und erst in der Nacht vom 25. auf den 26. März „das Gerücht von einem erfolgten massenhaften Einfall aus Frankreich sich verbreitet“ habe, ist offenbar nicht genau; es kann sich hier vielmehr nur um eine verstärkte Wiederauffrischung des Gerüchts infolge der Botschaften aus Württemberg handeln. In der Kammersitzung vom 28. März 1848 hatte Bekk nur erklärt: „In der Entfernung hat sich dieser Lärm sehr vergrößert, und merkwürdigerweise sind in württembergische Orte über die Zerstörung in unserem Lande ganz erstaunliche Nachrichten gekommen, welch verheerende Horden aus Frankreich herein-

gebrochen seien". Das ist richtig; daß aber der Lärm in Baden entstanden und früher verbreitet war, ist schon aus den Angaben ersichtlich, die Bekk selbst in der Kammersitzung vom 24. März machte und in seiner Schrift wiederholte, wie auch aus der eingehenden Darstellung des Augenzeugen Freiherrn von Andlaw (der Aufruhr und Umsturz in Baden), der am 24. zwischen Karlsruhe und Freiburg alle Symptome des Schreckens erlebte und hinzufügt, daß am Tage zuvor das badische Oberland von demselben heimgesucht war.

Die Nachforschungen des Dr. Bunz weisen auf Offenburg als Ausgangspunkt der Bewegung. Richtiger ist, daß die letzten Spuren auf Freiburg und Umgegend weisen. Nach einer Lesart, die hier zu Lande als glaubwürdig erzählt wird, ist der Hergang folgender gewesen. Ein Haufe beschäftigungsloser Arbeiter, etwa fünfzig an der Zahl, kam aus dem Elsaß bei Alt-Breisach über den Rhein, fiel in einer Schenke ein, blieb die Zeche schuldig, geriet mit dem Wirte in Streit, und es entstand ein Tumult, in welchem zuletzt die Sturmglocke geläutet wurde. Von daher habe das Gerücht von einem Rheinübergang deutsch-französischer Scharen „wachsend im Fortschreiten" sich ausgebreitet. Ob dem so war, müßte sich immerhin noch feststellen lassen. Stimmen würde damit, was Bekk und nach ihm Dr. Bunz erzählen, daß nämlich schon am Abend des 22. März gegen 10 Uhr — überhaupt das früheste Datum des Schreckens — durch einen Reitenden aus einem gegen den Rhein liegenden Dorfe nach Freiburg die Nachricht gebracht wurde, die Franzosen seien bei Breisach über den Rhein gekommen. Man schlug Generalmarsch, das Regiment stellte sich auf, die Bürgerwehr eilte auf die Sammelplätze, ganze Wagen von Flüchtlingen zogen durch die Stadt. Am Abend des 23. März wurde Offenburg allarmiert, am 24. Pforzheim. Nachdem schon vorher in dieser Stadt ein unbestimmtes Gerücht die Bürgerschaft nach dem Marktplatz getrieben, kam

ein reitender Bote mit der Meldung, die Franzosen sengen und brennen in Gernsbach, und haben schon das württembergische Dorf Loffenau (südwestlich von Pforzheim) passiert. Boten ritten hinaus und brachten amtliche Schreiben an die Gemeinderäte des Bezirkes mit der Aufforderung zur Bewaffnung. Die einen riefen nach Waffen, die andern eilten, Hab und Gut zu vergraben oder einzumauern. Frauen und Kinder drängten zum Marktplatz, den Gatten und Vater zum letztenmal zu umarmen. Hinter der Schützenkompagnie formierte sich ein Haufe von sechshundert Sensenmännern. Patrouillen wurden ausgesandt, Vorposten aufgestellt. Als in der Nacht nirgends etwas Gefährliches sich zeigte, fing man an sich wieder zu beruhigen, bis am Morgen des 25. März ein neuer Schrecken, und zwar vom württembergischen Calw her, sich verbreitete, die Franzosen seien im Anmarsch über den Kniebis. Nach Maulbronn kamen die ersten Gerüchte am Abend des 24. März, und des anderen Morgens um 2 Uhr traf ein Bericht des Schultheißenamtes Ölbronn ein, worin mitgeteilt wurde, daß soeben ein Schreiben vom badischen Bürgermeisteramt Bauschlott eingelaufen sei, es sei demselben von seinem Oberamt Pforzheim mitgeteilt worden, daß achttausend Mann über den Rhein gebrochen seien. Das Oberamt sandte sogleich einen Reitenden mit dieser Botschaft nach Stuttgart an das königliche Ministerium des Innern ab.

Die Hauptflut des Gerüchtes strömte aber über den höchsten Paß des Schwarzwaldes, den Kniebis, und brauste im Sturmwind über Kuppen, Wälder und Schluchten hinunter ins offene Land. Am 24. März vormittags 10½ Uhr ging von Freudenstadt, das unterhalb des Passes liegt, eine Depesche des Oberamtes nach Stuttgart an das königliche Ministerium des Innern ab, durch welche in aller Eile die Anzeige gemacht wurde, daß nach eben eingelaufener Nachricht aus dem Badischen eine beträchtliche Anzahl französischer

Arbeiter dort eingefallen und bereits bis Appenweier vorgedrungen sei. Zugleich ward um schleunige Absendung von Militär gebeten. Diese Depesche wurde durch Eilboten von Station zu Station befördert und brachte so den Schrecken zunächst nach Nagold. Überall dieselben Szenen: die Bürgerglocke wird angezogen, die Männer eilen zusammen und bewaffnen sich mit allen möglichen Schieß-, Schlag- und Stechgewehren. Zu Hause werden die Kostbarkeiten in den Kellern vergraben. Bald bedeckt sich die Straße mit Wagen und Omnibussen, worin Frauen, Kinder und zusammgeraffte Habseligkeiten nach der Residenz geflüchtet werden. Amtliche Boten aus Gernsbach und Loffenau brachten am 24. März die Nachricht nach Neuenbürg, achttausend aus Frankreich entlassene Arbeiter seien in Kehl eingefallen, ziehen sengend und brennend das Rheinthal hinunter, und seien schon in der Nähe von Gernsbach. Überall herrschte Bestürzung, die Behörden eilten zusammen, Alles schrie nach Militär. Aus Pforzheim erscheint der badische Oberamtmann, um sich über gemeinsame Maßregeln zu besprechen. Die Streifkolonnen bringen einen armen Handwerksburschen ein, der als Spion verdächtig gefangen gehalten wird. Am 25. März morgens 3 Uhr geht vom Oberamt die Meldung nach Stuttgart ab, daß die vom Bezirksamt Gernsbach mitgeteilte Nachricht sich nicht bestätigt habe und unter diesen Umständen die Absendung von Militär nicht mehr geboten scheine.

Von Freudenstadt und Neuenbürg kam die Schreckensnachricht nach Calw. Die Franzosen sollten schon in Schiltach und in Berneck stehen. Sie waren inzwischen schon auf 10 000 Mann, ja in dem Bericht eines Schultheißen des Bezirks Leonberg bereits auf 43 000 Mann angewachsen. In Böblingen hieß es, 30 000 Franzosen stehen schon in Calw. Von Böblingen wird am 25. März inmitten der kriegerischen Rüstungen, der rührenden Abschiedsszenen, des Durcheinanders

der Flüchtigen eine städtische Abordnung nach der nahen Residenz geschickt. Diese ist erstaunt, in Stuttgart die größte Ordnung und Stille zu finden. Vom Staatsrat Duvernoy, dem Departementchef des Innern, wird sie tüchtig abgekanzelt und schleunigst wieder nach Hause geschickt, um den Bezirk zu beruhigen. In den Dörfern, durch die sie kommen, heulen die Sturmglocken zusammen. Abends 10 Uhr kommen sie nach Böblingen zurück. Sie eilen mit ihrem Bericht zum Oberamtmann. Dieser aber erklärt, es wäre der sträflichste Leichtsinn, die übereinstimmenden, immer dringender lautenden Berichte für falsch zu halten, es sei ihm schmerzlich, anderer Ansicht sein zu müssen, aber in Stuttgart sei man gänzlich mit Blindheit geschlagen. Er handle nach Pflicht und Überzeugung und lasse sich nicht irre machen. Durch Herrenberg kamen am Nachmittag des 24. bis Mitternacht allein sechs Stafetten, die vom Schwarzwald nach Stuttgart ritten, die Nachricht vom Einrücken großer Massen brachten und militärische Hilfe verlangten. Als um Mitternacht noch kein Soldat sich zeigte, wandte sich der Oberamtmann auf Andrängen der Bürgerschaft unmittelbar an das Kriegsministerium um Hilfe. Am 25. März nachmittags um 2 Uhr kam von der königlichen Kreisregierung in Reutlingen Botschaft, daß diese Stadt bedroht sei, zugleich mit der Bitte, schleunigst von dem angeblich nach Herrenberg gelangten Militär eine Abteilung nach Reutlingen zu senden. Auch von Horb, von Nagold, also von allen Himmelsgegenden, wurde schleunige Hilfe erbeten, während in Herrenberg selbst noch immer vergeblich auf Militär gewartet wurde, so daß abends 8 Uhr der Oberamtmann aufs Neue nach Stuttgart meldete, daß in der Umgegend die größte Angst und Bestürzung verbreitet sei. „Der Umstand,“ hieß es weiter, „daß auf die dringendsten Gesuche um Militär nicht einmal eine Antwort erfolgte, hat die größte Indignation veranlaßt. Nachdem wurde heute auf offenem Markte von Landleuten

der Tadel über solch rücksichtsloses Verfahren ausgesprochen und erklärt, wenn man in der Not keine Hilfe vom Militär zu erwarten habe, wolle man auch seine Söhne nicht mehr hergeben." Überhaupt wurde in diesen Tagen viel darüber geschimpft, daß das Militär in den paar Städten zusammengehalten werde, daß seit dreißig Jahren ungeheure Summen auf das Militär verwendet, im Falle der Not aber die einzelnen Landesteile schutzlos seien.

Der dritte Hauptstrom der Bewegung aber wälzte sich von der südwestlichen Landesecke her, von Tuttlingen und Rottweil, den Neckar und die Donau hinab. Die Bürgerschaft von Tuttlingen sandte am 25. März eine Abordnung an das Ministerium mit einer eindringlichen Eingabe an den König, worin namentlich der Mangel an brauchbaren Waffen betont wird. „Darum richten wir an Euer königliche Majestät die dringende, herzliche Bitte, uns durch unsere Abgeordneten womöglich sogleich wenigstens 1200 brauchbare Schießgewehre und drei Kanonen zu übersenden, damit wir auf unserer entblößten Grenze sogleich als bewaffnete Männer unseren festen Mut auch mit der That beweisen können. Von Euer königlichen Majestät erwarten wir vertrauensvoll, daß Sie uns nicht dem Verderben bloßstellen" u. s. w. Diese Bitte hatte den Erfolg, daß, freilich erst am 27. März, hundert Musketen mit Steinschloß und fünfzig österreichische Pistolen nach dem Bezirk Tuttlingen abgeschickt und in Stadt und Land verteilt wurden. Das Ministerium aber sandte diesen Schießwaffen folgende wohlmeinende Warnung nach: „Da nach einer neueren Mitteilung des königlichen Kriegsministeriums die hundert Soldatengewehre, als ausgeschossene Waffen, zum Schießen nur dann ohne Gefahr gebraucht werden können, wenn sie nach vorheriger genauer Untersuchung durch Sachverständige hierzu tauglich erfunden worden sind, so wird das königliche Oberamt hiervon zum Zweck augenblicklicher Benachrichtigung der betreffenden Gemeinden,

an welche dieselben verteilt worden sind, in Kenntnis gesetzt." Übrigens wurde gerade dieser Grenzbezirk später „wegen des bei jenem Anlaß an den Tag gelegten patriotischen Geistes" ganz besonders vom Ministerium belobt.

In Rottweil langte am 24. März ein Eilbote aus Schramberg an mit der Nachricht, daß ein solcher von Wolfach gemeldet habe, 20—30000 Mann richten in der Gegend von Offenburg die größten Verwüstungen an. Nach Balingen brachte dann eine Stafette aus Rottweil abends 6 Uhr die Nachricht, das aus Elsäßern und anderen Fabrikarbeitern bestehende Raubgesindel habe Wolfach in Flammen gesteckt; gleichzeitig wurde auch von Oberndorf gemeldet, die Horde nähere sich der württembergischen Grenze. Der Oberamtmann forderte einen Teil der Balinger auf, nach Schramberg, also dem Feinde entgegen zu gehen. Allein die Leute wollten nur auf Verteidigung des eigenen Herdes sich beschränken. Auch entstanden Zweifel bei einigen, ob es sich um Raubgesindel handle, oder ob die Republik von Frankreich gebracht werde: in letzterem Falle sei es nicht bös gemeint. Äußerungen der Sympathie mit den Eindringlingen sind aber selten, schon weil sie von dem Gerücht allgemein als Raubgesindel bezeichnet waren. In Reutlingen soll ein Einwohner mit der roten Fahne auf den Markt gezogen sein und die Menge angeredet haben, es seien ja ihre Freunde, welche kommen, Herweghs Scharen, die uns die Freiheit bringen. In Nürtingen aber hielt der Oberamtmann vom Balkon des Rathauses herab eine feurige Anrede an die aufmarschierende „Heersäule", worin er unter anderm sagte: „Nicht reguläres Militär ist es, gegen das Sie ausziehen, meine Herren. Es sind Raubscharen, und darunter Weiber und Kinder. Kommt es zu einem Zusammenstoß, so seien Sie menschlich! Schonen Sie das schwache Geschlecht!"

Nach Hechingen, damals noch die Residenz des souveränen Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, brachte am

24. März ein reitender Bote aus Balingen die Nachricht: Es kommen Räuber, über 60 000 an der Zahl; es sind Franzosen, die über den Rhein ins Badische eingedrungen sind und rauben, sengen und brennen; Offenburg steht schon in Flammen, auch Schiltach und Wolfach sollen brennen. Die württembergische Grenze gegen Oberndorf und Rottweil haben sie schon überschritten." Der Bote brachte die Nachricht nach dem Rathause, sofort wurde aber auch der Fürst von der drohenden Gefahr unterrichtet. Er gab sogleich Befehl, das Militär einzuziehen, suchte im übrigen beruhigend zu wirken und gab ein schönes Beispiel des Mutes, indem er inmitten der allgemeinen Bestürzung erklärte, da zu bleiben, möge kommen, was da wolle. Nur erteilte er Befehl, das Silber und sonstige Wertsachen nach München in den Leuchtenbergischen Palast zu senden. Als flüchtige Familien aus Rottweil ankamen, stieg die Aufregung in der Stadt von Neuem, bis gegen 10 Uhr abends die ermutigende Nachricht eintraf, 10 000 bei Rottweil zusammengescharte Bürger hätten den Feind zurückgeschlagen. Beruhigt zog sich die Einwohnerschaft zurück, man gab ihr bekannt, daß, wenn gefahrdrohende Nachrichten kämen, die Hornisten des Militärs die Allarmzeichen geben würden. Mitten in der Nacht ertönen nun plötzlich diese Allarmzeichen. Erschreckt fährt alles auf, die Stunde der Gefahr scheint wirklich gekommen. Da erklären die Hornisten, daß sie zu blasen hätten, um die beseitigte Gefahr zu verkündigen. Und da keine weitere Unglücksbotschaft kam, verlief hier schon der 25. März ruhig, während anderwärts an diesem Tage der Lärm erst recht losging.

Diese Bewegung ins einzelne von Ort zu Ort zu verfolgen, mag umsomehr unterlassen werden, als die tragikomischen Szenen überall dieselben waren. Entschlossen trat die wehrhafte Bürgerschaft zusammen, bewaffnete sich, so gut es ging, mit Büchsen und Säbeln, Heugabeln, Sensen und

Dreschflegeln. Man goß Kugeln und übte sich im Gesange von kriegerischen Liedern. Man zog die Mannschaft aus den benachbarten Dörfern an sich, sandte Patrouillen aus und unternahm Streifzüge in westlicher Richtung — berühmt ist insbesondere der Ausmarsch aus der Musenstadt Tübingen nach Rottenburg geworden. Und während die Männer so zum Schutze der Altäre die Wehrstücke schwangen, waren zu Hause die Frauen emsig beschäftigt, ihr Kostbarstes an heimlichen Örtern zu bergen. Namentlich war es beliebt, Öffnungen im Keller zu graben, darinnen das Silberzeug, dazu auch bessere Stücke der Aussteuer, untergebracht wurden; die Spuren der Grabarbeit aber wurden durch darüber geschüttete Holzbeigen dem Lichte entzogen. Was von Backwerk und Süßigkeiten zur Zeit die Speisekammer barg, damit wurde nach Kräften aufgeräumt, und die Kinder hatten gute Tage. Auch beeilte man sich, von den Weinvorräten wenigstens die besseren Sorten aus den Griffen des Erbfeindes zu retten und lieber zur Feier der Abschiedsstunden zu verwenden. Ein Herr in Blaubeuren, der vorsichtig an alle Möglichkeiten dachte, ließ seinen Brillantring auffeilen, damit ihm die Franzosen nicht den Ring zusamt dem Finger abschneiden möchten. Die Kaufleute nahmen, um die Plünderer nicht in ihre Gewölbe zu locken, die Schilder von den Häusern ab. Da und dort wurden Barrikaden errichtet, auch einzelne Häuser nach Kräften verschanzt, man trug Feldsteine in das Innere, um sie auf die Eindringlinge niederzuschleudern. Ja, ich kenne eine heldenmütige Frau, die den ganzen Tag das Feuer unter Töpfen mit siedendem Wasser unterhielt, damit die frechen Räuber gebührend empfangen werden sollten. Vorsorgliche Mütter steckten ihre Töchter in die Kleider von Jünglingen; doch das Sicherste war, wenn man die Kinder- und das zartere Geschlecht aus den Orten des Schreckens entfernte. Aber wohin? Da entsann man sich plötzlich irgend eines entfernten Vetters in

der Residenz, dem man das Teuerste übergeben, an dessen Herz man in dieser höchsten Not hoffen durfte, nicht vergeblich zu pochen. Jetzt gab es heiße Umarmungen, herzzerreißende Abschiedsszenen — wer konnte wissen, ob man sich wiedersehen, ob bei der Rückkehr das Haus noch auf der Erde stehen würde? Der Anblick der Wagen mit den flüchtigen Familien, die zumeist eilig noch einen Teil ihres Hausrats mitgepackt hatten, gab überall dem Schrecken neue Nahrung; wo sie durch die Dörfer kamen, wurden von Neuem die Sturmglocken angezogen. An Kreuzungspunkten kam es vor, daß die Wagenreihen stockten; zuweilen begegneten sie sich mit solchen, die aus Stuttgart auf das Land flüchteten. Als dann nach vierundzwanzig Stunden das Abenteuer sich in allgemeine Heiterkeit aufgelöst hatte, wollte ein jeder klug und weise und ein Zweifler gewesen sein. Die Wahrheit ist, daß in jedem Orte die Wenigen, die hartnäckig dem Gerüchte den Glauben versagten, an den Fingern herzuzählen waren.

In dieser Weise griff die Bewegung von der westlichen bis zur östlichen Landesgrenze um sich. Nur die nördlichen, die fränkischen Landesteile blieben frei. Dagegen war ganz Oberschwaben ein Opfer des Schreckens. In Sigmaringen wurden die öffentlichen Kassen nach der Schweiz geflüchtet. Ebendahin schickte der Erbprinz seine Kinder. Die Bürgerschaft war nur mit Mühe vom Sprengen der Donaubrücken abzuhalten. In Tettnang sollte ein Schreinermeister wegen Ermordung seines Gesellen durch das Schwert hingerichtet werden. Das Oberamtsgericht bat den Kriminalsenat des Gerichtshofes in Ulm dringend um Aufschub wegen des Einfalls der Franzosen. Die Menge strömte gleichwohl zusammen und war ungehalten ob des Aufschubes. Am 1. April wurde dann das Urteil wirklich vollzogen. Nach Friedrichshafen und Tettnang war die Nachricht von dem Franzoseneinfalle durch das badische Bezirksamt Meersburg gelangt.

Der Hafendirektor in Friedrichshafen wandte sich im Namen der Einwohnerschaft ungesäumt nach Bregenz, wo österreichisches Militär lag, und bat um Hilfe, wie auch von Konstanz österreichische Hilfe erbeten wurde. Wirklich versprach der dort kommandierende Brigadegeneral, zwei Bataillone Infanterie, etwa 2000 Mann, und eine halbe sechspfündige Batterie mit drei Geschützen marschfertig zu halten und auf den ersten Wink nach Friedrichshafen zu dirigieren. Am andern Morgen um 2½ Uhr schickte aber der General durch Eilboten die Meldung, daß er außer stande sei, die versprochene Hilfe zu leisten, was man mit den ungünstigen Nachrichten aus der Lombardei in Verbindung brachte. Glücklicher war man mit dem Hilfegesuch in der benachbarten Schweiz. Eine Abordnung des Handelsstandes war aus der wüttembergischen Seestadt eilends nach St. Gallen gereist; hier trat der kleine Rat in später Nacht zu einer Sitzung zusammen, man beschloß, zwei Sechspfünder mit Vorspannung und Bedienung zur Verfügung der Bittsteller abmarschieren zu lassen und versprach weitere Hilfe, wenn die Gefahr dringend werden sollte. Die württembergische Regierung drückte später im Namen des Königs dem kleinen Rate den besten Dank für sein freundnachbarliches Entgegenkommen aus. Bis in die Bundesfestung Ulm hinein verbreitete sich der Schrecken. An die drei württembergischen Regimenter der Besatzung erging sofort Befehl, sich marschfertig zu halten, und die Kreisregierung erwirkte vom Festungsgouvernement die Absendung zweier Abteilungen Infanterie und Kavallerie, die einen Streifzug in Oberschwaben unternahmen und in etlichen Tagen wieder einrückten, nicht ohne durch ihr bloßes Erscheinen einen beruhigenden Eindruck auf die Bevölkerung gemacht zu haben. Von Neu-Ulm sandte das bayrische Landgericht die Nachricht weiter ostwärts, worauf aus Dillingen eine Schwadron Chevauxlegers einrückte, von Augsburg und Kempten Infanterie abgeschickt wurde. Die letzten Schwing-

ungen des Lärms sollen sich erst in der Gegend von Augsburg verloren haben. Von einer Dorfgemeinde aber in der Mitte des Landes wird erzählt, daß, als ein reitender Bote abends 9 Uhr die amtliche Nachricht brachte, der Schultheiß bereits zu Bette war und die Depesche uneröffnet beiseite legte mit den Worten: „Dui Sach wurd net so pressant sei, des wurds morga au no dau“. Während nun rings umher die Glocken stürmten, Angst und Verwirrung herrschten, schlief die Gemeinde Eschenbach ruhig über das weltgeschichtliche Ereignis hinüber.

Wie aber sah es in Stuttgart, dem Herz und Haupte des Landes, an diesem bewegten Tage aus? Natürlich fanden sich hier am Mittelpunkte der Regierungsmaschine, die Bedingungen für ein besonneneres, kaltblütigeres Urteil zusammen. Schon die Anwesenheit der Garnison gab Vertrauen und unterstützte ein kritischeres Verhalten. Die Flüchtlinge, die nach der Residenz strömten, waren erstaunt über die Ruhe und Gelassenheit, die sie bei ihren Gastfreunden fanden. Immerhin konnte die massenhafte Ankunft der Flüchtigen, welche von allen Seiten die entsetzlichsten Nachrichten brachten und zum Teile selbst die brennenden Dörfer gesehen, selbst den Kanonendonner gehört haben wollten, nicht ohne Eindruck bleiben. Die erste Stafette langte am Nachmittag des 24. März in der Stadt an. Sie traf den Chef des Departements des Innern, Staatsrat Duvernoy, in einer Sitzung der Abgeordnetenkammer. Er war zwar nicht im Zweifel über die Grundlosigkeit des Gerüchts, verließ aber doch augenblicklich die Sitzung und begab sich zum Könige. Dieser war gleichfalls ruhig, gab indessen sofort Befehl, einen seiner Adjutanten nach Karlsruhe zu senden, um genauere Erkundigungen einzuziehen; ein anderer wurde nach Ulm gesandt. Rasch verbreitete sich die Nachricht in der Stadt. Schon um 5 Uhr war auch die erste Deputation angelangt, sie kam aus Tübingen und bat um Bei-

stand und Waffen. Bald folgten andere Abordnungen. Stafette um Stafette trafen am Abend und in der Nacht ein, und während des 25. März sprengten auf der Königsstraße alle paar Minuten Postillone auf schaumbedeckten Rossen auf und nieder. Die letzte Stafette traf in der Nacht vom 25. auf den 26. März zwischen 11 und 12 Uhr ein.

Der Minister beruhigte nach allen Seiten, versprach aber auch überallhin Waffen. Am 26. März sandte er einen Regierungskommissär nach den südwestlichen Oberämtern, und am gleichen Tage, an dem übrigens bereits überall von selbst die Nüchternheit wiedergekehrt war, erschien im Auftrage des Königs ein beruhigender Erlaß des Ministeriums des Innern. In der Kammer der Abgeordneten wurden die beunruhigenden Gerüchte schon am 25. März zur Sprache gebracht und am 27. März, nachdem der Lärm vorüber war, kam man auf die Sache eingehender zurück. Es wurden dabei von mehreren Seiten starke Beschwerden darüber laut, daß der falsche Lärm auf amtlichem Wege von Bezirk zu Bezirk weiter getragen wurde, daß so viele Beamte den Kopf verloren hätten, daß einzelne derselben sogar auf der Flucht in Stuttgart angekommen seien. Der Minister nahm seine Untergebenen nicht in Schutz, er erwiderte, daß gemessene Befehle zur Abhilfe ergehen werden und ergangen seien. Von anderer Seite wurde aber doch, was jenen Übereifer der Beamten betrifft, entschuldigend eingewandt, wenn dieselben auf so ernste Berichte hin nichts gethan hätten, so würde das die Beunruhigung der Einwohner nur noch gesteigert haben. Auch des Gerüchtes wurde Erwähnung gethan, daß zu gleicher Zeit, wie bei uns wegen eingedrungener Franzosen, so im Elsaß wegen eines Einfalles der Deutschen Schrecken geherrscht habe.

Sehr bald hat sich auch die Parteisucht der Frage bemächtigt, wo denn die letzte Ursache des falschen Lärms zu suchen sei. Nach dem Grundsatze, vor allem danach zu forschen,

wer denn ein Interesse an der Bewegung haben konnte und wem sie von Nutzen gewesen sei, konnte man entweder die Reaktion oder die Demokratie der Schuld anklagen. In der That ist beides geschehen. Von der einen Seite behauptete man frischweg, den Regierungen sei darum zu thun gewesen, den Wert und die Notwendigkeit des stehenden Heeres handgreiflich der Bevölkerung zu Gemüt zu führen; von der anderen hieß es, der Allarm sei künstlich angelegt gewesen, um die demokratische Forderung der allgemeinen Volksbewaffnung zu unterstützen, oder um als Fühler für den von Herwegh beabsichtigten Einfall zu dienen. In der heutigen Entfernung von den damaligen Parteiinteressen wird man das eine genau so unwahrscheinlich finden als das andere. Man wird den Gedanken an eine absichtliche Veranstaltung überhaupt zurückweisen müssen. Der Lärm war eine freie, originale Schöpfung jener erfindsamen gefiederten Göttin, an die wir zu Anfang erinnert haben, und wenn eine Absicht dabei war, so war es die, daß Göttin Fama, die ja schon den Alten vorwiegend als boshaft und schadenfroh galt, den Wirrwarr anstiftete, um Herzen und Nieren zu prüfen und ein Exempel der menschlichen Schwächen aufzustellen, sich selbst zum Ergötzen und den Menschen zum bleibenden Gedächtnis.

Von und aus Schwaben.

Geschichte, Biographie, Litteratur.

Von

Wilhelm Lang.

Zweites Heft.

Stuttgart.
Druck und Verlag von W. Kohlhammer.
1885.

Inhalt.

Auswärtige Politik der würtembergischen Stände.

1883.

Durch einen Gewaltstreich hat König Friedrich der altwürtembergischen Verfassung ein Ende gemacht. Am 30. Dezember 1805 kündigte er dem ständischen Ausschuß seine Auflösung an, ließ seine Archive unter Siegel legen, seine Kassen in Beschlag nehmen. Keine Hand regte sich für die nichtig erklärte Verfassung, der mehrjährige Kampf hatte die Kraft des Widerstands erschöpft, die Hüter selbst, procuratores patriae perpetui, wenige ausgenommen, unterwarfen sich stumm. Mit dem alten deutschen Reich ist auch das altständische Recht des Herzogtums Würtemberg den übermächtigen Gewalten der Zeit erlegen. Das napoleonische Geschenk der Souveränität und der Erwerb eines neuen Gebiets, das den alten Besitz verdoppelte, gab dem Fürsten eine Art Rechtstitel, die Fessel des alten Rechts vollends abzuschütteln. Chassez les bougres! hatte Napoleon dem gelehrigen Zögling zugerufen.

Das sind bekannte Dinge, sie haben selbst inmitten der weltgeschichtlichen Umwälzungen jener Tage die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen erregt. Weniger bekannt ist, daß an dem Streit, wie er sich bald nach dem Regierungsantritt Friedrichs zwischen ihm und der Landschaft entwickelte, Fragen der äußeren Politik einen erheblichen, zuletzt ent-

scheidenden Anteil hatten. Streitigkeiten um das verfassungsmäßige Landesrecht hatte es von jeher zwischen Fürst und Landschaft gegeben, aber es bezeichnete eine letzte und verhängnisvolle Phase des Kampfes, als die beiden Gewalten im Staat sich auch über die äußere Politik entzweiten und beide die Unterstützung fremder Mächte für sich anriefen. Es mußte den Kampf unheilbar gestalten und zu einem brutalen Ende treiben, als die Landschaft selbständig in die Führung der auswärtigen Geschäfte eingriff und sie, wie der Fürst, eigene diplomatische Vertreter unterhielt, die sich in den fremden Hauptstädten gegenseitig befehdeten.

Die Übertragung des herkömmlichen inneren Landesstreits auf die auswärtige Politik ist ein höchst merkwürdiges Schauspiel, ein Schauspiel ohne gleichen, bezeichnend für die letzten Zeiten des Reichs, in welchen nicht bloß die einzelnen Glieder volle Unabhängigkeit nach außen beanspruchten, sondern auch innerhalb der Glieder selbst der Staatswille im Begriffe war auseinanderzubröckeln, vor allem aber bezeichnend für den Gang, den das ständische Wesen in Würtemberg genommen hat. Wie ist es gekommen, so muß man fragen, daß in Würtemberg die Stände ein Recht sich zu wahren wußten, das überall sonst als unbefugte Anmaßung angesehen worden wäre, das sie aber nicht nur in gutem Glauben und bis auf einen gewissen Grad mit Erfolg, sondern auch mit uralter und unzweifelhafter Rechtmäßigkeit ausübten? Die Frage trifft in die innerste Eigentümlichkeit der würtembergischen Staatsentwicklung. Ihr an der Hand der Geschichte nachzugehen, ist schon darum von Interesse, weil nur aus dem geschichtlichen Gang der Dinge gewisse Besonderheiten, welche bis heute noch dem öffentlichen Geist des würtemberger Landes im Unterschied von anderen Landschaften eigen sind, sich erklären lassen. Es ist kein Zufall, daß hier in die volksmäßige Auffassung vom Staat noch immer eine Überlieferung oder eine letzte Erinnerung

hereinragt von dem Zustand urältester Zeit, da nicht nur jeder Gau selbständig das Kriegs- und Friedensrecht besaß, sondern im Gau wieder die selbstherrliche Volksversammlung dieses Recht ausübte.

1.

Daß die altwürtembergische Verfassung ein eigentümliches Gebilde sei, gänzlich sui generis, hat keinem Betrachter entgehen können. Einzig war die Zähigkeit ihrer Lebenskraft. In ihren wesentlichen Formen unverändert hat sie sich, wie keine andere, bis in unser Jahrhundert herein erhalten. Nicht bloß ihre Verteidiger im eigenen Lande pflegten sie zu rühmen als „die beste in allen deutschen Ländern, die durch Fürsten regiert werden". Oft wiederholt worden ist das ehrende Zeugnis, das ihr im englischen Parlamente Charles Fox ausstellte: er kenne nur zwei Verfassungen, die englische und die würtembergische. Und noch vor wenigen Jahren hat eine würtembergische Thronrede wohlgefällig und mit Stolz an das „vierhundertjährige Verfassungsleben" des Landes erinnert. Wenn man freilich untersucht, worin dieses Verfassungsleben bestand und welchen Einfluß die Thatsache seiner Fortdauer durch die letzten Jahrhunderte auf die öffentlichen Zustände gehabt hat, so erkennt man bald, daß an die gesicherten Rechtsverhältnisse, an das Gleichgewicht regelmäßig wirkender Gewalten oder gar an einen geordneten Staatshaushalt nicht zu denken ist, die wir jetzt mit dem Begriff des Verfassungslebens verbinden. Würtemberg blieb ein Verfassungsstaat, aber die Zeiten des fürstlichen Absolutismus sind ja keineswegs an ihm als an einer glückseligen Insel vorübergegangen. Auch Würtemberg hatte seine Despoten, die kein Gesetz anerkannten als ihre Launen und Leidenschaften, und es gediehen auf diesem Boden höchst charakteristische und vorleuchtende Beispiele dieser Gattung. Sagt man: Würtemberg besaß eine muster-

hafte Verfassung, so muß man sogleich hinzufügen: und es besaß gleichzeitig in mustergiltiger Form den kleinfürstlichen Sultanismus. Prunksucht und Verschwendung wurden am Hof der Herzoge so toll als irgendwo getrieben und die Gelder dazu durch die verwerflichsten Mittel vom Lande erpreßt; Ämterhandel und Rechtskauf, Münzverschlechterung, Verkauf der Landeskinder in auswärtige Dienste, willkürliche Steuern und willkürliche Kabinetsjustiz, das alles finden wir auch im Verfassungsstaate Würtemberg. Nun ist durch diese Willkürhandlungen das feierlich beschworene Volksrecht zwar vielfach durchbrochen, aber doch nicht außer Wirksamkeit gesetzt worden. Die Verfassung wurde oft und viel verletzt, aber aus allen Beeinträchtigungen rettete sie ihren ungeschmälerten Bestand. Ihre Zähigkeit blieb der fürstlichen Gewaltthat gewachsen. Ja sie ging aus den schwersten Krisen nicht bloß ungeschmälert, sondern sogar mit verstärkten Bürgschaften hervor. Gerade die selbstwilligsten Regenten sahen sich zu den demütigendsten Vergleichen genötigt. Die Verfassung blieb also in Kraft, ihre Organe in Wirksamkeit neben dem Willkürregiment der Fürsten. Das Eigentümliche ist in der That dies, daß Würtemberg eine Verfassung wie nirgends und zu gleicher Zeit einen fürstlichen Absolutismus wie nirgends besaß.

Man kommt der Erklärung dieses Rätsels näher, wenn man sich die Veränderungen vor Augen hält, die im Laufe der Zeit in den ständischen Organen vor sich gingen. In demselben Maße nämlich, in welchem der fürstliche Absolutismus sich ausbildete, geriet auch das ständische Wesen in eine absolutistische Richtung. Entscheidend hiefür war die Bildung der Ausschüsse, die unter der Regierung des Herzogs Christof, also um die Mitte des 16. Jahrhunderts ihre feste Gestalt, ihre bestimmten Befugnisse, ihren „Staat" erhielten. Anstatt die Landtage regelmäßig zu berufen, fand man es bequemer sowohl als billiger, ihre Geschäfte durch ein Komite besorgen

zu lassen. So übertrug sich die Gewalt vom Landtag in die Ausschüsse, und von dem großen Ausschuß in den kleinen, der zuletzt ständig mit sechs Stadtbürgermeistern und zwei lutherischen Prälaten besetzt war. Lange Zeiträume verflossen zwischen den Gesamtlandtagen, während dieser Zeit übte der Ausschuß das Recht sich selbst zu ergänzen, ein Recht, an dem er immer mit besonderer Zähigkeit festhielt, und daraus entwickelte sich mit der Zeit eine engverbündete bürgerliche Aristokratie, zuletzt eine Familienherrschaft. Der Ausschuß besaß das Recht frei und ungehindert zusammenzutreten, er hatte seine eigenen Beamten und es bildete sich ein Geschäftszusammenhang, der ihm eine geschlossene Macht gegenüber den wechselnden Landesherren verlieh. Dabei war er beständig darauf bedacht, seine Befugnisse zu erweitern, nicht bloß auf Kosten des Fürstentums, sondern mehr noch auf Kosten der Gesamtvertretung. Ausdrücklich wurde dem Ausschuß die Erhaltung und Verwahrung der Landesrechte zugewiesen, zugleich mit der Vollmacht auf etwaige Veränderungen anzutragen. Nur der Ausschuß besaß ein Recht, bei der Gesetzgebung mitzuwirken. Hatte zu der Kasse, welche für die Zahlung der Schulden und weiterhin auch für die Bestreitung der laufenden Ausgaben diente, ursprünglich die Landschaft ihre Kontrolleure neben denen des Herzogs bestellt, so wurde die Verwaltung der Kasse später ausschließlich dem Ausschuß übertragen, ja er legte sich neben der Landschaftskasse (seit 1608) noch eine besondere „geheime Truhe“ an, über die er unbedingt und in unverantwortlicher Weise verfügte, und die in Zeiten des Konflikts mit dem Herzog ein starkes Machtmittel des Ausschusses war. Hatte dieser seinem Staat zufolge die Befugnis zu „erwägen“ und „anzubringen“, so wußte er mit der Zeit auch wichtige Teile der administrativen Staatsgewalt an sich zu bringen. Er hatte seine Vertreter in den Deputationen, d. h. in den für verschiedene Zweige der Verwaltung niedergesetzten

Regierungskommissionen, die Herren vom Ausschuß erhielten dadurch einen unmittelbaren Anteil an der Regierung, sie wurden zu Mitregenten des Landes*). Es ist nicht zufällig, daß gerade unter Herzog Karl, der den Höhepunkt des fürstlichen Absolutismus bezeichnet, auch dem Ausschuß diese letzten Schritte gelangen, sich zum alleinigen Vertreter der Landesrechte zu machen.

Beide, der Herzog und der Ausschuß, in welchem das landschaftliche Recht sich verkörperte, standen sich in ihrer Art absolut gegenüber. Als im Oktober 1804 Kurfürst Friedrich einen Prozeß gegen die Mitglieder und Beamten des Ausschusses einleiten ließ und mit dem Landschaftssekretär Stockmayer auch dessen Gattin einem inquisitorischen Verhör unterzogen wurde, legte man der letzteren u. a. auch die Frage vor, ob sie leugnen könne, daß jede Landesbehörde, auch die Landschaft, unter dem Kurfürsten stehe, worauf die unerschrockene Frau erwiderte: „Letztere steht ihm, so viel ich weiß, gegenüber.“ Dieses Gegenüber bezeichnete in der That treffend das Verhältnis, in welchem beide Gewalten zu einander standen. Beide mochten sehen, wie sie sich vertrugen oder ihre Macht gegen einander behaupteten. Je nach den Persönlichkeiten und je nach den Zeiten ist dieses Verhältnis einem großen Wechsel unterworfen gewesen, es gestaltete sich zuweilen höchst dramatisch, es fehlte nicht an achtungswerten Charakteren, die in dem beständigen Kampfe reiften, und die Ueberlieferung, daß der Ausschuß zum Wächter der Landesfreiheiten bestellt sei, hat nie ganz erlöschen können. Doch der wohlthätig belebende Einfluß, den ein wirkliches Verfassungsleben auf die Volkskreise zurück ausübt, fehlte gänzlich. Der Ausschuß stand außer Zusammenhang mit dem Volk, und man empfand zuletzt nur

*) L. T. Frhr. v. Spittler, Entwurf einer Geschichte des engern landschaftlichen Ausschusses. Sämtl. Werke. Bd. 13, S. 146.

den doppelten Druck, den die beiden dem Volke fremden Gewalten ausübten. Klagte man über die Frohnlasten, den Jagdschaden, die Willkürhandlungen des Hofes, so seufzte man nicht minder über die Mißbräuche des Ausschußregiments, über die Heimlichkeit seiner Geschäftsführung, die Verweigerung jeder Rechenschaft über die von ihm verwalteten Gelder. Einsichtige Patrioten, wie Spittler, erkannten deutlich, daß es sich hier um einen zwiefachen Absolutismus handle, um einen Gegensatz, bei dessen Sprödigkeit zuletzt eine Stockung und Erlahmung im landschaftlichen Räderwerk eintrat, während der Staat für seine mit der Zeit erweiterten und vervielfältigten Aufgaben sich auf andere Wege gewiesen sah. Die Verfassung hat wohl eine starke Widerstandskraft besessen, sie hat verhindern können, Schlimmes und Gutes, aber sie hat nichts gefördert, sie ist kein Werkzeug des Fortschritts gewesen.

Der Widerspruch zwischen der Verfassung und den Bedürfnissen der Zeit ist übrigens nicht erst gegen das Ende hervorgetreten, er ist vielmehr so alt als die Verfassung selbst, ja dieser Widerspruch ist recht eigentlich das treibende Moment der ganzen Verfassungsgeschichte. In der Zeit, da die landschaftlichen Rechte ihre Feststellung erhielten, war das Herzogtum im wesentlichen noch ein Familienbesitz, eine bescheidene Grundherrschaft; diese aber wuchs allmählich in die Rolle und den Umfang eines Staats hinein, während jene Rechte unverändert dieselben blieben. Den ältesten Verträgen und Erbvergleichen, bei denen nach geschichtlichem Zeugnis die Stände als Zeugen und Bürgen hinzugezogen wurden, liegt noch durchaus der Gedanke zu Grunde, daß der Landesherr aus seinem Privatbesitz, aus den Erträgnissen des Kammerguts und aus den ihm zukommenden Regalien, Zöllen u. s. w. nicht bloß die Bedürfnisse des Hofhalts zu bestreiten, sondern auch für alle öffentlichen Zwecke aufzukommen hat. Das Eigentum des Fürsten und das Ver-

mögen des Staates sind noch nicht geschieden, es giebt noch keinen Staatshaushalt. Der Unterthan ist mit Leib und Waffen dem Fürsten verpflichtet, aber er ist nicht verbunden, einen Beitrag zu den Staatsbedürfnissen zu leisten. Wird ihm dennoch unter dem Zwang der Umstände eine Geldhilfe zugemutet, so leistet er diese freiwillig, auf Grund eigenen Entschlusses, er leistet sie als Geschenk, als „Verehrung" an den Fürsten. Das sind Sätze, die aus dem ältesten deutschen Rechte geschöpft sind, und sie sind recht eigentlich die Grundsäule des alten würtembergischen Rechtes geblieben. Aber merkwürdig, sie sind als solche vertragsmäßig erst festgestellt worden, als sie in der Wirklichkeit nicht mehr durchzuführen waren. Eben der Umstand, daß der Fürst genötigt ist vom alten Recht abzuweichen, von den Städten und Ämtern Zuschüsse zu verlangen, veranlaßt die letzteren, indem sie dieselben bewilligen, zugleich ihr altes Recht zu verwahren und zu verbriefen. Der Grundsatz bleibt, daß das Volk keine Steuern zu zahlen verbunden ist; in Wirklichkeit gestaltet sich die Sache so, daß die unvermeidlichen Steuern bewilligt werden, aber ohne Präjudiz, in einem besonderen Vergleich, immer nur als Ausnahme, immer nur für das vorliegende Bedürfnis, für die kürzeste Zeit. Dies ist das Eine. Und zum Anderen gebrauchen die Vertreter des Volks, indem sie die Verbindlichkeit der Leistungen nicht anerkennen und doch freiwillig sich dazu verstehen, die Vorsicht, daß sie die Einziehung und Verwendung der Steuern sich selbst vorbehalten. Das ist ihre Gegenforderung, und da sie auch in Zukunft alle Ursache haben, wachsam und vorsichtig zu sein, so sehen sie auf nichts mehr als auf die Befestigung eben dieser Einrichtung, welche der Willkür des Landesherrn einen Riegel vorschieben soll. Das Haus Würtemberg, das den größten Teil der staufischen Stammgüter an sich gebracht hatte, besaß ein ansehnliches Kammergut, und bei wirtschaftlichem Sinne wäre es in den früheren Zeiten wohl im stande gewesen sowohl die Kosten

des Hofhalts als die Staatsausgaben davon zu bestreiten. Aber an diesem wirtschaftlichen Sinne fehlte es den Nachkommen Ulrich des Stifters durchaus. Es war ein Erbfehler, ein Familienzug, daß sie schlechte Haushalter waren und das Geld ihnen unter den Händen zerrann. Unsinnige Vergeudung und Prachtliebe verschlangen Summen, denen das Kammergut und die Regalien nicht gewachsen waren, auch wenn nicht die Kriegsläufe des 17. und 18. Jahrhunderts hinzugekommen wären, durch welche die Finanzkräfte des Landes auf die härtesten Proben gestellt wurden. So geschah es, daß vom Ausgang des Mittelalters an kein Herzog in Würtemberg war, der nicht ein- oder mehreremal vor einer finanziellen Katastrophe stand, in welcher er an den guten Willen der Landschaft sich wenden mußte. Nun bewilligte die Landschaft regelmäßig, aber jedesmal mit Vorbehalt und ausdrücklicher Verwahrung, „daß alles dem Tübinger Vertrag und anderen Landeskompaktaten unabbrüchlich und unpräjudizierlich sein und künftig nicht mehr geschehen solle“. Die Ausnahme war längst die Regel geworden, dennoch sollte sie immer nur Ausnahme und jedesmalige neue und freie Einwilligung erforderlich sein. Zu einem geordneten Steuersystem, zu einem festen Haushalt konnte man auf diesem Wege nicht gelangen. Hartnäckig blieb die Fiktion aufrecht erhalten, daß das alte Recht noch in Kraft sei. Es blieb auch in Kraft, aber doch nur im Buchstaben der Verträge. War das Eigentum des Fürsten und das des Staates nicht geschieden, so waren folglich auch die Schulden gemeinsam, die Landschaft hat schließlich immer für dieselben aufkommen müssen, wenn sie nur immer wieder von Neuem schwarz auf weiß anerkannt sah, daß es bloße Ausnahme sei, und nur darüber wurde stets hartnäckiger Streit geführt, wie viel der Fürst vom Kammergut und die Kirche von ihrem Schatze dazu beizutragen habe. Selbst zu dem berühmten Erbvergleich von 1770, der nach 6jährigem Rechtsstreit zwischen dem

Herzog Karl und der Landschaft durch das Einschreiten Friedrichs des Großen endlich dem Herzog abgerungen wurde, macht J. C. Pfister die melancholische Schlußbemerkung: „das Recht auf dem Papier gewann die Landschaft, das Geld der Herzog“.

Also ein entschieden konservativer Zug ist dieser Verfassung eigen, bei ganz demokratischer Grundlage. Denn unter ihren Besonderheiten ist keine auffälliger als die, daß die Landschaft einen ausschließlich bürgerlichen Charakter hat. Ein seltsamer Lauf der Dinge hat es mit sich gebracht, daß zu einer Zeit, da überall sonst die Stände aus einer feudalen Grundlage erwuchsen, in Würtemberg der Adel außerhalb der Landschaft blieb, während umgekehrt in einem Jahrhundert, zu dessen Tendenzen die Aufhebung der Standesunterschiede gehört, hier der Adel erst in die ständische Vertretung eingeführt wurde. Noch heute hat Würtemberg in seinen beiden Kammern eine gedoppelte Vertretung des Adels, während es früher dieses Element der Vertretung überhaupt nicht kannte.

Allerdings nicht von Anfang hat der Adel gänzlich unter den Ständen gefehlt. Im 15. Jahrhundert, in welchem das ständische Wesen allmählich festere Gestalt gewinnt, sehen wir „Prälaten, Ritter und Landschaft“, letztere aus den Abgeordneten der Landstädte und der Ämter bestehend, zusammentreten, um die Hausverträge der Grafen zu verbürgen. Doch die Ritterschaft, die sich den Grafen ebenbürtig fühlte, suchte sich frühzeitig der unmittelbaren Zugehörigkeit zur Grafschaft zu entziehen, sie fehlte bei den Landtagen, und unter Herzog Christof gelang es ihr die Anerkennung ihrer Reichsunmittelbarkeit endgiltig durchzusetzen. Es gab noch Adel in Würtemberg, aber nicht mehr als Stand. Nur die Prälaten, die Vorsteher der reichen Mannsklöster, anfänglich ebenfalls den Grafen gleich an Rang, schlossen sich als Vertreter der Klosterhintersassen der Landschaft an und behaupteten als Stand ihre Stellung auch in den Ausschüssen. Von diesem geistlichen

Zusatz abgesehen war die Vertretung lediglich bürgerlicher Art; und die Prälaten selbst gehörten fast durchweg den bürgerlichen Familien des Landes an. Der amtliche Ausdruck für die Stände war: „Prälaten und gemeine Landschaft".

Was also den Fürsten zur Verteidigung der ständischen Rechte gegenüberstand, waren einfache Leute aus dem Volke, Vertreter der Landstädte und der Ämter, und man kann sich leicht denken, von welchen Interessen diese Vertreter vorwiegend erfüllt waren, welche Anliegen sie mit der größten Zähigkeit geltend machten, was der Angelpunkt des ganzen Verfassungslebens sein mußte. Ihnen war die Macht über den Beutel des Volkes anvertraut und sie sahen es als ihre Aufgabe an, diesen Beutel so fest als möglich zuzuhalten. Durch die Führung des Fürstenhauses wurde ihnen das schwer gemacht, doch andererseits war die stehende Finanznot desselben wieder das Mittel, wodurch die Stände ihre Rechte behaupteten und erweiterten. Sie fühlen ihre Macht und sie nützen die Geldnot der Fürsten zu ihrem Vorteil aus. Sie werden sich zur Übernahme der aufgehäuften Lasten verstehen, doch nicht, ohne zuvor ihre Bedingungen zu stellen. Sie werden bei jeder dieser Krisen den Anlaß wahrnehmen, die allgemeinen Landesbeschwerden zur Sprache zu bringen und deren Abstellung sich wenigstens versprechen zu lassen. Sie werden neue Rechte fordern, die alten sich regelmäßig wieder verbriefen lassen. Sie werden eine Kasse zur Abtragung der Schulden errichten, aber die Verwaltung dieser Kasse selbst in die Hand nehmen. Sie werden, um den Fürsten möglichst im Zaum zu halten, immer nur das Allerdringlichste, so knapp wie möglich zubemessen, ihm verwilligen. Allen stehenden Einrichtungen im Steuer- und Heerwesen, wodurch der Fürst freiere Hand bekäme, werden sie sich aufs äußerste widersetzen; er soll in jeder Not und für jedes Bedürfnis immer wieder gezwungen sein, an den guten Willen seiner

Getreuen sich zu wenden. Selbst die Sorge für die Sicherheit des Landes kann sie nicht bewegen; weiter zu blicken, über den vorliegenden Fall hinaus, ist nicht ihre Sache, argwöhnisch sperren sie sich gegen jede Abweichung vom Hergebrachten, und unerbittlich sind sie, wofern sie eine Gefahr für ihre Rechte und Privilegien wittern. Trachtet der Herzog nach hohen Dingen, so gilt es um so mehr ihm einen Hemmschuh anzulegen, denn die Landschaft und ihre Auftraggeber sind von keinerlei Ehrgeiz beseelt, den Händeln der Großen bleiben sie wo möglich ferne, sie möchten am liebsten mit aller Welt in Frieden leben und ungeschoren Jahr aus Jahr ein ihre Felder bestellen. Selten teilt der Landesfürst diese idyllischen Neigungen; nicht immer gelingt es dem Lande sich in vorsichtige Neutralität zurückzuziehen, und noch viel weniger erweist sich diese Neutralität als ein Schutz gegen die Drangsale des Kriegs. So ist immer Not, und folglich auch immer Streit zwischen Herzog und Landschaft. Beständiges Fordern und karges Gewähren, hartnäckiges Zanken und Zerren, Mißtrauen, Anklagen und Rechthaben, das wird der Charakter des Verkehrs zwischen Fürst und Landschaft sein. So bleibt es auch, als das Unwesen der Ausschußwirtschaft aufkommt. Nur daß das Streiten jetzt noch mehr die Formen eines eigentlichen Rechtshandels annimmt. Denn die Führung der Geschäfte fiel immer mehr den rechtsverständigen Beamten zu, die der Ausschuß in seinen Dienst nahm, den Sekretären und vor allem den „Landschaftskonsulenten“, die man aus den fähigsten Juristen zu nehmen pflegte. In diesen Konsulenten trat das Landesrecht gleichsam persönlich dem Fürstenrecht gegenüber, und die Übertragung der juristischen Formen auf die politischen Geschäfte lag um so näher, als das Landesrecht auf einer Reihe freier Verträge beruhte, welche in ihrer Verklausulierung die Herkunft aus dem Mißtrauen beider Parteien an der Stirn trugen und die dem Scharfsinn juristischer Auslegung ein dankbares Feld boten. Diese Ver-

träge standen überdies unter der Garantie anderer Mächte und unter der Rechtshoheit des kaiserlichen Hofes, so daß den streitenden Parteien nichts zu einem ordentlichen Prozeßverfahren fehlte, weder Bürgen, noch Anwälte, noch eine oberste Instanz, wie denn der Kampf um das Verfassungsrecht in der That mehr als einmal in Form einer regelrecht gestellten Streitklage und Widerklage geführt worden ist.

Doch die Mitglieder des Ausschusses waren nicht jederzeit unbeugsame Catone, und nicht alle Konsulenten von dem Schlage Johann Jakob Mosers. War die Ausbildung des Ausschußwesens im ganzen der Behauptung des Landesrechts günstig, so war doch auch der Fall nicht ausgeschlossen, daß der Fürst hoffen konnte, mit einigen wenigen, vielleicht Privatinteressen nicht unzugänglichen Männern ein leichteres Spiel zu haben. Es wird die Zeit kommen, da die Korruption auch in dieses Institut eindringt, und die Wächter der Landesrechte, dem Willen des Fürsten gefügig gemacht, zu allem ein Auge zudrücken, „wenn man nur nicht bar Geld verlangte.“ Denn in diesem Punkte blieben sie freilich zäh. Schließlich ist es immer die Geldfrage, die das Verfassungswesen im Gang erhält und ihm seinen Inhalt giebt. Die Finanznöte der Herzoge schlingen ein unzerreißbares Band zwischen diesen und dem Lande, denn das Land, so schwer es darunter leidet, schöpft aus ihnen immer wieder die Vergewisserung seines guten Rechtes. Es ist zwar vorgekommen, daß die Landschaft einem gar zu tollen Herrn wegen „wurmäßigen, unwesenlichen und untaugenlichen Regiments“ den Gehorsam aufkündigte — gleichfalls kraft eines Nachklangs urgermanischen Rechtes — und der Kaiser den Spruch bestätigte, aber im ganzen hat das Land dem Hause Würtemberg eine merkwürdige Anhänglichkeit bewahrt. Es verzieh auch die maßlosesten Ausschreitungen und gerade den unbändigsten Fürsten pflegte es ein dauerndes, mitunter sagenhaft umwobenes Andenken zu bewahren. Als Albrecht

von Haller im Jahre 1723 als Student nach Tübingen kam, seufzte das Land unter der berüchtigten Grävenitz, der Maitresse des Herzogs Eberhard Ludwig, der Thronfolger Alexander hatte um ein Regiment in Österreich seinen Glauben gewechselt, und der junge Schweizer schrieb in sein Tagebuch*): „also hatte das Land sich seiner Fürsten wenig zu rühmen und wäre doch alles getreu, ergeben und eifrig, ohne Murren, ohne Stachelschriften, und nahme die Unordnung am Hofe als eine Strafe vom Himmel an."

2.

Die Befugnis der würtembergischen Landschaft, bei Krieg und Frieden mitzusprechen, erscheint gleichfalls als ein Nachklang urgermanischen Rechtes. Stellt man auch die Hypothese vorsichtig zurück, daß im Herzen von Schwaben ein Rest der alten Gaugrafschaftsverfassung sich erhalten habe, daß die würtembergischen Grafen die Rechtsnachfolger der Reichsgrafen im Remsgau gewesen und die Landtage aus den Grafschaftsgerichten hervorgegangen seien, so ist doch eine Nachwirkung jenes ältesten Rechtes, eine mehr oder weniger deutliche Erinnerung daran in der Stellung zu erkennen, welche die Stände der würtembergischen Grafschaft in der Zeit, da sie zuerst in die Geschichte treten, zum Landesherrn einnehmen. Zu Krieg und Frieden, zu Bündnissen und Verträgen zieht der Grundherr Einwilligung und Rat seiner Getreuen ein. An die Stelle der freien Volksversammlung sind, wie überall, in noch unsicherer Begrenzung und Befugnis, die Stände getreten; indem aber in Würtemberg die letzteren ganz zu einer Vertretung des Bürgertums werden, kann man sogar von einer Art Rückbildung zum uralten Rechte reden. Die Tendenz des Landes-

*) Albrecht Hallers Tagebücher, herausgeg. von L. Hirzel 1883 S. 9.

herrn, die volle Souveränität zu erwerben, ist auch hier vorhanden, doch hier wissen es die Stände durchzusetzen, daß er ebenso die Staatshoheit nach außen als das Besteurungs- und Gesetzgebungsrecht dauernd mit ihnen teilen muß. Und es ist wirklich eine dunkle Erinnerung an das alte, ungeschriebene Recht vorhanden; bei den Verträgen der Folgezeit geht in allen wesentlichen Stücken der Inhalt darauf zurück „wie es von Alter hergekommen."

Als im Jahre 1462 der Kaiser den Grafen Eberhard den Älteren zur Teilnahme am Krieg gegen Herzog Ludwig von Bayern aufforderte, berief Eberhard seine Räte, Diener, Ritterschaft und Landschaft, aus jeder Stadt einen vom Gericht und einen von der Gemeinde, nach Urach, „um in den Sachen zu raten und zu thun, als sich gebühren würde." Dies ist das erste sichere geschichtliche Zeugnis, daß die Getreuen zur Beratung in einer Kriegsfrage beigezogen wurden. Im Jahr 1496, als Eberhard II. gegen den Herzog Georg von Bayern Krieg führen will, sind es die Räte selbst, welche den Herzog daran erinnern, daß er nur einen rechtmäßigen Krieg führen dürfe und die Zustimmung derer einholen müsse, „so ihr Leib, Ehre und Gut darstrecken sollten."*) Es war Regel, daß zu einem Krieg die Landschaft einberufen und in Anspruch genommen wurde. Etwas Auffälliges lag darin keineswegs. Ging doch der Kaiser selbst in gleicher Weise mit den österreichischen Ständen zu Rate. In Würtemberg aber glückte es den Ständen im folgenden Jahrhundert dieses Recht feierlich verbrieft zu erhalten. Am 8. Juli 1514 mußte der heißblütige Herzog Ulrich zur Beschwichtigung seines empörten Volkes, unter Kaiserlicher und anderer Fürsten Vermittlung den Tübinger Vertrag eingehen, der den willkürlichen Kriegen sowie dem willkürlichen Steuern und Schatzen, wie es der Herzog zur Bestreitung seines un-

*) C. F. Stälin, Wirtenbergische Geschichte, IV S. 9.

mäßigen Aufwandes versucht hatte, ein Ende machte, und der das Grundgesetz der altwürtembergischen Verfassung geblieben ist. Dieser Vertrag enthält zunächst die Bestimmungen zur Regelung der „überschwänglichen“ Schuldenlast des Herzogs, wobei das Selbstbesteurungsrecht der Landschaft festgestellt wurde. Schon in den Hausverträgen Eberhards im Barte war ausgesprochen worden, daß die Kammerunterthanen in ihren gewöhnlichen, das heißt aus dem privatrechtlichen Verhältnis fließenden Steuern, Zinsen, Gülten und Diensten ohne weiteren Aufschlag belassen werden sollten, jetzt wird hieraus das ausdrückliche Recht abgeleitet: wenn eine Steigerung der Steuern, eine ungewöhnliche Schatzung erforderlich ist, so kann nur das Volk durch seine Vertreter sie bewilligen, aus freien Stücken. Ferner enthielt der Vertrag die Grundrechte, daß jedem Auswandernden freier Zug zugesichert wurde, und daß in peinlichen Sachen niemand anders denn nach Urteil und Recht gestraft werden sollte; endlich bestimmte er das Recht der Mitberatung bei Krieg und Frieden in folgender Weise: bei Hauptkriegen (für die Rettung von Haus und Land) verlangten und erhielten die Stände, daß sie nur mit Rat und Wissen, andere Kriege aber (für die persönlichen Interessen des Fürsten, wenn er „jemand aus Freundschaft oder sonst Fürschub oder Hilfe thut“) nur mit ihrem Willen geführt werden sollten; dann wollten sie mit ihren Leibern, Fuhrwerk und anderem dienen, wie von Alters Herkommen, und bei Herzogs Voreltern auch geschehen, nur müsse der Herzog die Lieferung aus seiner Kammerkasse geben. Also persönlicher Dienst, ganz im Sinne des alten Rechts, aber keine Verpflichtung zur Geldhilfe.

Dieser Tübinger Vertrag bildet nach Spittlers Ausdruck „die magna charta libertatum der würtembergischen Unterthanen, von welcher an ununterbrochen und aus welcher her unzerrissen das ganze Gewebe der National-Freiheit sich

entwickelte."*) Auf ihn beriefen sich fortan die Stände, so oft ihnen das Recht der Einmischung in die auswärtige Politik streitig gemacht wurde. Die Kriegs- und die Steuerverfassung beruhte auf ihm, und noch in den Streitschriften des letzten Verfassungskampfes im Anfang unseres Jahrhunderts leitet der Ausschuß aus dem Buchstaben des Tübinger Vertrags ab, daß die würtembergischen Unterthanen „sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten nicht wider ihren freien Willen unter dem Herzoglichen Militär dienen dürfen", und „daß das Land nicht mit Mannschaft und Geld zugleich zu dienen schuldig sei". Feierlich war der Vertrag beschworen und für alle Nachfolger verbindlich gemacht; Gehorsam sollte einem neuen Fürsten erst gelobt werden, wenn er die Freiheiten der Landschaft zu halten versprochen und die Verträge bestätigt hätte. In der Folge ist dann freilich der Tübinger Vertrag mehr oder weniger gewissenhaft eingehalten worden. Seine Erfüllung hing vielfach von den Umständen und vom guten Willen des Herzogs ab. Unternehmungslustige Fürsten wollten sich so wenig als

*) Das Selbstbesteuerungsrecht, wie es im Tübinger Vertrag festgestellt wurde, bildet in der That den entscheidenden Punkt für einen Vergleich mit dem englischen Verfassungsrecht. „Die Lehre, daß Besteuerung und Vertretung bei freien Völkern unzertrennlich von einander sind, daß konstitutionelles Regiment eng mit den Rechten des Eigentums zusammenhängt, und daß kein Volk anders als durch sich selbst oder durch seine Vertreter rechtmäßig besteuert werden kann, bildete den eigentlichen Kern der englischen Auffassung politischer Freiheit." (Lecky, Geschichte Englands im 18. Jahrhundert, deutsch von F. Löwe. III S. 344.) Lord Chatam stellte in seiner großen für die amerikanischen Kolonien im Januar 1775 gehaltenen Rede den Satz auf: „Die große Fundamentalmaxime der britischen Verfassung sei, daß kein englischer Unterthan ohne seine eigene Zustimmung besteuert werde." Und die Resolutionen Virginias, welche das erste Zeichen zur Lostrennung der Kolonien gaben, beriefen sich darauf, „daß die Besteuerung des Volkes durch sich selber oder durch gewählte Vertreter das unterscheidende Merkmal britischer Freiheit sei." (a. a. O. S. 573. 349).

möglich die Hände binden lassen, sie sind nur durch zwingende Not zur Bestätigung der Verträge gebracht worden, während schwache Fürsten, zumal in bedrängten Zeiten, gerne die Verantwortung für das zu geschehende von Anfang an mit den Ständen teilten.

Wie geringe Sicherheit in dem beschworenen Vertrage lag, sollte die Landschaft noch unter demselben Herzog Ulrich erfahren. Als im Jahre 1515 der Huttensche Krieg drohte, machte die Landschaft von ihrem Rechte Gebrauch und beschloß, nicht zu einem Angriffskrieg, sondern nur wenn der Herzog angegriffen würde ihm Hilfe mit Leib und Gut zu leisten, und Ulrich mußte sich's gefallen lassen. Ein Jahr später aber ließ er den Vogt von Weinsberg, Sebastian Breuning, enthaupten, weil derselbe damals den Landtag abgehalten habe, dem Herzog unbedingt zu Willen zu sein. In dieser Weise verfuhr er mit allen, in denen er Hindernisse seines gewaltthätigen Treibens sah. Unwillig, die ihm angelegten Fesseln zu tragen, erklärte er zuletzt geradezu den Tübinger Vertrag für abgethan, und dies trieb selbst die Landschaft auf die Seite seiner auswärtigen Feinde, so daß sie die österreichische Interimsregierung anfänglich mit Freuden aufnahm, welche, das Volk zu gewinnen, ihrerseits den ständischen Rechten schmeichelte und den Tübinger Vertrag bestätigte. Auch die 15jährige Verbannung machte den Herzog nicht viel weiser. Wenigstens zeigte er nach seiner siegreichen Rückkehr keine größere Achtung vor den von neuem bestätigten Verträgen. Die Landschaft benutzte er lediglich zu Geldbewilligungen, er legte auch willkürliche Schatzungen auf, setzte die Berufung des Landtags zuletzt ganz außer Übung und suchte sich durch Vergleich mit einzelnen Teilen der Landschaft oder einzelnen Städten über seine Forderungen zu verständigen. Er hat die Reformation im Lande eingeführt und ist dem schmalkaldischen Bunde beigetreten, beides, ohne die Stände zu befragen. Die Kosten für den unglück-

lichen schmalkaldischen Krieg, von dem übrigens die Räte abgemahnt hatten, hat dann doch die Landschaft aufbringen müssen.

Die Teilnahme Ulrichs am schmalkaldischen Krieg hatte die weitere Folge, daß König Ferdinand dem Herzog wegen verletzter Lehenspflicht den Prozeß machte. Es lag dem König viel an dem Erwerbe Würtembergs, um die österreichischen Besitzungen in Schwaben zu verstärken und abzurunden, und die österreichische Politik hat dieses Ziel nie ganz aus den Augen verloren. Daß sie das Ziel nicht erreichte, war zunächst das Verdienst von Ulrichs Sohn und Nachfolger, Herzog Christof, unter welchem der sog. Ferdinandische Prozeß beglichen wurde. Dieser friedliebende, obwohl sehr vielgeschäftige Herr blieb im Moritzschen Kriege klugerweise neutral, so sehr er von den protestantischen Fürsten zur Teilnahme gedrängt wurde. Um sein Land gegen Vergewaltigung zu schirmen, begnügte er sich eine Truppenmacht von 8 Fähnlein Fußknechte und 200 Reitern aufzustellen, was freilich Prälaten und Landschaft bereits zu viel dünkte, und als er ihnen vollends zumutete, einen Ausschuß abzuordnen, der in so gefährlichen Zeiten beständig am fürstlichen Hofe bleiben möchte, verstanden sie sich auch dazu nur nach allerlei Bedenken, wie sie denn erklärten, ihre armen Leute seien nicht wie die Ritterschaft kriegserfahren*). So wenig zeigte sich in jenen Zeiten die Landschaft von einem Ehrgeiz beseelt, sich in politische Geschäfte zu mischen. Jener klugen Neutralität aber hatte es Herzog Christof zu danken, daß er im Passauer Vertrag im Besitz des Herzogtums bestätigt wurde. Nur mußte er die österreichische Afterlehenschaft anerkennen, die schon Ulrich bei seiner Wiedereinsetzung im Kaadener Vertrag von 1534 wider die Hausgesetze und den Kaiserl. Herzogsbrief von 1495 hatte zugestehen müssen, und das

*) C. F. Stälin, a. a. O. IV, 516.

war der Grund, warum die Landschaft, von jener Sympathie mit dem österreichischen Regiment längst zurückgekommen, sich standhaft weigerte, den Passauer Vertrag gutzuheißen, wie sie auch den Kaadener Vertrag nie anerkannt hatte. Sie ließ sich nur zur Bewilligung des zur Abfindung König Ferdinands erforderlichen Geldbeitrags herbei. Die Nichteinwilligung der Landschaft ist später von Gewicht gewesen, als ein energischer Fürst die Afterlehenschaft abzuschütteln versuchte. Die Sorge vor den Nachstellungen Österreichs aber blieb in der Folgezeit das leitende Motiv der würtembergischen Politik, und zwar hat sie wesentlich lähmend auf dieselbe gewirkt. Der natürlichen Neigung, auf die Seite der Feinde des Kaisers zu treten, stellte sich immer wieder die Furcht vor der kaiserlichen Übermacht und Rache entgegen. In der Regel ist die kühnere, auf Unabhängigkeit zielende Politik von den Fürsten vertreten worden, während bei der Landschaft Angst und Bedenken überwogen.

Im Grunde aber hat von auswärtiger Politik in dem kleinen Lande Würtemberg immer nur in beschränktem Sinne die Rede sein können. Sieht man auf den Wortlaut des Tübinger Vertrags zurück, so hatten die Stände, indem sie Kriege und Bündnisse von ihrem Willen abhängig machten, wesentlich noch den mittelalterlichen Zustand im Auge, wo die kleinen Dynasten nach Willkür Bündnisse schlossen und Fehdekriege vom Zaune brachen. Diese Zeiten waren seit dem 16. Jahrhundert vorbei. Schon als Glied des Reiches, als Stand des schwäbischen Kreises war das Herzogtum in seiner Aktionsfreiheit eingeschränkt und vollends, nachdem es der evangelischen Sache beigetreten war, hatte es keine freie Wahl der Politik mehr, mehr und mehr wurde es hineingezogen in den Strudel von Interessen, über welche stärkere Mächte entschieden. Die Kriege, die um das Recht des neuen Glaubens ausgefochten wurden, wie später die gleich verheerenden Kriege, welche die landgierige Krone Frankreich

auf deutschem Boden führte, kamen wie ein Schicksal über das Land, und wenn schon der Wille des Herzogs dabei wenig zu sagen hatte, so galt das noch mehr von der Landschaft. Gleichwohl wurde es Brauch, daß mindestens der Ausschuß über den Gang der auswärtigen Angelegenheiten unterrichtet und vorkommenden Falles um sein Gutachten angegangen wurde. Daß Herzog Ludwig, der Nachfolger Christofs, es nicht für gut hielt, den Inhalt der diplomatischen Verhandlungen mit anderen Fürsten dem Ausschuß mitzuteilen, wegen der Geheimhaltung, wird ausdrücklich berichtet und kennzeichnet sich eben dadurch als eine Ausnahme. Bei wichtigeren Verträgen, welche dem Lande dauernde Verpflichtungen auferlegten, verstand sich die Mitwirkung der Landschaft ohnedem von selbst. Gänzlich aber hängt von ihrem freien Willen die Aufstellung der bewaffneten Macht ab, und das ist es, was ihr immer auch einen gewissen Einfluß auf die Führung der auswärtigen Politik giebt. In diesem Punkt hat sie stets mit äußerster Zähigkeit ihr Recht geltend gemacht. Die Umwandlung des Kriegswesens, die Einführung geworbener Heere anstatt der auf der ursprünglichen allgemeinen Wehrpflicht beruhenden „Landesauswahl", die nur für einen bestimmten Fall bewilligt und angeordnet wird, hat sich in Würtemberg am allerschwersten vollzogen. So oft ein kriegerisches Unternehmen vonnöten ist, wiederholt sich stets dasselbe: die Landschaft bewilligt die Mittel so kärglich wie möglich, und kaum hat sich das Gewitter verzogen, zieht sie auch die kärgliche Bewilligung schleunigst zurück. Der Fürst will die aufgebrachte Mannschaft behalten, will sie wenigstens teilweise, wenigstens auf eine bestimmte Zeit behalten, er bittet, überredet, giebt die schönsten Versprechungen, erlaubt sich auch kleine Eigenmächtigkeiten — alles vergeblich, die Landschaft bleibt unerbittlich. Ihr erstes Verlangen, das sie gegen die unvermeidliche Übernahme des Kriegsschadens stellt, ist stets das, daß die Truppen sofort

wieder entlassen werden. Schlechterdings duldet sie kein stehendes Heer: es ist wider Vertrag und Herkommen.

Für die Wehrverhältnisse des deutschen Südwestens und damit für die Sicherheit des ganzen Reiches war diese Zähigkeit der würtembergischen Landschaft geradezu verhängnisvoll*). Es war die gefährdetste Stelle des Reiches, und sie wurde die wehrloseste. Durch seine Lage der beständige Kampfplatz der Heere der Mächtigen, es mochte neutral sein oder nicht, blieb das Herzogtum hilflos selbst gegen plündernde Haufen. Die Landschaft sah die Felder verwüstet, die Dörfer verbrannt, die Bewohner ausgesogen, aber sie rettete ihre Privilegien. Sie mußte wieder und wieder den Beutel ziehen für Kriegssteuern aller Art, aber sie dachte nicht daran, das Land in einen wehrhaften Zustand zu versetzen und ihm dadurch die Achtung von Freund und Feind zu verschaffen. Das zeigte sich zumal unter Herzog Friedrich I., der gerade zur rechten Zeit, im Anfang des 17. Jahrhunderts, einen nachdrücklichen Anlauf machte, die Hindernisse, welche die Verfassung einer größeren Machtentfaltung des Landes entgegenstellte, zu durchbrechen.

Friedrich I. regierte von 1593 bis 1608. Von einem starken Regentengeist erfüllt, ein durchgreifender Charakter, trachtete er vor allem danach, die österreichische Afterlehenschaft abzuschütteln, und hiezu rief er die Mitwirkung der Stände an, die um so williger dazu waren als sie jenen Passauer Vertrag überhaupt nicht anerkannt hatten. Er bewilligte den Ständen sogar ein neues Recht, indem er sie ermächtigte, in ihrem eigenen Namen Abgeordnete zum Reichstag zu entsenden (einmal unter Herzog Ulrich hatten die Stände bereits den Reichstag beschickt), nur sollten sie ihre Weisungen vorher dem Herzog mitteilen; also eigene diplomatische Vertretung

---

*) G. Rümelin, das alte gute Recht. Reden und Aufsätze Neue Folge. S. 464 ff.

der Stände, doch unter Leitung des Fürsten. Die Verhandlungen hatten den gewünschten Erfolg. Der Prager Friede (1599) befreite das Land von der Afterlehensherrlichkeit, doch unter Entrichtung der Summe von 400 000 Gulden und Anerkennung der österreichischen Anwartschaft, falls das herzogliche Haus im Mannsstamm erlösche. Allein schon auf dem Landtag, dem der Herzog diesen Vertrag vorlegte, führte er eine hochfahrende Sprache und verbat sich insbesondere, daß die Landschaft sich auf den Tübinger Vertrag berufe. Einer Seitenlinie angehörig, stammte er nicht von Ulrich ab, und deshalb hielt er sich nicht an diesen Vertrag gebunden; wiederholt erklärte er, daß des Tübinger Vertrags mit keinem Wort mehr gedacht werden solle. Auf dem Landtage von 1607 suchte er seine Pläne weiter zu verfolgen. Er beantragte eine „Erläuterung" des Tübinger Vertrags, „besonders der Hauptkriege halber", und bewies das Ungenügende der bisherigen Kriegsverfassung, die Untauglichkeit der Landesmiliz; statt der jedesmal von freien Stücken bewilligten Hilfe verlangte er einen stehenden Anschlag, statt der Leibdienste eine regelmäßige Kriegssteuer. Als die Stände nichts von Neuerungen wissen wollten, löste er den Landtag auf, und durch verschiedene gewaltthätige Maßregeln brachte er es zwar dahin, beim neuen Landtag seinen Willen durchzusetzen, aber das war kurz vor seinem Tode. Unter dem Nachfolger Johann Friedrich (1608 bis 1628) wurde der Tübinger Vertrag wieder hergestellt und Würtemberg trat so mit seinem guten Rechte, aber in der übelsten Verfassung in die schweren Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Ungern zwar verzichtete der neue Herzog auf die von seinem Vater durchgesetzte Reform. Er hielt im Punkt der Hauptkriege dafür, daß es den Prälaten und der Landschaft träglicher nnd nützlicher wäre, wenn sie bei dem Inhalt der Deklaration von 1607 blieben. Allein nur um den Preis der buchstäblichen Wiederherstellung des Tübinger Vertrags

bewilligten sie die Zuschüsse zu dem Aufwand, der dem Herzog aus seinem Beitritt zu evangelischen Union erwuchs. Die Landschaft selbst hatte diesen Beitritt widerraten, teils der voraussichtlichen Kosten halber, teils weil es ein Bündnis war, das auch kalvinische Mitglieder aufnahm. Je dunkler sich die Wolken zusammenballen, um so fürsichtiger sehen wir die Landschaft zurückhalten: man möge sich, liegt sie dem Herzog an, nicht zu weit einlassen, auf die Landesverteidigung sich beschränken, den Geldvorrat nicht unnötigerweise auf die Straßburger, die Jülichschen, die böhmischen Unruhen verwenden. Als nach Ausbruch des großen Kriegs der Herzog in mißverständlicher Auffassung seines Reichspanieramtes selbst zu Felde ziehen will, mahnen Räte und Landschaft einen so übel unterrichteten Herrn, der selbst gestanden, daß er das Kriegshandwerk erst erlernen müßte, ängstlich von diesem Schritt ab und nur auf die Sicherheit des Landes zu denken. Der Vizekanzler Dr. Faber wollte eine energische Politik zu Gunsten der protestantischen Sache betreiben, aber auch er hielt es in diesen schlimmen Zeiten für das Sicherste, überall die Stände zu befragen, und diese wollten immer nur Neutralität haben, sprachen immer nur von nötiger Devotion gegen den Kaiser. Nach der Schlacht am weißen Berge vollends befällt jäher Schrecken das ganze Land und neben der Landschaft stehen sogar Universität und Konsistorium dem Herzog mit ihren Bedenken bei und raten ihm sich dem Willen des Kaisers gemäß zu bezeugen. Der Herzog nahm das übel auf und verbat sich solche Einmischung in die Regierungsgeschäfte. Doch der allgemeine Abfall von der evangelischen Sache, die Auflösung der Union ließ auch ihm keine Wahl, er mußte sich dem Kaiser unterwerfen, ohne daß dies dem Lande die Drangsale des fortdauernden Krieges erspart hätte.

Diese Kriegszeiten nötigten zu immer wiederholtem Appell an den guten Willen der Landschaft. Jahr für Jahr

wurde sie um außerordentliche Leistungen angegangen und nun geht unvermeidlich auch in der Kriegsverfassung eine Änderung vor sich, die gänzlich wider den Tübinger Vertrag läuft. Was die Einsicht nicht zustande brachte, erzwang nun die Not der Zeit. Mehr und mehr fiel der Schwerpunkt der Kriegsmacht in die geworbenen Völker, dem konnte sich auch Würtemberg mit seinem verbrieften Rechte nicht entziehen. Die Landesauswahl, deren Unterhalt der Herzog zu bestreiten hatte, blieb noch für die Verteidigung des Landes beibehalten, für den auswärts geführten Krieg wurden Truppen geworben, für welche die Landschaft das Geld gab. Allein auch die Landesauswahl genügte ihrem Zwecke nicht mehr, und die „Änderung der Zeiten" brachte es mit sich, daß, um sie besser in stand zu setzen, die Landschaft für ihre Unterhaltung gleichfalls Mittel zuschießen mußte, so daß also der Grundsatz des Tübinger Vertrags: entweder Geld oder Leibdienst, durchbrochen und die Last nun eine doppelte war: Bezahlung sowohl als persönliche Pflicht*). Damit näherte sich die Kriegsverfassung unvermerkt dem Zustande, den Herzog Friedrich hatte herbeiführen wollen, nur daß die Landschaft auch jetzt der bleibenden Festsetzung widerstrebte und sämtliche Bewilligungen nur als Ausnahmen unter beständiger Verwahrung des althergebrachten Rechtes zugestanden wurden. Es blieb bei der Fiktion: diese Bewilligungen sind ein freies Geschenk der Landschaft an den Landesherrn „zur Bezeugung unterthänigster Treuherzigkeit, doch unbeschadet aller ihrer Rechte und Freiheiten." Später wurde von dem befreundeten Schweden die Anregung zu bleibenden militärischen Einrichtungen gegeben, gleichfalls ohne Erfolg. Von einem verfügbaren Schatze durfte ebensowenig die Rede sein. In einem Augenblick der höchsten Not (1638) gelang es

*) Vergl. über diese Umwandlung der Kriegsverfassung Pfister, Geschichte der Verfassung des würtemb. Hauses und Landes. S. 347 ff.

zwar dem Herzog, nachdem er wiederholt damit abgewiesen worden war, durch „eine wehmütige Vorstellung seines Geldmangels“ der Landschaft die Einwilligung zur Erhebung einer Accise auf Getränke, Lebensmittel, eingeführte Waren u. s. w. abzuringen, der Anfang eines Systems indirekter Steuern, wie es damals schon in anderen Staaten eingeführt war. Allein die Stände blieben dabei, daß solche Bewilligung dem Tübinger Vertrag unnachteilig und als ein freiwillig Zwischenwerk anzusehen sei, wie auch der Landschaft deren Wiederabstellung einzig und allein zustehen sollte, und wirklich wurde schon nach einigen Jahren die Maßregel als den Landesfreiheiten höchst gefährlich wieder zurückgezogen. Noch einmal, im Jahre 1643, machte der Herzog Eberhard Ludwig einen Versuch der Abhilfe. Er verlangte, daß die Landschaft ein für allemal immerzu mit einer Barschaft gefaßt sein und ohne den geringsten Aufenthalt in Ermanglung des Accises andere nötige Mittel ausfinden sollte, welche Barschaft zu nichts anderem als zu ihrer Bestimmung angewendet und übrigens als ein geheiligter Schatz aufbewahrt werden sollte. Andere Fürsten und Stände, stellte er vor, hätten auch durch die Not gezwungen, die an kein Gesetz oder Vertrag sich binde, zu ungewöhnlichen Mitteln greifen müssen. Aber auch die triftige Erinnerung, daß ohne diese außerordentlichen Mittel alles und damit auch die Verträge, Freiheiten und Gesetze zu Grunde gingen, machte keinen Eindruck auf die Landschaft.

Sich selbst hat die Landschaft in den Drangsalen des großen Krieges nicht vergessen. Je mehr man von ihr verlangte, um so höher schlug sie ihre Hilfe an und um so mehr fühlte sie ihre Macht. Im Jahre 1629 wurde sogar eingeführt, daß der Geheime Rat nicht bloß auf den Nutzen der Herrschaft, sondern auch auf den der Landschaft verpflichtet wurde. Dieses Jahr macht überhaupt Epoche in der Geschichte der Landschaft. Die Rechte des Ausschusses

wurden mehrfach erweitert, und im Landtagsabschied wurde ausdrücklich wiederholt: die Regierung solle sich ohne der Prälaten und der Landschaft Vorwissen in keine Union oder Bündnis, noch sich selbst in eine Kriegsunternehmung einlassen und in vorkommenden Fällen mit dem großen Ausschuß gnädig kommunizieren. Wirklich ist zu keiner Zeit das Verhältnis der Regierung zu der Landschaft so eng und die Mitwirkung der letzteren bei der auswärtigen Politik so sichtbar gewesen als während des 30jährigen Krieges. Das brachte schon die gemeinsame Not mit sich, mehr noch die Schwäche der damaligen Regierungen. Nichts wurde unternommen ohne die Einwilligung der Stände und obwohl der Ausschuß in der Zeit, da der Herzog Eberhard Ludwig von den Kaiserlichen vertrieben war, zersprengt und teilweise selbst flüchtig war, ist doch sein Rat beständig in großen und kleinen Dingen eingeholt worden. Die Vollmacht für den Gesandten, der den Beitritt Würtembergs zum Leipziger Konvent anmeldete, war vom Ausschuß mitunterzeichnet, der Ausschuß drängte zum Bündnis mit Schweden. Die Weisung der Gesandten zum Konvent in Heilbronn, den Oxenstierna berufen hatte, war gleichfalls, neben dem Herzog, von dem Ausschuß mit ausgefertigt, und Kaiser und Kurfürsten erklärten es später für besonders erschwerend, daß das ganze Land Teil genommen, der Herzog und seine Landschaft sich in ein Bündnis mit auswärtigen Mächten eingelassen hätten. Auch die Weisungen für die Gesandten zum Reichstag und zu den Friedensverhandlungen, wozu der Landschaft immer besondere Verwilligungen angesonnen wurden, teilte man dem Ausschusse zuvor mit.

So weit ging diese ängstliche Sorge, nichts ohne den Ausschuß zu thun, daß selbst die kriegerischen Operationen seinem Gutachten unterworfen wurden. Die Kriegsleitung wandte sich an die strategische Einsicht der Herren Prälaten und Bürgermeister: so wörtlich wurde jener Landtagsabschied

ausgeführt, wonach auch bei Kriegshandlungen der Rat des Ausschusses eingeholt werden sollte. Als der für den minderjährigen Eberhard III. regierende Administrator Julius Friedrich dem leipziger Konvent beigetreten war, der sich zum Beistand gegen die Durchführung des Restitutionsedikts verband, brachte er, zugleich zum Direktor des schwäbischen Kreises ernannt, ein Heer von 16000 Mann, teils Landvolk, teils geworbene Truppen zusammen, womit er die Grenze gegen Bayern besetzte und in guter Stellung das kaiserliche Herr erwartete, das im Mantuanischen Krieg freigeworden unter Führung des Grafen Egon von Fürstenberg über die Alpen heranzog und sich in Oberschwaben ausbreitete. Als aber dieses „Italienische Volk", 24000 Mann stark, sengend und brennend über die schwäbische Alb hereinbrach, verlor der Herzog gänzlich den Mut, er gab den günstigen Paß bei Blaubeuren preis, zog sich nach Kirchheim unter Teck zurück und berief in seiner Not ebendahin den kleinen Ausschuß mit seinem Konsulenten Dr. Joachim Faber. Diese Herren sollten ihm ihre Meinung entdecken, ob er Gewalt mit Gewalt abtreiben und eine Schlacht wagen oder sich mit seinem Gegenteil in einen Accord einlassen und des Leipziger Bundes begeben sollte. Der Ausschuß gab aber einen ausweichenden Bescheid und wollte keine Verantwortung auf sich laden: man habe die Ausführung jederzeit dem regierenden Landesherrn überlassen, welchem ohnehin das jus armorum obliege und der Landschaft darin nicht zustehe einzugreifen. Ratlos zog sich der Herzog mit seinem Heere, den Ausschuß mit sich nehmend, nach Tübingen zurück. Das kaiserliche Heer folgte ihm auf dem Fuße. Unterdessen lief von den herzoglichen Räten ein Gutachten ein, das die Schlacht entschieden wiederriet und Unterwerfung empfahl. Das Volk war schwierig geworden und begann über den Leipziger Bund zu schreien. Auf das Heer aber hatte niemand Vertrauen: „das feindliche Volk bestehe aus lauter herzhafften,

versuchten, alten Soldaten, welche nichts zu verlieren haben, dahingegen des Herzogs Armee nur ein ungeübtes Landvolk sei". Und als nun Graf Fürstenberg, der sich unterhalb des Burgholzes gelagert hatte, vollends Miene machte, den auf dem Wöhrd stehenden Herzog anzugreifen und bis an die Steinlach vorrückte, besann sich der Herzog nicht länger, und eine schmähliche Unterwerfung beendete den Krieg, den der Volkswitz „weil er nur so lange währte, als man die Früchte der Kirschen geniessen konnte", (Juni 1631), den Kirschenkrieg nannte*).

Nach Abschluß des Bündnisses mit Schweden war das würtembergische Kontingent der Hornschen Armee eingereiht und seine Hauptaufgabe war hier die Belagerung der Stadt Villingen, bei der aber die Mängel der Kriegsverfassung aufs Traurigste aufgedeckt wurden und die ganze Untauglichkeit der Landmiliz sich erwies. Die Villinger machten einmal einen Ausfall, der das Belagerungsheer gänzlich zersprengte. „Das Unglück wurde aber dadurch verursacht, weil die meisten in dem ersten Lermen sich auf die Flucht begaben und der Verlust hätte leicht abgewendet werden können, wann sie beieinander ausgehalten hätten. Der Herzog befahl demnach solche feige Leute mit einem gelben Ring auf den Kleidern zu bezeichnen und auf den Kanzeln verlesen zu lassen, daß solche Untreu an dem Vaterland zu einem Scheusal bei ihren Mitbürgern also bestrafft werde". Bald darauf unternahm der würtembergische Oberst Rau einen Sturm, der gleichfalls unglücklich ausfiel und die Landmiliz fast aufrieb. Höchst unwillig über diesen unnützen Menschenverlust, „zumahl die so schön gefaßte Land-Miliz fast ganz zu Grunde gerichtet war", drang die Landschaft auf die Bestrafung dieses Obersts. Später wurde der größere Ausschuß über die Fort-

*) Sattler, Geschichte des Herzogtums Würtemberg unter der Regierung der Herzogen, VII, S. 44 ff.

setzung der vergeblichen Belagerung von Villingen förmlich zu Rat gezogen, auch um Vorschläge zur Abhilfe der im Kriegswesen sichtbar gewordenen Mängel angegangen. Besonders um die Reiterei war es übel bestellt; man verwendete dazu in der Regel die Metzger, während die Bauern das Fußvolk stellten; bei einem späteren Sturme auf Villingen hielt das Fußvolk zusamt einem schwedischen Regiment sich vortrefflich, „aber die sogenannte Landreuter oder Würtembergische Cavalerie giengen hauffenweis entweder nach Hauß oder ohne Erlaubnus auf das Rauben". Schwer waren in diesen würtembergischen Landreütern die Söhne jener Alamannen wieder zu erkennen, deren Reiterangriffe der Schrecken und die Bewunderung der römischen Legionen waren — gens ex equo mirifice pugnans.

Auch beim endlichen Abschluß des Friedens wurde dem Recht der Stände eine Art förmlicher Anerkennung zu Teil. Daß Würtemberg gegen die Begehrlichkeit der Wiener Hofburg seine Forderungen im westfälischen Frieden in ihrem ganzen Umfange durchsetzte, hatte es der Geschicklichkeit und Zähigkeit seiner Unterhändler und der schwedischen Freundschaft zu danken; nicht ein Bauer, erklärte Oxenstierna, dürfe dem Hause Würtemberg fehlen. Sowohl die Integrität des Herzogtums wurde gerettet, als die Klöster zurückgegeben und die Ausübung des evangelischen Glaubens gesichert. Im März 1648 war die Hauptarbeit gethan und an demselben Tage, an welchem der erste würtembergische Unterhändler in Osnabrück, Johann Konrad Varnbüler, der verdiente Ahn des Staatsmanns unserer Tage, dem Herzog amtliche Mitteilung von dem erfreulichen Ereignis macht, benachrichtigt er auch die hochgeehrten Herren von der Landschaft, denen er die frohe Kunde „dienstlich nicht verhalten will", obwohl er nicht bezweifelt, „auf begehren werde solches meinen hochgeehrten Herren aus dem Geheimen Regimentsrat zu kommunizieren nicht versagt werden". Das bezeichnende Schrei-

ben*) schließt mit den Worten: „Weilen Ich mir nun leicht die Gedanken machen kann, daß hierauff meine hochgeehrte Herrn mit Sorgfalt und Verlangen gewartet, als daran ein grosser Theil unsres lieben Vaterlandes wohlfart hafftet, hab Ichs in antecessum zur Nachricht berichten wollen, zu beharrlichen hohem favor und gewogner affection mich dienstlich bevehlend". Also ein unmittelbarer dienstlicher Verkehr des Gesandten mit der Landschaft, wie er sonst schwerlich vorkam. Die Anerkennung der Rechte der Landschaft war umso bemerkenswerter, als während des 30 jährigen Krieges sonst überall die ständischen Rechte vernachlässigt, vermindert wurden oder gar in Abgang kamen. Hier hatte gerade die Not und die Zerrüttung des Staats sie in immerwährendem Gebrauch erhalten und sie bekräftigt.

3.

Der westfälische Friede gab den deutschen Fürsten die Landeshoheit. Die Freiheit, die sie sich bisher schon selbst genommen hatten, wurde ihnen nun ausdrücklich zugesichert: Bündnisse unter sich und mit anderen Mächten abzuschließen, nur mit der Klausel, daß dieselben nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein sollten. Das gab den Fürsten eine wenig beschränkte Wahl der auswärtigen Politik. Wo aber die Stände schon bisher ein Mitrecht ausübten, hat der neue Zustand nur zur Bestärkung desselben dienen können. Wenn der Fürst seine Wahl frei hatte, so lag es nahe, daß er einen Rückhalt an seinen Ständen suchte, zumal wenn er in den Mitteln sich gänzlich abhängig von ihnen sah.

Ein Jahrzehnt nach dem westfälischen Frieden ist eine Frage auswärtiger Politik mit aller Umständlichkeit und Monate-, ja Jahrelang zwischen dem Herzog Eberhard III. und seiner Landschaft verhandelt, zuletzt aber freilich gegen

*) Sattler, a. a. O. VIII, S. 208.

den Willen der Landschaft vom Herzog entschieden worden. Es handelte sich um den Beitritt zu dem ersten Rheinbunde, den der Kardinal Mazarin im August 1658 mit einer Anzahl deutscher Fürsten beider Bekenntnisse abgeschlossen hatte.

Frankreichs Absicht bei diesem Bündnis war die Sicherung seiner im Elsaß gemachten Erwerbungen, sowie die Fernhaltung des Kaisers von dem noch fortdauernden Kriege zwischen Frankreich und Spanien. Die deutschen Verbündeten — es waren die drei Kurfürsten, Bayern, Hessen, Lüneburg, dazu die Krone Schweden — sahen darin einen Bund zur Erhaltung des Status quo, das rheinische Bündnis empfahl sich ihnen als eine Bürgschaft des Friedens. Nun bemühten sich die Verbündeten, auch Württemberg in die Allianz zu ziehen, deren Haupt der Kurfürst von Mainz war. Sowohl Frankreich und Schweden als die deutschen Fürsten setzten dem Herzog zu, der dadurch in große Not geriet, denn er hatte eben, um ganz seinen Frieden mit dem Kaiser zu machen, sich an das kaiserliche Hoflager zu Nürnberg begeben und dadurch bereits den Verdacht erregt, daß er sich von seinen bisherigen Freunden trennen wolle. Von den Räten wurde ein Gutachten verlangt, welches die Gründe für und wider ausführlich erörterte. Auf der einen Seite schien das Bündnis unnötig, da ja der Friede nicht bedroht war; seine Spitze war zuletzt doch gegen den Kaiser gerichtet und es schien unklug diesen zu reizen; zudem brachte der Beitritt Verpflichtungen zu kriegerischem Aufwand mit sich, der dem Lande beschwerlich fiel. Andererseits aber war bei dem fortdauernden Krieg in den Niederlanden zu besorgen, daß Versuche gemacht würden das Reich in Mitleidenschaft zu ziehen, da schien der Anschluß an die mächtigen und bewährten Verbündeten die beste Gewähr zu bieten, daß der Friede erhalten und neue Kriegsbeschwer von dem erschöpften, noch aus tausend Wunden blutenden Lande abgewendet würde. Da nun die Räte „bei diesen zweifelhaften und auf beiden

Seiten wichtigen Rücksichten sehr schüchtern" waren, stellte man unter ausdrücklicher Berufung auf den Tübinger Vertrag die Entscheidung der Landschaft anheim. Neben dem alten Brauch war es ersichtlich die Verlegenheit, welche diese gewissenhafte Verfassungstreue bewirkte. Der Herzog bequemte sich übrigens ungern diesem Ausweg; er persönlich war dem Beitritte geneigt, und er meinte, mit der Frage, ob man sich überhaupt einlassen solle, brauche man sich nicht lange aufzuhalten. Die Landschaft war aber anderer Meinung, und als im November die amtliche Aufforderung von Seite der in Frankfurt vereinigten kurfürstlichen und fürstlichen Gesandten an Würtemberg erfolgte, zugleich mit der Anfrage, wie viel der Herzog seinerseits an Mannschaft beizutragen gedenke, versetzte diese bestimmte Aufforderung mit der Aussicht auf kriegerische Leistungen die Landschaft in große Bestürzung. Sie wollte nach so kurz wiederhergestelltem Frieden überhaupt in nichts Neues, in keine Fährlichkeit sich einlassen, und sie wollte es insbesondere mit dem Kaiser nicht verderben, der unter der Hand gegen die Allianz wirkte und drohte; die Zeiten der schwer lastenden Herrschaft der Kaiserlichen im Lande waren noch unvergessen. So setzte denn die Landschaft die Frage: ob? noch in Ungewißheit und wollte deswegen auch die Frage: wie? nicht berühren. Unterstützt wurde ihr Widerstand durch des Herzogs Bruder Friedrich, der die Partei des Kaisers zu nehmen riet, vor allem aber darauf drang, daß man die Festungen in stand setze und ein Heer von 1200 Mann Fußvolk werbe. Das war aber nun wieder gar nicht nach dem Geschmacke der Landschaft, die auch den Plan, den Schwarzwaldpaß bei Freudenstadt zu besetzen, widerriet, da die Kräfte des Landes dermalen nicht hinreichten, solche Kosten zu ertragen. Zwei Monate lang wechselten die Abgeordneten über diese Dinge Schriften mit dem Herzog. Endlich ließen sie sich dahin vernehmen, sie seien zu einem Entscheid in der Allianzfrage gar nicht

bevollmächtigt, da im Ausschreiben des Landtags davon nicht die Rede gewesen, sie bäten deshalb um ihre Entlassung, damit sie von ihren Städten und Ämtern besondere Verhaltungsaufträge einholen könnten. Der Herzog entließ sie bis auf weiteres und befahl ihnen, ihre Auftraggeber*) von allen Verhandlungen ausführlich zu unterrichten, dabei jedoch Behutsamkeit zu gebrauchen, damit es in nötiger Verschwiegenheit bliebe. Zugleich aber erteilte er ihnen einen Verweis, weil sie sich unterstanden, dem Herzog und seinen Räten gleichsam aufzubürden, als ob sie gegen die kaiserliche Majestät diejenige Treue, Ehrfurcht, Schuldigkeit, womit sie deroselben verbunden, nicht in gehörigen Betracht gezogen, sondern solche gleichsam mit Fleiß zur Ungnade reizen wollten. Er verwies ihnen noch überdies, daß sie sich gegen die Befestigung Freudenstadts gesperrt, und hielt ihnen die Pflichten vor, daß sie dem ganzen Reiche zu dessen Sicherheit schuldig seien: was auf dem jüngsten Reichstag wegen der Besetzung und Unterhaltung der Festungen beschlossen worden sei, das verbinde alle Stände und deren Unterthanen, welchem auch andere Landschaften, so auch ihre Verträge und Freiheiten haben, willig nachgelebt hätten. Die Landschaft erwiderte am 16. März 1659 mit einer submissesten Entschuldigung und wies auf den am hellen Tag erscheinenden sehr großen Obmangel der so namhaften erforderlichen Mittel hin, weshalb sie unmöglich in die Realfortifizierung eines neuen Platzes willigen könnten; von der Allianz aber rieten sie ab, weil sie darin nicht das rechte Erhaltungsmittel erblicken könnten, und weil ein Nichtbeitritt die beiden Kronen nicht beleidigen könne, dies aber jedenfalls nicht in dem Grade wie das Mißfallen des Kaisers zu fürchten sei. Ihr Entschluß sei aus gehorsamster, ja kindlicher Affektion und Devotion

---

*) Über das Wahlverfahren siehe Fricker und Geßler, Geschichte der Verfassung Würtembergs S. 134.

gegen ihren Landesvater, dero Fürstenhaus und Nachkommenschaft, wie aus Begierde zur Ruhe des gesamten Vaterlandes hergeflossen. Sie erboten sich aber die Sache nochmals reiflich zu überlegen und an getreuer und fleißiger Hinterbringung bei ihren Städten und Ämtern nichts ermangeln zu lassen. Zugleich boten sie dem Herzog 50 000 fl. zur Rettung Land und Leute an, wünschten aber von weiteren Anmutungen verschont zu bleiben; solches geschehe bloß in Absicht, daß der Herzog von seinen Forderungen abstehe, denn die Verordnung des Reichstags in Ansehung der Festungen verbinde sie zu nichts.

Der Herzog entließ also die Landschaft. Er meinte zwar, daß er ohne Nachteil des Tübinger Vertrags sich in Bündnisse einlassen könnte, wofern er nur keinen Beitrag von der Landschaft begehrte. Allein bei der andauernden Verschuldung vermochte er ohne deren Hilfe nichts zu unternehmen. Inzwischen warb er doch in der Stille 3—400 Mann, legte sie in die Festungen und sorgte für Munition, wozu er das von der Landschaft bewilligte Geld verwandte. Durch sein Zögern aber erweckte der Herzog Verdacht nach beiden Seiten. Die Verbündeten, die von den umständlichen Verhandlungen Wind hatten, wollten nicht begreifen, daß ein so ansehnliches Herzogtum auch bei starken Lasten nicht im stande sein sollte, auch noch ein paar hundert Mann zu Fuß und zu Roß aufzubringen, und der schwedische Gesandte Björenklaw sagte, mit Zaudern und Ausflüchten sei nichts ausgerichtet und wenn man immer mit Unvermögen und schwerer Schuldenlast komme, so sei nicht zu begreifen, wie dann das Herzogtum bei dem geringsten Anstoß ohne anderweitige Hilfe sich retten oder aufrecht halten könnte. Der Mainzische Gesandte von Vorburg aber meinte, wenn man von seiten Würtembergs solche Schwierigkeiten hätte vermuten können, so wäre es um dessen Ansehen willen besser gewesen, die Einladung zum Beitritt wäre ganz unterblieben. Uebrigens gaben die Ver-

bündeten, indem ihr Werben fortdauerte, zu verstehen, daß man in Ansehung der Schwäche des Herzogtums ein Einsehen haben und ihm den Beitritt erleichtern werde, da dieser hauptsächlich wegen seiner moralischen Wirkung gewünscht werde.

Der Herzog wurde verdrießlich, daß man ihn zu einer freiwilligen Sache zwingen wolle. Seine Bedenklichkeiten gab er erst auf, nachdem er die Reichsbelehnung vom neuen Kaiser erhalten hatte, zu deren Einleitung 68 Fässer Neckarwein nach Wien abgegangen waren. Jetzt ließ er noch einmal durch seine Räte den Bündnisplan begutachten. Noch einmal wurden die Gründe für und wider abgewogen und endlich am 8. November beschloß der Herzog, daß die Gründe für den Beitritt (das Gutachten hatte 26 Gründe für denselben aneinandergereiht) die stärkeren seien, wobei er wiederholt seine Verwunderung und innere Betrübnis ausdrückte, daß die Unterthanen seine landesräterlichen Absichten mißkannt hätten. Der Beitritt war ihm wirklich leicht gemacht worden. Seine Leistung zur Allianz sollte, gleich der von Hessen-Kassel, 100 Mann zu Pferde und 200 Mann zu Fuß betragen, obwohl die Verbündeten meinten, 300 Mann zu Fuß und 150 zu Pferd würden seinem Respekt und in dem Reich habenden Ansehen viel gemäßer sein. Mit der Landschaft war nicht weiter verhandelt worden und wie man auch nur für jenes bescheidene Aufgebot die Mittel aufbrächte, war noch im Ungewissen. Doch getröstete man sich, daß der Landschaft ihre vorgefaßte Meinung benommen und sie zu mehrerem Beitrag bewogen werden möchte. So konnte denn am 7. Januar 1660 der herzogliche Rat Bidenbach dem Kurfürsten von Mainz den Beitritt seines Herzogs anzeigen. Als die Stipulationen praktisch wurden und der Herzog zur Einschickung von 1500 Rthlr. angehalten wurde, teilte er den Beitritt zur Allianz den Ständen mit, die denn auch, nachdem ausdrücklich der Vorbehalt bewilligt worden war,

daß die Allianz den mit anderen hohen Häusern habenden älteren Pakten nicht entgegen sei, keinen weiteren Widerspruch erhoben.

Der Krieg zwischen Frankreich und Spanien war inzwischen durch den Pyrenäenfrieden längst zum Abschluß gebracht. Die rheinische Allianz dauerte aber als ein Bund „zur Abtreibung unrechter Gewalt und des heiligen Reiches Exekutionsordnung und dem Friedensschlusse gemäß", also zur Verteidigung des gegenwärtigen Standes, fort und wurde auch im August 1660 ausdrücklich verlängert. Zum Türkenkrieg von 1663 stellte Würtemberg ein Kontingent sowohl als Stand des schwäbischen Kreises, wie als Mitglied der rheinischen Allianz *). Der große Ausschuß verwilligte die Mittel für beides, doch mit einem starken Vorbehalt was die Leistung für das Reich betraf. Ausdrücklich wollte die Landschaft diese nicht vermöge Reichsschlusses und daher rührender Schuldigkeit, sondern nur als eine treuherzige Bezeugung gegen ihren Landesfürsten gethan haben, und sie verwahrte sich dagegen, daß ihre Handlung zu irgend einer Folge gezogen werden sollte. „Wie dann auch dieselbe bathe auf dem Reichstag dazu behülflich zu seyn, daß sie bey künftigen Reichshülfen nicht mehr angefochten würden."

Die Anforderungen des Reiches begegneten überhaupt stets einer ausgesprochenen Abneigung. Als die Landschaft im Jahre 1665 einen Kostenbeitrag zur Unterhaltung des

*) Ein deutscher Fürst konnte also damals gleichzeitig in dreierlei Weise Truppen seines Landes verwenden: einmal als Stand des Reiches nach Maßgabe der Kreisverfassung, sodann als Souverain kraft eines Sonderbündnisses, wie es die rheinische Allianz war; endlich aber konnte er mit beliebigen Mächten Subsidienverträge haben. Durch die Verfassung war der Herzog von Würtemberg nicht gehindert, Werbungen in seinem Lande zu gestatten, Anwerbung für fremden Dienst mit fremdem Geld war nicht gegen die Landesverträge. (Rümelin, Reden und Aufsätze. Neue Folge, S. 435.) Doch haben die späteren Konsulenten auch dieses Recht des Fürsten auf Grund der Verträge zu bestreiten gesucht.

Gesandten in Regensburg verwilligte, erklärte sie unumwunden, daß sie sich keinem Reichsbeschluß unterwerfe, obschon der Herzog dieselbe mit vielen Gründen eines anderen zu belehren bemühte, wie er sich denn auch vorbehielt, daß, wann in künftigen Reichsabschieden den Unterthanen der Reichsstände für die Kosten der Reichstage oder anderer Reichskonvente Geldbeiträge angesonnen würden, er sich fest daran halten und sich durch keine Widerrede hindern lassen würde. Die Stände setzten also auch den Reichsbeschlüssen ihr Landesrecht gegenüber. Sie stellten sich auf den Standpunkt, daß sie nicht unmittelbar dem Reiche zu Leistungen verpflichtet seien; diese Pflicht gieng vielmehr den Herzog an, der aber bei seinem Unvermögen sich an die Landschaft halten mußte, welche ihrerseits streng darauf hielt, daß auch die Verwilligungen für Reichszwecke lediglich in Form freier Geschenke an den Herzog geschahen.

Es kam die Zeit, da die zunehmende Verwicklung der europäischen Staatshändel immer stärkere Anforderungen an die einzelnen Staaten stellte. In Würtemberg bleibt es dabei, daß zu diesem Zwecke von Jahr zu Jahr der Landschaft außerordentliche Mittel vom Herzog abgerungen werden. Die Opfer werden zunächst zu dem Zwecke gebracht, die Neutralität aufrecht zu halten. Würtemberg hält sich zu seinen rheinischen Verbündeten, „um eine redliche und wahrhafte Neutralität zu behaupten". Als dies vergeblich sich erweist und der Krieg zwischen Frankreich und dem Deutschen Reiche näher rückt, zeigt sich das Bemühen, es wenigstens nicht voreilig und unnötigerweise mit Frankreich zu verderben. Unsicher nach einem Rückhalt tastend will der Herzog im Jahre 1667 ein Bündnis mit den Bayern schließen, aber die Landschaft verweigert die Kosten, „indem man Frankreich schonen und wegen der so nahen Nachbarschaft in gutem Vernehmen mit demselben stehen solle." Das Verhalten der Landschaft ist, so lange sie überhaupt noch ein Wort mit-

zureden hat, ausschließlich von der Furcht eingegeben: sie fürchtet die Franzosen, und sie fürchtet den Kaiser. Diese Stimmung ist begreiflich in einem Geschlechte, welches noch schwer unter den Folgen des großen Krieges litt. Aber sie war am wenigsten geeignet, die Wiederkehr derselben Bedrängnisse abzuwenden. Das Land geriet wieder genau in dieselbe Lage wie im 30jährigen Kriege. Es erleidet schwere Drangsale, abwechselnd durch die kaiserlichen Einquartierungen und die französischen Raubzüge: es ist „von Freund und Feind mißhandelt“. Die Spaltung und Eifersucht der Reichsstände läßt es nicht zu tüchtigen Kriegsanstalten bringen. Die Händel am Reichstag wiederholen sich auf den Kreistagen, und in Würtemberg wiederholt sich der Streit noch einmal zwischen dem Herzog und der Landschaft, zuerst über die Verwilligungen zu den Rüstungen und hernach über die Bezahlung der Kosten. Daß es in den Kriegen Ludwigs XIV. nie zu einer ordentlichen Kriegsverfassung des schwäbischen Kreises, wie zu der öfters versuchten Vereinigung der benachbarten Kreise gekommen ist, das ist keineswegs allein die Schuld der würtembergischen Landschaft, aber ein guter Teil der Schuld trifft doch sie, welche dem mächtigsten Stand im Kreise die Mittel zu bewilligen hatte und die für das, was sie nicht rechtzeitig und ausreichend bewilligte, hinterher um so größere Lasten zu tragen hatte.

Jenes Bündnis mit Bayern, dem die Landschaft widerstrebte, wurde übrigens im Jahre 1673 vom Herzog doch geschlossen, um dann im folgenden Jahre einem Bündnis mit dem Kaiser Platz zu machen, das freilich mit ganz abgewandter Gesinnung geschlossen ward. Gleich auf dem schwäbischen Kreistag desselben Jahres widerriet Würtemberg die angesonnene Hilfsleistung an Österreich, da man sich den Feind nicht zu frühe auf den Hals laden solle, ganz in Übereinstimmung mit dem Ausschuß und der Stimmung des Landes, die jetzt andauernd gegen Österreich

ist. Man will dem kaiserlichen Heere nicht einmal Quartiere einräumen. Der Herzog Wilhelm Ludwig schickte im Jahre 1675 den Österreichern sogar seine Hausmacht und den Landesausschuß entgegen, um sie zurückzutreiben, und die Reichsstadt Weil wurde von Würtemberg ausdrücklich belobt, weil sie sich die Reichsvölker einfach verbat. Auf den Landtagen immer dasselbe unerquickliche Schauspiel des Marktens und Feilschens. Was verwilligt wird, geschieht unter beständigen Klagen, Verwahrungen, ohne Präjudiz. Verlangte doch der Landtag von 1679, „weil jetzt Friede sei", die sofortige Abdankung des herzoglichen Heeres und wollte gar keine Beiträge mehr zur herzoglichen Kasse geben. Während aber für das Reich ungern, nur das Unerläßlichste bewilligt wird, kann der Herzog Administrator Karl Friedrich in der kritischsten Zeit 1687 zwei stattliche Infanterieregimenter in den venetianischen Dienst nach Morea verkaufen, worüber allerdings nicht bloß der Kaiser, sondern auch die Landschaft ihren gerechten Tadel ausdrückte; ein Verlust an wehrfähiger Mannschaft, der um so schwerer empfunden wurde, als im nächsten Jahre, 1688, Land und Hauptstadt von den Franzosen heimgesucht wurden, die nirgends einen Widerstand fanden als bei den trefflichen Weibern von Schorndorf und Göppingen. Von jetzt an ergriff übrigens dieser Herzog mit Eifer die kaiserliche Partei, er stellte auch jene venetianischen Regimenter in kaiserlichen Dienst, nahm — freilich aus selbstsüchtigen Gründen, und sehr gegen den Willen der Landschaft — selbst Dienste als Reichsgeneral der Reiterei und bemühte sich um eine bessere Rüstung des Landes und des Kreises. Immer stieß er dabei auf den Widerstand der Landschaft, welcher sein Kriegseifer gänzlich mißfiel. Als im Jahre 1692 der Angriffskrieg der Verbündeten gegen Frankreich beschlossen wurde, machte der Herzog einen nachdrücklichen Versuch, die „Landesdefension" in ein geworbenes, der Offensive fähiges Heer zu verwandeln,

denn um dem Lande die drückenden Quartierlasten abzunehmen, müsse man den Krieg in Feindesland tragen. Aber auch diese Lockung verfing bei der Landschaft nicht. Kein Wunder, daß das würtembergische Kontingent durch seine üble Verfassung besonders auffiel. „Ein Unfall war es aber," erzählt ein Chronist, „daß bey der Musterung das Würtembergische Kontingent in dem schlechtesten Stand an Kleidung, Pferden, Gewöhr, und anderem sich befande, welches keinen günstigen Eindruck bey den Gesandten auf die Hauß-Truppen machte." Grausame Ironie! Gerade in dieser Zeit war es, daß Würtemberg auf dem Regensburger Reichstag, den Ansprüchen Hannovers entgegen, seinen hartnäckigen Kampf um die Behauptung der Reichspannerwürde kämpfte, „welche lustbare materia juris publici mit sonderbarem Geschmack im Reichshofrat abgehandelt wurde".

Als freilich zu Ryswick über den endlichen Frieden unterhandelt wurde, gaben sich die Bevollmächtigten Würtembergs, das durch den Besitz Mömpelgards besonders beteiligt war, redliche Mühe, daß Straßburg an das Reich zurückgegeben würde. Man empfand es in Schwaben schwer, daß durch den Verlust dieses Platzes die Westgrenze des Reiches dem Feinde bloßgelegt wurde, und es wurden hinterher herbe Klagen laut über den Verrat, den Frankreich, der Kaiser und die Verbündeten am Reiche geübt. Als aber der Herzog Eberhard Ludwig nach dem Abschluß des Friedens, der doch keine Dauer versprach, die Truppen oder wenigstens einen Teil derselben beibehalten wollte, sang die Landschaft unbelehrt das alte Lied: ein stehender Soldat im Frieden sei unerhört, er bedrohe die althergebrachten Volksfreiheiten, und der Aufwand, den er fordere, vermehre die Lasten bis ins Unerträgliche. Jetzt mußten aber bereits die Stände scharfe Worte hören: sie sollen, ließ ihnen der Herzog sagen, keine vergeblichen Quästionen führen. Wirklich brach bald der neue Krieg wegen der spanischen Erbfolge aus, den der Herzog

gleichfalls an der Seite des Kaisers führte; er selbst war „wegen seiner vernünftigen Conduite“ Reichsgeneralfeldmarschall geworden. Jetzt wurden neue Leistungen erfordert und von der Abdankung des Heeres war keine Rede mehr. Die Landschaft wurde allmählich seltener gehört, und auch der Ausschuß begann der Gewaltherrschaft Eberhard Ludwigs gegenüber zu verstummen. Der Verkehr beschränkte sich auf einen unfruchtbaren Schriftenwechsel, der sich immer und immer um den stehenden Soldaten drehte. Im wesentlichen hat der Herzog, unterstützt durch den Kaiserlichen Hof, bei dem sich die Stände vergeblich beschwerten, seinen Willen durchgesetzt. Nach dem Vorgang der anderen deutschen Staaten wurde jetzt auch in Würtemberg, den Landesverträgen zum Trotz, ein Anfang mit dem stehenden Heere gemacht. Immer unter Verwahrung des Ausschusses, der aber immer rücksichtsloser behandelt wird. Erst viel später, im Jahre 1736, hat der große Ausschuß seine förmliche Einwilligung gegeben, nicht aus Einsicht in das Notwendige, sondern unter dem Einfluß der Korruption, die in den Zeiten des fürstlichen Absolutismus auch diese Einrichtung ergriff. Jetzt wurde, „so lange die mißlichen Konjunkturen fortdauern“, ein stehendes Heer von 12000 Mann bewilligt, während noch 50 Jahre früher es lange Verhandlungen kostete, bis Prälaten und Landschaft sich entschlossen, 200 Mann zur Landesdefension werben zu lassen.

Der Herzog Karl Alexander, der diesen Abschied von 1736 erzwang, war der erste katholische Landesherr in Würtemberg. Er hatte bei seinem Regierungsantritt zu den sogenannten Religionsreversalien zum Schutz des evangelischen Bekenntnisses sich verstehen müssen und für diese war die Garantie der drei protestantischen Höfe von Berlin, Hannover und Kopenhagen gewonnen worden. Selbständig hatten die Landstände die Verhandlung hierüber mit jenen auswärtigen Mächten geführt. Bei dem engen Zusammenhang der Kirchen=

verfassung mit der Landesverfassung war so nunmehr die letztere selbst unter die Bürgschaft auswärtiger Mächte gestellt und damit im Voraus die Form des Verfahrens gegeben, wenn die Stände einmal, zum äußersten gebracht, die Wiederherstellung des durch fürstliche Willkür immer ungescheuter gebeugten Rechtes betreiben würden. Zunächst aber trat mit dem jähen und geheimnisvollen Ende Karl Alexanders (1738) eine friedlichere Zeit ein, und auch in der auswärtigen Politik hatte dieses Ereignis eine Wendung zur Folge: die österreichische Richtung der letzten Regierungen wurde verlassen. Schon der Sturz der Grävenitz war preußischer Vermittlung verdankt worden: es begann sich ein wohlthätiger Einfluß des starken, geordneten Preußens auf die kleineren deutschen Staaten zu zeigen. Jetzt kam man schon durch die zur Garantie der Verfassung angeknüpften Beziehungen in ein näheres Verhältnis zu Preußen, und fürstliche Heiraten förderten dasselbe. Man hoffte durch Anlehnung an diese Macht zu einer besseren Abrundung in Schwaben zu gelangen und die lästige österreichische Anwartschaft los zu werden. So blieb es auch noch in der ersten Periode des „nach dem preußischen Militärsystem halbgebildeten“ Herzogs Karl, der im Anfang die besondere Gunst Friedrichs genoß und eine Nichte des großen Königs zur Gemahlin hatte.

Allein mit den Jahren brach die wahre Natur dieses Fürsten in ihrer ganzen Zügellosigkeit hervor. Zu dem ungemeinen Aufwand, den seine eitle Prachtliebe erforderte, wurden die willkürlichsten und schändlichsten Mittel ergriffen, zu dem gleichen Zwecke hatte der Herzog schon 1753 einen Subsidienvertrag mit Frankreich geschlossen. Sein ausschweifendes Leben entfremdete ihn seiner Gemahlin, und das böse Gewissen entfremdete ihn auch von Friedrich dem Großen. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, begnügte sich der Herzog nicht mit der Stellung seines Beitrags zum Reichsheere, sondern er

wollte noch besonderen und persönlichen Anteil am Kriege nehmen, und das sollte, „dem Lustre seines Hauses gemäß“, mit vieler Pracht und mit einem möglichst zahlreichen Truppenkorps geschehen. Die Stände mahnten ab und ein tiefer Unmut regte sich in dem protestantischen Lande. Das Heer selbst meuterte und fügte Friedrich geringen Schaden zu. Nach wenigen Monaten kehrte der Herzog mit dem Reste seiner bei Leuthen nahezu aufgeriebenen Truppen zurück. Doch die Brutalität der gewaltsamen Aushebungen, die Ausübung jeglichen Frevels dauerte fort, die wiederholten schüchternen Einsprachen des Ausschusses wurden verhönt, mit verdoppelter Gewaltthat beantwortet, seinen Mitgliedern mit Drohungen und Mißhandlungen zugesetzt, der Landschaftskonsulent J. J. Moser ins Gefängnis gebracht. Eine Klage beim Reichshofrat schien aber aussichtslos, so lange der Krieg währte, in welchem der Herzog des Kaisers Verbündeter war. Erst im Juli 1764 thaten die Stände diesen entscheidenden Schritt, nachdem sie zuvor die Vermittlung der garantierenden Mächte angerufen und deren Hilfe sich versichert hatten. Die drei Mächte schickten Gesandte nach Stuttgart, Preußen den Grafen von Schulenburg, und was der Ausschuß fernerhin that, das that er im Einverständnis und mit Beihilfe dieser auswärtigen Vertreter. Der erste Erfolg war, daß Moser nach sechsjähriger Haft vom Hohentwiel entlassen wurde. Der Prozeß aber, den die Stände durch eigene Bevollmächtigte in Wien führten, schleppte sich bei der Zähigkeit des Herzogs und bei der Umständlichkeit des Verfahrens noch bis zum Jahre 1770 hin. Eine Hauptschwierigkeit bildete auch in diesem Vergleich die Militärfrage. Graf Schulenburg, der einen wesentlichen Anteil an der endlichen Beilegung des Handels hatte*), überzeugte sich, daß es hauptsächlich die

---

*) „Daher unterhielt die Landschaft eine ununterbrochene Verbindung mit dem preußischen Hof, ungeachtet es ihr nicht entgehen konnte, daß

militärischen Ausschreitungen des Herzogs waren, die das Land in seinen traurigen Zustand gestürzt hatten und daß die innere Ruhe nicht wiederhergestellt werden könne, wenn dem Herzog nicht bestimmte Grenzen angewiesen würden, innerhalb deren er sich für den Bestand seiner Truppenmacht zu halten hätte. Es schien ihm aber richtiger, dem Herzog eine bestimmte Summe zu verwilligen, mit der er auskommen sollte, als ihm die Anzahl der Truppen vorzuschreiben. Die Hauptsache sei die Abstellung der willkürlichen Steuern und der willkürlichen Aushebungen, die Wiederherstellung eines gesetzlichen Zustandes. In dieser Weise ist dann auch die Sache geregelt worden *).

Die Stände sind in diesem langwierigen Rechtsstreit Sieger geblieben über den Herzog. Der Erbvergleich von 1770 hat die alten Verträge von neuem bestätigt, die Verfassung des Landes wieder aufgerichtet und unter den Schutz der drei Mächte gestellt. Freilich war mehr die Form des alten Rechtes gewahrt als sein Wesen. Die Bedürfnisse des Staates waren weit über den hergebrachten unveränderlichen Rahmen der Verfassung hinausgewachsen. In wesentlichen Punkten waren die Ausnahmen von der Verfassung jetzt zum Gesetz geworden und die Landschaft begnügte sich mit der Verwahrung, daß es eben nur Ausnahmen seien. Die gröbsten Mißbräuche wurden abgestellt und es trat ein friedlicher Zustand ein, aber doch mehr, weil die Kräfte der Landschaft jetzt erschöpft waren. Denn sehr gewissenhaft im Halten des Vertrags war der Herzog auch jetzt nicht; aber man vertrug sich, man schwieg stille und drückte ein Auge zu.

---

der auf seine Prärogative eifersüchtige Kaiser es sehr empfindlich nahm, daß man sich überhaupt an die Garants gewandt hatte." Pfister a. a. O. S. 495.

*) Robert Mohl, Teilnahme Friedrichs des Großen an den Streitigkeiten zwischen Herzog Karl von Würtemberg und den Ständen des Landes. (Beiträge zur Geschichte Würtembergs Bd. 1.)

Der Ausschuß hatte seine Vorrechte thatsächlich noch gesteigert, doch er brauchte sie mehr und mehr im Interesse seiner Korporation und der herrschenden Familien *). Landtage wurden nicht gehalten; der Ausschuß hatte so wenig ein Interesse daran als der Herzog. Die Heimlichkeit der Geschäftsführung wurde System und selbst die Verwaltung der öffentlichen Gelder war nicht über allen Verdacht erhaben. So sank der Ausschuß in der Achtung des Volkes; es kam vor, daß ein Stadt- und Amtsbezirk sich weigerte, die Taggelder für seinen Vertreter zu bezahlen. Den Freisinnigen im Lande galten die Herren vom Ausschuß und die Konsulenten, die sich so gut mit den herzoglichen Räten verstanden, als „Fürstendiener", und es sammelte sich in der Stille jener Groll, der gegen Ende des Jahrhunderts sich in den schärfsten Angriffen auf den Ausschuß Luft machen sollte.

Doch für so viele Gefälligkeit zeigte sich der Herzog seinerseits erkenntlich. Er hatte, des geheimen Verständnisses mit dem Ausschuß gewiß, nichts dawider, daß derselbe im Innern und nach Außen den Mitregenten spielte. Der Ausschuß erließ selbständig Befehle unter dem obenanstehenden Namen des Landesherrn, und als im Jahre 1781 mit Pfalz-Bayern ein Handels- und Schifffahrtsvertrag geschlossen wurde, dem in den nächsten Jahren weitere Konventionen sich anreihten, erschienen die Stände geradezu als Mitverhandelnde, die Herren vom Ausschuß unterschrieben zugleich mit dem Herzog, was Spittler als eine staatsrechtliche Ungeheuerlichkeit hervorhebt, die aber doch im Zusammenhang der Verfassungsgeschichte kaum mehr überraschen kann. Der Unterhändler dieses Vertrags war Konrad Abel, der mit 24 Jahren vom ständischen Ausschuß zu seinem Sekretär bestellt wurde, und

*) „Der eine kleine Familienklubb" . . . und „Nepotismus das Erbübel aller kleinen Staaten". Spittler a. a. O. S. 75.

der diese Stelle beibehielt, auch als er vom Herzog zum Geheimen Legationsrat ernannt wurde. So friedlich ließ sich alles an, daß man kein Arg darin fand, eine Anstellung zugleich vom Ausschuß und vom Herzog anzunehmen*). Dieser Friede hat dann in den Umwälzungen am Ausgang des Jahrhunderts ein jähes Ende genommen.

4.

An dem ersten Kriege der Koalition gegen Frankreich hat Würtemberg als Stand des Reiches sich beteiligt.

Nachdem Preußen den Frieden mit Basel abgeschlossen hatte, der ganz Norddeutschland in die Neutralität einbezog, trat auch an die süddeutschen Fürsten die Versuchung heran, ihren Frieden mit der Republik zu machen. Zwar der damals in Würtemberg regierende Herzog Ludwig Eugen, der die französische Revolution grundsätzlich verabscheute, wollte sich eher unter dem Schutte seiner Residenz begraben lassen, als mit den Franzosen Frieden machen. Allein das war nicht so ganz wörtlich zu nehmen: schon im März hatte sich Würtemberg um die guten Dienste des Königs von Preußen bemüht. Übrigens starb Ludwig Eugen wenige Wochen nach dem Basler Frieden, am 20. Mai 1795, und sein Bruder, der ihm in der Regierung folgte, Friedrich Eugen, war von anderer Art. Dem Wiener Hofe war er von Anfang an verdächtig als preußisch gesinnt, prussien jusqu'au bout des ongles, wie Thugut an Colloredo schreibt. In jungen Jahre hatte er ruhmvoll unter Friedrich II. gedient, seine Gemahlin war eine brandenburgische Prinzessin, wodurch die Erblinie des herzoglichen Hauses dem evangelischen Bekenntnis zurückgewonnen wurde, und vor wenigen Jahren war

*) Ähnliches war allerdings auch früher schon vorgekommen. Es war nicht ungewöhnlich, daß fürstliche Räte zu Landtagskonsulenten gewählt wurden. Lange Zeit hatte die Landschaft auch einen gemeinsamen Schreiber mit dem Herzog. Pfister a. a. O. 414 f.

er zum Generalgouverneur der preußischen Fürstentümer in Franken ernannt worden. Als nun die Bemühungen Preußens, auch den Frieden für das Reich zu vermitteln, im Laufe des Sommers scheiterten*), besann sich der Herzog nicht länger, im August sandte er einen Unterhändler nach Basel, wie dies auch die Pfalz, Baden und beide Hessen thaten, und seine Wahl fiel auf denselben Konrad Abel, der schon vom Herzog Karl zu diplomatischen Sendungen an den Münchener Hof verwandt worden war**).

Das Verlangen nach Frieden war allgemein. Der Herzog wünschte ihn und nicht minder das Land und der ständische Ausschuß. Als Georg Kerner zu Ende des Jahres 1794 aus der Schweiz nach Schwaben kam, um hier für die Neutralität zu wirken, fand er geneigtes Ohr bei einzelnen Ministern, und zumal bei den Mitgliedern der Landschaft. Im Auftrag der letzteren (der Landschaftsassessor J. G. Kerner war sein Oheim) übernahm er sogar eine Art

---

*) Bailleu, Preußen und Frankreich von 1795 bis 1807. Erster Teil, XII ff. S. 12 ff.

**) Konrad Abel, Sohn des würtembergischen Oberamtmanns Abel in Vaihingen, war geb. im Jahre 1750. Nach Vollendung seiner juristischen Studien wurde er Sekretär des Ausschusses der Landschaft, im Jahre 1792 Landschaftskonsulent. Im Jahre 1785 hatte ihn der Herzog Karl zum Hof- und Legationsrat ernannt. Er war Schwiegersohn des Landschaftskonsulenten Stockmayer und Schwager des jüngeren Stockmayer, welcher Sekretär des Ausschusses war. Auch der Vorgänger Abels als Landschaftssekretär, Pistorius, war ein „Vetter" gewesen. Man hat hier den landschaftlichen „Familienklubb" beisammen. Aus dem Nachlasse Abels hat sein Enkel, der Professor des öffentlichen Rechts in Utrecht, C. G. Vreede eine Sammlung von Aktenstücken veröffentlicht (La Souabe après la paix de Bâle, Utrecht 1879), welche im wesentlichen der nachfolgenden Darstellung zu Grunde liegen. Vergl. K. Klüpfel, die Friedensunterhandlungen Würtembergs mit der französischen Republik 1796 bis 1802. In Sybels historischer Zeitschrift 1881, Heft VI. Klüpfel hat, außer dem von Vreede mitgeteilten, noch weiteres handschriftliches Material benutzt.

Verpflichtung, in Paris für Würtemberg thätig zu sein. So nahe hielt man im Oktober des genannten Jahres den Frieden, daß Schiller bereits von Cotta mit der Bitte angegangen wurde, eine Ode auf den Frieden zu verfertigen, „um die allgemeine Freude zu vermehren“. Wiederum, wie im dreißigjährigen Krieg und in den Kriegen Ludwigs XIV., war Würtemberg von Durchzügen der beiderseitigen Heere heimgesucht worden. Man seufzte nach Neutralität, die, wenn auch das Land vermöge seiner Lage unvermeidlich eine Heerstraße zwischen Frankreich und Österreich blieb, doch vor feindlicher Behandlung, wie man glaubte, schützen würde. Und warum nicht im Frieden leben mit der Republik, deren glanzvolle Thaten alle Gemüter hinrissen, die von der Vorsehung bestimmt schien, das große Werk der Weltverbesserung zu vollbringen, die allen Völkern eine glücklichere Zukunft verhieß? Der Ruf: „Krieg den Palästen, Friede den Hütten!“ war auch in Schwaben eindrucksvoll gewesen, wo die Willkür eines verschwenderischen Hofes, die Jagdfrohnen, die Bevorzugung der von auswärts bezogenen Edelleute tief empfunden wurden. Man hatte mit Österreich gekämpft, aber die Sympathien waren nicht bei dieser Macht, die als der Hort des Obskurantismus galt, und von deren Hauspolitik dem Lande mehr als einmal Gefahr gedroht hatte. Auf die Waffenstärke des Reichs aber und gar auf die Kriegsanstalten des Kreises war wenig Vertrauen*). Der Ausschuß drückte nur die allgemeine Stimmung aus, wenn er zum Frieden drängte, mit einem Nachdruck, daß später der Herzog, Österreich gegenüber, die Schuld für die Einleitung der Verhandlungen ganz auf seine Stände überzuwälzen versuchte.

---

*) Man vergleiche, was der Reichsgeneral Nikolai, Artilleriekommandant des schwäbischen Kreises gegen Georg Kerner über den Zustand der Verteidigungsanstalten äußerte. A. Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben S. 90.

Dennoch ist damals der Friede nicht zu stande gekommen, den Abel mit dem Gesandten des Direktoriums, François Barthélemy verhandeln sollte. Im Widerstreit der Interessen konnte der Herzog nicht zum Entschlusse kommen, und der im September auf einen Monat abgeschlossene Waffenstillstand verstrich, ohne daß er den, wie es scheint, ziemlich fertigen Vertrag unterzeichnet hätte. Die politische Lage hatte sich geändert. Preußen war mit seinem Versuch, die Leitung der deutschen Angelegenheiten an sich zu nehmen, zurückgeschlagen worden und Österreich gab zu fühlen, daß es die Macht noch in Händen hatte. Es beargwöhnte und beobachtete die Reichsstände, die zum Abfall neigten, man drohte Würtemberg mit der Besetzung durch ein Corps des Feldmarschalls Wurmser, auch waren im Herbst die österreichischen Waffen am Rhein wieder glücklicher gewesen. Unter diesen Umständen hielt es der Herzog für geraten, sich Österreich wieder zu nähern. In diesem Entschluß bestärkte ihn namentlich sein Sohn, der Erbprinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige Kurfürst und erste König von Würtemberg. Später der dienstwillige Satrap Napoleons, hat er in dieser Periode eifrig zur kaiserlichen Politik gehalten, und es war dies mit ein Grund, warum die Landschaft von Anfang an dem Erbprinzen mißtrauisch gegenüberstand. Sein eigenes wie das Interesse des Landes hielt er besser gesichert durch den Anschluß an Österreich. Sein Ehrgeiz war auf den Erwerb der Kurwürde gerichtet, und dazu konnte er den Kaiser nicht entbehren. Vorerst bewarb er sich um ein österreichisches Dragonerregiment, das er auch erhielt, und der Kaiser ließ ihn ausdrücklich beloben wegen seiner „aufgeklärten und patriotischen Gesinnung". Ganzes Vertrauen schenkten die kaiserlichen Staatsmänner freilich weder dem Vater noch dem Sohne. Es zeigte sich bald, daß dem letzteren jedes Mittel recht war, seine ehrgeizigen Pläne zu verfolgen. Da er der Gemahl einer englischen Prinzessin und der Schwager Paul I.

war, hatte er allerlei diplomatische Fäden in der Hand, die er zu seinen Gunsten in Bewegung setzte.

Des regierenden Herzogs Annäherung an Österreich dauerte nur so lange, als er sich die Hände gebunden sah. Als der Krieg von 1796 mit dem ungestümen Vormarsch Moreaus begann und die schwäbischen Thalwege abermals ein Ziel der feindlichen Heere waren, entstand eine allgemeine Panik im Lande, es schien keine Rettung möglich, als rasche Verständigung mit dem Sieger; von neuem drängten die Stände zum Friedensschluß, und der Herzog wandte sich zunächst, 23. Juni, an den Kaiser, stellte ihm den dringenden Wunsch des Reiches nach einem baldigen Frieden vor und schilderte die Gefahr, die besonders seinem Lande von einem feindlichen Einfall drohe, weshalb ihm nichts übrig bleibe, als zur Rettung von Land und Leuten ein Abkommen mit Frankreich zu treffen. Aber noch ehe die Antwort des Kaisers einlief, worin dieser in der damaligen kritischen Lage die Ehre und den Patriotismus der Reichsglieder anrief, hatte der Herzog an den Staatsminister Freiherrn Karl von Wöllwarth und an Abel den Auftrag erteilt (30. Juni), ohne Verzug einen besonderen Frieden mit dem Direktorium abzuschließen. Den Weg nahmen die Unterhändler über Freudenstadt, wo sie zuvor die Schwarzwaldbefestigungen besichtigen und unter Umständen einen Waffenstillstand mit den Franzosen abschließen sollten. Sie trafen aber Freudenstadt schon besetzt, wurden nach Stuttgart zurückgerufen, wo der Herzog noch einmal schwankte, reisten dann aber nach Basel ab, und da sie hier von Barthélemy mit der Erklärung empfangen wurden, daß er nicht bevollmächtigt sei, Friedensunterhandlungen zu führen, machten sie sich auf den Weg nach Paris und schlossen auf der Reise dahin zu Baden-Baden im Hauptquartier der Rhein- und Moselarmee einen Waffenstillstand mit Moreau ab, 17. Juli, am Tage, bevor die Franzosen in Stuttgart erschienen. Dann setzten sie die Reise nach Paris

fört, wo sie am 7. August mit dem Minister des Auswärtigen Delacroix den Frieden abschlossen. Die Verhandlungen hatten sich besonders um die Höhe der auferlegten Kontribution, die Art der Zahlung, um die von Frankreich ausbedungenen Lieferungen gedreht, kurz um finanzielle Einzelheiten, aber auch schon um die künftige Entschädigung für das an Frankreich überlassene Mömpelgard, wie denn in den geheimen Artikeln des Friedensvertrages die zur Entschädigung bestimmten geistlichen Stifter ꝛc. bereits namentlich aufgeführt waren.

Der Herzog unterzeichnete den Vertrag am 22. August, zögerte aber mit der Weisung an seine Gesandten, die Ratifikationsurkunde zu übergeben. Rücksicht auf Österreich machte ihn wieder bedenklich, und Minister Wöllwarth wurde — eine Gefälligkeit gegen Österreich — abberufen. An seiner Stelle wurde Baron Mandelsloh nach Paris geschickt. Mandelsloh und Abel sollten die Verhandlungen mit dem Direktorium fortsetzen, durch die man eine Erleichterung der Friedensbedingungen, günstigere Zahlungsfristen und zugleich eine Ausdehnung der zugedachten Gebietsentschädigung zu erlangen hoffte. Wirklich hatten diese Verhandlungen den gewünschten Erfolg, und zwar nach beiden Seiten. Man scheint, wie in Würtemberg die Stimmung der Republik zugeneigt war, so auch wieder von seite der Republik dem Lande mit seiner berühmten freien Verfassung eine besondere Gunst, eine Art sentimentalen Wohlwollens entgegengebracht zu haben. Wenigstens ist eine französische Denkschrift*) vorhanden, worin das Interesse Frankreichs an der Neutralität und zugleich an der Verstärkung der süddeutschen Staaten mittelst der Säkularisationen auseinandergesetzt ist, und worin es u. a. heißt: „Man wird uns nicht den Vorwurf machen können, daß wir Deutschland revolutionieren, wenn wir zu diesen Beweg-

*) Vreede, a. a. O. S. 23 ff. Es ist allerdings nicht über allen Zweifel erhoben, ob die Denkschrift wirklich französischen Ursprungs, oder ob diese Herkunft bloße Maske ist.

gründen auch noch den Vorteil zählen, daß durch die vorgeschlagene Vereinigung das wohlthätige Regime, welches die politische Verfassung des Herzogtums Würtemberg auszeichnet, ausgedehnt wird. Wenn der Reisende dieses Land bevorzugt wegen der Schönheit seines Anbaus, wegen des Wohlstandes seiner Bewohner, unter denen es keine Arme giebt, wegen der Unmacht des Fürsten, Steuern aufzulegen und die Würtemberger länger als 24 Stunden in Haft zu nehmen, so segnet man die Existenz der Stände, deren Wirkungen beweisen, daß sie einen großen Teil ihrer Rechte kennen, während sie den Umfang ihrer Pflichten nicht zu verkennen scheinen. Die französische Republik vereinigt demnach die Pflicht mit dem Interesse, indem sie eine solche Verwaltung über den größten Teil des schwäbischen Kreises ausdehnt." Man entnimmt derselben Denkschrift, daß der Erbprinz mit seinen Absichten auf die Kurwürde inzwischen auch bei den Männern des Direktoriums angeklopft hat; eine Erhöhung, „welche die Weisheit der Stände immer abzuwenden suchte, als verderblich im Hinblick auf die Kräfte des Landes, die aber ganz anders angesehen werden wird, wenn der Herzog seine Einkünfte beträchtlich gesteigert sieht. Gewiß, wir dürfen dieser häuslichen Anliegen der Fürsten und ihres Ehrgeizes uns wohl bedienen, wenn es sich um eine neue Ordnung der Dinge handelt, die sichtlich der Republik zum Vorteil gereicht, zur Dauer des Friedens beiträgt und folglich von der Menschlichkeit gutgeheißen werden wird."

Der Friede mit Frankreich legte dem Lande schwere Opfer auf, immerhin war er unter möglichst günstigen Bedingungen geschlossen und er verhieß reichliche Entschädigungen für die Zukunft. Kaum aber sah sich der Herzog nach dieser Seite gesichert, so stellte er sich höchlich entrüstet über die angeblich wider seinen Willen erfolgte Beschleunigung des Friedenswerkes. Der Minister Wöllwarth, der vor seiner Abreise in Paris die Ratifikationsurkunde übergeben hatte,

wurde mit höchster Ungnade empfangen. Gerade in diesem Augenblick war der Separatfriede recht unbequem, denn das Kriegsglück hatte sich wiederum gewandt, die Erfolge des Erzherzogs Karl hatten Jourdan und Moreau genötigt, über den Rhein zurückzugehen, die Österreicher überschwemmten wieder das Land und nahmen eine drohende Haltung an. Nirgends empfand man die Wechselfälle des Krieges schwerer als in Schwaben, dessen Bewohner, „nachdem sie jede Demütigung, jeden Verlust und jede Mißhandlung, welche feindliche Gewalt den Ländern bringen kann, erduldet hatten, von den wiederkehrenden österreichischen Völkern, in denen die Getäuschten ihre Retter begrüßten, mit Bürden belastet wurden, welche für ihren Wohlstand noch empfindlicher und verderblicher waren, als die, die der Feind auf sie gelegt*).

Zunächst galt es also, den erzürnten Kaiser wieder zu versöhnen. Durch Vermittlung des preußischen Gesandten Sandoz Rollin, der schon bei der Friedensverhandlung hilfreich gewesen war, erwirkte man vom Direktorium eine dem Kaiser zu übergebende Erklärung, wonach der Separatfriede Würtembergs den Rechten des Reiches keinen Abbruch thun, die Abtretung Mömpelgards vielmehr der Genehmigung von Kaiser und Reich vorbehalten werden sollte, welche die Republik beim allgemeinen Frieden auszuwirken versprach. Im November begab sich der Erbprinz selber nach Wien, um über den Anschluß an die kaiserliche Politik zu verhandeln. Indessen ohne Erfolg; eine beabsichtigte Übereinkunft kam nicht zu stande, zum Ärger Thuguts, der zwar die österreichische Gesinnung des Erbprinzen für eitel Falschheit hielt, aber doch der Meinung war, da er der einzige vom Hause Würtemberg sei, der wenigstens zum Scheine zu Österreich halte, solle man ihn möglichst freundlich behandeln. So blieb denn der Sonderfriede mit Frankreich in Kraft. Für die

*) J. G. Pahl, Denkwürdigkeiten S. 108.

österreichischen Truppen aber, die im Lande blieben, dauerten die Lieferungen fort, zum großen Verdruß der Landschaft, welche die Neutralität nach dieser Seite weit strenger gehandhabt wissen wollte und auch den Leistungen für den schwäbischen Kreis sich entgegenstemmte, während der Herzog den Anforderungen der Österreicher bereitwilliger entgegenkam, immer noch die Möglichkeit sich vorbehaltend, auf diejenige Seite sich zu schlagen, die den größeren Vorteil versprach.

Inzwischen hatte die der französischen Republik zu leistende Kriegsentschädigung nebst den fortwährenden Lasten, die aus dem Aufenthalt der kriegführenden Heere im Lande entsprangen, die Berufung eines allgemeinen Landtags notwendig gemacht, und damit beginnt eine eigentümliche und verhängnisvolle Verwicklung der Verfassungsgeschichte mit den großen europäischen Händeln. Die Lage der Parteien aber ist diese. Die Landschaft will den Frieden. Sie setzt den Versuchen, das Land wieder in Krieg mit Frankreich zu bringen, den äußersten Widerstand entgegen. Sie verkämpft sich zugleich für ihr gutes Recht, das vom Fürsten mißachtet wird. In seinen hochfliegenden Plänen behindert, setzt dieser sich über die Schranken der Landesverträge hinweg und sucht die Unterstützung des Kaisers zu gewinnen. Die Landschaft wendet sich um Schutz an die französische Republik. In diesem Ringkampfe geht die Landesverfassung unter.

5.

Schon im September 1796 ausgeschrieben, konnte der Landtag wegen den Kriegsunruhen erst am 17. März des folgenden Jahres eröffnet werden. Seit dem Erbvergleich, also seit 27 Jahren, hatten die Stände nicht in ihrer Gesamtheit sich versammelt. Jetzt drang der Ausschuß selbst auf ihre Berufung, weil angesichts der außerordentlichen Forderungen an die Steuerkraft des Landes die Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform des Steuerwesens sich auf-

drängte: im Interesse der Gerechtigkeit sollte nicht mehr nur der Grundbesitz, wie bisher, sondern auch das bewegliche Vermögen zu den allgemeinen Lasten beigezogen werden. Allein wenn schon immer die Leistungen für Kriegszwecke den Ständen Anlaß gegeben hatten, die Beschwerden des Landes nach allen Seiten zur Sprache zu bringen, so war der Drang nach Änderungen in diesen Tagen lauter und allgemeiner als je. Mit der größten Erwartung und Spannung sah man diesem Landtag entgegen. Was in Frankreich geschehen war, hatte das Auge geschärft für die Mißbräuche in allen Zweigen der Verwaltung. Hier war alles beim alten geblieben, während ringsum eine neue Welt im Werden war. Eine Menge Flugschriften brachten mit Ernst und Satire, stürmischer und besonnener, die Anliegen des Volkes zum Ausdruck. Und zu den Beschwerden gegen die Regierung gesellten sich jetzt vornehmlich solche über den ständischen Ausschuß, der seines Amtes so übel waltete. Ein strenges Gericht erging über den langjährigen Landschaftskonsulenten Stockmayer, Abels Schwiegervater, das allmächtige Haupt des Familienregiments. Das Gefühl war allgemein, daß auch in der Verfassung, in der Organisation des ständischen Wesens zeitgemäße Neuerungen getroffen werden müßten, und es wurde ein besonderer Ausschuß für diese Aufgabe bestellt.

Allein der Fortgang der Verhandlungen entsprach nicht der Zuversicht und dem regen Eifer der ersten Wochen. Langsam und schleppend rückte — gehemmt durch den Wetteifer, die Auflagen von einer Schulter zur anderen abzuschieben — das Hauptgeschäft vorwärts: die Aufbringung des Kriegsaufwands und die Verteilung der Lasten. In Sachen der Verfassungsreform aber zeigte sich bald, daß das Interesse, den gegenwärtigen Zustand zu erhalten, dasjenige an seiner Verbesserung weit überwog. In einer Zeit, da alles wankte, klammerte man sich ängstlich an das was man besaß, einzig

darauf bedacht, wie man den Verlust des Gutes abzuwenden vermöchte. Dem Erbprinzen traute man nichts Gutes zu, mit Argwohn verfolgte man seine Reise an den kaiserlichen Hof, von der Erhebung des Landes zum Kurfürstentum fürchtete man nur neue Lasten, und auch die künftige Landesvergrößerung erfüllte mit bangen Ahnungen: man sah es ungern, daß Gebiete, die nicht unter dem altwürtembergischen Rechte standen, dem Herzogtum angeschlossen würden. Hilfe und Anhalt erwartete man bei diesen bedenklichen Aussichten einzig von der französischen Republik. Das war ja sichtlich die stärkste Macht: besaß man ihre Gunst, so war man des kräftigsten Schutzes gewiß. Und mußten andererseits die Republikaner, die für die Freiheit aller Orten schwärmten, nicht ein besonderes Interesse nehmen an einer Verfassung, die wie ein leuchtendes Heiligtum der Freiheit inmitten der einsinkenden Ordnungen des alten Europas erschien? Als nun der Friede von Campoformio geschlossen wurde und der allgemeine Reichsfriede in Sicht war, schien es den würtembergischen Ständen an der Zeit zu sein, sich in unmittelbare Beziehung zu den Machthabern der Republik zu setzen.

So unerhört war der Schritt nicht, wenn man sich erinnert, welche Rechte die Stände in früheren Fällen ausübten. Doch es war etwas anderes, wenn sie einen Gesandten beim Kaiser unterhielten oder an die „Garants" der Verfassung sich wandten, als wenn sie jetzt ohne Wissen des Herzogs und hinter seinem Rücken, und unverkennbar um unter Umständen gegen den Fürsten einen Anhalt zu besitzen, den Schutz einer ausländischen Regierung anriefen. Vertreten waren die Stände in Paris gewissermaßen auch bisher, denn Abel, der als herzoglicher Gesandter dort blieb, hatte seine Stellung als Beamter des ständischen Ausschusses nicht niedergelegt. Er vertrat also in seiner Person „das unzertrennliche Wohl von Fürst und Landschaft". Allein war dieses Wohl unzertrennlich? Das war eben die Frage,

welche die Landschaft aufzuwerfen begann, und die zu dem verhängnisvollen Schritte unmittelbarer Anknüpfung in Paris trieb.

Der ständische Ausschuß sandte also einen Eilboten an Abel ab mit einem vertraulichen, vom 24. Oktober (7 Tage nach dem Friedensschluß von Campoformio) unterzeichneten Schreiben, worin ihm angezeigt wurde, daß die Absendung eines eigenen Gesandten der Landschaft, und zwar des Ausschußmitglieds Regierungsassessors Baz, nach Paris beschlossen worden sei, daß man aber zuvor noch ihm einige Fragen vorlegen wolle, „nach dem Zutrauen, welches wir teils in Ihren gekannten rechtschaffenen Charakter, teils in Ihr Attachement an die Wirtembergischen Landstände, denen Sie mit Pflichten zugethan sind, setzen". Einmal, wie es sich mit den Aussichten auf Krieg und Frieden verhalte. Ob die Entscheidung bald erfolgen oder der Waffenstillstand noch bis zum Frühjahr verlängert werde. Ob nach erfolgtem Friedensschluß mit Österreich die Truppen dieser Macht dennoch bis zum Reichsfrieden im Lande stehen bleiben werden. Ob nicht Aussicht sei, daß ein französischer Gesandter in Stuttgart auftreten werde. Wie die Gesinnungen der französischen Regierung gegen Würtemberg beschaffen seien und ob es wahrscheinlich sei, daß, im Falle dem Fürsten und den Landständen kein Friedensbruch vorgeworfen werden könne, die französische Regierung, „gleichwohl auch revolutionäre Projekte in dem Vaterland ausführen würde". Ob die Männer der französischen Regierung bereits eine richtige Idee von der würtembergischen Verfassung und den Landständen besitzen, und ob sich daher nicht hoffen lasse, daß jene entweder schon ein wirkliches Interesse an Erhaltung der würtembergischen Verfassung und namentlich der ständischen Rechte nehme oder doch ein solches anzunehmen bewogen werden könnte. Ferner wird Abel befragt, ob er nicht selbst die Aufträge anzunehmen geneigt wäre, welche der

Ausschuß zur Erhaltung der ständischen Rechte und Verfassung einem vertrauten Manne zu geben gesonnen sei. Ob er im verneinenden Falle glaube, daß die fernere Dauer seines Verhältnisses zum Landesherrn mit seinen Pflichten gegen die Landstände in Widerstreit geraten könnte, und endlich, ob er nicht wenigstens im Falle der baldigen Eröffnung eines Friedenskongresses geneigt wäre, die Landschaft bei diesem zu vertreten. Für die zu gebenden Antworten wurde der Gesandte der größten Geheimhaltung versichert. Alle das Geheimnis erfordernden Nachrichten würden niemanden, auch nicht dem Plenum der Landesversammlung mitgeteilt werden.

Dasselbe Datum trägt eine zweite Depesche des ständischen Ausschusses an Abel. Sie geht davon aus, daß der französischen Regierung die Absicht zugeschrieben werde, die Länder, welche die Armeen aufs neue betreten würden, zu revolutionieren. „Diese Gefahr bekommt für Wirtemberg bei der entschiedenen und aufrichtigen Neigung der Landstände für Erhaltung unserer guten Verfassung eine so fürchterlichere Gestalt, je mehr wir fürchten müssen, daß französischerseits ein Vorwand oder eine Ursache aufgefunden werden könnte, unserm Gouvernement einen Friedensbruch zur Last legen." Der Herzog, insbesondere aber die Landschaft seien den im Frieden übernommenen Verbindlichkeiten gegen Frankreich sorgfältig nachgekommen, letztere habe sich ausdrücklich geweigert, die von den österreichischen Truppen angesonnenen Requisitionen und anderen Lasten fernerhin freiwillig zu leisten, lieber wolle sie das Äußerste erwarten. Diesen Entschluß habe die Landschaft heute (24. Oktober) dem Landesherrn mitgeteilt und gleichzeitig beschlossen, „für diejenigen Beratschlagungen, welche nach der Natur des Objects der Publicität der Landesversammlung nicht ausgesetzt werden dürfen, eine eigene, geheime Deputation niederzusetzen und uns Unterzeichnete zu deren Mitgliedern zu ernennen."

Der erste Beschluß dieser Deputation sei gewesen, unmittelbare Beziehungen mit der französischen Regierung herzustellen, was für den Fall des Kriegs und des Friedens gleich notwendig sei. Im Fall des Friedens „wird vielleicht Teutschland überhaupt, und in specie Wirtemberg, besonders wenn die Hofnung der Entschädigung durch Acquisitionen realisirt werden sollte, so manche Veränderung erleiden, wobei für das Wohl des Landes ernstlich besorgte Stände wohl in dem Fall seyn möchten, das Ständische Interesse zu gewahren, und bei dem großen Concurs von Bestrebungen aller Art, die vielleicht unter der nächstfolgenden Regierung noch bedeutender werden dörfften, für die Aufrechthaltung ihrer Verfassung und für das wahre Interesse des Landes möglichst zu wachen." Am liebsten, wird wiederholt, würde der Ausschuß ihm, Abel, den Auftrag erteilen, doch könne man sich nicht verbergen, daß bei den Verhandlungen „bisweilen Collisionen zwischen dem Herrschaftlichen und Landständischen Interesse eintretten könnten." Der Ausschuß habe daher sein Mitglied, den Assessor Baz nach Paris gesandt, um mit Abel Rücksprache zu nehmen und, im Fall dieser ablehne, nach einem anderen tüchtigen Vertreter sich umzusehen.

Also der Ausschuß konstituiert sich im Auftrag der Landesversammlung als geheime Deputation, zum Zwecke, mit einer fremden Regierung in Verbindung zu treten und deren Schutz anzurufen. Sie wendet sich zunächst an einen Gesandten des Herzogs und erteilt ihm Aufträge, die er gegen den Hof geheim zu halten ausdrücklich aufgefordert wird. Die Aktion aber wird damit begonnen, daß die Treue des Landesfürsten gegen den mit Frankreich geschlossenen Frieden verdächtigt wird, wogegen die Landstände ihre gute Freundschaft mit der Republik beteuern und dafür die Hoffnung ausdrücken, gegen die angebliche Absicht einer Umwälzung des Landes gesichert zu werden.

Diese beiden Schreiben vom 24. Oktober sowie ein weiteres vom 10. November, worin der Ausschuß seine Befürchtungen wegen des künftigen Regenten weiter ausführte und der Landschaft das Recht der Beistimmung zum Frieden vorbehielt, scheinen übrigens nicht in die Hände Abels gelangt zu sein. In einem Schreiben vom 17. November wird darüber geklagt, daß zweimal Kuriere der Landschaft in Straßburg zurückgewiesen worden seien. Das letztgenannte Schreiben wurde persönlich durch Baz überbracht, der nunmehr abgeschickt worden war, um Abel die Aufträge des Ausschusses mündlich zuzustellen. Der Ausschuß hatte für seinen Gesandten sich einen Paß vom Vertreter der batavischen Republik in Stuttgart, Strik van Lintschoten geben lassen, einem Herrn, der sich durch seinen Eifer für die republikanische Propaganda hervorthat. In Paris scheint der Abgesandte des Ausschusses keine beneidenswerte Rolle gespielt zu haben. Er war ohne alle amtliche Beglaubigung und hatte Mühe zu einiger Wirksamkeit zu gelangen. Abel war über den Kollegen nichts weniger als erfreut. Er selbst dachte nicht daran, den Auftrag des Ausschusses anzunehmen, und auch die Bestellung eines eigenen Gesandten hielt er für unnötig. Er forderte sogar Baz auf, den Ausschuß um seine Zurückberufung zu bitten, und berichtete in diesem Sinne an den Ausschuß: es könne in Paris nur einen ungünstigen Eindruck machen, wenn man der dortigen Regierung einen Einblick in den Zwiespalt zwischen Fürst und Landschaft gewähre. Er selbst trat übrigens jetzt eine längst erbetene Urlaubsreise nach der Heimat an, wo ihn der Ausschuß sehnlich erwartete, um mündliche Aufklärungen von ihm zu erhalten. Er war seit Wochen dringend gebeten worden, seine Heimreise zu beschleunigen, und auch sein Schwager, der Landschaftssekretär Stockmayer, hatte ihn in einem Privatschreiben vom 10. Dezember zu möglichster Eile ermahnt: „denn in Ihren Händen liegt eigentlich das wohl

Herrn und Landes und es ist alles reif dazu, um es für eine ganze Zukunft zu gründen und zu bevestigen".

Als Abel um Neujahr nach Stuttgart zurückkehrte, traf er eine gänzlich geänderte Lage. Am 23. Dezember war der Erbprinz Friedrich seinem Vater in der Regierung des Herzogtums gefolgt. Aber wenn die Landschaft früher diesem Ereignis mit unverholener Besorgnis entgegengesehen hatte, so ließ sich nun unerwarteter Weise alles zum Besten an. Friedrich hatte ohne Anstand die Verfassung beschworen, kam der Landschaft aufs versöhnlichste entgegen, that Schritte, die schwebenden Streitpunkte zu begleichen, kurz, alles atmete Versöhnung und Abel selbst hoffte das Beste. Der Herzog beauftragte ihn, während seines Urlaubes zur Vollendung des Versöhnungswerkes beizutragen, und in der Zwischenzeit sollte er sich über den Antrag, die dauernde Vertretung Würtembergs in Paris zu übernehmen, besinnen, ein Antrag, der ihm schon von Friedrich Eugen gemacht worden war. Auch in den Beziehungen zu Frankreich schien die Verständigung auf dem besten Weg. Der Herzog erklärte, gegen die Sendung von Baz, der in Paris zurückgeblieben war, nichts einzuwenden, und, wie Abel am 11. Januar 1798, dem Tag, an dem die vertagte Landesversammlung wieder zusammentrat, an den Bürger Paganel, Generalsekretär im auswärtigen Ministerium zu Paris, schrieb, machte der Herzog auch keine Schwierigkeit, als der Ausschuß darauf bestand, einen eigenen Vertreter der Landschaft beim Rastatter Friedenskongreß zu haben. Vom Ausschuß war zu diesem Posten der Landschaftskonsulent Regierungsrat Georgii*) bestimmt. Friedrich Eugen hatte seine Zustimmung dazu hartnäckig verweigert, jetzt wurde durch Dekret vom 3. Februar Georgii als ständischer Gesandter amtlich anerkannt und der herzog-

*) Später Präsident des Obertribunals, der „letzte Altwürtemberger", dessen Charakterbild in Pahls Denkwürdigkeiten S. 405 ff. überliefert ist.

liche Gesandte angewiesen, gemeinsam mit ihm die Angelegenheiten des Landes zu beraten. Nach Paris wurden die beredtesten Freundschaftsversicherungen gesandt, und als im Lauf des Februar Abel als bevollmächtigter Minister dorthin zurückkehrte, wurde ihm eine ausführliche Weisung mitgegeben, an deren Spitze der Auftrag stand „die Freundschaft des französischen Gouvernements auf alle Weise zu cultiviren". Mittelst dieser Freundschaft hoffte der Herzog auf weitere Gebietserwerbungen, die eingehend in der Weisung begründet waren. Durch bessere Abrundung sollte dem Herzogtum „nach der Absicht des französischen Gouvernement mehr Kraft und innere Consistenz gegeben werden, damit es in Zukunft zur Behauptung einer beständigen Neutralität in den Stand gesetzt sei." Die Einverleibung der im Lande gelegenen Reichsstädte und reichsritterschaftlichen Orte, sowie die militärische Unterordnung der fürstenbergischen und hohenzollernschen Lande würde einen festen Schutzwall zwischen Rhein und Donau schaffen, welcher, wenn Baden sich anschlösse, „dem System der Neutralität eine Festigkeit geben, einen ansehnlichen Teil der französischen Grenzen gegen Deutschland decken und das Commerce zwischen Deutschland und Frankreich auch im Fall eines Krieges sichern würde.... Dieses Neutralitätssystem würde noch mehr complet sein, wenn die übrigen Fürsten Schwabens verbindlich gemacht würden, statt des unbrauchbaren Kreiß-militaire, eine verhältnismäßige Anzahl Truppen entweder beständig unter dem Würtembergischen Militär zu unterhalten, oder zu demselben, im Fall die Neutralität bedroht würde, stoßen zu lassen". Als zweiten Hauptgegenstand der Verhandlungen beim Rastatter Kongreß bezeichnet der Herzog die Erwerbung der Kurwürde, welche Angelegenheit der Gesandte auch in Paris in Bewegung zu setzen angewiesen wird.

Gleichzeitig war der Herzog auch in Wien thätig, die Entschädigung, die er für die Requisitionen der kaiserlichen

und österreichischen Armee im Lande seit September 1796 verlangte, in Landabtretungen verwandeln zu lassen, wozu sich die österreichischen Besitzungen in Oberschwaben trefflich eigneten, welche die Ferdinandische Politik umgekehrt einst gerne durch Würtemberg abgerundet hätte. Hinter diesen Forderungen stand der Schutz Rußlands. Noch aber wurden die Bemühungen, die der Herzog, gleichzeitig mit seinen Werbungen in Paris, beim Wiener Hofe machte, hier sehr kühl aufgenommen. Thugut spricht nie anders als in wegwerfendsten Ausdrücken von „diesem unerträglichen würtembergischen Hof", von „diesen Herrn von Würtemberg, die so grausam die Umstände und den russischen Schutz mißbrauchen". „Diese Würtemberger sind eine wahre Geisel für uns; man kann sich nichts gehässigeres denken als ihre Doppelzüngigkeit, ihre Falschheit und ihre unverschämten Forderungen; und obwohl die klägliche Lage unserer Umstände, die nur immer noch schlimmer wird, uns in den Fall setzt, künftig um das Wohlwollen von aller Welt zu werben, so werde ich mich doch nur mit äußerstem Widerstreben dazu entschließen, Dinge anzuraten, die so stark an Schwäche grenzen*)".

Indessen war der Friede zwischen Herzog und Landschaft nicht von Dauer gewesen. Man hatte eine gemeinsame Vergleichsdeputation niedergesetzt zur Beseitigung der schwebenden Streitpunkte, — sie betrafen wie immer die Verteilung des aus den Kriegen erwachsenen Schadens und den Beitrag zum Militäraufwand, aber in dieser Deputation erhoben sich neue Schwierigkeiten und der Verkehr nahm bald einen gereizten Charakter an. Eines Tages, am 1. Juni, kam es zwischen dem Landschaftskonsulenten Georgii und dem Regierungsrat Reuß zu einer heftigen Szene; jener beschuldigte diesen der mala, ja der pessima fides in Auslegung einer

*) Thugut an Colloredo. 31. Dezember 1797. Vivenot, vertrauliche Briefe des Frhrn. v. Thugut. II S. 75.

landschaftlichen Erklärung. Der Regierungskommissär wollte sich das nicht gefallen lassen, worauf der Landschaftskonsulent meinte, das sei ein Ausdruck, der unter zwei Juristen nichts Beleidigendes enthalte. Reuß ließ sich aber nicht beschwichtigen und der Herzog nahm sich seines Kommissärs nachdrücklich an, indem er vom landschaftlichen Ausschuß verlangte, daß Georgii von der Deputation ausgeschlossen werde; zugleich eröffnete er dem Ausschuß, daß er wegen jenes Vorgangs Georgii nicht länger seiner Gesandtschaft in Rastatt zugeteilt sehen wolle. Am 21. Juni schreibt der Konsulent J. G. Kerner an Abel nach Paris, er habe keine Hoffnung mehr, daß die Sachen sich in Güte werden beilegen lassen. Der Herzog fahre fort, die Landschaft einschüchtern zu wollen, er „hat es durch seine übertriebene Hitze bereits soweit gebracht, daß niemand mehr mit ihm offen und frei zu sprechen sich getraut". Bei diesem fortdauernden Hader mit der Landschaft war es dem Herzog ein unerträglicher Gedanke, daß die letztere durch ihre Agenten in unmittelbarer Verbindung mit der französischen Regierung stand. Er wußte, daß diese Beziehungen eben zu dem Zwecke angeknüpft waren, sich bei Streitigkeiten zwischen dem Herzog und den Ständen des Schutzes der Republik zu versichern. Indessen genügte es ihm für jetzt, daß die französische Regierung amtlich das Eingehen auf solche Pläne in Abrede stellte.

Die Spannung zwischen dem Herzog und den einflußreichen Männern der Landschaft wurde in dieser Zeit erheblich dadurch verschärft, daß der Herzog revolutionären, auf französische Propaganda zurückgeführten Umtrieben in seinem Lande auf die Spur zu kommen glaubte. Schon im August klagte der Herzog in einem Schreiben an den Prälaten Cleß über die „schädlichen geheimen Machinationen einer verworfenen Menschenzahl", gegen die einzuschreiten ihn nur der Mangel an gerichtlichen Beweisen hindere. „Unter so manchen Beschwerlichkeiten meiner Lage ist es eine der größten,

die verderblichen Fortschritte einer im Umsturz der Konstitution das Glück meines Vaterlandes suchenden Kabale zu wissen." Abel bestätigte dem Herzog im Dezember, angesichts der sich bildenden neuen Koalition gegen Frankreich beabsichtige die Regierung, sich durch die Revolutionierung Deutschlands Bundesgenossen zu schaffen, ebenso werde in der Schweiz für den Anschluß Schwabens agitiert, und man glaube, daß dies in Schwaben auf wenig Schwierigkeiten stoßen werde. Abel hatte sich im Auftrag des Herzogs im auswärtigen Ministerium nach einem Agenten Namens Termain zu erkundigen, der im Sommer sich in Stuttgart aufgehalten und durch sein Benehmen den Verdacht revolutionärer Umtriebe auf sich gezogen hatte. Man erwiderte ihm, dieser Termain habe allerdings den Auftrag gehabt, die Haltung der süddeutschen Höfe zu beobachten, aber es sei das System der Regierung, die deutschen Fürsten zweiten und dritten Ranges zu soutenieren. Nur wenn die Kriegsumstände sich so wendeten, daß man sein Heil in Extremitäten suchen müßte, könnte man auf die Idee einer Revolutionierung Deutschlands zurückkommen. Ende des Jahres erschien ein anderer französischer Agent, Trouvé, der mit Mitgliedern des Ausschusses und mit dem schon erwähnten batavischen Gesandten verkehrte, aber auch den Minister Grafen Zeppelin besuchte und sich ihm als künftiger Vertreter der Republik vorstellte. Durch auswärtige Höfe wurde der Herzog ermahnt, ein wachsames Auge auf die Umtriebe in seinem Lande zu haben.

Wie weit solche Umsturzpläne wirklich gediehen waren, läßt sich schwer ermitteln. Daß das Direktorium in dieser Zeit eine lebhafte revolutionäre Propaganda in den deutschen, besonders in den süddeutschen Ländern betrieb, ist bekannt, und auch das ist nach den Angaben zeitgenössischer Schriftsteller nicht zu bezweifeln, daß mit und ohne diese Anregungen in Schwaben allerlei reichswidrige Projekte in den

Köpfen spukten*). Der Entwurf einer Verfassung der alemannischen Republik wurde im geheimen verbreitet. Der Herzog erfuhr auch von einer Eingabe an die französische Regierung, worin diese zur militärischen Unterstützung einer Erhebung der würtembergischen Unterthanen aufgefordert werde, wiederholte indessen noch im Januar, daß ihm die Angaben zu unbestimmt für eine gerichtliche Untersuchung seien.

Allein beim Herzog setzte sich die Überzeugung fest, daß an diesen Plänen zur Revolutionierung des Landes die Männer der landständischen Opposition teil hätten, und dieser Verdacht war ohne Zweifel unbegründet, trotz des persönlichen Verkehrs, den sie mit den französischen Agenten unterhielten. Zwar erwähnt auch Pahl das Gerücht, daß der Landschaftskonsulent Georgii zum Präsidenten jener alemannischen Republik ausersehen sei. Aber er fügt hinzu, daß wenn auch da und dort überspannte Köpfe von einer Republik träumen mochten, besonnene und parteilose Männer, welche die in Deutschland herrschende Gesinnung kannten, über diese Gerüchte als Erfindungen des weltlichen und geistlichen Absolutismus lachten. Im übrigen darf man sich nur jener Weisungen des Ausschusses bei der Sendung Baz' erinnern, aus denen hervorgeht, daß der ständische Ausschuß nichts mehr fürchtete, als eine Revolutionierung des Landes, und daß sie eben um diese abzuwenden, so angelegentlich jeden Verdacht mangelnder Vertragstreue von sich abwälzten, so angelegentlich den Wunsch nach engerer Freundschaft mit Frankreich ausdrückten. Die Männer des Ausschusses waren, wie dies auch die landschaftliche Denkschrift vom 26. März 1800 beteuerte, nichts weniger als Revolutionäre, sie wünschten nichts anderes als die Erhaltung der Landesverfassung. Mag von anderen Georgii wirklich jene Rolle eines republikanischen Präsidenten zugedacht gewesen sein, er selbst hatte keinen

*) A. Wohlwill, a. a. O. S. 47.

Teil an solchen Entwürfen, sowenig wie Abel. Es geht dies deutlich aus einigen von Georgii an Abel im Jahre 1798 gerichteten vertraulichen Briefen hervor, die von Vreede mitgeteilt sind. Abel hat allerdings die Besorgnis nicht zurückgehalten, daß die während des Landtags hervorgetretenen Absichten einer Verfassungsrevision zu revolutionären Plänen führen und die französische Hilfe dazu angerufen werden könnte, und er warnte wiederholt und eindringlich davor, allein Georgii suchte ihn entschieden zu beruhigen. Es gebe freilich Leute, welche Schwaben revolutionieren wollen, aber das seien Fremde, ohne fremden Antrieb werde keine Umwälzung in Würtemberg entstehen. Die Schweizer Ereignisse haben selbst auf den gemeinen Mann zum Vorteil der Ruhe einen tiefen Eindruck gemacht. Eine Totalrevision der würtembergischen Verfassung, wegen deren Abel sich beunruhigte, sei nie auch nur in kollegialische Beratung gekommen und ein solcher Plan stehe auch in Zukunft nicht zu erwarten. „Vielmehr muß ich aus allen Äußerungen schließen, daß man sich lediglich auf das Alte einschränken und selbst unter diesem bloß das Wesentliche betreiben wird." Allerdings habe der engere Ausschuß den Schutz der französischen Regierung nachgesucht, aber es sind „zwei, wie mir deucht, sehr verschiedene Dinge, ob man durch jenes Gouvernement eine Totalrevision der Verfassung bewirken, oder ob man unter seinem Schutz und durch die Erwerbung seiner Protektion, unter Voraussetzung der bestehenden Verfassung, den Landständen, als repräsentativen Corps des Landes im Gegensatz gegen die Herrschaft, mithin dem Land selbst Vorteile zu verschaffen bemüht ist". Und nur im letzteren Sinne habe der Ausschuß die Freundschaft der französischen Regierung „auf eben die Art, wie ehedem anderer großen Mächte" nachgesucht. Diese vertraulichen Briefstellen sind trotz Abels Verdacht doch wohl ein hinreichender Beweis, daß an der Propaganda des Direktoriums die Männer des

Ausschusses nicht beteiligt waren, daß diese in der That lediglich die dem Alten drohenden Gefahren, wenn auch mit den bedenklichsten Mitteln abzuwenden sich bemühten. Sie waren viel zu sehr von der Vortrefflichkeit ihrer Verfassung überzeugt — qui, de toutes celles qui existent, est peut être la mieux organisée et la moins imparfaite — um nicht eine Umwälzung zu fürchten. Weit entfernt mit der Revolution zu sympathisieren, dachten sie nur an die Beibehaltung des vor der Revolution gewesenen Zustandes, den sie auch wieder zwei Jahrzehnte später, in eine völlig anders gewordene Zeit hinüber, wiederherstellen wollten. Die Gerüchte, daß Frankreich mit dem schwäbischen Kreise seine besonderen Absichten habe, dauerten allerdings fort. Noch im Jahre 1799 (17. Pluviose) muß Talleyrand in einer Note an Abel dem Gerücht, daß das Direktorium Schwaben vom Reiche loszutrennen beabsichtige, ein förmliches Dementi erteilen, das er am 27. Ventose wiederholt, mit dem Zusatz, daß General Jourdan Befehl habe, diese Gerüchte, die von den Feinden der Republik und Deutschlands verbreitet seien, in Abrede zu stellen.

Ohne Zweifel wirkte der Glaube an jene Verschwörung und das andauernde Mißtrauen gegen die französische Regierung dazu mit, daß der Herzog nach dem Scheitern des Rastatter Kongresses und beim Herannahen des zweiten Koalitionskrieges immer entschiedener die Partei Österreichs ergriff. Zwar schrieb er im Oktober an Abel, er werde sich auf keine Weise von Österreich in einen neuen Krieg ziehen lassen, und Abel fuhr fort, im Auftrag des Herzogs den Staatsmännern des Direktoriums die wärmsten Freundschaftsversicherungen zu geben, sein politisches System ruhe „auf der innigen Überzeugung, daß Frankreich allein ein wirkliches und dauerndes Interesse habe und folglich ernsthaft darauf bedacht sei, die deutschen Fürsten zweiten und dritten Ranges zu beschützen und ihre Konföderation und die deutsche Ver-

fassung zu erhalten". Allein gleichzeitig bemühte sich der Herzog um die Gunst des Wiener Hofes, und so wenig man ihm hier traute, kam durch die Vermittlung Rußlands doch eine Annäherung zustande. Offen ergriff er noch nicht die Partei Österreichs, teils aus Rücksicht auf seine Stände, teils weil er zunächst den Gang des Kriegs abwarten wollte, der sich wieder wie immer nach Schwaben zog.

Jourdan hatte, als sein Heer am 1. März 1799 bei Straßburg und Basel über den Rhein ging, Befehl, Würtemberg als im Frieden mit der Republik stehend zu betrachten und zu behandeln. Wie in Wirklichkeit aber das offene Land behandelt wurde, ist aus den Noten Abels vom 2. und 12. Floreal zu ersehen, worin über die Gewaltthaten, Plünderungen und Requisitionen der französischen Armee Klage geführt wurde. Das Kriegsglück wandte sich aber zu Gunsten der Österreicher. Nach dem Siege des Erzherzogs Karl bei Stockach, Ende März, sah sich die französische Armee zur Rückkehr über den Rhein genötigt. Die Österreicher rückten ins Land, erschienen in Stuttgart, und das erste war, daß sie die Ausweisung des französischen Gesandten Trouvé verlangten. Der Herzog wich scheinbar nur der Gewalt, doch schwerlich waren die Entschuldigungen, die er nach Paris gelangen ließ, aufrichtig gemeint: er war herzlich froh, den revolutionären Wühler, der ihn beaufsichtigte, los zu werden. Und jetzt, da die Sache der Koalition siegreich schien, zögerte Friedrich nicht länger, den Anschluß an Österreich zu vollziehen. Er sandte seinen Vertrauten, den Grafen Zeppelin, nach Wien, zu dem ausgesprochenen Zwecke, eine Ermäßigung der österreichischen Requisitionen zu erwirken, und deshalb ward seine Sendung auch von den Ständen gutgeheißen, aber er hatte zugleich den Auftrag vom Herzog, die Bedingungen der Teilnahme am Krieg zu vereinbaren und die Hilfe des Wiener Hofes gegen den fortdauerndrn Widerstand der Landschaft anzurufen.

Die Stände bildeten noch das einzige Hindernis. Beim Beginn des Krieges hatte Friedrich einer ständischen Abordnung zugesagt, daß er Neutralität beobachten und am Separatfrieden mit Frankreich festhalten werde. Aber zugleich hatte er Gelder zu kriegerischen Rüstungen und zur Erhöhung der Truppenzahl verlangt, und diese Forderungen wurden jetzt trotz des Einspruchs der Stände noch erhöht. Auch der Geheime Rat sprach sich für Neutralität aus; allein Friedrich war entschlossen, nicht nachzugeben, er hatte erst 1600 Mann, dann 4000 Mann verlangt, nnd als die Stände auf ihrer Weigerung beharrten, ließ er eigenmächtig eine Landesauswahl von 4000 Mann vornehmen. Die ständischen Abordnungen wurden abschlägig und ungnädig beschieden, die Minister und Geheimräte, welche für Neutralität waren, entlassen. Graf Zeppelin wurde zum Vorsitzenden des Geheimeratskollegiums ernannt (20. August). Drei Tage später verließ Abel Paris. Baz war längst von dem Ausschuß wieder zurückberufen worden.

Das würtembergische Kontingent rückte gegen die westliche Grenze des Landes und nahm an den Operationen gegen die Franzosen teil. Gleichwohl setzten die Stände ihren Widerstand fort. Ja auch als der Reichskrieg in den verfassungsmäßigen Formen beschlossen war, fuhren sie fort, die Mittel zu den angesonnenen Leistungen zu verweigern. Vom Herzog wurden die ständischen Deputationen nicht mehr angehört, ihre Eingaben gar nicht mehr beantwortet. Als auf einen neuen Reichsschluß hin der Herzog noch eine Art Volksbewaffnung zur Verteidigung des Landes ins Werk setzen wollte, erließ der engere Ausschuß am 2. November an die Mitglieder der Landschaft ein Rundschreiben, worin er die Verhandlungen mit dem Herzog darlegte, den von seinem verderblichen Wege abzubringen alle Versuche vergeblich gewesen seien, und förmliche Verwahrung gegen die angeordnete Maßregel einlegte. Die Anstalten zum Volksaufgebot fanden

im Volke nur geringen Anklang, und man schrieb dies zum Teil dem im Lande verbreiteten Rundschreiben des Ausschusses zu. Jetzt zögerte der Herzog nicht länger; durch Schreiben vom 30. November löste er die Landesversammlung auf, unter der Anklage, sie habe sich nicht nur gegen ihren Landesherrn, sondern auch gegen kaiserliche Majestät sträflich vergangen. „Insbesondere sehen wir Uns in Unsern Anstalten zum allgemeinen Wohl und zur Verteidigung des Vaterlandes, sowie in der Erfüllung Unserer Reichspflichten in Bezug auf den Krieg mit Frankreich gehindert.“ Zugleich machte der Herzog Anzeige in Wien und gab das weitere der reichsrichterlichen Verfügung anheim. Schon 17. Dezember erschien ein Dekret des Reichshofrats, das den Ständen nachdrücklich befahl, sich nicht länger den Absichten des Herzogs, die Mitwirkung zum Reichskrieg betreffend, zu widersetzen, sich in Ansehung der beschlossenen Volksbewaffnung auf keine Weise in die landesherrlichen Regierungsrechte einzumischen und bei fortgesetztem Widerspruche zu gewärtigen, daß wider sie als ungehorsame Reichsunterthanen werde verfahren werden. Das kaiserliche Generalkommando im Reiche erhielt die Weisung, der würtembergischen Regierung bei fernerer Widersetzlichkeit der Stände nötigenfalls militärische Unterstützung zu gewähren.

Doch während der Herzog den Kaiser zum Bundesgenossen in seinem Streit mit den Ständen aufrief, hatten diese in der Kriegsbedrängnis sich nach Frankreich gewandt. Das Land wollte im Frieden mit der Republik bleiben. Unaufhaltsam nahte das Heer Lecourbes, Verderben bringend und noch Schlimmeres androhend. Für Ludwigsburg und Stuttgart fürchtete man Plünderung. Da auch die dringlichsten Bitten beim Herzog vergeblich waren, der für sich das sichere Asyl in Ansbach aufsuchte, hatten die Stände ihre Not Preußen geklagt. Dieses riet, einen Gesandten nach Paris zu schicken, dort die Unschuld des Landes an dem

vom Herzog begangenen Friedensbruch zu beteuern und dadurch Schonung für das Land zu bewirken. Zu seinem Gesandten wählte der Ausschuß diesmal den Buchhändler J. F. Cotta in Tübingen als einen persönlichen Freund des würtembergischen Landsmannes Karl Friedrich Reinhard, der eben damals Minister des Auswärtigen zu Paris war. Nur auf dringendes Zureden und angesichts des „edlen und bloß aus Vaterlandsliebe entsprossenen" Zweckes nahm Cotta den Auftrag an. Er sollte den Marsch der herzoglichen Truppen an die Grenze so darstellen, als ob derselbe nur eine Polizeimaßregel sei, veranlaßt durch die Ausschreitungen der Franzosen. Das Land wolle Frieden behalten, wenn dieser von Frankreich geachtet werde. Da der Herzog den Frieden nicht in amtlicher Weise aufgekündigt hatte, auch zur Stunde die Ratifikation des beschlossenen Reichskrieges noch nicht in Stuttgart eingetroffen war, glaubte der Ausschuß das Vorgeben, daß das Land sich noch im Frieden mit Frankreich befinde, in gutem Glauben festhalten zu können und nicht bloß zum Besten des Landes, sondern auch loyal zu handeln. Cotta reiste am 6. November 1799 von Stuttgart ab. Als er aber in Paris ankam, traf er den Freund nicht mehr im Amte, der 18. Brumaire hatte auch Reinhard gestürzt, der sich nun darauf beschränken mußte, die Angelegenheit seinem Nachfolger Talleyrand zu empfehlen. Cotta reiste wieder ab, ohne weitere Verhandlungen mit den französischen Staatsmännern zu pflegen*).

Noch vor Cottas Rückkehr aus Paris war im Lande insofern eine gewisse Beruhigung eingetreten, als die Furcht vor Plünderung durch die Franzosen eine grundlose gewesen war. Die Oberbefehlshaber mißbilligten die Gewaltthaten und Drohungen der Untergenerale. Die französischen Heere

*) Näheres im „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, herausgegeben von W. Vollmer". S. 362. 379. 593.

bezogen Winterquartiere. Nach dieser Seite also durfte man aufatmen. Dagegen trat nun der Verfassungsstreit zwischen Herzog und Landschaft in ein neues Stadium. In Wien klagbar zu werden hatten die Stände schon bei ihrem Auseinandergehen am 30. November in Aussicht genommen, also gleichzeitig mit dem Schritt des Herzogs. Inzwischen aber häufte sich das Material für die Klage der Stände noch weiter an durch einen vom Herzog mit England geschlossenen Subsidienvertrag und durch eine Reihe zu Anfang des Jahres 1800 vorgenommener willkürlicher Verhaftungen. Am 6. Januar machte nämlich der Erzherzog Karl in einem Schreiben aus Donaueschingen der herzoglichen Regierung Anzeige von einer geheimen Verschwörung, welche eine allgemeine Revolution ins Werk zu setzen suche und die auch in Würtemberg ihre Verbindungen habe. Mehrere würtembergische Unterthanen waren mit Namen genannt, darunter ein Mitglied des größeren Ausschusses. Der Herzog ließ die bezeichneten Personen verhaften, auf den Asperg abführen und bestellte zur Untersuchung — wider die Landesrechte — eine außerordentliche Kommission. Auch diese Untersuchung aber blieb ohne Erfolg. Der Herzog beklagte in einem Schreiben an den Erzherzog Karl, daß man wohl Anzeichen verdächtiger revolutionärer Gesinnung, aber keine Beweise strafbarer Handlungen gefunden habe.

Diese Verhaftungen nun, die im Lande das größte Aufsehen machten, schufen einen neuen Streitpunkt zwischen Herzog und Landschaft. Der Ausschuß protestierte in einer Eingabe sowohl gegen die Verhaftungen als gegen die außerordentliche Untersuchungskommission. Der Herzog gab seinen äußersten Unwillen zu erkennen über die alle schuldige Ehrfurcht gegen den Landesherrn verletzende Form der landschaftlichen Eingabe, die ihn bewogen habe, diesen neuen Beweis sträflicher Handlungsart Kaiserlicher Majestät anzuzeigen. Denselben Weg betrat nun der Ausschuß, indem er

in einer an den Reichshofrat gerichteten Eingabe vom 27. Februar seine alten und neuen Beschwerden wider den Herzog zusammenstellte.

Erfolg versprach der Schritt des Ausschusses in Wien schon deshalb nicht, weil der Herzog eben wegen seiner Teilnahme am Reichskrieg mit den Ständen in Streit geraten war. Dazu war der Gesandte, den sie nach Wien abordneten, kein anderer, als der Assessor Baz, der schon durch seine Sendung nach Paris dem Herzog verhaßt war. Kaum hatte dieser die Abreise des Gesandten erfahren, so ließ er ihn in Wien als einen besonders verdächtigen und gefährlichen Menschen bezeichnen, forderte seine Verhaftung und Auslieferung, und wirklich wurde Baz in Wien festgenommen und unmittelbar nach dem Hohenasperg abgeführt, wo ihm nach acht Tagen mitgeteilt wurde, daß er beschuldigt sei, mit dem französischen Direktorium in hochverräterischer Verbindung gestanden zu sein. Einer landschaftlichen Abordnung, die vor den Geheimen Rat berufen wurde, ließ der Herzog eröffnen, daß Baz aus wichtigen Ursachen verhaftet worden sei, und daß zur weiteren Untersuchung nötig sei auch die auf seinem Amtszimmer im Landschaftsgebäude befindlichen Papiere mit Beschlag zu belegen. Dies geschah, und da man hier auch die auf die früheren Sendungen von Baz und Cotta bezüglichen Schriftstücke fand, wurde die Untersuchung auf diese ausgedehnt und Cotta gleichfalls nach Stuttgart geladen, nach dem Verhöre jedoch wieder entlassen. Auch die Ausschußmitglieder wurden vor die Untersuchungskommission beschieden, sie protestierten jedoch gegen diese Form der Untersuchung, weil sie dem Herzog keine Rechenschaft schuldig seien, und reichten am 26. März eine von den Konsulenten Abel und Kerner gemeinsam verfaßte Denkschrift ein, worin sie die ganze Geschichte der Friedensunterhandlungen mit Frankreich darlegten, den Friedensbruch des Herzogs beleuchteten und die Berechtigung der Stände nach-

wiesen, die Folgen der herzoglichen Politik vom Lande abzuwenden. Auch Cotta rechtfertigte seine Sendung in einer ausführlichen Denkschrift. Die Untersuchung ergab auch jetzt nichts, was den Bestand einer hochverräterischen Verschwörung erhärtete. Baz wurde gleichwohl noch bis nach dem Frieden von Luneville gefangen gehalten.

Die Eingabe des Ausschusses in Wien war, wie vorauszusehen war, ohne Erfolg. Am 18. März erließ der Reichshofrat ein Dekret, wodurch die Klage abgewiesen und dem Ausschuß befohlen wurde, sich hinfort aller ferneren Behelligung des Herzogs und unbefugter Einmischung in die von ihm verhängte Untersuchung zu enthalten. Zugleich wurde der Herzog ermächtigt, durch Berufung einer allgemeinen Landesversammlung die Wahl eines neuen Ausschusses herbeizuführen. Nichts war dem Herzog erwünschter; er berief auf den 29. April einen neuen Landtag, kündigte dem Ausschuß seine Auflösung an und erklärte die bisherigen Vertreter desselben für unfähig der Wiederwahl. Den beiden Konsulenten Abel und Kerner gab er für ihre Denkschrift seinen besonderen Unwillen zu erkennen und befahl ihnen, sich jeder Thätigkeit in Bezug auf den neuen Landtag zu enthalten, — alles Handlungen, die wider das Landesrecht waren. Allein obwohl der Herzog einen gefälligen Präsidenten und Landschaftskonsulenten der Versammlung aufdrängte, zeigte diese sich nicht so willfährig als er wünschte, es erhoben sich sofort wieder die alten Streitigkeiten wegen der Verteilung der Kriegslasten, und am 15. Mai wurde der Landtag wieder aufgelöst.

Noch ehe so über die alten Kriegslasten entschieden war, wurden diese erheblich vermehrt durch eine neue Kontribution von 6 Millionen Franks, welche Moreau bei seinem Siegeslauf im Frühjahr 1800 dem Lande auferlegte. An dieser Kontribution spann sich nun der Streit zwischen Herzog und Landschaft weiter. Der Herzog, der sich wieder auf den

neutralen Boden von Preußisch-Franken geflüchtet und die öffentlichen Kassen mitgenommen hatte, erklärte aus landesväterlicher Gnade 500,000 Franks daran bezahlen zu wollen, die übrige Summe solle durch eine allgemeine Vermögens- und Besoldungssteuer aufgebracht werden. Der Ausschuß legte Verwahrung ein und schlug zunächst Verhandlungen über eine Ermäßigung der Kontribution vor, schickte auch seinerseits Abel, den bewährten Unterhändler, ins Hauptquartier Moreaus nach Augsburg. Da aber sowohl der Streit mit dem Herzog wegen des von ihm zu leistenden Betrags fortdauerte, als auch eine Ermäßigung der Kontribution nicht gelang, die Lasten im Lauf des Jahres sich vielmehr noch erhöhten, trotz der von den Ständen angerufenen Vermittlung Preußens und der batavischen Republik, beschloß man wieder den diplomatischen Weg zu betreten. Der Ausschuß sandte Abel im Januar 1801 nach Paris, teils dieses Geschäft zu betreiben, unter Umständen auch ein Anlehen für die Landschaft zu erwirken, außerdem aber die Stände auf dem Laufenden über die schwebenden Friedensunterhandlungen zu erhalten und insbesondere die Sendung des Geheimen Rats von Normann zu überwachen, den der Herzog nach Paris gesandt hatte, ohne den Ständen Mitteilung von den ihm erteilten Weisungen zu machen.

Mit dieser abermaligen Sendung Abels nach Paris trat nun der Streit in sein letztes Stadium.

6.

Abel selbst hatte ein deutliches Gefühl davon, was dieser Schritt bedeutete. Er weigerte sich lange und gab endlich nur dem dringenden Ersuchen des Ausschusses nach, „aus Liebe zum Vaterlande", und zwar nicht, ohne zuvor durch die Ausstellung einer Indemnitätsurkunde für die Zukunft seiner zahlreichen Familie gesorgt und eine Pension sich zugesichert zu haben.

Als der Herzog seine Absendung erfuhr, geriet er, wie schon über die Reise nach Augsburg, in heftigen Zorn. Er forderte den Ausschuß zur Rechenschaft über diesen Schritt auf, der um so auffallender sei, als dem Ausschuß wohl erinnerlich habe sein müssen, „wie alle solche landschaftliche Missionen an fremde Regierungen, sowie alle wichtige Geldnegotiationen, besonders im Auslande, ohne zuvor erhaltene höchste Genehmigung den Grundsätzen der Verfassung zufolge völlig unzulässig seyen.“ Der Ausschuß entgegnete am 6. Februar, es sei ihm durchaus keine Bestimmung der Landesverfassung bekannt, welche gegen die unbestrittene Befugnis der Landstände, durch persönliche Abordnungen Gefahren und Nachteile von dem Lande abzuwenden, angeführt werden könnte. Durch die Abordnung Abels nach Paris glaube er die Grenzen landständischer Befugnisse keineswegs überschritten, sondern vielmehr eine Pflicht erfüllt zu haben, die ihm bei dem täglich sich vergrößernden Notstand des durch alle Arten von Kriegsungemach aufs härteste gedrückten Landes doppelt heilig sein müsse. Jetzt stellte der Herzog durch Normann an das französische Ministerium das Ansinnen, Abel auszuweisen. Dieser hatte die unterwürfigsten und flehentlichsten Schreiben des Ausschusses an Talleyrand und an den Ersten Konsul mitgebracht*), er wurde aber in Paris keineswegs

*) Das Schreiben an Napoleon begann nach einem bei Vreede (S. 181) mitgeteilten Entwurf mit den Worten;

Citoyen General Premier Consul!

Les Etats du Duché de W. s'adressent, Citoyen Gen. Pr. C., avec confiance à Vous comme au premier Magistrat de la Rép., au Héros non seulement de nos jours, mais certes de l'Histoire ancienne et moderne, au Pacificateur de l'univers, à l'homme doué des plus rares vertus, pour Vous témoigner notre reconnoissance la mieux sentie de ce que Vous avés daigné avoir soin de fair goûter au Pays les fruits de la Paix, mais en Vous soppliant en même tems très-respectueusement d'accorder dorenavant votre protection et bienveillance tant pour notre Constitution

sehr entgegenkommend empfangen. Man fand seine Sendung überflüssig: im auswärtigen Ministerium hieß es, man wisse schon selbst, was man den Ständen des Herzogtums schuldig sei. Doch wurde das Gesuch des Herzogs abgelehnt.

Dieser stellte jetzt, 9. März, an den Ausschuß das Ansinnen, daß er seinen Gesandten zurückrufe. Der Ausschuß zog seinen Konsulenten Kerner zu Rat, welcher die Abberufung widerriet, weil sich durch einen solchen Vorgang ein Herkommen bilden würde, „durch welches die Herrschaft das erhielte, was in der Herzoglichen Signatur vom 31. Oktober 1799 verlangt wurde, daß nämlich die Landstände in Zukunft alle Absendungen an fremde Mächte, Reichsstädte und Kongresse, in gleichen alle Unterhandlungen mit denselben oder deren diplomatischen Agenten ohne vorherige herrschaftliche Genehmigung unterlassen sollen; und die Landschaft würde dadurch eines ihrer größten Prärogative verlieren". Auf Grund dieses Gutachtens, welches die schärfste Formulierung der Ansprüche der Landschaft enthält, beharrte der Ausschuß in einem Schreiben vom 24. März auf seinem Rechte, auf das „alte Herkommen" sich berufend, „das nach der Wirtembergischen Landesverfassung gleiche Kraft mit den Landesverträgen hat." Der Herzog habe zwar der Landschaft angesonnen, diesem Rechte zu entsagen, aber sie sei nicht darauf eingegangen und habe auch später noch von ihrem Rechte Gebrauch gemacht, so daß sie neben dem allgemeinen Recht und dem alten Herkommen auch den neuesten Besitzstand für sich habe. Der Herzog erwiderte mit der Wiederholung seines Befehls, Abel abzurufen (4. April) und da auch dies erfolglos war, wandte er sich an Abel selbst (13. April) und überschickte ihm den „gnädigsten Befehl", alle seine Papiere,

qu'a l'égard des indemnités, que nous osons espérer. Ce sera, Citoyen Premier Consul, un titre de plus de Vous faire admirer et d'éterniser votre gloire et mémoire. . . . Die Unterschrift lautet: les plus humbles et plus obeissans serviteurs.

die sich aus seinen gesandtschaftlichen Verhältnissen herschreiben, an Normann zu übergeben. Alles ohne Erfolg. Abel blieb als landständischer Gesandter in Paris, obwohl der ursprüngliche Zweck seiner Sendung, die Ordnung der Kriegsgeldersache, mittlerweile erledigt und bereits am 9. Februar der Friede von Luneville abgeschlossen worden war.

Nach der Räumung des Landes durch die Franzosen kehrte der Herzog zurück, er erließ ein Versöhnung atmendes Schreiben, einen Augenblick schien wieder alles in guten Gang zu kommen. Doch schon wenige Wochen nach der Heimkehr des Herzogs hatte der Ausschuß wieder eine ganze Litanei von Beschwerden. Er verlangte, daß jetzt, nach hergestelltem Frieden, die in den Jahren 1799 und 1800 ausgehobenen Landeskinder wieder entlassen werden, wobei er sich darauf berief: „eine der von Höchstdero getreuen Unterthanen geschätztesten Früchte dieser Verfassung ist die ihnen nach derselben zustehende Freiheit; außer einem von Herrn und Land anerkannten Notfalle keine persönlichen Kriegsdienste leisten zu dürfen.“ Ferner beschwerte sich der Ausschuß über den Subsidienvertrag mit England, weil solche Verträge das Land in Krieg verwickeln könnten und dadurch das wichtige Recht der Mitwirkung der Landstände zu Bündnissen hinfällig werde. Zugleich wurde die Bitte um Mitteilung der Weisungen an Geh. Rat von Normann erneuert und um Aufklärung „wegen der neueren für das herzogliche Haus und das Land gleich wichtigen beunruhigenden Nachrichten“ gebeten. Im Juli verlangte der Ausschuß auch, daß die willkürlichen Maßregeln gegen seine Zusammensetzung, namentlich das Verbot an die Konsulenten Abel und Kerner, an den Ausschußgeschäften teilzunehmen, aufgehoben werde.

Welches waren jene „beunruhigenden Nachrichten“, über die der Ausschuß Aufklärung verlangte? Normann hatte vom Herzog den Auftrag erhalten, die Frage der Gebietsentschädigungen für das abgetretene Mömpelgard ins Reine

zu bringen, allein weit größere Veränderungen, bei denen es sich um die ganze Existenz des würtembergischen Staates handelte, tauchten um jene Zeit in den Plänen der Mächte auf. Der Ländermarkt stand eben in vollster Blüte. Unter den auf Würtemberg bezüglichen Entwürfen aber war der ernsthafteste dieser: der Großherzog von Toskana sollte mit Bayern entschädigt werden, der Kurfürst von Bayern das Herzogtum Würtemberg und die vorderösterreichischen Lande, der Herzog von Würtemberg aber das Großherzogtum Berg erhalten. Abel setzte in einem Schreiben vom 13. Juni von diesem Plan den Ausschuß in Kenntnis und dieser geriet in die größte Aufregung. Der Konsulent Kerner setzte ein Gutachten auf, worin die Mittel zur Abwendung dieser Gefahr — Trennung des nun in das 6. Jahrhundert regierenden Fürstenhauses von dem Lande, Zerstückelung desselben und Vernichtung seiner Verfassung — erörtert und Abel vorgelegt wurden. Diese Mittel waren: Vorstellungen bei der französischen Regierung, bei den Agnaten, bei den Garantiehöfen, insbesondere bei dem preußischen Hof. Abel erwiderte in einer ausführlichen, vom 11. bis 17. Juli datierten Denkschrift, die zu den bemerkenswertesten Schriftstücken dieses Streites gehört, so rasch auch der nächste Anlaß derselben wieder von der Bildfläche verschwand. Vor allem bestätigte Abel von neuem, daß jene Absichten bestehen. Zu verhindern seien sie nicht, wenn Österreich, Frankreich und Preußen sich darüber einigten. Erscheine es den großen Mächten notwendig, um den großen Pacifikations- und Entschädigungsplan durchzuführen, so bleibe nichts übrig, als dem Lande wenigstens seine Integrität und seine Verfassung zu retten. Das wünschenswerteste sei allerdings die Fortdauer der bisherigen politischen Existenz Würtembergs, aber dazu gehöre auch die Fortdauer der Wirksamkeit der Verfassung in ihrem ganzen Umfange, und wenn dieselbe durch das gegenwärtige Regentenhaus unterdrückt werden sollte,

wäre es für das Herzogtum „nicht nur gleichgiltig, sondern noch Vorteil, einem größeren Staate einverleibt zu werden, weil diese Einverleibung wenigstens sichere und nicht zu mißkennende Vorteile in Hinsicht auf Ausbreitung und Beförderung des Handels und der Industrie gewähren, und die Erhaltungs- und die Verteidigungs-Mittel verstärken würde, vielleicht auch Erleichterung in den Abgaben besonders fürs Militär zur Folge haben könnte, und überdies ohne allen Zweifel die Erhaltung der Verfassung einem neuen Regentenhaus zur Bedingung gemacht werden würde." Kurz, die Erhaltung und Sicherstellung der jetzt mit Füßen getretenen Verfassung sei wichtiger als die Erhaltung des Fürstenhauses. Von einer Verhandlung mit dem Herzog und mit dem kaiserlichen Hofe sei nichts zu hoffen, auch einen Protest oder sonst Aufsehen erregende Schritte widerriet Abel, dagegen sollten die Stände an die garantierenden Höfe, zumal an den preußischen sich wenden, um es zu erreichen, daß Würtemberg durch die Einverleibung in einen größeren Staat nicht seine Verfassung verliere. Günstig sei es, daß der preußische Gesandte in Stuttgart, Herr v. Madeweiß, zur Zeit sich in Berlin befinde. Auch für die französische Regierung wolle er, wenn der Ausschuß es wünsche, eine Denkschrift besorgen.

Diese Schrift Abels bezeichnet einen der Höhepunkte des langwierigen Streites. So scharf hat sich der Gegensatz zugespitzt, daß die Männer der Landschaft sich mit dem Gedanken vertraut machen, sich vom Fürstenhause zu trennen, wenn nur die Verfassung gerettet werde. Sie sind auf dem abschüssigen Wege, Verhandlungen zu solchem Ziele mit auswärtigen Mächten zu führen, mit Frankreich, dem nur völlige Verblendung ein uneigennütziges Interesse an den konstitutionellen Schmerzen eines deutschen Herzogtums unterstellen konnte. Die aufdämmernde Einsicht in die Vorteile, welche die Einverleibung in ein größeres Staatswesen mit sich

bringen würde, mischt sich seltsam mit den naivsten Selbsttäuschungen. Rührend ist es, wie in einer Zeit, da alles wankte, Fürstentümer in den Staub sanken und andere aus dem nichts erstanden, diese patriotischen Männer um ihr ein und alles sich schaaren: eine ehrwürdige Verfassung, die längst zur Unmöglichkeit geworden, die zum Stillstand verurteilt war, indessen die Welt sich verwandelte; rührend, wie sie bei den in Riesenkämpfen sich erschöpfenden Gewalten eine Teilnahme für ihr kleines Heiligtum voraussetzen oder diese Teilnahme zu gewinnen suchen. Sie trachten die entfesselten Bergströme zu nutzen, einzufangen und auf ein altertümliches Mühlrad zu lenken, das in idyllischer Selbstgenügsamkeit nichts weiter begehrt, als sich ewig um sich selbst zu drehen. Eines Tages wird die ganze Idylle von dem reißenden Gewässer hinweggespült sein.

Der Ausschuß machte sich die Vorschläge Abels ganz zu eigen. Am 24. Juli zeigte er seinem Gesandten an, daß er Schritte bei den garantierenden Höfen gethan und insbesondere eine Denkschrift an Herrn von Madeweiß in Berlin gerichtet habe; Abel wird beauftragt, eine Denkschrift auch der französischen Regierung und zwar durch den Gesandten eines der Garantiehöfe zu übergeben.

So geheim nun diese Korrespondenz betrieben wurde, so blieb der fortdauernde Verkehr zwischen dem Ausschuß und seinem Gesandten in Paris dem Herzog nicht verborgen. Er wollte dem ein Ende machen und wiederholte seine Aufforderung an den Ausschuß, Abel abzurufen, wobei er (21. Juli) seine höchste Mißbilligung darüber ausdrückte, daß auf das „ebenso nachdrückliche als bestimmte" Schreiben vom 4. April weder pflichtmäßige Gehorsamleistung noch irgend eine unterthänigste Antwort erfolgt sei. Der Ausschuß erwiderte am 29. Juli, daß er durch die unverdienten Beschuldigungen des Herzogs in die tiefste Bekümmernis versetzt sei, blieb aber dabei, daß er dem Ansinnen nicht ent-

sprechen könne. Am 2. August forderte der Herzog den Gesandten unmittelbar zur Rückkehr auf, und zwar mit der Begründung, daß Abel nicht bloß, wie in der landschaftlichen Anzeige vom 31. Januar stand, wegen der Kontributionssache nach Paris gesandt worden sei, sondern auch den Auftrag erhalten habe, sogar politische Angelegenheiten zu besorgen, was ganz außerhalb der Grenzen landständischer Befugnisse liege. Abel bleibt bei seiner Weigerung und der Ausschuß belobt ihn für sein Pflichtgefühl und seine standhafte Anhänglichkeit an die Verfassung. Jetzt beschließt der Herzog gegen den Ausschuß selbst vorzugehen. Er verlangt (3. September) Auskunft über die von ihm bei der französischen Regierung gethanen Schritte, und als diese Auskunft nicht befriedigend ausfällt, setzt er eine Kommission ein, welche die Mitglieder des Ausschusses vernehmen soll. Dieser protestiert und beruft sich auf seinen Amtseid, worin den Mitgliedern zur Pflicht gemacht ist, „dasjenige, was im Rat und der Landschaft Sachen geredt und gehandelt wird, bis in ihren Tod zu verschweigen" (17. Sept.). Gleichzeitig übersendet der Ausschuß, der jetzt die äußersten Maßregeln befürchtet, eine Vollmacht an Abel für den Fall, daß die Landesvertretung in der Ausübung ihrer Funktionen verhindert würde, eine vollkommene Macht und Gewalt, beim Kaiser und den drei Garantiehöfen Schritte zur Erhaltung der Rechte und Freiheiten des Landes zu thun.

Nun folgten Verhaftungen von Ausschußmitgliedern, Vorladungen, wiederholte Proteste, bis endlich am 11. Nov. der Ausschuß an Abel die Freilassung der Verhafteten und die Einstellung des inquisitorischen Verfahrens anzeigen kann. Die Schritte Abels bei der französischen Regierung waren, unterstützt durch namhafte Geschenke an Talleyrand, nicht vergeblich gewesen. Der erste Konsul, konnte er berichten, habe sich in höchst bestimmter Weise über die würtembergische Angelegenheit ausgesprochen, und da die Verhandlungen Nor-

manns wegen der Gebietsentschädigungen fortdauerten, hatte der Herzog Grund, die französische Fürsprache nicht zu mißachten. Die Ankunft des französischen Gesandten Massias hatte die Einstellung des Verfahrens gegen die Ausschußmitglieder zur Folge. Freilich wurden die Freigelassenen des Landes verwiesen. Und die übrigen Beschwerden dauerten fort. „Der gegenwärtige Anblick Wirtembergs hat meinem Herzen schon blutige Thränen entrissen“, schrieb Georg Kerner, der in diesen Tagen von Bern aus wieder einen Besuch in Stuttgart machte: „so glaubte ich mein Vaterland nicht wiederzufinden.“

Von neuem fertigte der Ausschuß eine Generalvorstellung über sämtliche Verfassungsverletzungen des Herzogs an und brachte sie vor den Kaiser. Und so lagen denn in Wien wieder Klageschriften von beiden Seiten vor. Am 26. Nov. erfolgte der Spruch des Reichshofrats. Er ging dahin, daß die Landschaft die vom Herzog auferlegte Kriegssteuer zu bewilligen habe, daß der Ausschuß seinen Gesandten in Paris zurückzurufen und aller anmaßlichen Rekurse, Sendungen und Unterhandlungen mit auswärtigen Mächten in öffentlichen Angelegenheiten sich zu enthalten habe. Andererseits wurde der Herzog angewiesen, die Verfolgung der Ausschußmitglieder einzustellen und die Absetzung der Konsulenten Abel und Kerner aufzuheben. Eine besondere kaiserliche Kommission sollte vollends den Frieden zwischen Herzog und Landschaft herstellen.

Der Herzog kam diesem Bescheid, der allerdings für ihn günstiger lautete, bereitwilliger nach als die Stände. Er hob die Maßregeln gegen die Ausschußbeamten auf, während der Ausschuß, auf sein Recht sich steifend, noch keine Miene machte Abel abzurufen. Die Streitigkeiten wurden noch um einen neuen Punkt vermehrt, als endlich am 20. Mai 1802 der neue Friedensvertrag zwischen Normann und dem vom ersten Konsul bevollmächtigten Bürger d'Hauterive abgeschlossen

wurde, der Würtemberg im wesentlichen die vom Herzog begehrte Gebietsvergrößerung gewährte. Denn nun erhob der Ausschuß Einwendungen, weil der Vertrag ohne Mitwirkung der Stände abgeschlossen war. Auch verlangte er die förmliche Einverleibung des neuen Besitzes, damit nicht ein Gebiet geschaffen werde, das der Herzog, unbeschränkt durch die Verfassung, regierte. Diese letzteren Bedenken hat aber Abel nicht mehr unterstützt, er war des Streites müde und fühlte, daß nach abgeschlossenem Frieden ein geeigneter Wirkungskreis für ihn in Paris nicht mehr vorhanden war. Und auch dem Ausschuß schien es jetzt geraten, diesen Außenposten aufzugeben, um sich auf die Verteidigung im Innern der Burg zu beschränken. Ein kaiserliches Dekret vom 9. Juli wiederholte den Bescheid, der schon 16. November zur Abberufung Abels ergangen war, und am 5. August erließ endlich der große Ausschuß wirklich an Abel die Aufforderung, von seinem Posten zurückzukehren. Abel legte seine Stellung nieder, er wollte nicht länger „zum Vorwande der Disharmonie zwischen Herr und Land dienen", bat sich aber zunächst aus persönlichen Gründen Urlaub aus. Der Ausschuß bewilligte zwar diesen Urlaub, verhehlte aber nicht, daß er die möglichste Beschleunigung der Rückkehr Abels wünsche; er fürchtete, daß die längere Abwesenheit des bisherigen Gesandten Anlaß zu dem Verdachte fortgesetzter Verhandlungen geben werde. Und als der Herzog in einem Schreiben vom 12. November wirklich über das Verbleiben Abels in Paris in harten Ausdrücken sich beschwerte, so wiederholte der Ausschuß (16. November) dringlich seine Bitte an Abel um ungesäumte Rückkehr. Allein dieser hatte bei dem Hasse, den der Herzog auf ihn geworfen, sich entschlossen überhaupt nicht mehr nach Stuttgart zurückzukehren. Den Urlaub hatte er erbeten, um eine anderweitige Verwendung zu suchen, wie er sie schon bei der Übernahme dieser Sendung vor zwei Jahren in Aussicht genommen hatte. Am 11. Dezember

kann er nun dem Ausschuß mitteilen, daß er einen Ausweg ergriffen habe, „welchen die Protection und die Teilnahme edler Menschenfreunde mir an die Hand gaben, um aus so vielen im Dienste meines Vaterlandes ausgestandenen Leiden aller Art für die übrigen, vielleicht wenigen Jahre meines Lebens noch einige Ruhe zu finden; besonders aber, um meiner zahlreichen Familie, welcher durch die ausgezeichnete und vielleicht beyspiellose Ungnade des Landesherrn gegen mich, alle Hoffnung auf eine Versorgung im Vaterlande abgeschnitten ist, anderswo einige Aussichten zu ihrem künftigen Fortkommen zu eröffnen". Er war durch die Vermittlung Reinhards, der in dieser Zeit französischer Ministerresident in Hamburg war, und des ihm gewogenen Talleyrand zum Vertreter der drei Hanse-Städte Hamburg, Lübeck und Bremen in Paris gewählt worden, und diesen Posten hat er bis zu seinem im Jahre 1823 erfolgten Tode bekleidet.

Damit endeten die Schritte, welche die würtembergische Landschaft selbständig bei der französischen Regierung unternommen hatte. Erreicht war durch sie nichts worden: sie erweiterten nur die Kluft zwischen Land und Herzog und befestigten diesen in dem Entschlusse, sich der Verfassung zu entledigen.

Noch ein besonderes Moment kam hinzu, das den Gegensatz unheilbar verschärfte. Es war das Verhältnis, in welchem der Erbprinz Wilhelm einerseits zum Herzog, seinem Vater, andererseits zum Ausschusse stand. Vater und Sohn waren ganz verschieden geartet, und es hatte sich ein geradezu feindseliger Zustand zwischen beiden entwickelt. Um sich einem unleidlichen Drucke und unwürdiger Behandlung zu entziehen, war der Prinz außer Landes gegangen; er hielt sich, nachdem er an dem Feldzug von 1800 in den Reihen des österreichischen Heeres teilgenommen hatte, jahrelang auf Reisen, zum Teil in Paris auf. Dazu bedurfte und gewann er die finanzielle Hilfe der Stände: er erhielt aus der Geheimen

Truhe nicht bloß eine bestimmte jährliche Unterstützung, sondern außerdem beträchtliche Summen. Der Prinz war erkenntlich: er erklärte seine „vollständige Übereinstimmung mit der patriotischen Denkungsart der Stände“ (Schreiben an den Geheimen Rat aus Paris, 21.—22. Juli 1804), protestierte gegen die gesetzwidrigen Handlungen seines Vaters und versprach für die Zukunft, wenn die Vorsehung ihn zur Regierung des Landes berufen habe, strenge Rechenschaft zu fordern von allen, die ihrem Eide, die Verfassung zu erhalten, untreu geworden seien. Diese Verwendung der Landesgelder „zur Erleichterung der fortdauernden pflichtwidrigen Entfernung des Herrn Chur-Prinzen Durchlaucht“ war ein Hauptbeschwerdepunkt Friedrichs während des im Jahre 1804, übrigens wieder auf Einschreiten der französischen Regierung, berufenen Landtages. Und nicht genug an dieser Geldunterstützung des Prinzen durch den Ausschuß: noch intimere Bande verknüpften ihn mit der Persönlichkeit, welche sozusagen der Held dieser konstitutionellen Tragödie ist. Prinz Wilhelm hatte eine heftige Neigung für eine der Töchter Abels gefaßt. Er war sogar entschlossen, sie zum Altar zu führen, und nur der nachdrückliche Eingriff des Vaters hat diesen Schritt verhindert. Mündliche Überlieferung will wissen, die Trauung sei schon angeordnet gewesen, und bereits habe das Paar mit seinen Zeugen in einer Kapelle zu Paris sich eingefunden gehabt, als im letzten Augenblick ein Befehl Talleyrands, dessen Hilfe durch einen Eilboten Friedrichs angerufen wurde, die Vollendung des Aktes hinderte. Ob die Sache einen so dramatischen Verlauf nahm, mag dahin gestellt sein. Jedenfalls giebt diese Beimischung eines romantischen Elements der politischen Handlung noch ein eigentümliches Kolorit. Zur tödlichen Verfeindung zwischen dem Herzog und den Verteidigern der Verfassung hat auch dieses beigetragen.

Der Streit nahm also seinen Fortgang, soll aber in seinem unerquicklichen Verlaufe hier nicht weiter verfolgt

werden. Schon zu Anfang des Jahres 1803 hatte der Ausschuß neue Beschwerden an die Höfe von Wien und Berlin gebracht. Die beiden Landtage von 1804 führten zu keiner Verständigung. Die Einsetzung einer abermaligen außerordentlichen Kommission, die Verhaftung von Ausschußmitgliedern; die Absetzung von ständischen Beamten, die gesetzwidrige Erhebung von Steuern und Mannschaften, zuletzt die Wegnahme der Ausschußpapiere und Erbrechung der ständischen Kasse, das war die Reihenfolge von Willkürakten, denen Friedrich durch die förmliche Aufhebung der Verfassung die Krone aufsetzte. Seit dem Besuche Napoleons im Ludwigsburger Schlosse am 2. Oktober 1805 hatte Friedrich seine Stellung im Gefolge des Eroberers genommen. Noch einmal schickten die Stände eine Abordnung nach Paris, aber auch die Zusage eines neuen Geldgeschenks an Talleyrand vermochte die Verfassung nicht mehr zu retten*). Jahrelang hatten die Verteidiger der Verfassung deren Erhaltung auf französischen Schutz gebaut, jetzt gab der Anschluß an die Sache Frankreichs dem Fürsten die Handhabe, zugleich mit der Annahme der Königswürde die Verfassung vollends umzustoßen.

Als ein Jahrzehnt später zur Wiederherstellung eines verfassungsmäßigen Zustandes Schritte gethan wurden, hatte der König seinen Beitritt zur deutschen Bundesakte erklärt, welche der auswärtigen Politik der Bundesglieder bestimmte Grenzen zog. Was damals über die Teilnahme der Stände an der auswärtigen Politik des Landes verhandelt und dann

*) Talleyrand ließ der Deputation der Stände sagen, daß ihre Existenz gesichert sei, wenn sie 500 000 fl. zahlen. Die Stände willigten ein und die erste Rate von 50 000 fl. wurde sofort an ihn abgeschickt. Die späteren Zahlungen unterließen sie, irregeführt durch den französischen Gesandten Dibelot, s. die Briefe eines österreichischen Agenten, mitgeteilt von A. Fournier, Aus der Franzosenzeit, Österreich. Rundschau 1883, I S. 61.

in der Verfassungsurkunde festgesetzt worden ist, ruht auf völlig anderen Voraussetzungen, wenn auch der Wortlaut noch mannichfach an das frühere Recht anklingt. Und so ist in der vorstehenden Darstellung ein Gegenstand abgehandelt, der gänzlich der Geschichte angehören würde, wenn nicht in der politischen Denkungsart des würtembergischen Volkes noch bis in unsere Zeiten die Nachwirkungen des vormaligen, mit so außerordentlicher Zähigkeit behaupteten Rechtes wahrzunehmen wären. Diese Geschichte, reich an unfruchtbaren Kämpfen, arm an erhebenden Momenten, und großer Persönlichkeiten bar, hat einer Reihe von Geschlechtern ihren Stempel aufgedrückt. In den auswärtigen Neigungen, in der Auffassung des Militär- und des Steuerwesens, überall sind noch lange die altwürtembergischen Überlieferungen erkennbar gewesen. Gänzlich werden sie verschwinden mit den kommenden Geschlechtern, die in der Ordnung des neuen Reiches heranwachsen.

Hermann Reuchlin.

1873.

Die nachfolgenden Blätter sind dem Andenken eines Mannes gewidmet, der, Träger eines berühmten Familiennamens, selbst eine ehrenvolle Stelle in der Gelehrtenwelt eingenommen hat. Der Geschichtsschreiber Italiens stammte zwar nicht von dem Führer der Humanisten Johann Reuchlin ab, Melanchthons Großoheim, der im Jahre 1522 im Bade zu Liebenzell starb, ohne Kinder zu hinterlassen, aber von dem um 20 Jahre jüngeren Bruder desselben, Dionysius, der in Heidelberg der erste Lehrer des Griechischen war, später zur Reformation übertrat und protestantischer Pfarrer

wurde. Die Überlieferung dieses Berufs erhielt sich in der Familie. Hermann Reuchlin ist am 9. Januar 1810 in Markgröningen geboren, wo der Vater Helfer war; im Jahre 1820 wurde derselbe als Dekan nach Heidenheim versetzt. Auch Hermann sollte Geistlicher werden, obwohl er ganz andere Neigungen verriet. Frühzeitig zogen ihn nämlich kriegsgeschichtliche Begebenheiten besonders an, und schon als Knabe sammelte er einen Kreis von Kameraden durch Erzählung von Kriegsthaten aus alter und neuer Zeit um sich. Sein sehnlicher Wunsch war, auch einmal Kriegsmann zu werden, und er wäre lieber in eine Militärschule, als in das Seminar eingetreten, wenn ihm nicht der dringende Wunsch der Eltern entgegengestanden wäre. Für seine Altersklasse war die Reihe an Maulbronn; in derselben Promotion befanden sich Dorner, Landerer, Georgii und der Dichter Ludwig Seeger. Einer der damaligen Lehrer, der Professor Harttmann schrieb in einem Briefe vom März 1825: Reuchlin „zeichnet sich durch Fleiß und Kenntnisse in den wissenschaftlichen Fächern, wie Geschichte, Geographie und Religion aus", dagegen er „mit Stil und Grammatik vielfach zu kämpfen hat". Im Jahre 1827 trat er in das Tübinger Stift. Als diejenigen Lehrer, welche am meisten Einfluß auf ihn gewannen, nannte er selbst den Kirchenhistoriker F. Ch. Baur und den Professor der Geschichte Haug. Seine Vorliebe für Geschichte bildete sich in dieser Zeit immer mehr aus; oft, wenn nach Tisch seine Freunde sich auf irgend eine Weise vergnügten, saß er im botanischen Garten über gelehrten, geschichtlichen oder schönwissenschaftlichen Schriften. Von 1829 bis 1831 gehörte er der Burschenschaft an und die politischen Ereignisse jener Jahre, die Julirevolution mit ihren Wirkungen auf unser Vaterland, die Erhebung Polens haben ihn gleich den anderen bewegt.

Nach Beendigung der Studien brachte Reuchlin die nächsten Jahre im Kirchendienst zu. Indessen beseelte ihn

ein lebhafter Drang nach weiterer Ausbildung; es trieb ihn andere Länder und Menschen zu sehen, und die Eltern thaten gern, was sie konnten, um dem Sohn diesen Wunsch zu ermöglichen. So schickte er sich im November 1835 in Gesellschaft seines nachherigen Schwagers Friedrich Ammermüller zu einer Reise nach Frankreich an. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Paris trat er daselbst in das Haus des berühmten Architekten Visconti als Erzieher ein, wo er bis zum Herbst 1836 blieb. Er hat während dieses Aufenthalts namentlich den Umgang mit dem protestantischen Pfarrer Eduard Verny gepflegt, demselben, der im Jahre 1854 auf der Kanzel der Thomaskirche zu Straßburg vom Schlage getroffen starb. Von dem Fleiß, mit dem er die religiösen und kirchlichen Zustände Frankreichs studierte, giebt seine Erstlingsschrift Zeugnis: „das Christentum in Frankreich innerhalb und außerhalb der Kirche", die er indessen erst in Hamburg vollendete und ebendaselbst 1837 erscheinen ließ.

Nach Hamburg hatte er im November 1836 — von Paris über Havre de Grace zur See — sich begeben, um in das Haus des ersten Syndikus dieser freien Stadt, Karl Sieveking, als Lehrer seiner älteren Kinder einzutreten. Der zweijährige Aufenthalt in dieser hochgebildeten Familie war für Reuchlin eine Quelle fruchtbarer Anregungen und reicher Erinnerungen fürs ganze Leben. Hier hatte er Gelegenheit, einen Blick in die großen Weltverhältnisse zu thun, hier lernte er eine Menge bedeutender Persönlichkeiten kennen; scherzend erzählte er, daß man ihn, der mit jedermann zu reden verstand, bei Tisch gerne zwischen Diplomaten setzte, deren Zusammenstoß man vermeiden wollte. Hier sah er im November 1837 auch den Grafen K. Fr. Reinhard, der durch seine erste Gattin Christine Reimarus ein naher Verwandter des Sievekingschen Hauses war. Der Graf machte damals seine letzte Reise nach Deutschland, wenige Monate vor seinem in Paris erfolgten Tode, und noch immer war

der 76 jährige am gesprächigsten, wenn die Rede auf die Zeit der Schreckensherrschaft Robespierres kam, deren Erinnerungen sich unverlöschlich in seiner Seele festgesetzt hatten. Auch durch den Umgang mit dem Professor an der akademischen Schule zu Hamburg Chr. Fr. Wurm wurde die Aufmerksamkeit des jüngeren Landsmanns auf den politischen Weltlauf gelenkt. Doch füllte dieser seine freien Stunden auch in der Hamburger Zeit vorzugsweise noch mit theologischen Studien aus. In jener Schrift über das Christentum in Frankreich hatte er auch den Kampf zwischen den Jansenisten und der jesuitischen Hof- und Nationalkirche berührt. Diese Episode der Kirchengeschichte begann ihn besonders anzuziehen; der Gedanke beschäftigte ihn, daß auf Grund jenes altkatholischen Bekenntnisses eine Wiedervereinigung der christlichen Familie herbeigeführt werden möchte. Er begann Vorarbeiten zu einer Geschichte des Klosters Port-Royal, wo jene frommen Männer sich angesiedelt hatten, die in der katholischen Kirche geboren und erzogen ein unauslöschliches Verlangen nach dem reinen Evangelium bewahrten und zuletzt auf grausame Weise von Ludwig XIV. unterdrückt wurden. In Deutschland war eine Geschichte dieser frommen Gesellschaft noch nicht geschrieben worden. Er fand aber bald, daß er seine Studien in Hamburg nicht zu Ende führen könne, und so verließ er, erfüllt von der neuen selbstgewählten Aufgabe, seine dortige Stellung im Herbst 1838, begab sich zunächst nach Utrecht zu dem dort lebenden Bischof der Jansenisten und hielt sich wieder gegen ein Jahr in Paris auf, wo er diesmal besonders mit Sainte-Beuve bekannt wurde, der gleichfalls mit einer Geschichte von Port-Royal beschäftigt war. Über die Schweiz kehrte er im Sommer 1839 nach der Heimat zurück. Der Vater war im Januar 1838 gestorben. Die Mutter lebte in Reutlingen bei ihrer verheirateten Tochter; hier und in Stuttgart brachte Reuchlin das nächste Jahr zu. Der erste Band der Geschichte von

Port-Royal erschien 1839 bei Perthes; bevor Reuchlin an die weitere Ausarbeitung dieses Werkes ging, schrieb er das Leben des berühmtesten Jansenisten, der den Jesuiten für immer die Maske vom Gesicht riß, unter dem Titel: Pascals Leben und der Geist seiner Schriften (Stuttgart 1840).

Schon die Erzählungen des Vaters, der um die Wende des Jahrhunderts Hofmeister in einem deutschen Hause in Mailand gewesen war, hatten sein Verlangen nach Italien geweckt. Jetzt waren es zum Teil eben diese kirchengeschichtlichen Interessen und Studien, die ihn zu seiner ersten Reise in dieses Land, Herbst 1840, veranlaßten. Er hielt sich vornehmlich in Florenz, Rom und Neapel auf, am längsten in Rom, wo er zum Behuf seines Werkes in der Vatikana studierte, freilich unter den beschränkendsten Bedingungen; er durfte wohl lesen aber nichts schreiben, und wurde streng beaufsichtigt durch einen Custode, der ihm zwar sehr gewogen war, ja wohlmeinende Bekehrungsversuche an ihm machte, aber doch seines Amtes mit solcher Strenge waltete, daß Reuchlin nur zuweilen Notizen auf die Nägel seiner Finger schreiben konnte. Doch der junge Gelehrte suchte in Italien nicht bloß die Bibliotheken auf, er sah sich fleißig nach Land und Leuten um; schon jetzt zog ihn das gegenwärtige Italien mehr an als das Altertum, das Leben mehr als die Kunst, und während er in regem Verkehr mit dem Generalsekretär des Jesuitenordens teils Fragen des Jansenistenstreites erörterte teils kirchliche Denkmäler und die Topographie Neuroms studierte, pflegte er nicht minder den Umgang mit Veteranen der deutschen Künstlerkolonie, die ihn in das Leben und Treiben des römischen Volkes einführten. Durch diese Studien gewann er den Stoff zu den „Bildern und Skizzen aus Rom, in seinem kirchlichen und bürgerlichen Leben", die er einige Jahre später ohne seinen Namen erscheinen ließ (Stuttgart 1844).

Am letzten Tag des Jahres 1840 hatte er zu Rom die Nachricht von seiner Ernennung auf die ständige Pfarrverweserei

in Friedrichshafen erhalten. Nach seiner Rückkehr aus Italien, Juni 1841, trat er diese Stelle an, auf welcher er nicht bloß in der zum königlichen Sommerschloß gehörigen Kirche zu predigen und der evangelischen Schule vorzustehen, sondern auch auf Entfernung von 2—3 Stunden die Kinder der im Oberamt Tettnang zerstreuten Evangelischen zu unterrichten und ihre Kranken zu besuchen hatte. Im Mai 1842 wurde er zum Pfarrer in Pfrondorf ernannt. Der kleine Ort liegt eine Stunde östlich von Tübingen, auf dem Höhenzug längs des Neckar, und gewährt eine reizende Aussicht auf die Kette der Alb. Die Nähe von Tübingen und Reutlingen war eine doppelte Annehmlichkeit. Hier wurde nun auch der Hausstand begründet; am 17. Juni 1843 verband er sich mit einer Tochter des Fabrikanten Deffner in Eßlingen. Reuchlin besaß ein warmes Herz für das Volk und konnte sich recht in dessen Anschauungen und Anliegen hineinfinden; helfen und wohlthun, lehren und aufklären war ihm Bedürfnis, und für das eine wie für das andere fand er in dem kleinen armen Orte genug zu thun. Aber auch für wissenschaftliche Beschäftigung war reichliche Muße vorhanden. Rasch wurde jetzt der zweite Band der Geschichte von Port-Royal vollendet, er erschien im Jahre 1844. Als höchst förderlich erwies sich die Nähe der Hochschule, teils durch die Möglichkeit die dortigen wissenschaftlichen Hilfsmittel zu benützen, teils aber durch den anregenden Umgang mit Angehörigen der Universität, sowohl älteren Studiengenossen, als neuerworbenen Freunden. In der Regel kam Reuchlin zweimal die Woche nach Tübingen, und in dem ständigen Kreis, welchem Fallati, A. Keller, Baur, Uhland, Hugo Mohl, Klüpfel u. a. angehörten, schien auch der heitere, allem Wissenswerten zugewandte Pfarrer von Pfrondorf unentbehrlich. An Sonn- und Feiertagen wurde aber auch das gastliche Pfarrhaus, in welchem ein Töchterchen heranwuchs, gar oft von den Tübingern besucht.

Durch das Jahr 1848 ist Reuchlin zuerst wieder zu schriftstellerischer Thätigkeit angeregt worden. Und zwar fand er sich durch die politische Bewegung zu einem Unternehmen veranlaßt, das bezeichnend war für seine alte Neigung zum Soldatenhandwerk wie für seinen Sinn, neben der Pflege der Wissenschaft zugleich unmittelbar auf das Volk zu wirken. Er schrieb nämlich unter dem angenommenen Namen F. Bernhard (der Name eines Urgroßvaters, der in seiner Jugend Feldprediger gewesen war) eine Sammlung von Erzählungen und Anekdoten aus dem deutschen Soldatenleben, „welche die Bestimmung hatte, durch Beispiele den nationalen Sinn und den Geist der rechten Disziplin in den Soldaten zu beleben.“ Diese Sammlung, unter dem Titel „der deutsche Soldat“, wuchs rasch bis zu 10 Bändchen an (Stuttgart 1849—1851); ihren Stoff entnahm sie vorzugsweise den naheliegenden schleswigholsteinischen Kriegen und dem badischen Feldzug, aber auch den Befreiungskriegen und früheren Perioden der vaterländischen Geschichte. Vielfach beruhten die Erzählungen auf mündlichen Mitteilungen deutscher, auch österreichischer Offiziere und Soldaten. Anfänglich wurde „der deutsche Soldat“ gern für die Kasernenbibliotheken in Würtemberg angeschafft, bis nach dem Eintritt der Reaktion in den fünfziger Jahren sein Geist anstößig gefunden wurde. Außerdem entstand in dieser Zeit, gleichfalls unter dem Namen Bernhard, die Lebensbeschreibung eines edlen aufgeklärten Kirchenfürsten des vorigen Jahrhunderts: Franz Ludwig von Erthal, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, ein Lebensbild aus den letzten Jahrzehnten des deutschen Reichs (Tübingen 1852).

Wir nähern uns nun derjenigen Zeit, da die schriftstellerische Thätigkeit Reuchlins sich mit ungeteilter Kraft dem Gebiet zuwandte, wo sie ihre schönsten und bleibendsten Erfolge gewinnen sollte, nämlich dem der neueren italienischen Geschichte. Im Jahre 1855 kam an ihn die

durch Wurm in Hamburg vermittelte Aufforderung, für die bei S. Hirzel in Leipzig erscheinende Staatengeschichte diejenige Italiens von den Wiener Verträgen bis zur Gegenwart zu bearbeiten. Damals hatte auch die Litteratur der Italiener noch kein zusammenfassendes Werk dieser Art aufzuweisen; es schien ihm unerläßlich, eine zweite Reise nach Italien zu unternehmen, um durch mündliche Belehrung seine Kenntnisse zu vervollständigen. Er hielt sich zu diesem Zweck im Jahre 1856 mehrere Monate in Turin und Florenz auf, und die Gabe leichter Umgänglichkeit, die er besaß, führte ihm auf dieser Reise die wertvollsten Bekanntschaften zu, darunter den Oberbibliothekar Domenico Promis, den Senator Grafen Sclopis, L. Cibrario, dann die Häupter der sizilischen Ausgewanderten, insbesondere Josef Lafarina, der eben damals anfing, für das Programm des Nationalvereins zu werben, eine Verbindung, die später noch lange durch brieflichen Verkehr aufrecht erhalten wurde. In Florenz war Reuchlin ein Besucher der berühmten Abende bei G. B. Vieusseux, wo die geistige Aristokratie Toskanas mit Fremden von Ruf allwöchentlich sich zusammenfand. Wer nun damals selber in Turin und Florenz mit den Zierden der Gelehrtenwelt und mit politisch bedeutenden Flüchtlingen verkehrte, dem mußte sich auch die noch geräuschlose, aber nachhaltige und alles beherrschende politische Bewegung erschließen, in der Italien begriffen war, und von der man in Deutschland noch so gut wie keine Ahnung hatte. Reuchlin gewann eine Einsicht in die Triebfedern, die Ziele und Kräfte der italienischen Bewegung, die, man darf es wohl sagen, damals kein anderer Deutscher besaß. Daß in dem Geschichtswerk, das er später ausarbeitete, neben dem aus Büchern Geschöpften vieles aus eigener Beobachtung und aus mündlichen Quellen floß, ist noch immer an der frischen Färbung solcher Partien kenntlich. Man muß, um sein Verdienst in vollem Maße zu würdigen, immer im Auge behalten, daß

er vielfach im Falle eines Pfadfinders war, und daß erst während seiner Arbeit die Schleusen für die Flut von Veröffentlichungen aufgezogen wurden, welche auch über die früheren Epochen erst ein volles Licht verbreitet haben. Um sich ganz der neuen Aufgabe widmen zu können, verließ er im Herbst 1857 die Pfarrei Pfrondorf und siedelte nach Stuttgart über.

Der erste Band der Geschichte Italiens erschien im Frühjahr 1859, gerade in der verhängnisvollen Zeit da die deutschen und die italienischen Geschicke sich greifbar verwickelten und jene in mehr als einer Beziehung Anstoß von diesen erhielten. In der Frage, wie Deutschland sich zu dem Krieg in Italien stelle, wurde die ganze Verwirrung und Ungeheuerlichkeit unseres staatsrechtlichen Zustandes offenbar, und damit drängte sich auch die Notwendigkeit auf, seine Fesseln auf irgend eine Weise abzustreifen. Daß die deutschen Kräfte in einem gestaltlosen Knäuel gebunden lagen, war noch niemals so empfunden worden, als in diesem Augenblick, da Österreich von uns die Heeresfolge zur Aufrechterhaltung seiner Politik in Italien verlangte. Das Rechtsgefühl, wie politische Vorsicht schien uns an die Seite der k. k. Präsidialmacht zu rufen, und doch sagten wir uns, daß es unmöglich Pflicht sein könne, deutsche Kräfte an außerdeutsche Zwecke zu setzen; ja eine innere Stimme, die zu gunsten des guten Rechtes der Italiener sprach, ließ sich nicht übertäuben. Unschlüssig wurden wir hin- und hergeworfen zwischen dem Gefühl, daß Frankreich unser bedrohlicher Erbfeind sei, und dem andern, daß es mit dem Nationalitätsgrundsatz eine auch uns Deutschen willkommene hoffnungsreiche Sache verfechte. Der Streit jener Tage war recht eigentlich die Geburtsstätte der deutschen Frage. In Preußen schlug angesichts der Zumutungen Österreichs die beschämende Erkenntnis durch, daß eine selbständige Politik, wie sie den Überlieferungen des Staates Friedrichs des Großen entsprach, so

lange unmöglich sei, als das unselige Bundesverhältnis der deutschen Staaten dauere. Unmittelbar daran reihte sich der folgenreiche Entschluß, vor allem durch die Heeresreform sich das Werkzeug zu selbständigem Handeln zu verschaffen. Aber gleichzeitig sah sich auch das deutsche Nationalgefühl mächtig aufgerüttelt. Man fühlte die Notwendigkeit einer nationalen Politik und sah doch, daß alle Voraussetzungen einer solchen fehlten. Rechtzeitig erkannte man noch, daß das zumal in Süddeutschland hocherregte Nationalgefühl auf einer falschen Fährte war, wenn es in blindem Eifer den Kriegsruf zur „Verteidigung der Verträge" erhoben hatte. Zum erstenmal verbreitete sich in weiteren Kreisen die Überzeugung, daß der preußische Staat und das deutsche Volk auf einander angewiesen seien. Die rechtmäßigen Ziele des Hohenzollernstaats erschienen, dieselben, die auch dem Nationalgefühl Befriedigung verhießen. Und nun half zum Reifen dieser Erkenntnis mächtig der Fortgang der italienischen Bewegung, die darum einen so bewunderungswürdigen Verlauf nahm, weil die Parteien, von ihren traumhaften und rechthaberischen Plänen absehend, gewitzigt durch die Erfahrungen von 1848 und 1849, sich einmütig um die Macht geschart hatten, welche von den stetig wirkenden Kräften der Geschichte seit Jahrhunderten zum Kern eines Nationalstaats zubereitet war.

Doch diese Reihe von Folgerungen brachte erst die Zeit; der Augenblick des Kriegsausbruchs fand uns im heftigsten Streit der Meinungen, und er fand uns in vollständiger Unwissenheit über den wirklichen Zustand Italiens. Heute, da uns die Namen der Staatsmänner und die politischen Parteien der Halbinsel so geläufig sind wie die von Frankreich und England, vermögen wir uns kaum mehr einen Begriff von unserer damaligen Kenntnislosigkeit zu machen. Die zahlreichen Gelehrten und Reisenden, die alljährlich die Alpen überschritten, gingen mehr den Überresten unterge-

gangener Gesittungen nach, als den Anzeichen einer neuen Wiedergeburt; mehr von den Reizen der Kunst und der Landschaft waren sie angezogen als von den Bewohnern des Landes, und wer das Volk studierte, der suchte es mehr in seinen naiven Äußerungen, in seinen Festen und Spielen auf, als daß er sich um die Ideale der höheren Klassen bekümmert hätte. Mit den politischen Berichten aus Italien war es auf das allerkläglichste bestellt. Nur wenige unserer Zeitungen hatten regelmäßige Berichterstatter, und was uns auf diesem Wege zukam, war ein Bild der Segnungen, deren sich die Völker Italiens unter der päpstlichen, unter den erzherzoglichen, den bourbonischen Regierungen erfreuten, ein Bild, das ungetrübt schien, wenn nicht die Wühlereien einer kleinen mißvergnügten Partei gewesen wären, die jetzt freilich in steigendem Maße von der arglistigen piemontesischen Politik unter ihren Schutz genommen wurden. Kein Wort schien stark genug, um die Anmaßung und lächerliche Aufgeblasenheit dieses Staates zu zeichnen, der mit der Beteiligung am Krimkrieg und mit dem Erscheinen auf dem Pariser Kongreß frech sich in das europäische Konzert eindrängte. Cavour ein ehrgeiziger Serngroß, ein händelsüchtiger Ränkeschmied, Garibaldi ein hirnverbrannter Abenteurer, das waren die Vorstellungen, die uns von diesen Helden des Nationalkampfs beim Ausbruch des italienischen Krieges geläufig waren. Von dem opferfreudigen, zielbewußten Aufschwung des piemontesischen Staates nach Novara, von der rastlosen Vorarbeit der Ministerien Azeglio und Cavour, von der Bewegung der öffentlichen Meinung, die an die Stelle der Carbonariverschwörungen getreten war und gründlicher als diese die einzelnen Throne Italiens unterhöhlt hatte, war kaum eine Ahnung über die Alpen herübergedrungen. Auch die Italiener selbst hatten sich niemals an uns gewendet: wir waren ja Barbaren, Feinde, Tedeschi, deren Nationalversammlung im Jahre 1848 feierlich die

Partei Österreichs ergriff; einzig die Franzosen und Engländer hatte man zu gewinnen gesucht und um moralische Unterstützung angegangen.

Da war nun Reuchlins Geschichtswerk das erste Wort der Aufklärung. Übersichtlich erzählte es die neueren Geschicke des Landes, das mit einem Mal so zudringlich in unsere eigenen eingriff. Freilich im ersten Augenblick hatte der Verfasser wenig Dank davon, zumal bei seinen nächsten Landsleuten, unter welchen die österreichische Propaganda besonders tiefgehende Verheerungen angerichtet hatte. Besorgte Freunde hatten ihm sogar geraten, in einem solchen Augenblick der Leidenschaft das Werk der besonnenen Forschung zurückzuhalten. Er ließ sich nicht dadurch beirren. Es ist dann freilich so gekommen, daß man ihm auf der Straße den höhnischen Spitznamen „Cavour" nachrief. Und doch erscheint es heute schwer begreiflich, daß eine so leidenschaftlose Darstellung, in der auch der Anteil nur mit starken Vorbehalten ausgesprochen wurde, die Anfeindung des Parteihasses erfuhr. Zeigte doch das Vorwort, wie vorsichtig der Verfasser mit seinem Urteil über das Ziel der italienischen Bewegung zurückhielt, ja wie gerecht, vielmehr sogar sympathisch er mit den Österreichern empfand, deren Besitzrechte auf der Halbinsel er damals noch keineswegs als verwirkt ansah. Aber schon die Thatsache, daß er der Geschichte dieses Landes ein mehrjähriges eingehendes Studium zugewandt hatte, wurde von der Leidenschaft jener Tage zum Verbrechen gestempelt. Der österreichischen Partei war es ein Gräuel, daß es bei uns Licht wurde über Italien. Sie sah sich das Monopol entrissen, unsern Wissensschatz wie unser Urteil über Italien zu bestimmen. Sie hatte alle Ursache, die Wahrheit zu fürchten.

Der erste Band erzählt die Geschichte Italiens von den Wiener Verträgen bis zum Jahr 1848. Die schriftlichen Quellen bestanden vornehmlich in Coppi, Balbo, Farini,

Gualterio, den Akten der österreichischen Geheimpolizei, die im Jahre 1848 erbeutet und ein paar Jahr darauf veröffentlicht wurden, den besseren Werken österreichischer Schriftsteller, endlich den englischen Blaubüchern. Heute liegt über diese Epoche — um nur an Nicomede Bianchis diplomatisches Sammelwerk zu erinnern — ein ungleich bedeutenderes Urkundenmaterial vor, auf dessen Grund ganze Abschnitte sich neu schreiben ließen. Indessen was damals vorhanden war, wurde von Reuchlin gewissenhaft benutzt. Zudem war die Behandlung der Geschichte Italiens als eines Ganzen, im Unterschied von der Geschichte der einzelnen Staaten, in der That neu und ein glücklicher Gedanke. In den Mittelpunkt trat dadurch von selbst der Ringkampf um die nationale Existenz, auf ihn wurde alles andere bezogen, und im übrigen zeigte sich, daß der Verfasser denselben Fleiß der diplomatischen wie der Kriegsgeschichte, den volkswirtschaftlichen und den Kulturzuständen wie der Bewegung der politischen Parteien zugewandt hatte. Und gerade die mühevolleren Probleme schienen ihn vorzugsweise zu reizen. So haben ihn in diesem wie in den folgenden Bänden die schwierig ans Licht zu stellenden ethnographischen und gesellschaftlichen Verhältnisse des Südens viel beschäftigt, ebenso die sozialen Wirkungen der Priesterherrschaft und wieder die verwickelten Spiele der diplomatischen Intriguen. Man kann nicht sagen, daß es Reuchlin gelungen sei, solche schwierigere Aufgaben des Geschichtschreibers stets mit Meisterschaft zu bewältigen. Er hatte sichtlich mit der Form zu kämpfen. An feinen Beobachtungen ist kein Mangel, aber es will nicht immer gelingen, sie in eine künstlerische Gestalt und das Ganze in einen ruhigen Fluß der Erzählung zu bringen. Der Schriftsteller war hier geartet, wie der Mensch war, immer beweglich, reich an geistreichen Einfällen, rasch nach neuer Ideenverbindung greifend, abspringend. Der Leser findet sich belehrt und

immer lebhaft angeregt, aber er kommt nicht recht zum ungestörten Genusse.

Als einen anderen Mangel, der vornehmlich die Vorgeschichte von 1848 betrifft, darf man den Umstand bezeichnen, daß den Bewegungen der Litteratur nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt ist. Und doch haben sich gerade in der schönen Litteratur alle die Richtungen zuerst versucht und eigentümlich ausgeprägt, welche später die politische Bühne füllten. Es ist ein besonders anziehendes Schauspiel, wie die schöne Litteratur der Italiener mit ihren Waffen den Kampf um die nationalen Güter aufnimmt und zuletzt in die politische Litteratur, ja in die Politik selbst einmündet. E. Ruth hat eben diese Dinge eingehender behandelt und seine Geschichte Italiens bildet für die Zeit bis 1850 eine wertvolle Ergänzung zu Reuchlins Werk.

Schon im folgenden Jahr, 1860, erschien der zweite Band, welcher den Verlauf der Erhebungen von 1848 und 49 schildert. Das Urteil des Verfassers ist inzwischen gereift. Er spricht es bereits aus, daß ein national gestaltetes Italien — wofür er indessen noch immer mehrere Formen für möglich hält — „sich Deutschland als natürlicher Bundesgenosse gegen das sich beiden aufdrängende Frankreich darbieten würde.“ Den Italienern wird freilich auch jetzt nichts geschenkt. Gut gezeichnet ist die Mischung von großen Worten und kleinen Thaten, von hochherzigem Patriotismus und eitler Phantastik, von edlem Opfermut mit demokratischem Eigensinn und beschränktem Haß gegen den militärischen Führerstaat. Deutlich sind die Ursachen des Mißerfolges in jenen Jahren aufgedeckt und aus diesem Mißerfolg wieder die Lehren abgeleitet, welche die folgende Generation zu beherzigen hatte, um nicht abermals in dieselben Fehler zu verfallen. Denn die wahre Kritik ist diejenige, welche der von der Geschichte selbst geübten Kritik folgend dem Leser eine Brücke des Verständnisses schlägt von den

früheren Zuständen zu den späteren, aus der Vergangenheit in die Gegenwart.

Als Reuchlin an die Geschichte Italiens ging, stand für ihn die Epoche von 1848 und 1849 im Vordergrunde. Die Geschichte dieser Jahre sollte das Hauptstück seiner Erzählung sein. Allein, wie nun die politische Bewegung Italiens unaufhaltsam ihren letzten Zielen entgegenschritt, so wurde auch dem Geschichtsschreiber immer wieder das Feld erweitert. Während er eine Periode zum Abschluß brachte, hatte die Geschichte selbst ihm schon wieder eine neue Aufgabe gestellt. Das Gefühl, so denkwürdige Ereignisse teilnehmend zu erleben, hob mächtig die Lust, in der Vergangenheit die Grundlagen und Keime dessen aufzusuchen, was jetzt so machtvoll zur Wirklichkeit wurde. Zunächst trieb es ihn, in dem wiedererwachten Lande aufs Neue selber sich umzusehen. Im Frühjahre 1860 machte er die dritte größere Reise nach Italien. Er sah den Einzug Viktor Emanuels in Bologna, hörte im Parlament zu Turin Cavour die Abtretung von Nizza und Savoyen verteidigen und erfuhr noch von den Zurüstungen zum Zuge Garibaldis nach Sizilien. Zu den alten Bekannten gewann er neue, unter denen insbesondere Ricasoli, Minghetti, Jacini, Cordova, der Mantuaner Flüchtling Marchese Peverelli (der durch ihn ein fleißiger Berichterstatter für den Schwäbischen Merkur wurde), die Sekretäre Azeglios und Cavours: L. Torelli und Michelangelo Castelli, dann der Marchese Giorgio Pallavicino, einst Silvio Pellicos Genosse auf dem Spielberg, und Carano, der Generalstabschef Garibaldis, für ihn von Wert waren. Man ersieht hieraus zugleich, daß er seine Bekanntschaften nicht einseitig wählte, vielmehr auch durch persönlichen Verkehr sich jenen höheren Überblick zu verschaffen suchte, wie er dem Geschichtsschreiber eigen sein soll.

Als er dann reich beladen mit neuen Wissensschätzen nach der Heimat zurückkehrte, legte ihm schon dieser Reich-

tum gewonnenen Stoffes den Gedanken nahe, einzelnes aus der neueren Geschichte Italiens in monographischer Weise zu behandeln. Aber dazu kam nun noch ein anderes. Auch in Deutschland hatte inzwischen, teils veranlaßt durch die peinliche Lage, in der wir uns im Jahre 1859 befunden hatten, teils angeregt durch den frischeren Luftzug, der uns von der italienischen Bewegung über die Alpen herüberkam, die nationale Frage lebhafter sich der Geister bemächtigt, und im Streit der Meinungen war deutlicher das Ziel sichtbar geworden, dem diese Bewegung, wenn sie Erfolg haben wollte, zuzusteuern hatte. Reuchlin, der mit Teilnahme die Erfüllung der italienischen Hoffnungen verfolgte, blieb noch viel weniger gleichgültig bei dem Ringen des deutschen Geistes nach Verwirklichung seiner Ideale. Es trieb ihn, gleichfalls seinen Beitrag zu dieser Arbeit zu stellen, und er lieferte den wertvollsten Beitrag, wenn er seine Landsleute näher bekannt machte mit den Persönlichkeiten, welche drüben an der Spitze der Nationalbewegung standen, mit den Mitteln, welche dort zum Erfolge geführt hatten, mit den Parteien, welche dort entstanden waren und ihre Probe bereits abgelegt hatten. Der Einheitskampf der Italiener erschien als eine Art Vor- und Widerspiel unseres eigenen, seine Kenntnis war ganz geeignet, uns zur Klarheit über unsere Bestrebungen zu verhelfen. Dabei war Reuchlin weit davon entfernt, an blinde Nachahmung zu denken. Die Unterschiede und Gegensätze beider Völker hat er immer scharf hervorgehoben. Aber er sah auch, daß hier und dort ähnliche geschichtliche Vorbedingungen vorhanden waren, welche dieselben Wirkungen hervorbringen mußten. Daß die deutsche Einheit nur durch die Trennung von Österreich und durch die Mittel des preußischen Staats verwirklicht werden konnte, das stand ihm, dem Geschichtskundigen, fest und dazu hätte es nicht einmal des italienischen Beispiels bedurft. Aber er sah zugleich, daß in der neueren italienischen Geschichte ein Schatz von politischer Weisheit

stecke, der nur eröffnet zu werden brauche, um aufklärend, anfeuernd oder auch verwarnend auf uns Deutsche zu wirken. Die Schriften, die er in diesem Sinne schrieb, sind keineswegs tendentiös zu nennen, allein wie sie eine Bereicherung unseres geschichtlichen Wissens waren, so sind sie zugleich unter den Mitteln zu nennen, welche die politische Bildung unseres Geschlechtes wirksam gefördert haben. Dahin gehören zunächst die drei kleinen Schriften, die er als Lebensbilder zur Zeitgeschichte 1861—1862 erscheinen ließ: Graf Cesare Balbo, Garibaldi und die Alpenjäger, das Leben der Generale Florestan und Wilhelm Pepe. Überaus groß ist ferner die Zahl solcher Monographien und Aufsätze, die Reuchlin in diesen und den folgenden Jahren in verschiedenen Zeitschriften erscheinen ließ. Wir nennen hier einige der bedeutenderen: Das Leben Daniel Manins, in Raumers histor. Taschenbuch, 1861; dann in den Preuß. Jahrbüchern: Die Österreicher in Italien und die ital. Politik Rußlands, zur Geschichte des ital. Nationalvereins, die Klosterfrage in Italien; anderes in Sybels Histor. Zeitschrift, in den deutschen Jahrbüchern, in Unsere Zeit, in Gelzers Protest. Monatsblättern. Dahin gehören ferner zahlreiche größere und kleinere Artikel, die er für das Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater, sowie für das Konversationslexikon von Brockhaus bearbeitete. Auch in Tagesblättern über die Ereignisse der nächsten Gegenwart sich auszusprechen, war ihm Bedürfnis. Insbesondere ist er viele Jahre hindurch ein fleißiger Mitarbeiter des Schwäbischen Merkur gewesen, und wenn er es auch hier vorzüglich liebte, die Begebenheiten in Italien mit seinen orientierenden Winken zu begleiten, so ließ sich doch seine Feder nicht auf dieses enge Gebiet bannen, ihn interessierte vielmehr alles, er wußte alles in Bezug zu setzen zu den Fragen, die ihn am meisten beschäftigten, zu den Fortschritten der deutschen und denjenigen der italienischen Einheit, und er zog, über das Poli-

tische hinausgreifend, in den Kreis seiner Besprechung, was ihm irgend von allgemeinem Nutzen zu sein schien und wo er ein förderndes und aufklärendes Wort am Platze fand.

Wie er über die Entwicklung der vaterländischen Dinge während des letzten Jahrzehnts dachte und empfand, braucht nicht noch ausdrücklich gesagt zu werden. Selbstthätig aber in der Politik sich zu versuchen, dazu fühlte er keinen Beruf. Er begleitete wohl ein oder das andere Mal einen Freund auf politischer Wahlreise, und sein unverwüstlicher Humor, ein Erbteil der vortrefflichen Mutter, war auch bei solchen bedenklichen Gelegenheiten überaus erwünscht; er selbst aber geizte nie nach der Ehre eines politischen Mandats. Sein glückliches Temperament milderte in ihm auch den Parteimann. Er war niemanden gram, der die Dinge anders ansah, als er; er wußte, daß unser Herrgott verschiedene Kostgänger hat. Liebenswürdigkeit im Umgang, Wohlwollen und der Trieb, anderen gefällig zu sein, dazu die Gabe eines Humors, der immer sich gleich blieb, das sind Eigenschaften, die von seinem Gedächtnis unzertrennlich bleiben. Er war eine gesellige Natur; wie mit der Feder, so liebte er es auch mit dem Worte sich mitzuteilen. Seine umgängliche Natur kam ihm, wie auf den größeren Reisen, so auch auf den kleineren Ausflügen, die er alljährlich machte, zu statten. Er reiste, um sich zu erholen, aber zugleich um zu lernen, und brachte immer neues mit nach Hause, sei es vom Achensee, wenn er dort aus dem Munde von Deutschösterreichern sich über deren heimische Verhältnisse unterrichtet hatte, oder aus dem Elsaß, wo er — es war vor dem Jahr 1870 — in den Vogesendörfern den Spuren deutschen Wesens nachgegangen war.

Und einmal noch hat er Italien aufgesucht, im Frühjahr 1868. Es war die letzte Reise dahin, diesmal mit Frau und Tochter unternommen. Nach der Rückkehr ging es rasch an die Ausarbeitung des dritten Bandes seiner Ge-

schichte, welcher den mit der Reaktion von 1849 abgebrochenen Faden der Erzählung wieder aufnahm. Die ganze Erhebung Italiens, die sich in dem Jahrzehnt von 1850 bis 1860 vollzog, lag jetzt als ein abgeschlossenes Ganzes vor, von der Geschichte selbst wie ein Kunstwerk zubereitet, verständlich in ihren Triebfedern und wirkenden Kräften, und, obwohl der jüngsten Vergangenheit angehörig, doch durch überreiche Veröffentlichungen bereits dermaßen aufgeschlossen, daß eine geschichtliche Behandlung nicht verfrüht schien. Der freudige Anteil, mit welchem der Verfasser diesen glänzenden Abschnitt der italienischen Geschichte schrieb, prägte sich auch der Darstellung auf, die in jedem Betracht gereifter war, als die der früheren Bände. Obwohl Reuchlin nichts weniger als Enthusiast war, wirkte jetzt doch der volle Strom glücklicher Ereignisse günstig auch auf den Fluß der Erzählung. Mit dem Wiedereintritt Cavours ins Ministerium im Januar 1861, mit der Aussicht auf noch größere Ereignisse schloß der dritte Band, der im Jahre 1870 erschien.

Und nun ging es in raschem Zuge an den Schlußband, der ursprünglich bis zum Herbst 1866, bis zum Erwerb von Venetien die Geschichte fortführen sollte. Allein während der dritte Band erschien, hatten abermals die wichtigsten Ereignisse auf der Halbinsel sich vollzogen. Die Einheitsbewegung hatte ihr letztes Ziel erreicht. Infolge des deutsch-französischen Krieges war den Italienern auch das noch übrige zur Einheit fehlende Stück in den Schoß gefallen. Sie waren in Rom eingezogen und im Begriffe den Sitz der nationalen Regierung endgültig in der ewigen Stadt aufzurichten. Das schien nun der natürliche Abschluß seiner Geschichtserzählung. Bis zu dieser weltgeschichtlichen Epoche wollte er noch seine Arbeit fortführen. Und die Erreichung dieses selbstgesteckten Ziels ist ihm denn auch wirklich gewährt worden. Er konnte in den letzten Jahren noch den vierten Band seiner Geschichte, der bis zu diesem Zeitpunkte

geht, zu Ende führen; als er ihn vollendet hatte, sank ihm die Feder aus der Hand.

Die Veröffentlichung desselben hat er nicht mehr erlebt, aber die Handschrift, reiflich überdacht und durchgearbeitet, war glücklich abgesendet, als ihn das Ende überraschte. Seit dem Sommer 1870, da er an einer heftigen Ischias erkrankte, war seine Gesundheit erschüttert. Doch blieb er bis zum letzten Tage thätig wie sonst, und auch im geselligen Kreis bemerkten die Freunde kaum eine Veränderung. Niemand vermutete ein so rasches Ende. Es war am 11. Mai d. J., als er im Hause seiner verheirateten Tochter während des Mittagessens von einem heftigen Schlaganfall getroffen wurde. Die schnell angewandte ärztliche Hilfe erwies sich fruchtlos. Er sollte nicht mehr zum vollen Bewußtsein zurückkehren. Drei Tage darauf, am 14. Mai 1873, ist er entschlafen.

Eduard Mörike.

1875.

In den letzten Tagen, bevor er von der tödlichen Krankheit befallen wurde, trug sich David Friedrich Strauß mit dem Gedanken, einen biographischen Versuch über Eduard Mörike auszuarbeiten und denselben seinen Ludwigsburgern vorzutragen, in deren Mitte er vor Kurzem zurückgekehrt war. Die Landsleute sollten wissen und schätzen lernen, welch seltener Dichtergenius aus ihrer Mitte hervorgegangen sei. Ihm selbst wäre es eine erquickliche Beschäftigung gewesen, inmitten der verstimmenden Kämpfe, in die ihn der alte und neue Glaube verwickelt hatte; ein stilles Asyl, in das er vor

dem tobenden Lärm sich zu retten gedachte. Von früher Zeit hatte er den älteren Freund beobachtet, zum Studium gemacht, sich dessen besonderer Art erfreut und sie mit so viel Strenge als Liebe beurteilt. Die gelegentlichen Äußerungen, die er über Mörike veröffentlicht hat, zeigen, daß er sich ebenso in den innersten Kern von dessen Natur zu versetzen und mit ihr zu empfinden wußte, als ihm die Schranken derselben und ihre Mängel gegenwärtig waren. Der Tod hat ihn verhindert, seinen Vorsatz auszuführen. Jetzt entbehren wir eine Charakteristik aus der berufensten Feder. Strauß stand ihm nahe genug, daß er mit den Bedingungen völlig vertraut war, aus denen ein so eigenes Talent erwuchs, und sein Urteil war andererseits unbestochen genug, auch dem Freunde die Wahrheit nicht zu ersparen. Er stand zu ihm in einem ähnlichen Verhältnis wie zu Justinus Kerner, an den ja auch mehr als eine Seite in Mörikes Wesen erinnert. Freilich der eine war immer im Verkehr mit allerlei Arten von Menschen, die ganze Welt drückte er an sein weites Herz, während der andere ängstlich darauf bedacht war, sie sich vom Leibe zu halten. Aber die beiden Ludwigsburger Dichter waren Originale. Darin vor allem glichen sie sich, daß auf ihrer Persönlichkeit ein eigener poetischer Zauber lag. Man kannte sie nur halb, wenn man nur ihre Gedichte kannte. Bei beiden gehörte die Kenntnis des Menschen dazu, um den Dichter zu verstehen.

Das äußere Leben Mörikes ist freilich einfach genug verlaufen. In sich selbst eingesponnen begehrte er wenig von der Welt. Nur den nächsten Freunden erschlossen und mitteilsam, kümmerte ihn wenig was draußen vorging. Heiter, voll innerer Freiheit, die ihm widrige Lebenserfahrungen nicht rauben konnten, voll Schalkhaftigkeit und Laune, die er in der Gebrechlichkeit des Leibes sich bewahrte, so verharrte er bis zum Ende in seinem Schneckenhaus, die feinen Fühlfäden fest eingezogen, sich selbst genug in der eigenen

Welt, die ihm die ewig bewegliche, immer neue Tochter Jovis zu einem seltsam wunderprächtigen Palast ausschmückte.

Er war am 8. September 1804 zu Ludwigsburg geboren, als Sohn des dortigen Oberamtsphysikus, achtzehn Jahre jünger als Justinus Kerner, drei Jahre älter als Strauß und Vischer. Zur geistlichen Laufbahn bestimmt, kam er mit vierzehn Jahren in eine jener klösterlichen Anstalten Württembergs, deren Vorzüge und Schattenseiten schon so oft beschrieben sind. Für seine Promotion war Urach an der Reihe; wie Blaubeuren in einem verborgenen Waldthal der schwäbischen Alb gelegen. Fächerartig verzweigen sich hier nach allen Seiten die Thalgründe, dichte Buchenwälder bedecken rings die Berge, ihre Stirnen sind mit sonnigen Kalkfelsen bekrönt, auf einem derselben steht die Burg Hohenurach aufgerichtet und hinter ihr aus heimlicher Waldesecke stürzt ein Wasserfall in leichtem Schwung zu Thale. Mörike hat die Reize dieses Thals — „Du meines Lebens andere Schwelle! Du meiner tiefsten Kräfte stiller Herd! Du meiner Liebe Wundernest!“ — in einer mit Recht berühmten Dichtung gefeiert. Sie entstand, als er fünf Jahre nach seinem Abgang von Urach wieder in das geliebte Thal sich verirrte. Hier in den vertrauten Räumen wird jeder Strauch und jeder Halm zur Schlinge, die ihn in liebliche Betrachtung fängt, bis zur Betäubung trinkt er gierig die entzückten Qualen der Erinnerung, leidenschaftlich wühlt er die süßen und bedrückenden Jugendgefühle auf zu einem Sturm, den doch die beschwörende Kunst des Dichters weise zu sänftigen versteht und in feierlich beruhigenden Tönen verklingen läßt.

Im Jahre 1822 war er mit seiner Altersklasse im Tübinger Stift eingetroffen. Tüchtig beschlagen in den Alten, Griechen und Römern, scheint er sonst nicht sonderlich den Wissenschaften obgelegen zu haben. Von der Muse berührt, begabt zu allen Künsten, ein musikalisches Talent und mehr noch ein mimisches, wob er schon jetzt eine poetische Welt

um sich, zu der nur wenige gleichgestimmte Freunde Zutritt hatten. Als die Eingeweihten schlossen sie sich streng gegen die profane Welt ab, sie ersannen sich eine eigene Mythologie, ein eigenes Fabelland, „im Stillen Ozean, östlich von Neuseeland“, das sie mit den Gestalten ihrer schwelgerischen Einbildungskraft bevölkerten. Aus dieser Zeit stammt „der letzte König von Orplid“, der später als Schattenspiel seine Stelle im Maler Nolten gefunden hat, wie ihr Ludwig Bauers „Heimlicher Maluff“ und „Orplids letzte Tage“ angehören. Der frühreife Wilhelm Waiblinger, freilich eine ganz andere Natur, war anfangs ein Genosse dieses Kreises, er war gleichen Alters mit Mörike, in demselben Jahre ins Stift getreten. Enger schloß sich dieser an L. Bauer an, der ein Jahr älter war, und der Schilderung, welche Strauß von dem letzteren entworfen hat, verdanken wir auch einige Federstriche über Mörike, welche zeigen, wie früh sich dieser zu der eigentümlichen Natur entwickelte, deren Züge seitdem unverändert feststanden. Er galt den Freunden als das Musterbild dessen, was man sich unter einem Dichter zu denken habe. „Und wir waren,“ schreibt Strauß, „an kein schlechtes Modell geraten, sollte ich meinen. Ihm verdanken wir es, daß man Keinem von uns jemals wird Rhetorik für Dichtung verkaufen können, daß wir allem Tendenzmäßigen in der Poesie den Rücken kehren; daß wir Gestalten verlangen, nicht über Begriffsgerippe hergezogen, sondern so wie sie leiben und leben, mit einem Blick vom Dichter erschaut und ins Dasein gerufen. Ja, Mörike ist Dichter, jeder Zoll ein Dichter.“ Das war der Eindruck, den alle von ihm hatten. Noch während der Universitätszeit schrieb Ludwig Bauer an den wegen Krankheit Abwesenden im Überschwang jugendlichen Freundschaftsgefühls: „Wenn ich an Dich gedenke, ist mir's, wie wenn ich im Shakespeare gelesen hätte. Aber dies ist mir lieb, daß nur dann Dein ganzes wunderbares Selbst vor mir steht, wenn sich

die gemeinen Gedanken wie müde Arbeiter schlafen legen und die Wünschelrute meines Herzens sich zitternd nach den verborgenen Urmetallen hinabsenkt. O Eduard, jetzt weiß ich erst, wie lieb ich Dich habe. Die Poesie des Lebens hat sich mir in Dir verkörpert, und alles was noch gut an mir ist, sehe ich als ein Geschenk von Dir an."

Zunächst verlangte die Prosa ihr Recht. Von Tübingen ging es den gewöhnlichen Weg eines württembergischen Theologen. Der geprüfte Kandidat wurde Pfarrvikar in verschiedenen Dörfern des Landes, und im Jahr 1834 erhielt er die Pfarrei Cleversulzbach bei Weinsberg. Es ist dasselbe Dorf, in welchem Schillers Mutter begraben liegt. Sie starb dort im Hause ihrer zweiten Tochter, der Pfarrerin Frankh, im Jahre 1802. Mörike ließ ihr im Jahre 1837, zur Zeit da Schillers Denkmal in Stuttgart aufgerichtet wurde, einen Denkstein setzen und widmete ihr die Distichen: „Auf das Grab von Schillers Mutter." Schon zwei Jahre, bevor er in das Pfarrhaus zu Cleversulzbach zog, dessen Idylle im „Alten Thurmhahn" verewigt ist, war sein Roman „Maler Nolten" erschienen, ein Jugendwerk, das aber, reich an Erfindung, zugleich eine ungewöhnliche Reife verriet, in der Mannigfaltigkeit der eigentümlichen Charaktere, wie in der Kunst der Darstellung. Das Vorbild des Wilhelm Meister ist nicht zu verkennen, im ganzen Aufbau wie in der edel und kunstvoll gebildeten Sprache. Ein heller Sinn für das Wirkliche ist dem Erzähler eigen, im vollen Sonnenlicht bewegen sich seine Gestalten, doch die Knoten der Handlung sind unheilvoll geschürzt durch dunkle, traumhafte Gewalten, die in die Menschenschicksale hereinwirken. Das Tragische und das Komische schien gleichmäßig dieser Dichter zu beherrschen, der seltsam ergreifende Töne anzuschlagen verstand. Für einen Achtundzwanzigjährigen, der noch nichts von der Welt gesehen, war es ein vielversprechender Anfang, der nicht voraussehen ließ, daß der

Dichter nie wieder an einem Stoff von ähnlichem Umfang und ähnlicher Bedeutung sich versuchen werde. Mörike hat später noch andere erzählende Gedichte geschrieben, in Prosa und in Vers, aber sie sind anspruchslos, sie wollen bloß erzählen, sie erzählen vortrefflich, aber das ist alles. In jenem Roman hatte es geschienen, als traue er sich die Kraft zu, an gewaltige Schicksalstoffe, vielleicht an gesellschaftliche Probleme sich zu wagen. Allein diese Saiten hat er nie wieder berührt. Die Lust am Erfinden und Erzählen ist ihm geblieben, aber was er erzählt ist ein heiteres Begebnis, ein Schwank, ein Märchen, ein Idyll. Die Idylle vom Bodensee hat nur ein echter Dichter erfinden können, aber es fehlt ihr der Hintergrund von Hermann und Dorothea.

Die volle Eigentümlichkeit des Dichters offenbarte sich erst in den Gedichten, deren erste Sammlung 1838 veröffentlicht wurde. Im Jahre 1873 erschien die fünfte, ein Beweis, wie langsam er sich Bahn brach. Vergebens hatte Friedrich Vischer sofort in den hallischen Jahrbüchern auf den Goldgehalt dieser Dichtungen hingewiesen. Nur spät gewann das Publikum ein Verhältnis zu dem Dichter, der in der That in so eigentümlicher und fragwürdiger Gestalt hervorgetreten war, daß er eher ein Rätsel aufzugeben als zum Genuß einzuladen schien. Auch die schönste Gabe war wenigstens nicht ohne eine Beimischung von Rätselhaftem. Aus verborgenen Tiefen glänzten die Edelsteine herauf, sie ließen sich nicht mit Händen greifen. Wunderbar trifft Mörike den Ton des Volksliedes, wie nur wenige, aber das frischeste und leichteste Gebilde hat zugleich wieder einen vornehmen hohen Klang, der die Profanen abweist. Man sollte nicht so viel darüber schelten, daß er nicht populär geworden ist. Er ist wirklich nicht für die große Menge. Die Schönheit seiner Muse ist schlicht und doch fremdartig, sie liegt nicht offen zu Tage, ja sie scheint sich scheu und absichtlich zu verbergen. Sie läßt sich suchen, beglückt überreich den, der sie

gefunden, und wer sie dann kunstgerecht zergliedern will, dem zerfließt sie ins weite.

In den hergebrachten Ordnungen war dieser Dichter schwer unterzubringen. Mit der älteren schwäbischen Schule hatte er offenbar kaum einen Zusammenhang. Am ehesten durch die romantischen Elemente seiner Poesie; allein auch sie erscheinen bei ihm in neuer selbständiger Gestalt. Nichts ist überkommen, alles frei ersonnen. Wo er Romanzen singt, bearbeitet er nicht ältere, gegebene Stoffe, er erfindet sie selber und er gewinnt so an Stimmung, was an Deutlichkeit der Zeichnung abgeht. Denn in der Stimmung sind diese Bilder immer vortrefflich, auch wenn die Umrisse vor der Einbildungskraft des Lesers unsicher verschweben. Mörike hat das Wunderbare, Traumhafte, das Märchen mehr gepflegt, als irgend einer der schwäbischen Dichter. Allein vom Mittelalter ist in seinen Liedern keine Spur. Nichts von biederen Recken, mächtigen Humpen, Harfenspiel und zarten Ritterfräulein. Der ganze Apparat des Mittelalters, nicht bloß die Tendenz, ist abgestreift; nur als reines Spiel der absichtslosen Phantasie tauchen seine Gestalten auf und flattern vorüber, nachdem sie die Seele geisterhaft berührt. Mit seinen Traumgestalten war es übrigens Mörike sozusagen Ernst. Wirklichkeit und Dichtung flossen ihm ineinander. So sehr hatte er sich in seine poetische Welt eingelebt, daß sie ihm als eine wirkliche galt. Verborgene Kräfte fühlte er um sich walten, er glaubte an Ahnungen, an einen mystischen Zusammenhang mit den Geistern abgeschiedener oder ferner Personen; aus seinem eigenen Leben konnte er mehr als einen Vorfall dieser Art gläubig erzählen und sich ernsthaft darüber besinnen, wie dies mit den Gesetzen des gemeinen Lebens zusammenhänge. Gespenster pflegten ihn in jedem Hause zu beunruhigen, ihm sprachen die Vögel, die Quellen, der Wind und der Wald, nur daß man freilich nie bei ihm wußte, wo der gläubige Dogmatiker aufhörte und der Poet

begann, wo der Ernst in Schalkhaftigkeit umschlug. Denn er vermied eine klare Auseinandersetzung zwischen dem naiven Dichter und dem aufgeklärten Denker in ihm. Vielmehr ergötzte ihn das verworrene Spiel, das die beiden in ihm trieben. Und wenn er in witziger Laune war, schonte er sich selber am wenigsten.

Zu jenem romantischen Element seiner Poesie kam aber nun ein anderes, das er noch weniger von den älteren Schwaben überkommen hatte: die zierliche Heiterkeit, die spielende sinnvolle Grazie. Er hatte sie bei den Griechen gelernt, von denen die Elegiker und die Epigrammatiker ihm ganz besonders ans Herz wuchsen. Das Sonett „Antike Poesie" ist schon aus dem Jahre 1828, seine Distichen an Theokrit von 1837. Im Jahre 1840 gab er eine „Klassische Blumenlese" heraus, „eine Auswahl von Hymnen, Oden, Liedern, Elegien und Idyllen, Gnomen und Epigrammen von Griechen und Römern". Er übte sich auch selbst in der Übersetzung namentlich Anakreons und Theokrits, und zumal die späteren Gelegenheitsgedichte sind ganz im Geiste dieser Vorbilder erfunden und ausgeführt. Aber etwas von diesem Sinn für anmutige Form ist seinen Liedern überhaupt eigen: auch wenn er ein phantastisches Märchen erzählt, ist es von einem Strahl klassischen Formensinnes durchleuchtet, selbst das Märchen vom „Sicheren Mann" ist in das homerische Versmaß gegossen, und so wird denn, wenn man überhaupt die Bestandteile seiner Poesie an den Fingern herzählen will, gesagt werden können: auf dem Boden des Volkslieds breitet sich eine phantastische Traumwelt aus, die aber durch die Form der Antike gebändigt und zur Schönheit bezwungen ist: die Mischung dieser Elemente, das war eben seine Eigentümlichkeit, seine dichterische Individualität.

Auch so noch umspannte diese Poesie ein Gebiet von nur mäßigem Umfang. Die Welt der Wirklichkeit dichterisch

zu gestalten, war ihm nicht gegeben. Wie er in sich selbst, eine reine harmonische Natur, nichts von Kämpfen wußte, so griff auch seine Muse nichts an, das sie erst hätte bewältigen müssen. Strauß nannte ihn einen Schmetterling. „Wir möchten Mörike,“ schrieb er schon vor dreißig Jahren, „stärkere Assimilationsorgane, oder um es richtig zu sagen, derbere poetische Freß- und Verdauungsorgane wünschen. Die rauhe rohe Wirklichkeit, die Geschichte mit ihrem oft herben Kern in bald lederner, bald stachlicher Schale ist unserem zartgefügten Dichter eine zu harte Nuß, für die er kein Gebiß, keinen Magen hat.“ Die Freunde haben Mörike nicht verwöhnt, sie ließen es nicht an Rat und Aufmunterung fehlen. Aber versuch es bei dem Vogel, der in den Zweigen singt, mit wohlgemeinten Ratschlägen! Mörike wäre nicht Mörike gewesen, wenn er sich wirklich an die harte Nuß hätte machen wollen. Alles äußere Begebnis war für ihn nicht vorhanden. Es soll nicht als Tadel gesagt sein, aber es ist bezeichnend, daß die fünfzig Jahre Weltgeschichte, die der Dichter miterlebte, daß die Kämpfe der Zeitgenossen, des Vaterlandes Sorgen, Leiden und Triumphe keinerlei Spur in seine Dichtungen eingedrückt haben. Wenn Theobald Nolten „das ganze Jahr in keine Zeitung hineinsieht und ordentlich in stille Gichter fällt, wenn neben ihm am Wirtstisch von Politik die Rede ist“, so hat das der Dichter aus der eigenen Seele geholt. Sein Roman ist in denselben Tagen erschienen, in denen der deutsche Südwesten von der Julirevolution tief erregt war; die Dichtung selbst veriet dies nur daran, daß sie von dem liberalen Zuge sich unverholen abwandte, ironisch ihn ablehnte. Man weiß durch Paul Heyse, daß Mörike über der Politik mit seinem demokratischen Freund Hermann Kurz zerfiel. Das große Jahr unserer Siege und staatlichen Neugeburt hat wohl auch ihm gegen Freunde ein Wort des Mitempfindens entlockt. Doch seine Muse hielt er rein und frei von solcher Berührung.

Zeitlos, träumend von anderen Sternen, ging sie durch diese Welt.

Volle Gaben hat sie gespendet, aber seltene. Mörikes Dichterquell ist kein reichsprudelnder gewesen: die späteren Ausgaben haben nicht sehr erhebliche Bereicherungen erfahren. Um die Wahrheit zu sagen: die Willenskraft ist unter den Eigenschaften des liebenswürdigen Dichters nicht die vornehmste gewesen. Er rief die Muse niemals heran, noch suchte er die widerstrebende festzuhalten: vielmehr wartete er die glückliche Stunde ab, da ihm die Göttin erschien. Er dichtete, wenn er bei Laune war; alle seine Lieder sind, im Goetheschen Sinne, Gelegenheitsgedichte. Was er außerdem schrieb, geht in wenige Bändchen zusammen: eine Sammlung erzählender und dramatischer Dichtungen unter dem Titel „Iris" (1839), die Idylle vom Bodensee (1846), das Stuttgarter Hutzelmännlein (1853), Mozart auf der Reise nach Prag (1856), vier Erzählungen (1856), dazu noch Übersetzungen aus der griechischen Anthologie und den Elegikern; das ist alles. Auch die Beschwerden des Leibes mochten sein Schaffen vielfach hemmen. Kränklichkeit, und wohl auch Mangel an innerer Neigung, hatten ihn im J. 1843 veranlaßt, die Pfarrerstelle in Cleversulzbach aufzugeben. Die nächste Zeit hielt er sich in Hall, dann in Mergentheim auf. Später wurde ihm eine Lehrstelle für deutsche Litteratur am Katharinenstift in Stuttgart, einer Erziehungsanstalt für Töchter, übertragen, die er bis zum Jahre 1866 bekleidete. Von da an lebte er zumeist in ländlicher Abgeschiedenheit in den Städtchen Lorch und Nürtingen; über die Grenzen Schwabens ist er nicht hinausgekommen, und die letzten Jahre brachte er wieder in Stuttgart zu, fast vereinsamt, in seinen Griechen übersetzend, zuweilen durch kleine poetische Gaben die wenigen Freunde erfreuend, und in der letzten Zeit noch mit dem Plane beschäftigt, eine zweite, teilweise umgearbeitete Ausgabe des Maler Nolten zu veranstalten. Sorge, häusliches Ungemach

und Krankheit haben ihn bis zuletzt heimgesucht, dem Adel seiner Seele vermochten sie nichts anzuhaben. Er war ein seltener Mensch und ein Dichter von Gottes Gnaden; dem geistigen Besitz unseres Volkes hat er echte, unvergängliche Perlen hinzugefügt.

Aus dem Hegau.

1875.

Nicht wenige Reisende sind im vergangenen Sommer von den Reizen der neuen Gebirgsbahn angelockt worden, welche nun aus dem Herzen des Schwarzwaldes auf die Hochfläche, der die Quellen der Donau entspringen, und von da in sanfter Neigung nach den Geländen des Bodensees hinabführt. An Kühnheit der Bauten wie an Schönheit der Landschaft stellt sie sich den berühmtesten Gebirgsübergängen an die Seite. Man kann sich kaum einen größeren Wechsel der Ansichten denken, als er in den wenigen Stunden dieser Fahrt dargeboten wird. Von den Reben und Kastanien des Kinzigthals biegt die kunstvolle Eisenstraße, die den Überwinder des Gotthard, den großherzoglich badischen Baurat Gerwig zum Erbauer hat, in das malerische Gutachthal ein. Noch trägt der untere Teil dieses Thals den Namen „Paradies". Aber kaum hat man das Städtchen Hornberg mit den stattlichen Trümmern seines Schlosses hinter sich gelassen, so ist man mit einmal in die hohe Gebirgswelt versetzt. Jetzt beginnt eine Steigung, von der man sich einen Begriff machen kann, wenn man erfährt, daß auf einer Strecke von 4 Wegstunden eine Höhe von 2000 Fuß erstiegen werden muß. Durch wilde Tannengründe, an mächtigen Granitfelsen hin,

zuweilen sie durchbrechend, keucht das Dampfroß unverdrossen aufwärts. Jeder Blick trifft auf ein neues Bild, das allzu rasch wieder vom nächsten verdrängt wird. Zum Glück war eine solche Steigung zu überwinden, daß nichts übrig blieb, als schlangenförmig, in zeitweise rückwärts führenden Windungen am Berge hinaufzuklimmen. So kommt es denn, daß man zuweilen unversehens an denselben Punkt sich zurückgeführt findet, den man vorhin verlassen, nur um ein paar Tannenlängen höher, wodurch der Genuß verlängert oder so zu sagen auf einer höheren Stufe wiederholt wird. Nach Triberg, hinter dessen wenig malerischen, aber nützlicher Industrie gewidmeten Häusern ein Stück des berühmten Wasserfalles, von Tannendunkel eingerahmt, sichtbar wird, nimmt die Bahn einen neuen Anlauf, sie dringt in noch tiefere Wildnisse ein, und abermals wendet sie launisch sich in einer gewaltigen Bogenlinie rückwärts, um die von den Berggeistern der Menschenhand entgegengewälzten Hindernisse gleichsam spottend zu umgehen. Wiederholt die Felsen durchbrechend, scheint sie sich in einem Gewirr von kleinen Seitenthälern zu verlieren. Auch wer eines ausführlichen Planes sich vorher bemächtigt und die Richtung sich genau eingeprägt hat, wird in Verwirrung gesetzt durch den beständigen Wechsel, der mit dem Austritte aus jedem Tunnel völlig neue Bilder bringt. Die Verwirrung ist freilich eine durchaus angenehme, zumal da ein Gefühl vollständiger Sicherheit die Insassen des Wagens keinen Augenblick verläßt. Von jener Unbehaglichkeit, die z. B. an einzelnen Stellen der Brennerbahn unwillkürlich sich einfindet, keine Spur. Daran mag am meisten die Verschiedenheit des Gesteins die Schuld tragen: hier ein gediegener, durchaus vertrauenerweckender Granit, dort unzuverlässiges, leichtfertiges Geröll, das unter beständiger Aufsicht gehalten werden muß, weil man ihm zutraut, daß es in jedem Augenblicke seinen Posten unter den Schienen treulos zu verlassen im stande ist.

Dieses Gefühl der Sicherheit teilte sich allmählich sogar dem älteren Herrn aus Norddeutschland mit, der am Morgen im Gasthofe zu Hausach große Beunruhigung über die bevorstehende Eisenbahnfahrt an den Tag gelegt und beim Kellner sich umständlich danach erkundigt hatte, ob es für einen Familienvater und Häuserbesitzer rätlich sei, ein so halsbrecherisches Abenteuer zu bestehen. Gegen Schwindel besaß der solide Mann eine erklärte Abneigung, was freilich dem Kellner nicht im Augenblicke verständlich schien. Denn als der ebenso ängstliche als solide Herr seine Befürchtung wegen Schwindels laut werden ließ, fiel ihm die Beredsamkeit des Kellners folgendermaßen in das Wort: „Nein, mein Herr, die Bahn ist kein Schwindel, ich versichere Sie, es ist alles ganz naturell. Es kommen jetzt viele Reisende, die von der neuen Bahn Wunders gehört haben und nicht recht trauen und meinen, das stehe nur so in den roten Büchern; aber sie kommen Alle entzückt und überzeugt zurück, es wird Ihnen ebenso gehen, beruhigen Sie sich, es ist kein Schwindel, Alles ist ganz naturell.“ Er war aber sehr verwundert, als der Fremde mit einem schmerzlichen Lächeln entgegnete: „Bitte, Herr Oberkellner, der Schwindel ist ganz auf meiner Seite; das ist's eben, daß die Schrecknisse ganz naturell sind, meinetwegen dürften sie gemalt sein!“ Aber auch jetzt wußte der Kellner tröstende Worte zu spenden. Seiner einnehmenden Rede gelang es zuletzt wirklich, dem ängstlichen Herrn Mut einzuflößen, der denn auch sein Wagnis nicht bereute, und nachdem er im Anfange der Fahrt allerdings auffallend still sich verhalten hatte, zuletzt sich unterfing, den Kopf vorsichtig aus dem Wagenfenster zu strecken, ja sogar, als das Bedrohlichste glücklich überstanden war, in laute Worte der Bewunderung ausbrach.

Welche Summen diese Gebirgsbahn verschlungen hat, davon weiß der Staatshaushalt des Großherzogtums Baden zu erzählen. Begründet wurde sie hauptsächlich durch die

strategische Bedeutsamkeit, ja Notwendigkeit dieser Linie, sofern sie, das große Rechteck des Rheinlaufs, dessen Spitze Basel bildet, abschneidend, die kürzeste Verbindung zwischen dem Mittelrhein und dem Bodensee herstellt. Bei einem feindlichen Vorstoß von Belfort her könnte nunmehr den bedrohten Gegenden rasch und auf einem sicheren Wege Hilfe zugeführt werden. Im württembergischen Nachbarlande sah man freilich scheel zu diesem Bau; man war hier der Meinung, Baden hätte denselben Zweck auf eine viel klügere Weise erreichen können, wenn es nämlich im Kinzigthal weiter hinauffahrend über Schiltach und Schramberg gebaut hätte; die Höhe wäre auf diese Weise leichter und mit weit geringeren Kosten erreicht worden. Das ist auch nicht in Abrede zu stellen; nur war bei diesem Plane der Übelstand, daß das Städtchen Schramberg im Königreich Württemberg gelegen ist, woraus sich denn erklärt, daß Baden dieser Linie ebenso abhold, als Württemberg für dieselbe eingenommen war. So lange wir in Deutschland einer Mannigfaltigkeit von Staaten uns erfreuen, ist es ja verzeihlich, wenn diese gleich als an einem Ehrenpunkte daran festhalten, daß ihre Bahnen, wenn irgend möglich, den Übergriff in fremdes Gebiet vermeiden. Hätte doch auch Württemberg, als der Bau der oberen Neckarthalbahn geplant wurde, um ein Haar dem Rate des Herrn Moritz Mohl gefolgt, da wo der Neckar eine kurze Strecke preußisch-hohenzollernsches Gebiet durchfließt, die Bahn nicht dem natürlichen Laufe des Wassers entlang, sondern mit einem beträchtlichen Umwege über den Berg zu führen, so daß Preußen das Nachsehen und den Ärger, aber freilich Württemberg den verschwenderischen Mehraufwand einiger Millionen gehabt hätte, welche Rücksicht denn doch zu Gunsten des natürlichen Weges zuletzt den Ausschlag gab. Auf etliche Millionen nun kam es dem badischen Staate bei der neuen Schwarzwaldbahn nicht an, um so weniger als noch die Rücksicht auf die hochentwickelte Uhren- und Strohfabrikation

im Gutachthale hinzukam, die auf diese Weise nicht bloß mit dem Bahnnetze des Landes in Verbindung gebracht, sondern auch in den großen Weltverkehr geleitet wurde. Denn diese Bahn ist zugleich im Hinblicke auf die dereinstige Gotthardstraße gebaut, welche ein großes Wettlaufen unter den süddeutschen Staaten zur Folge gehabt hat. Da eilt was Hände hat, sich einzurichten, es regte sich geschäftig jeder Staat. Jeder suchte bei Zeiten dem künftigen Güterverkehr einen hilfreichen Kanal durch sein eigenes Gebiet zu bereiten, und jeder schmeichelte sich, nun im Besitz der kürzesten Linie zu sein, um die vom Gotthard kommenden Waaren weiter nach Mittel- und Norddeutschland zu schaffen. Kaum irgendwo ist in den letzten Jahren eine noch so abgelegene Zweigbahn geplant oder gebaut worden, die nicht mit dem Anspruche aufgetreten wäre, irgendwie ein Glied dieser großen Weltbahn zu sein. Wie dem nun auch sei, und ohne über die Ansprüche der wetteifernden Mächte urteilen zu wollen, so viel ist gewiß, daß der Tourist für die Erbauer der unvergleichlichen Gutachthalbahn nur die größte Hochachtung empfinden kann. Und so lange der Partikularismus ein notwendiges Übel bleibt, ist nicht abzusehen, warum wir nicht auch seine erfreulichen Wirkungen dankbar hinnehmen sollen. Wenn es wahr ist, wie die Verteidiger der Gutachbahn behaupten, daß dieselbe um 20 Proz. kostspieliger, aber um 100 Proz. reicher an landschaftlichen Schönheiten ist, als die Linie über Schramberg wäre, so hat jedenfalls der Tourist sich nicht zu beklagen.

Zu solchen Betrachtungen gewährt übrigens die Fahrt auf der Bahn selbst keine Zeit. Allzufrüh vernehmen wir, wie die mächtig schnaubende Lokomotive zu einem geregelteren Atemholen übergeht, und ist erst der 5600′ lange Tunnel von Sommerau passiert, so hat sich der Schauplatz mit einemmal verändert. Der Schwarzwald ist verschwunden, wir sind auf einer wenig anziehenden Hochebene. Das kleine

Bächlein, das zur Seite fließt, heißt Brigach und wird bald Donau heißen. Schon tauchen die sargähnlichen langgestreckten Berge der Juraformation auf, mit ihren hellschimmernden Erdrutschen. Rasch wird Villingen berührt, die alte, vieltürmige Reichsstadt, und Donaueschingen, in dessen Schloßpark ein flüchtiger Blick vergönnt ist. Die lustig flimmernden Granitstücke am Wege haben längst dem einförmigen Kalkstein Platz gemacht. Im Rücken ist an der tiefblauen Farbe noch der Schwarzwaldeinschnitt kenntlich, durch den wir heraufgekommen sind. Doch der Zug braust weiter über die Ebene und wir verlangen nach neuem Wechsel der Szene. Bei Immendingen verlassen wir die Donau, die ihren Lauf nach Nordosten nimmt, indessen wir südwärts eilen. Wieder geht es über eine kaum merkliche Wasserscheide, dann senkt sich die Bahn sanft dem Laufe der Aach entlang. Es umfängt uns ein waldiger Grund, einen Augenblick scheint die Ansicht des Schwarzwaldes wiedergekehrt. Da wird der Blick wieder frei, ein Bergkegel taucht keck aus dem gestaltlosen Wellenlande, dann noch ein Kegel, und wieder einer, und in der Ferne schließt ein duftiger Kranz von Schweizerbergen den Horizont ab: wir sind im Hegau.

Das war Labsal dem Auge. Preis den vulkanischen Kräften, welche einstmals ersahen, was dem reizlosen Lande zwischen Schwarzwald und Bodensee notthat, und ohne viel Besinnens eine Reihe von Bergklötzen aus der Tiefe schoben, damit in den mittelalterlichen Zeiten das romantische Raubrittertum hier sich angenehme, gesicherte Sitze schaffen könne, in späteren friedlichen Tagen aber das Auge des gebildeten Wanderers an der schönen Mannigfaltigkeit der Formen sich ergötze. Mit ungebundener Laune, doch mit sicherem künstlerischem Instinkt stehen sie hierhin und dorthin verteilt, ungleich an Größe und Gestalt, hier eine stolze Pyramide, dort eine mehrgipfelige Kuppe, dann wieder ein jäh aufragender trotziger Fels. Diese Berge sind alle so gestellt,

daß sie den Blick über den Bodensee nach den Alpen, und wieder rückwärts nach den dunklen Höhen des Schwarzwalds tragen; aber fast noch anziehender ist es, wie von jedem derselben sich die Reihe der nahen brüderlichen Gipfel vor Augen stellt. Jetzt auf einmal bedauern wir die Eile des Bahnzuges. Bereits sind wir an der waldigen Pyramide des Hohenhöwen vorbeigesaust, schon sind vor uns neue mit Mauerwerk gekrönte Berge in Sicht. Jetzt war Gefahr im Verzuge, es galt einen raschen Entschluß, den zu erleichtern eine wundervolle Septembersonne am Himmel stand. Als wir bis zur Station Mühlhausen am Fuße des Mägdebergs gekommen waren, hielten wir es nicht länger im Gefängnis des Wagens aus. Eilig rafften wir unsere sieben Sachen zusammen — zum Glück ein prahlerisch übertreibender Ausdruck für die Anzahl unserer Gepäckstücke — und sprangen, zur Fußwanderung entschlossen, frei und ledig, zur Mutter Erde hinab.

Vom Mädgdeberg, dessen zerschossene Mauern und öde Fensterluken gerade in die Gassen des Dorfes Mühlhausen hineinblicken, leitet ein kleiner Bergrücken zum benachbarten Hohenkrähen hinüber, der gleich dem Eckturm einer Bastion trotzig aus der Hügelwand vorspringt. Wir schlugen die angenehme Straße ein, die am Fuße dieses Bergrückens entlang zum Hohenkrähen hinüberführt. Jetzt wird man die Straße selten belebt finden, obwohl sie ungleich sicherer sich begehen läßt, als vor 400 Jahren. Denn damals ging es gar unfriedlich zwischen den beiden Burgen zu, und der Leser wird nicht mit allzuviel Gelehrsamkeit sich beschwert finden, wenn in die Landschaft, gleichsam als Staffage, hiermit einige geschichtliche Erinnerungen eingetragen werden. Der Liebhaber solcher Dinge aber, der hiervon nicht befriedigt, nach ausgiebigerer Belehrung verlangt, sei an Herrn Ottmar Schönhuth verwiesen, welcher über die Geschichten dieses Gaus, den einst nicht weniger denn 40 Ritterburgen zierten, mehrere Bücher mit Liebe und Fleiß zusammengetragen hat.

Der Mägdeberg war in alten Zeiten im Besitz des Klosters Reichenau. Die Äbte legten sich auf seiner luftigen Höhe eine Burg an, wo sie gern ihre Sommerfrische hielten. Doch hat der Berg seinen Namen nicht etwa, wie man vermuten könnte, von der Kurzweil, deren die frommen Väter hier pflegen mochten, sondern von der Kirche, welche sie hier erbauten, und die der heiligen Ursula mit ihren 11000 Jungfrauen gewidmet war. Leider geriet das Kloster, trotzdem es über die reiche Au gebot, frühzeitig in bedrängte Umstände; im 14. Jahrhundert mußte auch der Mägdeberg verpfändet und versilbert werden, und zuletzt geriet derselbe in den Besitz der Grafen von Würtemberg. Diese lagen aber mit den Reichsstädten in Fehde, und schon im Jahre 1378 fiel die Burg in die Hand der Städte und wurde von ihnen niedergebrannt. Seitdem lag der Mägdeberg öde, nur die vielbesuchte Wallfahrtskirche stand noch aufrecht. Doch hielten auch in der Folge die Würtemberger zäh an dem Besitze des Platzes fest, waren jedoch nur noch hundert Jahre im stande, denselben zu behaupten. Daß sie desselben verlustig gingen, daran trug die unruhige Nachbarschaft des Hohenkrähen die Schuld.

Das alte Geschlecht derer von Krähen war schon im 13. Jahrhundert ausgestorben und das schwer zugängliche Felsennest war darauf in den Besitz der Herren von Fridingen gelangt, deren Burg auf einem niedrigeren Hügel ostwärts gegen den Bodensee hin gelegen war. Die Fridinger zogen nicht selten ihrer Stammburg, die heute gleichfalls in Trümmern liegt, den Aufenthalt auf dem Hohenkrähen vor, zumal dieser sich ausnehmend für das Geschäft des Wegelagerns und Heckentreibens eignete. Eine große Betriebsamkeit in diesen Künsten wird insbesondere einem Herrn Wilhelm von Fridingen um die Mitte des 15. Jahrhunderts nachgerühmt, welcher z. B. Straßburger Handelsleute, die nach Schaffhausen zogen, wider alle Achtung vor den freien Eidgenossen auf deren Gebiet abfing, ein anderesmal aber auch mit einem Bäuer-

lein, das dem Bischof von Konstanz gehörte, vorlieb nahm und dasselbe in sein Burgverließ schleppte; wurden dann auch dem Fridinger zum Entgeld für solche Unthaten die umliegenden Felder verheert, so mögen damit doch mehr die unschuldigen Bauersleute abgestraft worden sein, als der Rittersmann, dem man auf seinem spöttischen Raubsitze nichts anzuhaben vermochte. Dieser selbe Wilhelm von Fridingen wurde in einen langen Handel mit dem Grafen Eberhard von Würtemberg als dem Besitzer des Mägdeberg verwickelt, und zwar wegen des Dorfes Mühlhausen, auf das beide Herren Ansprüche erhoben, und dieser Handel gestaltete sich nach dem Tode des Fridingers im Jahre 1479 zu einem förmlichen Kriege. Des Fridingers ältester Sohn Hans fiel vom Hohenkrähen aus in das genannte Dorf, zerstörte es und führte sämtliche Bewohner auf seine Burg. Herzog Eberhard bot alsbald seine Lehensleute auf, wandte sich auch um Hilfe an die Herrn und Stände des schwäbischen Kreises und errichtete inzwischen neue Befestigungswerke auf dem Mägdeberge. Nicht lange, so zog er selber mit einem Heere vor den Krähen, umlagerte ihn und hauste in der Umgegend nach Feindesbrauch. Da erhob sich zu Gunsten der bedrängten Fridinger Erzherzog Sigismund von Österreich, der als Inhaber der Grafschaft Nellenburg der Lehnsherr beider war. Sigismund hatte nämlich selbst ein Auge auf den Mägdeberg geworfen und sah es übel, daß der Graf Eberhard denselben wieder fest machte. Auf das Zusprechen des Erzherzogs zog auch wirklich Graf Eberhard mit seinem Heere wieder ab, allein er ließ auf dem Mägdeberge eine Besatzung zurück, und dies schuf dem Erzherzog um so größeren Ärger, als man bereits anfing, der Umgegend den Namen Neuwürtemberg beizulegen, und Spottlieder im Schwange waren, die geringe Achtung vor ihm verrieten. Zunächst machte er nun eine Beschwerdeschrift gegen den Grafen beim Kaiser, aber indessen der Graf seinerseits aus Tübingen eine Verteidigungsschrift

an alle Fürsten des Reichs aufsetzte, hatte der Erzherzog bereits seine Völker zusammengezogen, eilte nach dem Mägdeberge und nahm die Feste, die von der Besatzung unrühmlich verlassen wurde, ohne Schwertstreich ein. Vergebens boten nun etliche Fürsten ihre hilfreiche Vermittlung an, darunter der Markgraf von Brandenburg, welcher sagte, er wundere sich, daß man eines schlechten Bollwerks halber einen solch großen Handel anfange. Sigismund war übermütig und wollte nichts von Vermittlung hören. Den Grafen von Würtemberg aber half es nichts mehr, daß er ein Aufgebot an alle seine Vasallen und verbündeten Grafen und Herren erließ; jetzt nämlich, nachdem der Vetter glücklich im ersehnten Besitze war, gebot der Kaiser Maximilian plötzlich beiden Teilen, die Waffen niederzulegen, und auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahre 1480 mußte der Würtemberger einen Frieden unterschreiben, worin er gegen ein Schmerzensgeld von 15000 Gulden dem Erzherzog die Feste überließ.

Die Fridinger auf dem Hohenkrähen aber fuhren fort, die Gegend unsicher zu machen; ohne Scheu schleppten sie Menschen und Vieh hinauf, und auch anderen Edelleuten, die sich mit dem gleichen Gewerbe beschäftigten, räumten sie ihr Felsennest als sicheren Schlupfort ein. Das dauerte noch geraume Zeit, bis es dem Kaiser Maximilian zu arg wurde. Als einmal wieder fünf Kaufleute aus Kaufbeuren, die gen Konstanz zu Markte ritten, auf den Hohenkrähen geschleppt wurden, geriet der Kaiser in großen Zorn und gebot dem schwäbischen Bunde, vor die Burg zu ziehen und die Krähen auszunehmen. Zum Feldhauptmann wurde kein geringerer denn Georg von Frundsberg erwählt, der mit 8000 Mann und 12 großen Geschützstücken von Augsburg aufbrach, im November 1512 in Radolfzell eintraf und sich von da in einen Wald legte, um unbelästigt das Werk der Belagerung vorzubereiten. Droben auf dem Berg war nur ein kleines Häuflein von Edelleuten und Dienstmannen, und

als die Kugeln des Frundsberg einschlugen und gleich am ersten Tage die Bäckerei dergestalt zerschossen, daß das Mehl oben zum Dache hinausstob, ward es denen vom Adel nicht mehr recht geheuer. In der Nacht ließen sie sich mit Hilfe von Fußeisen heimlich am Felsen hinab und suchten das Weite. Es blieben nur noch 18 Mann gemeines Volk oben und die baten um Frieden. Auf solche Weise ward Georg Frundsberg schon nach drei Tagen Herr der unüberwindlichen Burg, die er sofort anzünden und niederbrechen ließ. Doch scheinen einzelne Teile entweder wohnbar geblieben oder wieder aufgebaut worden zu sein. Später sehen wir die Burg noch in verschiedene Hände kommen. Die Fridinger starben im Jahre 1546 aus. Abwechselnd geriet der Hohenkrähen in den Besitz der Fugger, der Herren von Bodmann, des Hauses Österreich, zuletzt — seit dem Jahre 1758 — der freiherrlichen Familie von Reischach. Seinen letzten Treff hatte er im dreißigjährigen Krieg erhalten, der überhaupt unter den Burgen des Hegau vollends aufräumte. Damals blieb allein der Hohentwiel unter seinem tapferen, vielgefeierten Kommandanten Wiederhold, dem Schrecken der Umgegend, aufrecht, und dieser selbst war es, der die Burgen der Nachbarhöhen, die Stützpunkte der kaiserlichen Heere, niederlegte. Im Jahre 1634 wurde von ihm der Hohenkrähen und der Mägdeberg eingeäschert, wie er um dieselbe Zeit auch dem Staufen, dem Hohenstoffeln, dem Hohenhöwen dasselbe Schicksal bereitete.

Wir standen jetzt am Fuße des Hohenkrähen. Er steigt von der Straße jäh als ein schmaler waldiger Kegel auf, der noch immer ansehnliche Reste der Burg trägt. In dem wilden Trümmerwerke auf der steilen Höhe lag etwas, das uns reizte. Die meisten Wanderer eilen entweder geringschätzig an dem einsamen Berge vorüber oder betrachten ihn gar nur durch eine der epheuumrankten Mauerlücken des Hohentwiel. Denn der letztere ist fleißig zur Sommerzeit

besucht, und kommt niemand, der nicht seinen Ekkehard gelesen hätte und auch einmal an den Stätten wandeln möchte, da das fromme Mönchlein aus St. Gallen und die stolze Hadewig, die feine Griechin Praxedis und der durstige Kämmerer Spazzo einstens ihr Wesen trieben. Schweigend sieht der finstere Hohenkrähen solche Lustfahrt nach dem beglückteren Nachbar, und selten kommt Einer, ihn in der Einsamkeit zu trösten. Ja es scheint wie ein unheimlicher Bann auf demselben zu liegen, seitdem der Dichter des Ekkehard die letzten heidnischen Opfer und die letzte Waldfrau auf diesen Schauplatz gesetzt hat. Unter solchen Umständen war es schier eine Anwandlung von Mitgefühl, die uns zur Besteigung des Hohenkrähen antrieb, die wir aber freilich im nächsten Augenblicke beinahe zu bereuen hatten. Eines Weges waren wir auf dieser Seite des Berges nicht ansichtig, und so versuchten wir denn erst geradezu durch den Wald emporzuklimmen. Allein der unbedachte Sturm wurde mit großer Entschiedenheit abgeschlagen, da das dichtverworrene Gebüsch nicht minder hinderlich war wie der abschüssige Fels. Das Unternehmen hatte zunächst keinen anderen Erfolg, als daß ein Dutzend Vögel und anderes Getier in großen Aufruhr gerieten und mit Geschrei sich beschwerten, daß sie unversehens und noch dazu ganz unnützer Weise aus ihrer sonst allgemein geachteten Ruhe aufgeschreckt wurden. Besser gelang es uns, als wir hierauf den waldlosen und minder steilen Berghang in Angriff nahmen, an welchen der Hohenkrähen auf der Rückseite angewachsen ist. Wir kamen ihm auf diese Weise ohne Mühe in den Nacken und genossen, als wir den Sattel erstiegen hatten, nicht bloß eine freie Aussicht nach dem Hohentwiel, der bis dahin verdeckt gewesen war, sondern wir gelangten hier auch an die Stelle, von der aus allein noch das übrige Stück des Kegels erstiegen werden konnte. Vor uns lag nämlich zunächst eine Art Vorwerk, teilweise von einer schadhaften Mauer eingefaßt,

und von da zogen sich im Zickzack die Spuren des ehemals befestigten Burgweges in die Höhe.

Es war um die Mittagszeit, kein Laut ringsum. Hoch um die Burgtrümmer kreiste vergnüglich ein Habicht. Jetzt schritten wir an einer Linde vorüber durch ein offenes, gebrechliches Hofthor. Plötzlich standen wir überrascht vor den Anzeichen menschlicher Besiedelung. Ein kleiner Knabe lief aus einer Gartenthür dem halbverfallenen Gebäude zu, das noch von dem Vorwerke übrig war. Und wie wir um die Ecke biegen, sehen wir auf der Bank vor diesem Hause einen Alten sitzen, den Strohhut tief im Gesichte, eine kurze Pfeife im Munde. Die verwetterten Züge, der weiße Schnurrbart, die stramme militärische Haltung und dabei der bescheidene Anzug sagen uns, daß wir einen würdigen Pensionisten vor uns haben, dem zum Unterhalt für seine alten Tage das mühelose Amt eines Hüters der Burgruine übertragen ist. „Hätt' ich doch nicht gedacht", rief ich lachend, „daß über diesen Steinhaufen ein Schloßvogt gesetzt wäre!" Der Alte warf uns einen seltsamen Blick zu, erwies sich aber sofort hilfreich für unsere weiteren Pläne. Er holte den Burgschlüssel, bei welcher Gelegenheit ein flüchtiger Blick in die dürftige Ausstattung des Wohnraumes gestattet war, dann hieß er den Knaben uns begleiten und ermahnte ihn, ein nützlicher Führer zu sein.

Nur wenige Worte waren gewechselt worden, aber doch that es uns fast leid, daß der Knabe und nicht der Alte mit dem verwitterten Gesicht unsern Führer machte. Indessen ging die Besteigung glücklich von statten. Der schmale Weg zieht sich steil am Felsen hin. Dieser besteht wie der Hohentwiel aus Klingstein; der eingesprengte, goldgelbe Natrolith ist aber seltener als auf dem letzteren. Spaßhaft war es anzusehen, wie der kleine Knabe mit dem ungeheuren altertümlichen Schlüssel das trümmerhafte Hauptthor anbohrte und mühsam einen gewaltigen Riegel zurückschob; es wäre leichte Mühe gewesen, auch ohne diesen offiziellen Weg in

das Innere zu bringen. Oben führte uns der Knabe gewissenhaft durch alle Räume, soweit sie zugänglich waren. Die Zerstörung ist groß, überall hat längst ein üppiges Grün zwischen den Trümmern sich eingenistet. Nach der Ostseite ist noch am meisten von den Baulichkeiten erhalten, die nicht auf den Felsen aufgesetzt, welcher zu schmal hierzu gewesen wäre, sondern um denselben herumgeführt sind. Hier befinden sich noch zwei tiefe Gewölbe übereinander, und durch die zerrissenen Fensterlücken blickt man in eine schwindelnde Tiefe. Die volle Aussicht aber gewinnt man erst auf der höchsten Felsenplatte, die, nur wenige Schritte im Umfang, über die Mauerwerke noch hinausragt. Und hier saßen wir nun geraume Zeit, bald den Hohentwiel und die anderen Hügel des Hegaus betrachtend, bald den Spiegel des Bodensees mit dem nahen Eiland der Reichenau, oder die stolzen Schweizerberge, unter welchen der Säntis vor allen, dann der Glärnisch und der Tödi das Auge an sich zogen.

Wir konnten uns von dem Anblick noch immer nicht trennen. Da unterbrach der Knabe, der uns führte, das feierliche Stillschweigen mit der Bemerkung: „Der Baron sitzt oft stundenlang hier oben.“ — Welcher Baron? — „Nun der Baron Georg.“ — Wer ist denn der Baron Georg? — Der Knabe schien außerordentlich erstaunt über unsere Unwissenheit und sagte: „Nun der Baron Georg, dem das alles gehört, der mit dem Strohhut, der drunten auf der Bank saß und den Schlüssel holte.“ Jetzt war das Erstaunen an uns. Es war uns der gröbliche, wenngleich verzeihliche Irrtum begegnet, daß wir den Erb- und Burgherrn zu Hohenkrähen, Sprossen so und so vieler Ahnen, für einen Schließer und Burgwärtel gehalten hatten. Ohne Zweifel, dachten wir, hat sich der Baron auf etliche Tage nach dem einsamen Berge zurückgezogen, um hier von niemandem belästigt und wenig bekümmert durch die ursprünglichen Einrichtungen seines Lustschlosses, einer zwanglosen Sommerfrische

zu pflegen. Wir eilten jetzt hinabzukommen, um dem Schloßherrn noch ein höfliches Kompliment wegen der sinnreichen Wahl seines Sommeraufenthalts und wegen der schönen Lage seines, wenngleich in bedauerlichen Verfall geratenen Erbsitzes vorzutragen. Als wir aber wieder die Bank vor der Steinhütte erreichten, ward uns eine neue Überraschung zu teil. Wir trafen den Baron mitten in Zurüstungen, die ein höchst erfreuliches Ergebnis versprachen. In der richtigen Ahnung, daß uns bei der Besteigung des Berges die Sonne übel zugesetzt haben möchte, hatte der menschenfreundliche Alte ein würziges, kühlendes Getränk zubereitet, wobei zwar die Gerätschaften höchst einfacher Natur und den übrigen Einrichtungen seines dermaligen Hauswesens ganz entsprechend waren, jedoch die Gediegenheit der Stoffe nichts zu wünschen übrig ließ. „Geh, Josef, trag ein paar Stühle unter die Linde vor dem Thor; im Falle Sie es nicht vorziehen — setzte er zu uns gewendet hinzu — sich behaglich im Grase auszustrecken." Eine Wahl, die, als wir der gichtbrüchigen Stühle ansichtig wurden, rasch von uns zu Gunsten des Naturlagers entschieden wurde, und in dieser Verfassung thaten wir nun dem wackeren Schloßherrn in dem ansprechenden Getränke tapfer Bescheid. Also daß er kaum nötig gehabt hätte, sich zu entschuldigen, daß er auf seinem hilflosen Sitze nicht in der Lage sich befinde, anderweitige Genüsse vor uns auszubreiten. Als wir jedoch ein Wort von angenehmer Sommerfrische oder dergleichen fallen ließen, sprach der Alte lächelnd: „Es wundert Sie, hier oben in dem alten Gemäuer eine Menschenseele zu finden, Sie werden sich noch mehr wundern, wenn Sie hören, daß ich schon seit Jahren hier lebe, Sommer und Winter, als vollständiger Einsiedler und — als Büßer, wenn Sie wollen. Das Leben kann mir nichts mehr bieten, weit liegt es hinter mir, ich habe es genossen, wie man es nur genießen kann. Aber glauben Sie mir, niemals habe ich mich so glücklich befunden, als

seit ich mich weise von den Menschen abgeschieden. Sie sehen, wie ich lebe, fast ohne Bedürfnisse, täglich kommt der kleine Knabe zu mir und bringt mir das wenige, was ich brauche, von dem Pachthofe, den Sie da unten gegen den Hohentwiel hin sehen. Zu meinen Jugendzeiten ist auf diesem Hofe ein Schloß gestanden, dessen Feste und Gelage weit und breit berühmt waren in der Gegend. Auch der blasse Prinz Louis kam vom Arenenberg zuweilen herübergeritten und wurde unter uns fröhlich und guter Dinge. Jetzt ist von dem Schlosse kein Stein mehr zu sehen. Tempi passati! Und Prinz Louis, der alte Kamerad, liegt als toter Kaiser drüben in England, und ich wandle unter den Ruinen meines Hohenkrähen, selbst eine Ruine. Verzeihen Sie — fuhr er nach einer Weile fort — daß mir solche Erinnerungen kommen. Es ist sonst nicht meine Sache und wenigstens in den Sommermonden hab ich auch gar keine Zeit dazu. Sie lächeln bei dem Gedanken, wie ich meine Zeit hinbringe; ja ich weiß selbst nicht, wie mir die Stunden und Tage verschwinden. Ich mache mir Arbeit im Gärtchen, nicht allzusorgsame, wie Sie selbst an dem Wildwachs und wuchernden Unkraut bemerkt haben, ich freue mich am Mondlicht, das sich im Bodensee spiegelt — wer kann sich daran satt sehen? Steige zuweilen auf den Berg und lese merkwürdige Steine auf, setze mich unter die Trümmer und schaue in die Landschaft; auch auf dem Hohenhöwen und auf dem Hohenstoffeln sind einst Edle aus meinem Geschlecht ansässig gewesen. Im Winter freilich, wenn das Feuer im Ofen knistert, wenn der Schnee keinen Schritt aus dem Hause verstattet, da fühle ich, was es heißt, einsam zu sein. Aber ich empfinde auch die ganze Wollust der Einsamkeit. Um keinen Preis möchte ich sie wieder eintauschen gegen das Leben unter den Menschen. Wenn ich nur daran denke, so wird mir unsäglich wohl in meinen vier Wänden; und wenn es draußen gar wettert und stürmt, so freue ich mich zwiefach meines behaglichen Asyls."

Es konnte nicht unsere Absicht sein, Betrachtungen dieser Art zu unterbrechen, wir erlaubten uns nur die schüchterne, doch wohlgesetzte Bemerkung, daß es bedauerlich sei, ein ohne Zweifel so erlauchtes Geschlecht, dessen Thaten auf den Tafeln der Chronisten stehen, eines Tages gleichsam in der Zelle eines Einsiedlers verenden zu sehen. Darauf aber entgegnete der Baron lebhaft: „Sie irren sich; der alte Stamm ist verdorrt und geht seinem Ende entgegen; nicht mehr lange, so wird der Einsiedler von Hohenkrähen zu seinen Vätern versammelt sein; aber ein lebendiger Zweig ist gerettet und grünt und mag fortgrünen, so lange der Himmel will. Sehen Sie das Dorf unten am Berge gegen Osten und den Park mit dem ansehnlichen Schlosse, dort sitzt derjenige, der längst mein Erbe geworden ist, mit Weib und Kind. Sie sind mir fremd geworden, wir sind geschieden, auf dieser Welt sehen wir uns nicht wieder. Aber eines muß ich noch sagen: wenn ich in den Chroniken lese von den elenden Händeln, in welchen die Geschlechter im Hegau ihren Zeitvertreib fanden und in denen zuletzt alle ihre Burgen gebrochen sind, und wenn ich dann denke, daß mein Sohn, auch einer aus solchem Geschlechte, vor vier Jahren den großen Krieg gegen die Franzosen mitgemacht hat, dann — Prinz Louis, mein alter Trinkkumpan, möge mir verzeihen — aber es freut mich, daß ich das habe noch erleben dürfen. Stoßen Sie an!"

Nicht ohne Absicht schien der Alte in eine allgemein patriotische Aufwallung eingelenkt zu haben; er hatte uns wenig genug von seinen eigenen Erlebnissen angedeutet, aber doch vielleicht mehr als ihm jetzt lieb war, und jedenfalls mehr als er sonst mitzuteilen die Gewohnheit hatte. Und so schien das Anklingen der Gläser zugleich eine Erinnerung zu sein, die Einsamkeit des Alten nicht länger zu stören und auf baldigen Abschied Bedacht zu nehmen. Er führte uns nach dem Hause zurück, wo wir unsere Gepäckstücke wieder auf den Rücken luden. „Glückliches Volk," sagte er noch,

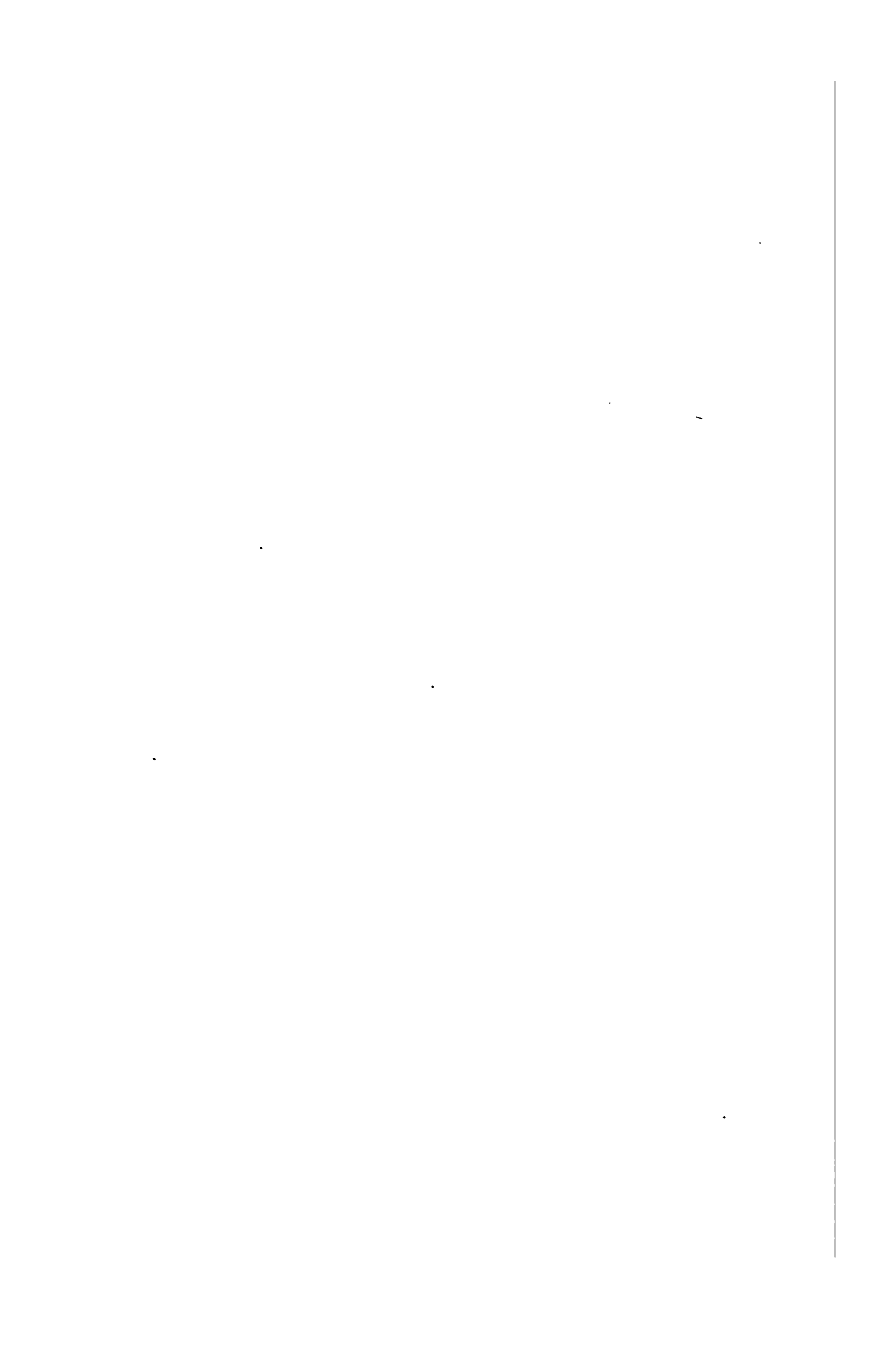
das, den Ranzen aufgeschnallt, durch die Welt dahin zieht.“ Und beim Einsiedler von Hohenkrähen, setzten wir hinzu, unvermutet Erquickung und gastliche Zwiesprache findet. Dann händigte er uns zum Andenken noch etliche seltene Felsarten ein, die er auf dem Berge gefunden. Wir aber schüttelten ihm die Hand und schritten fürbaß dem Hohentwiel entgegen.

Es war keine Zeit zu verlieren, wenn wir noch am Tage dort anlangen wollten, und wären wir vom Dunkel unvermutet überfallen worden, so hätte es uns leicht begegnen können, noch die unliebsame Bekanntschaft des gefürchteten Poppele von Hohenkrähen zu machen. Dieser Poppele ist nämlich ein entfernter Verwandter des Rübezahl im Riesengebirge, ein Spukgeist des Hegau, der den Leuten, die in sein Reich kommen, allerlei mehr oder weniger unschuldigen Schabernack anthut. Vor Zeiten waltete Herr Poppolius Maier als Burgvogt auf Hohenkrähen und war ein wilder unbändiger Geselle, der einem kühlen Trunke nicht abgeneigt war, desto mehr aber den Pfaffen. Eines Tages nun spielte er einem Äbtlein, das bei ihm einkehrte, übel mit, und dafür wurde er von diesem mittelst einer schrecklichen Beschwörung verflucht, also, daß er bald darauf kläglich am Felsen sich zu Tode fiel, auch in der Dorfkirche zu Mühlhausen christlich begraben wurde. Sein Geist aber, so lautete des Abtes Fluch, solle nicht ruhen, sondern als Kobold wandeln bis zum jüngsten Tage. Und also thut er, die lange Zeit mit allerlei kurzweiligen Dingen ausfüllend. Bald zerbricht er einem Glaser, der sich ungerechten Gewinnes erfreut, seine Ware, oder er schüttet einer armen Bauersfrau ihren Korb mit Eiern aus, doch so, daß sie mit dem bloßen Schrecken davon kommt, oder er neckt den Turmwächter zu Radolfszell, indem er, wenn eben der Wächter sich zur Ruhe niedergelegt hat, die Töne eines Posthorns nachahmt, also daß jener aufspringt und schlaftrunken die Thorriegel zurückschiebt, aber, so sehr er sich die Augen reibt, weit und breit

keines Wagens ansichtig wird. Besonders starker Laune soll er in den guten Weinjahren sein. Da sperrt er die Räder der Fuhrleute so lange, bis er durch einen kräftigen Fluch verjagt wird. Oder er führt Schwerbeladene irre, daß sie von Mitternacht bis Sonnenaufgang den Weg suchen müssen, wo er sie nicht gar über die schmale Brücke in den Bach hinabstößt. Und andere Dinge mehr, die den Thaten seines berühmteren Vetters im Riesengebirge gleichen.

Da nun der heurige Jahrgang Anspruch darauf machte, zu den gesegneteren gezählt zu werden, hatten wir doppelte Ursache, uns vor den Streichen des Kobolds in acht zu nehmen. Allein trotz unserer Vorsicht, und obwohl wir in großer Andacht aus seinem Revier geschieden waren, vermochte er doch sich nicht zu enthalten, uns wenigstens einer kleinen Aufmerksamkeit zu würdigen. Denn als wir es verschmähten, über den Pachthof hinunter die Straße nach dem Hohentwiel einzuschlagen, vielmehr das Ziel, das uns gerade gegenüber winkte, am Waldsaume hin auf kürzerem Weg zu erreichen hofften, geschah es unversehens, daß wir die Spuren eines Pfades verloren, und da das Erdreich vielfache Unebenheiten aufwies, welche von der geraden Richtung abzulenken zwangen, auch die Feldwege, auf die wir von ungefähr stießen, trügerisch in die Kreuz und die Quer führten, so war schließlich der Gewinn, den wir durch Vermeidung der Hauptstraße davon zu tragen hofften, äußerst gering anzuschlagen. Doch wurde der gastliche Hof des Hohentwiel zuletzt glücklich erreicht. Nicht lange darnach senkte sich eine prachtvolle Sternennacht über die Gegend nieder. Als wir vor das Haus unter die Linde traten, schimmerte ein Licht vom Krähen herüber. Es kam aus der Hütte des Einsiedlers, der nun heftige Rauchwolken aus seiner kurzen Pfeife ausstoßen, vielleicht auch alte vergilbte Papiere durchblättern mochte.





Von und aus Schwaben.

Geschichte, Biographie, Litteratur.

Von

Wilhelm Lang.

Drittes Heft.

Stuttgart.
Druck und Verlag von W. Kohlhammer.
1886.

Vorwort.

Dieses Vorwort zum dritten Heft benütze ich zunächst zu einigen rückgreifenden Bemerkungen.

Im ersten Heft ist unter dem Titel: „Aus Georg Kerners Sturm- und Wanderjahren“ ein Teil der Schicksale dieses Parteigängers der Revolution erzählt, wesentlich nach den ungedruckten Briefen Kerners an die Familie Breyer, die im Besitz der kgl. öff. Bibliothek zu Stuttgart sind. Ich wies darauf hin, daß Herr Dr. Adolf Wohlwill in Hamburg mit biographischen Studien über Georg Kerner beschäftigt sei, schätzbare Beiträge bereits veröffentlicht habe und ein vollständiges Lebensbild herauszugeben beabsichtige. Dieses Lebensbild Georg Kerners ist inzwischen erschienen (Hamburg und Leipzig bei L. Voß 1886). Es beruht auf der gründlichen Erforschung und Bearbeitung eines ausgebreiteten handschriftlichen Materials, das aus Archiven, Bibliotheken, wie aus privatem Besitz herbeizuschaffen war. Bisher war Justinus Kerners anziehende Darstellung im „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit“ die einzige Quelle für die Kenntnis der Schicksale seines Bruders Georg gewesen. Jetzt sind sämtliche Abschnitte dieses bewegten Lebens durch neue aus den Urkunden geschöpfte Mitteilungen erhellt. Dabei hat sich aber auch gezeigt, daß zahlreiche Angaben des Bilderbuchs vor der nachprüfenden Kritik nicht standhalten können. Wohlwill weist mit der ihm eigenen kritischen Sorgfalt eine Reihe größerer und kleinerer Irrtümer nach, die ihm meistens dadurch aufzudecken gelang, daß er die Originalpapiere, aus denen der Bruder Justinus etwas sorglos und nicht ohne Willkür arbeitete, selbst in der Hand hatte. „Völlig verwirrt“ z. B. ist im Bilderbuch der Abschnitt über den

italienischen Aufenthalt G. Kerners 1798—1799. So ist auch die Angabe unrichtig, in der ich (S. 78) dem Bilderbuch gefolgt bin, daß Kerner den General Joubert, den er so hoch stellte, zu Rom im Juli 1798 kennen gelernt habe. Den Nachweisen Wohlwills zufolge hat Justinus in dem von ihm mitgeteilten Aufsatze „An den Ufern des Anio" Bestandteile, die gar nicht zusammengehören, willkürlich aneinandergefügt. Kerner wurde mit Joubert erst gegen Ende des genannten Jahres bei einer gemeinsamen Reise auf dem Po bekannt. (Wohlwill S. 97 f.) — Ein Irrtum, für den ich allein verantwortlich bin, ist der, daß ich (S. 57) Kerners Jugendfreund Johann Gotthard Reinhold zu einem dänischen Diplomaten gemacht habe; es muß heißen: der holländische Diplomat.

Die allgemeine Charakteristik Kerners erleidet durch das nunmehr nach allen Seiten kritisch gesicherte Lebensbild wohl kaum eine Veränderung. Nur ist für die spätere Zeit zu bemerken, daß Kerner zwar als überzeugter Republikaner der Herrschaft Bonapartes den Rücken kehrte und dem Vaterland wiedergewonnen wurde, daß er aber gleichwohl der Bewunderung für den Helden des Tages sich nicht verschloß und in den Verhandlungen, die er in den Jahren 1807—1810 für Bremen führte, den Abschluß der Hansestädte an das politische System Napoleons anriet. Das Urteil über diese Franzosen gewordenen Deutschen steht natürlich jedermann frei. Aber die Mühe, die sich Wohlwill mit seiner biographischen Darstellung gegeben hat, wird niemand für vergeblich aufgewendet erachten, der historischen Sinn besitzt und das Typische in G. Kerners Lebens- und Entwicklungsgang zu würdigen versteht. Dieses Typische besteht aber darin, daß Kerner ein recht bezeichnendes Beispiel ist für den aus der kosmopolitischen Bildung des 18. Jahrhunderts hervorgegangenen Idealismus, der sich auf ein Gebiet hinaus wagt, wo ein reiner Wille, ein edles Herz und das Festhalten an abstrakten Grundsätzen nicht vor den schwersten Verirrungen bewahrte.

Aus dem Lebensgang Georg Kerners fällt auch, wie ich der Vollständigkeit halber bei dieser Gelegenheit nachtrage, Licht auf einen Brief, der im litterarischen Nachlaß von Karoline von Wolzogen veröffentlicht ist, und dessen Beziehungen bisher nicht aufgeklärt waren. Es ist der Brief des Freiherrn von Salis an Wilhelm von Wolzogen aus Chur 1. März 1794. (II, S. 399.) Der ehemalige Hauptmann der Schweizergarde in Versailles beantwortet darin eine Anfrage, die W. von Wolzogen, damals für Würtemberg mit der Führung der diplomatischen Geschäfte in Paris betraut, an ihn gerichtet hatte. Und zwar hatte Wolzogen angefragt wegen eines Freundes, Würtembergers, der sich in der Schweiz als Arzt und Geburtshelfer niederlassen wollte, an einem Ort, wo er billig und unbemerkt, möglichst gesichert gegen Nachforschungen, leben könnte. Alles trifft auf Georg Kerner zu. Es war die Zeit, da dieser von der Schreckenspartei geächtet, mehrmals schon mit dem Leben bedroht, in jener Stimmung war, die wir aus den Briefen aus Vissoux kennen. Die Absicht, nach der Schweiz zu flüchten, hat er kurz darauf wirklich ausgeführt, nicht aber seine Absicht, ganz zum ärztlichen Beruf zurückzukehren. Kerner war, obwohl acht Jahre jünger, mit Wolzogen von der Karlsschule her befreundet.

Zu dem Aufsatz in dem vorliegenden Heft: „Für und wider die Revolution" ist gleichfalls vor allem wieder Adolf Wohlwill zu nennen, der in seiner Schrift „Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben" (Hamburg 1875) erstmals die politische Litteratur Schwabens vom Ende des vorigen Jahrhunderts sorgfältig durchforscht und die Ergebnisse in einem gedrängten Umriß zusammengestellt hat, welcher die Grundlage oder der Leidfaden für alle einschlägigen Studien bleiben wird. Ich habe mich darauf beschränkt, die Wirkungen zu schildern, welche die Ereignisse der französischen Umwälzung auf die öffentliche Meinung in Schwaben ausgeübt haben, hielt es aber für zweckmäßig, anstatt bloß die Ergebnisse kurz zu-

sammenzufassen, den zeitgenössischen Stimmen selber das Wort zu geben, auch auf die Gefahr hin, dadurch etwas breit zu werden. Es könnte vielleicht überflüssig erscheinen, Stellen aus Schubarts Chronik, aus Wielands Teutschem Merkur, aus Posselts Annalen u. s. w. wörtlich anzuführen. Allein wenn man die Denkart der Schriftsteller in wenigen Strichen charakterisieren will, ohne sie selbst zum Wort kommen zu lassen, so ist eine subjektive Färbung, ist die Einmischung eines Urteils fast unvermeidlich. Man sieht dies an der Art, wie Strauß, und wie neuerdings G. Hauff Schubarts Verhalten zur Revolution gezeichnet haben. Der Leser kann sich nicht wohl eine zutreffende Vorstellung machen, wenn ihm nicht Proben vorgelegt werden. Eigenes Urteil sollte so wenig als möglich eingemengt werden. Ich habe das Zeitalter durch die Worte seiner Schriftsteller sich selbst schildern lassen. In einigen Punkten berührt sich diese Abhandlung mit den früheren über G. Kerner und über die auswärtige Politik der würtembergischen Stände. Doch habe ich Wiederholungen zu vermeiden gesucht. Daß auch die Stimmen von Schwaben, die außerhalb Landes lebten, berücksichtigt wurden, wird keiner Rechtfertigung bedürfen. Und so mochte es auch erlaubt sein, den Briefwechsel zwischen Karl Friedrich Reinhard und August Hennings in diesen Zusammenhang zu stellen. Ich verdanke es ebenfalls der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. A. Wohlwill, auf diese Briefe hingewiesen worden zu sein, die in der Stadtbibliothek zu Hamburg aufbewahrt sind. Der Vorstand dieser Bücherei, Herr Prof. Dr. Eyssenhardt hat mir in entgegenkommendster Weise die Benützung derselben verstattet, wofür ihm auch an dieser Stelle herzlicher Dank gesagt sein soll.

Stuttgart, im Juli 1886.

W. Lang.

Inhalt.

Baur und Strauß.

1874.

Im Jahre 1830 beging die Universität Tübingen die dritte Jubelfeier der Übergabe des Augsburger Bekenntnisses. Das Programm war von einer Umständlichkeit und Reichhaltigkeit, wie man es an einem solchen Ehrentage des Protestantismus erwarten konnte. Es fehlte nicht an einer Festrede in der großen Aula; das Stift, die Pflanzschule der württembergischen Geistlichkeit, hatte seine besonderen Feierlichkeiten; die kleine Kirche in dem hochgelegenen alten Pfalzgrafenschlosse, die damals, wie heute noch, den Übungen des evangelischen Predigerseminars diente, war ebenso wie die ehrwürdige, damals noch flachgedeckte St. Georgenkirche, welche allsonntäglich die Gemeinde versammelt, die Stätte eines feierlichen Gedächtnisakts. Damit auch die Muse nicht fehle, hatte ein Zögling des Stifts, der nachmals als Mitglied der schwäbischen Dichterschule bekannt wurde, einen poetischen Beitrag zur Feier des denkwürdigen Ereignisses gestellt.

Ein anderer Kandidat der Theologie, der Primus des Stifts, hielt am Haupttage der Feier, am 24. Juni, die Festpredigt in der genannten Schloßkirche; ein zarter, aufgeschossener Jüngling mit braunen, leuchtenden Augen. Offenbar war es ihm heute darum zu thun, für den Glauben, den er demnächst der Gemeinde verkündigen sollte, ein lautes

Zeugnis im Namen der Mitschüler abzulegen. Derselbe Jüngling war nicht lange zuvor, angelockt durch den Wunderruf des Geisterhauses zu Weinsberg, bei Justinus Kerner gewesen, und hatte mit dem um 22 Jahre älteren Dichter in den romantischen Zaubergärten, mit der Seherin von Prevorst in den grundlosen Tiefen der Mystik und des Somnambulismus geschwärmt. Als den wissensdurstigen Jünger der Geisterseher zum erstenmal mit der Wunderfrau in Rapport setzte, überkam denselben ein unnennbares Gefühl, von dem er später selbst mit den Worten sich Rechenschaft gab: „ich erinnere mich keines gleichen Augenblicks in meinem Leben; fest überzeugt, daß, sobald ich meine Hand in die ihrige legte, mein ganzes Denken und Wesen offen vor ihr daliegen würde, kein Rückhalt, keine Ausflucht mehr, wenn etwas in mir wäre, das ich zu verbergen Grund hätte: es war, wie wenn man mir das Brett unter den Füßen wegzöge und ich ins Bodenlose versänke, als ich ihr die Hand gab". Übrigens bestand er die Probe gut. Sie rühmte den Glauben des Jünglings, und auf seine Frage, was das Eigentümliche seines Glaubens sei, gab sie zur Antwort: daß er nie zum Unglauben werden könne.

Diesem Ausspruch der Seherin machte nun der Redner in der Schloßkirche alle Ehre. Er predigte über die Worte des Herrn: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht". In kräftigen Sätzen legte er seinen Zuhörern die Unvergänglichkeit der Herrenworte ans Herz. „Was aber", rief er aus, „was war die echte Lehre Jesu, was der Fels, auf welchen Luther und die Seinigen sich so fest stützten, und an welchem sie unerbittlich zugleich alles Menschenwerk zerschmetterten? Die heilige Schrift war es! in ihr finden wir die Worte des Herrn und derer, die aus seinem Geiste geredet haben, und dies sind die Worte, welche nie vergehen ... Das ist aber besonders in unsern Tagen wohl zu beherzigen, da von so manchen Seiten die Weisheit

dieser Welt ihre Flitter als Gold, ihr Glas als Edelsteine in den Bau des christlichen Glaubens einschieben möchte; es ist von uns zu bedenken, meine Alters- und Berufsgenossen, daß wir nicht unsere Hände entweihen durch Teilnahme an so sträflichem Geschäft; es ist von der ganzen Gemeinde zu bedenken, daß sie nicht statt eines reinen göttlichen Tranks nach gefälschtem greife, welcher betäubt, statt Kraft zu geben."

Der Jüngling, welcher so laut für das Wort des Herrn zeugte und ein gewaltiger Prediger vor dem Herrn zu werden versprach, war der Sohn eines Kaufmanns zu Ludwigsburg und hieß David Friedrich Strauß.

Niemand konnte damals ahnen, welches Ärgernis nach wenigen Jahren der Kirche von diesem Namen kommen werde. Der Kandidat wußte sich offenbar vom Zweifel unberührt. Wenn wir freilich heute jene Kanzelrede peinlich durchsuchen, um vielleicht doch Spuren zu begegnen, welche auf die künftige Entwicklung des gläubigen Predigtamtskandidaten deuten, so fehlt es nicht ganz an Stellen, welche einem argwöhnischen Gemüt schon damals einigen Anstoß hätten geben können. Nach den eben angeführten Worten fuhr der Redner fort: „Wenn wir aber vor allem jene Frechheit und Leichtfertigkeit in Einmischung von menschlichem Witz unter die göttliche Wahrheit zu fliehen haben: so wollen wir doch auf der anderen Seite nicht in jene Ängstlichkeit verfallen, welche in unseren Tagen manche ergriffen hat, die jede Lehre fürchten und verwerfen, welche ihnen nicht mit ebenso vielen Worten in den heiligen Büchern aufgezeigt werden kann. Als der Herr mit seinen Jüngern von dem Tröster sprach, der sie in alle Wahrheit leiten werde, da verhieß er ihnen nicht einen Buchstaben, sondern den Geist, der ihn in ihnen verklären sollte." Und fast noch bezeichnender erscheint uns heute folgende Stelle: „Alles, was in der evangelischen Kirche gelehrt wird, erhält seine Geltung nicht durch Alter oder Ansehen eines menschlichen Lehrers, sondern allein dadurch, daß

es als reiner Nachhall sich erweist von den göttlichen Worten der heiligen Schrift. Doch auch ob es dieses sei, kann nicht auf geistlose Weise, durch bloßes Nebeneinanderstellen der Worte erkannt werden: der Geistige nur mag Geistiges beurteilen, er wird unter den verschiedensten Worten oft denselben Geist, sowie in gleichen Worten oft ganz verschiedene Geister erkennen." Die letzten Worte, wie scheinbar unverfänglich immer, verraten uns mit einemmal den wirklichen Zustand, in welchem damals der wahrheitsuchende Jüngling sich befand. Es giebt Lehren, die nach den Worten ganz anders lauten, die aber gleichwohl dasselbe sind, wie das Wort Gottes — das ist die Formel, mit welcher Strauß in jener Übergangszeit zwischen Glauben und Wissenschaft sich zurecht fand und den leise aufdämmernden Zwiespalt sich selber verdeckte. Er hatte allerdings an den Brüsten der „Weisheit dieser Welt" in vollen Zügen gesogen, aber was sie ihm darbot, erschien ihm eben nicht als „Einmischung von menschlichem Witz in die göttliche Wahrheit", wie er im Stil der romantischen Schule eifert, sondern es erschien ihm nur als ein anderes Gewand der göttlichen Wahrheit selbst. Er war in eine Periode der Gärung eingetreten, ohne noch selbst zu ahnen, was aus derselben hervorgehen werde. Durch die Zweifel hindurch, welche die Schleiermachersche Kritik in ihm geweckt hatte, war er eben im Begriff, in das Hegelsche System sich zu versenken, welches diese Zweifel wieder beruhigte, aber freilich auf eine Weise beruhigte, die den baldigen gänzlichen Bruch im Schoße trug. Doch für jetzt schickte er sich in voller Freudigkeit an, dem geistlichen Beruf, den er mit freiem Willen ergriffen hatte, praktisch zu dienen; mit gutem Gewissen predigte er das Evangelium, während er sich gleichzeitig mehr und mehr der Hegelschen Philosophie ergab: er wußte, daß Religion und Philosophie denselben Inhalt haben, jene in Form der Vorstellung, diese in Form des Begriffs. In diesem Be-

wußtsein sah er kein Arg darin, der Gemeinde in ihrer Sprache vorzutragen, was er in seinem Sinne verstand. Er konnte dabei zugleich hoffen, bei vorsichtiger Behandlung die Gemeinde allmählich wenigstens in die Nähe seines freieren und reiferen Standpunktes zu erheben. Aber freilich Strauß war nicht der Mann, sich auf die Länge bei dieser künstlichen Auskunft zu beruhigen. Das Bedürfnis geistiger Klarheit ließ ihn nicht bei einem Abkommen verweilen, das ihm je länger je mehr eine Zweideutigkeit gegenüber der Gemeinde und noch mehr gegen sich selbst erschienen wäre. Aus der Hegelschen Spekulation zog er bald ganz andere Folgen, als die unmittelbaren Schüler des Meisters. Fünf Jahre nach jener Predigt ging aus einer der kleinen Repetentenstuben des Stifts das geharnischte Werk hervor, das eine Umwälzung in der Theologie wie in der Philosophie hervorbrachte, und abermals nach fünf Jahren war die Glaubenslehre geschrieben, deren Verfasser erklärte, daß ein Philosoph nicht mehr Theolog, ein Hegelianer nicht mehr Geistlicher sein könne.

Noch eine andere, später hochgefeierte Berühmtheit finden wir unter den damaligen Rednern beim Jubiläum des Augsburger Bekenntnisses. Auch dem ordentlichen Professor der Kirchengeschichte Dr. Ferdinand Christian Baur war seine Rolle zugewiesen, und zwar hatte er als erster Frühprediger an der St. Georgenkirche der Gemeinde die Bedeutung des Festes auseinanderzulegen. Er sprach „über die heilige und hohe Bedeutung, mit welcher in dem evangelischen Christen das Bewußtsein sich ausspricht, ein Christ zu sein“; und schon dieses Thema verrät, daß es Schleiermachersche Gedanken und Ausdrücke waren, in welchen dieser Redner sich bewegte, dessen Name damals, obwohl er um 16 Jahre älter war, fast noch so unbekannt war, als der des jungen Strauß, ja später erst als der des frühreifen Schülers der Welt bekannt werden sollte. Von dem, was man positives Christentum zu nennen pflegt, ist in Baurs Rede viel weniger anzu-

treffen, als in derjenigen von Strauß; dafür ist sie von einer gewissen mäßigen religiösen Wärme durchdrungen, die unverändert zeitlebens ausgehalten hat, während die lodernde Flamme des Straußschen Bekenntniseifers bald sich in sich selbst verzehren sollte. In der That hat Baur, auch als seine großen Untersuchungen über das Urchristentum längst ans Tageslicht getreten waren, nicht aufgehört, als erster Frühprediger seines Amtes zu walten. Es waren geistreiche, gediegene, freilich etwas trockene und farblose Reden, die aber von reiferen Geistern gern gehört wurden. Wie gesagt, nach Schleiermacherschem Vorbild gearbeitet, spannen sie mit dialektischer Kunst die Folge der Gedanken aus der Schriftstelle oder vielmehr aus dem Thema heraus, doch so, daß bei besonderen Anlässen die Wärme der Überzeugung durch die Sprödigkeit der Form siegreich durchzudringen vermochte. Erst im beginnenden Alter ließ er sich von einem Amte entbinden, in welchem freilich der Schwerpunkt seiner eigentümlichen Begabung keineswegs gelegen war. Bis dahin hatte er als Kanzelredner ausgehalten, auch als Strauß längst seinen Femspruch über die Philosophen gethan hatte, die zugleich Diener des Evangeliums zu sein fortfuhren. Merkwürdig — jener peinliche Zwiespalt, aus welchem Strauß durch einen Sprung sich herausrettete, ist für Baurs religiöses Gemüt gar nicht vorhanden gewesen.

Beide Männer in ihrer Eigentümlichkeit und zugleich in der Wechselwirkung ihrer Lebensarbeit sich vorzustellen, gewährt einen eigenen Reiz. Bei der größten Verwandtschaft bildeten sie zugleich den merkwürdigsten Gegensatz. Der eine der Schüler des anderen, aber in rasch gereifter Selbständigkeit dem Meister weit voraneilend, und dann doch wieder dessen Arbeit voll Anerkennung in sich aufnehmend; der Meister durch den Schüler wesentlich gefördert und seinerseits ihn wieder überholend; beide sich wechselseitig anregend und doch verharrend in der geschlossenen Eigentümlichkeit ihres Wesens

— so bieten sie das Schauspiel eines wohl einzigartigen Verhältnisses in der Wissenschaft dar. Beider Forschungen bewegen sich auf dem gleichen Gebiete, doch so, daß jeder einen anderen Ausgangspunkt nimmt und jeder ein besonderes Feld sich wählt und anbaut. Schon der Umstand, daß unter den zahlreichen Bildnissen, welche Strauß dem Andenken näher und entfernter stehender Landsleute gewidmet hat, dasjenige von Baur sich nicht befindet, weist auf einen tieferen Gegensatz, der zwischen beiden war, und doch bildet der eine die Ergänzung zum andern und die Geschichte wird die beiden Tübinger zusammen nennen, von welchen ein gewaltigerer Umschwung der theologischen Wissenschaft datiert, als er von Schleiermacher ausging, auf dessen Schultern sie stehen.

Von der Art, wie Baur auf dem Lehrstuhle vortrug, kann man sich aus seinen Schriften nur eine unzureichende Vorstellung machen, obwohl nach seinem Tode ein Teil derselben nach den Vorlesungsheften herausgegeben wurde. Demjenigen, der sie selber angehört hat, ruft das gedruckte Wort zugleich die Persönlichkeit des Vortragenden in die Erinnerung zurück, und wie ganz anders wirkte doch damals das gesprochene Wort, als heute das gedruckte zu thun vermag! Es ist freilich nicht leicht klar zu machen, worin die seltene Anziehungskraft des Baurschen Vortrags bestand. Er war durchaus schlicht und anspruchslos; nichts von absichtlicher Kunst; jeder rednerische Schmuck, auch der erlaubteste, blieb ferne, es war ganz nur die Sache selbst, die sich Gehör erzwang. Der Vortrag getraute sich nicht, von dem geschriebenen Hefte sich zu entfernen, und die einförmige, mit mäßig erhobener deutlicher Stimme fortgesponnene Rede war von ebenso einförmiger Bewegung des linken Arms begleitet, die an den Takt eines Ruderschiffes erinnern konnte. Und dennoch lag in diesem kunstlosen Vortrag eine begeisternde Kraft, ein Zauber, der Allen unvergeßlich ist, und der auch diejenigen festhielt, welche schon damals nur mit innerem Widerstreben

den Lehrer auf seinen kühnen kritischen Feldzügen begleiteten. Dem Eindruck konnte sich keiner verschließen, daß nicht ein Wort aus diesem Munde kam, das nicht der Ausdruck innerster wohlerworbener Überzeugung, das Ergebnis gewissenhaftesten Suchens der Wahrheit war. Der Ernst einer gewaltigen, ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit zog die Lernbegierigen mächtig an, prägte sich ihnen fürs Leben ein und erzwang auch die Achtung der Widerwilligen. Und zuweilen, wenn auch selten, geschah es nun doch, daß die Rede wärmer wurde, die Stimme sich hob und der trockene Vortrag durch eine ironische Wendung, die gleichfalls trocken vorgetragen doppelt wirksam war, unterbrochen wurde, oder daß mit einemmal eine tiefere persönliche Erregung unwillkürlich sich verriet. Das waren dann die schönsten bedeutendsten Momente in Baurs Vorlesungen, und ein solcher war es, wenn er auf das Leben Jesu von Strauß zu reden kam.

Sie ist mir noch heute aufs lebendigste gegenwärtig, jene Stunde, in welcher die Vorlesung über neueste Kirchengeschichte an das vielberufene Buch gelangte. Wir wußten, daß heute Baur über Strauß reden werde, und standen schon vor Beginn der Vorlesung in höher gespannter Erwartung als sonst vor dem „Repetentengang“, der halb einer fliegenden Arche Noä, halb einer Zugbrücke ähnlich von dem kastellartigen Stiftsbau über den tiefen Graben nach der sonnigen Neckarhalde hinüberführte. Vor diesem Gange, der inzwischen auch der alles benagenden Zeit zum Opfer gefallen und heute durch eine moderne, zierlichere, doch minder würdige Eisenbrücke ersetzt ist, standen wir, bis wir von der nahegelegenen „Hölle“ — so nannte man Baurs Amtswohnung — die ehrwürdige Gestalt sich herbewegen sahen, hoch und mächtig aufgebaut, doch schon vom Alter etwas gebeugt, die Haare weiß, aber noch in dichten Locken die feingebildete Stirn einfassend. So schritt er langsam dem Gange zu, durch den er in den Hörsaal gelangte. Und als er nun hier anhub zu schildern,

wie der jugendliche Strauß aus einer bescheidenen Stube eben dieses Stiftsbaues heraus in das morsche Gebäude der Orthodoxie den zündenden Funken warf, durch welchen der schon lange zusammengehäufte Brennstoff in lichterlohe Flammen geriet, wie er eine Vorstellung von der Wirkung dieses Buchs zu geben versuchte, von der leidenschaftlichen Bewegung, die dasselbe hervorrief, da fühlte man, wie er selbst in der Erinnerung an jene Zeit sich verjüngte. Die Stimme hob sich, selbst die unveränderliche Armbewegung wurde lebendiger, und das Auge schweifte heller glänzend und wie verständnissuchend über die dichten Zuhörerreihen hin. Man empfand: Baur war nicht bloß von der Erinnerung an den geschichtlich denkwürdigen Moment erregt; er verriet, daß dieser Moment für ihn selbst und seine Studien von eingreifender Bedeutung gewesen war.

Baur sah das Leben Jesu unter seinen Augen werden, er stand mit dem Verfasser desselben in freundschaftlichem Verkehr; waren ja doch die persönlichen Beziehungen beider schon von längerer Dauer. Seit dem Jahr 1817 war Baur Professor an dem niederen Seminar zu Blaubeuren, und im Jahr 1821 trat diejenige Promotion, d. h. Altersklasse, daselbst ein, welcher Strauß angehörte. Der Unterricht in diesen Lehranstalten ist ein vorzugsweise klassischer. Baur selbst trug die griechischen und römischen Prosaiker, Livius, Tacitus, Thukydides, dazu alte Geschichte und Mythologie, später noch Platon vor. Der Lehrer, der an sich selbst die höchsten Anforderungen stellte, mutete auch seinen jungen Schülern nicht wenig zu: es war, wie Strauß sagt, in seinem Unterricht des Geistes zu viel, des Buchstabens zu wenig. Die fähigeren Köpfe aber empfingen davon die fruchtbarsten Anregungen, auf geist- und geschmackvolle Weise wurden sie in die Kenntnis des Altertums eingeführt, sie nahmen Teil an den Entdeckungsreisen, die Baur in jener Periode auf dem Feld der vergleichenden Mythologie und der geschichtlichen Kritik unter-

nahm, und der wissenschaftliche Charakter des Meisters blieb für sie ohnedem zeitlebens ein verehrtes Vorbild. Im Herbst 1825 siedelte die Straußsche Promotion in das höhere Seminar zu Tübingen über, und es war für sie, die an den seitherigen Lehrern der Hochschule wenig Geschmack fand, ein Glück und eine Herzensfreude zugleich, daß schon im folgenden Jahre Baur und sein Blaubeurer Kollege Kern nach Tübingen berufen wurden, wo sie entschlossen das Banner der Schleiermacherschen Theologie aufpflanzend der theologischen Fakultät sofort einen neuen Geist einhauchten. Die nächsten Jahre brachte Baur damit zu, mit riesigem Fleiß sich in die beiden Hauptfächer seines Lehramts einzuarbeiten, die Kirchen- und die Dogmengeschichte. Aber außer diesen beiden Vorlesungen und der Symbolik hörte Strauß bei Baur noch solche über die Apostelgeschichte und über die Korintherbriefe, und in diesen exegetischen Übungen war es, wo Baur zum erstenmal, wenn auch noch behutsam, weil selber langsam vorschreitend, die Umrisse einer neuen Ansicht über das apostolische Zeitalter durchblicken oder doch die Ahnung einer neuen kritischen Methode in seinen Schülern aufdämmern ließ. Damals zog er die ersten Linien zum Behuf einer regelmäßigen Belagerung, war aber freilich noch weit von der Verwegenheit entfernt, mit welcher Strauß wenige Jahre später mit einer Handvoll Kerntruppen einen Sturm auf die Mauern Zions unternahm.

Dieses Bild, von Strauß selber gebraucht, kennzeichnet treffend den Unterschied der beiden Kritiker und läßt zugleich ahnen, wie sehr sie sich in die Hände arbeiten und eines Tages einander ergänzen werden. Aber auch die Unabhängigkeit des einen vom andern liegt darin ausgesprochen. Mit Recht hat Baur stets nachdrücklich betont, daß er zu seinen Forschungen nicht erst durch das Leben Jesu angeregt wurde, daß er vielmehr „lange vor Strauß“ und an einem ganz anderen Punkt seine Untersuchungen begonnen hatte. Zunächst das Studium der Korintherbriefe hatte ihm die Überzeugung

aufgedrängt, daß das Verhältnis des Apostels Paulus zu den älteren Aposteln keineswegs das einer ungetrübten Eintracht war, wie man bis dahin sich vorgestellt hatte, daß vielmehr ein Gegensatz des heidenchristlichen und des judenchristlichen Elements vorhanden war, welcher schon dem Apostel Paulus persönlich das Leben sauer machte, der dann auf die Bildung der Petrussage und auf die Abfassung der Apostelgeschichte einen wesentlichen Einfluß hatte, der noch das ganze nachapostolische Zeitalter beherrschte, und dessen allmähliche Abschleifung und endlichen Ausgleich wir noch in den einzelnen kanonischen sowohl wie nichtkanonischen Schriften des zweiten Jahrhunderts, welche die verschiedenen Stadien dieses Vermittlungsprozesses bezeichnen, verfolgen können. Im Jahr 1831 hat Baur die grundlegende Abhandlung veröffentlicht: „Die Christuspartei in der korinthischen Gemeinde, der Gegensatz des paulinischen und des petrinischen Christentums, der Apostel Petrus in Rom.“ Gleichzeitig mit Strauß' Leben Jesu erschien dann von Baur die Schrift über die Pastoralbriefe, worin der nichtpaulinische, spätere Ursprung dieser Briefe nachgewiesen ist, und hieran reihten sich die weiteren Untersuchungen, welche auch die Echtheit der anderen paulinischen Briefe — mit Ausnahme der 4 Hauptbriefe — in Frage stellten. Alle diese bisherigen Untersuchungen sind dann in das zusammenfassende Werk über den Apostel Paulus aufgenommen, das 1845 erschien, — „das Resultat von Forschungen, welche mich ganz unabhängig von der Straußschen Kritik auf diesen Standpunkt gestellt haben“.

Aber die gleiche Unabhängigkeit durfte Strauß für sich in Anspruch nehmen; sie liegt im Grunde schon darin, daß Baur seine Arbeit so scharf von der des ehmaligen Schülers scheidet. Welchen mittelbaren Anteil am Leben Jesu Baur sich selbst zuerkennen mochte, hat er stillschweigend zu verstehen gegeben, wenn er in seinen Vorlesungen über neueste Kirchengeschichte sagt: „Man sieht es gewöhnlich als ein Erzeugnis

der Hegelschen Schule an. Allein den kritischen Geist, aus welchem das Werk hervorging, hatte Strauß nicht aus der Hegelschen Schule, die schon lange existierte, ohne ein kritisches Element dieser Art aus sich zu entwickeln." Diesen kritischen Geist hatte Strauß in der Schule Schleiermachers sich zu eigen gemacht, und in derjenigen Baurs, welcher soeben angefangen hatte, die kritische Methode aus der Altertumswissenschaft in die Theologie zu übertragen. Eben in jener Zeit war es, daß Baur seine religionsphilosophischen und dogmengeschichtlichen Untersuchungen auch auf Schleiermacher und Hegel ausdehnte; seine Gnosis erschien ebenfalls im Jahr 1835, und in diesem Werke findet sich eine eingehende Kritik von Schleiermachers Christuslehre, worin zwischen dem urbildlichen und dem geschichtlichen Christus streng unterschieden und ausgeführt wird, daß die Urbildlichkeit eine religionsphilosophische Idee, keineswegs aber eine geschichtlich erweisbare Thatsache sei. Hier ist in der That der nächste und genau gleichzeitige Berührungspunkt mit Strauß, dessen Schlußabhandlung zum Leben Jesu um dasselbe Problem sich dreht. Allein dies wenige ist nun auch alles, was als eine Anregung von dieser Seite sich bei Strauß wird nachweisen lassen. Je genauer man der Entstehungsgeschichte des Lebens Jesu nachzugehen versucht, um so mehr drängt sich die Wahrnehmung auf, daß hier eine geniale That vorliegt, schöpferisch nach Entschluß und Ausführung; mit einemmale ist sie da, gerade wie ein ursprüngliches Kunstwerk.

Oft genug hat man wiederholt, das Leben Jesu habe nichts wesentlich Neues gehabt: es sei, wie Baur sagt, „durch die Notwendigkeit der Sache selbst hervorgerufen worden". In gewissem Sinne ist das richtig. Strauß selbst hat die Berechtigung seines kritischen Verfahrens darein gesetzt, daß er nicht einem Einfall von heute, sondern dem vielhundertjährigen Gang der Sache selbst folgte. Es ist zu viel gesagt, wenn man Strauß einen Entdecker nennt. Den Mythusbegriff hat er nicht ent-

deckt, und er ist nicht einmal der erste gewesen, der diesen Begriff auf die Erklärung des neuen Testaments anwandte. Gewissenhaft hat er in der Einleitung zu dem berühmten Buche Rechenschaft abgelegt von dem Stande der Wissenschaft, den er vorfand, von der Vorarbeit, die er selbst nun zu vollenden sich anschickte. Denn die Vorgänger, so zeigt er, haben den Begriff des Mythus nicht rein gefaßt und nicht umfassend genug angewandt. Allein gerade darauf kam es an: nicht, wie bisher willkürlich, nach Auswahl, da und dort mit diesem Begriff die Erklärung der neutestamentlichen Geschichten zu unternehmen, sondern die wissenschaftliche Konsequenz aus diesem von anderen vor ihm gefundenen Standpunkt zu ziehen. Und indem Strauß dieses that, erschien sein Verfahren allerdings wie ein unerhört Neues, es wirkte, wie nur je eine überraschende Entdeckung gewirkt hat. Die Erklärung der heiligen Geschichte sah sich mit einem Rucke auf einen neuen Boden gestellt. Die Wissenschaft nach ihm hat ein völlig anderes Gesicht als diejenige vor ihm.

Für Baur war das Buch keine Überraschung; er hatte wie er selbst sagt, „mit dem Verfasser oft genug darüber gesprochen", und man darf wohl vermuten, daß diese Gespräche vorzugsweise eben um jenen religionsphilosophischen Punkt sich gedreht haben. Allein bezeichnenderweise fährt dann Baur fort: „Ich hätte ebensowenig für als gegen dasselbe auftreten können, da mir damals die dazu nötigen tieferen Studien noch fehlten. Erst nachdem ich das johanneische Evangelium zum Gegenstand von Vorlesungen gemacht hatte, sah ich mich in der Lage, eine neue selbständige Stellung in Hinsicht der evangelischen Geschichte einzunehmen." Mit anderen Worten: Baur blieb der Bewegung, die sich an das Buch anschloß, vollständig fern, er ließ sich durch dieselbe in keiner Weise stören im Verfolg der Studien, die er selbständig begonnen hatte und die er unbekümmert um den Lärm, der sich über das Leben Jesu erhob, ruhig weiterführte. Nur in Einem ist

die Wirkung, die er selbst vom Leben Jesu empfing, unwidersprechlich, wenn er auch ihrer vielleicht nicht vollständig bewußt war. Wenn er immer kühner und freier in seinen Forschungen und in seinem Verhalten zu den Büchern des Kanons wurde, so lag dies zum Teil allerdings schon im Gang seiner langsam reifenden Forschungen selbst, aber es lag doch auch darin, daß das Leben Jesu wie ein gewaltiger Mauerbrecher gewirkt hatte in der Umwallung, die er nach wie vor regelrecht zu belagern fortfuhr. Nach dem Vorgang von Strauß durfte die Kritik gegenüber der Schrift sich freier fühlen, und that es unwillkürlich. Insofern darf gesagt werden, daß die negative Arbeit von Strauß dem positiv geschichtlichen Werk der Tübinger Schule auch ihrerseits hilfreich den Weg gebahnt hat.

Allein Baur hatte nun doch eine ganz bestimmte und zwar amtliche Veranlassung, zum Leben Jesu Stellung zu nehmen. Er war Mitglied des Inspektorats über das evangelische Seminar, und kaum war der erste Band des Lebens Jesu erschienen, so lief bei demselben ein Erlaß des k. Studienrats in Stuttgart ein, worin die Ansicht ausgesprochen war, daß der Verfasser eines Buches, das die geschichtliche Stellung des Christentums untergrabe, nicht geeignet sei, die theologischen Studien der künftigen Religionslehrer des Volks zu leiten und zu beaufsichtigen. Dieser Anstoß — so war in dem merkwürdigen vom Direktor Flatt unterzeichneten Erlaß weiter zu lesen — „lasse sich nicht hinwegräumen, wenngleich der Inhalt der Schrift selbst, welcher abgesehen von ihrer Tendenz in der That unter der Erwartung stehe, wozu die Talente und Kenntnisse des Verfassers zu berechtigen schienen, so beschaffen sei, daß es keinem wahrheitliebenden und wahrheitsuchenden Seminaristen schwer werden könne, seine besseren Ansichten und Überzeugungen gegenüber von den unhaltbaren, oft beinahe aus der Luft gegriffenen Ideen dieser Schrift zu sichern und festzuhalten.“ Die Stellung Baurs zu dem Falle, der natürlich ungeheures Aufsehen machte, war um so schwieriger,

als der Verdacht einer gewissen Mitschuld nahe lag. Mit seiner freisinnigen Ansicht, welche die wissenschaftliche Berechtigung des Straußschen Buches unumwunden anerkannte, stand er unter den Mitgliedern des Inspektorats allein; trotzdem machte er sie nachdrücklich geltend, und so gestaltete sich der Bericht des Inspektorats vom 20. Juni 1835 zu einem Kompromiß, dessen Fassung deutlich verriet, daß weit auseinander liegende Ansichten mit Mühe in dieser Fassung zusammengebracht worden waren. Doch empfahl das Gutachten, wie Baur später erzählt[1]), auch in seinem strengeren Sinne genommen, Vorsicht und Schonung.

Auch Strauß selbst war vom Studienrat zu einer Erklärung aufgefordert worden. In seiner Antwort setzte er auseinander, wie das angefochtene Werk nicht aus jugendlicher Übereilung, sondern aus der begriffenen Notwendigkeit des Entwicklungsgangs der Theologie in unserer Zeit hervorgegangen sei; er zeigte, wie eine so wesentliche Richtung der jetzigen Theologie an einem theologischen Seminar wohl vertreten werden dürfe, erinnerte daran, daß einstige Kantianer auch nicht viel kleinere Ketzer gewesen und doch im Kirchendienst geblieben seien, machte ferner auf die Gefahr aufmerksam, welche die Ausschließung der freien Kritik aus dem geistlichen Stande der Kirche bringe, und schloß mit der freudigen Hoffnung, der Studienrat werde seine Sache nicht anders entscheiden, als wie es das vereinigte Wohl der Kirche und der Wissenschaft erfordere. Statt aller Antwort traf ein Erlaß des Studienrats vom 28. Juli ein, durch welchen Strauß seiner Stelle als Repetent am Seminar enthoben wurde. Dieser mag wohl ein noch nachdrücklicheres Eintreten Baurs für seine Sache erwartet haben. In jedem Falle verdachte er es ihm, daß bei dem allgemeinen Sturm, der nun wider das

---

[1]) In K. Klüpfels Geschichte der Universität Tübingen, Tüb. 1849, S. 413.

Leben Jesu losbrach, der Lehrer sein gewichtiges Wort nicht für dasselbe in die Wagschale legte. Baur fuhr fort zu schweigen und niemand nahm sich des verfemten Werkes an, für das nun sein Verfasser allein in den glänzendsten Turnieren, die unsere Litteratur neben Lessing kennt, in die Schranken trat. Es fehlt nicht an Anzeichen, daß der freundschaftliche Verkehr zwischen dem Lehrer und dem plötzlich selbständig gewordenen Schüler von da an aufhörte oder doch in Stocken geriet. Noch viele Jahre später wiederholte Strauß mit Bitterkeit die Anklage, daß er damals allein im Kampfe gelassen worden sei. Jedenfalls trennten sich nun beider Wege, obwohl sie gerade in den nächsten Jahren noch an verwandten Aufgaben arbeiteten. Denn Baur fuhr, jetzt dem Hegelschen System immer breiteren Zugang verstattend, in seinen gründlich gelehrten dogmengeschichtlichen Untersuchungen fort; nach der Gnosis schrieb er die Geschichte der Versöhnungslehre, welcher sich dann die Lehre der Dreieinigkeit anschloß, zu derselben Zeit, als Strauß das gesamte Gebiet der Dogmengeschichte durcharbeitete und seine Glaubenslehre schrieb, ein Werk, das nicht minder eine vollendet künstlerische Leistung ist wie sein Leben Jesu. Aber damit nahm nun Strauß überhaupt für längere Zeit von der Theologie Abschied: Baur dagegen stand erst im Beginn seiner epochemachenden Wirksamkeit. Während seiner dogmengeschichtlichen Arbeiten hatte er auch jene kritischen Untersuchungen über das neue Testament fortgeführt, immer einzelne Punkte ins Licht setzend, die sich ihm aufdrängten, einzelnen neutestamentlichen Schriften sich zuwendend, deren Tendenz und schriftstellerische Eigentümlichkeit er zu ergründen suchte, aber auf diesem langsamen Wege allmählich zu Ergebnissen aufsteigend, die sich merkwürdig übereinstimmend erwiesen und zuletzt zu einer zusammenhängenden durchaus neuen Geschichtsansicht über das apostolische und nachapostolische Zeitalter sich gestalteten.

Erst nachdem dieser erste Kreis seiner Untersuchungen mit

dem Werk über den Apostel Paulus seinen Abschluß gefunden hatte, wandte sich Baur den Evangelien zu. Noch im Jahre 1836, als ihn Hengstenbergs Kirchenzeitung beschuldigte, daß er ohne Zweifel auch in der Verwerfung des Johannesevangeliums mit Strauß einverstanden sei, hatte Baur diese Behauptung als eine Verleumdung entrüstet zurückgewiesen. Über die geschichtliche Autorität des johanneischen Evangeliums, entgegnete er, habe er sich kein Urteil erlaubt, nicht nur weil seine Untersuchungen bisher sich noch nicht auf dasselbe erstreckt haben, sondern auch weil er gar kein Interesse habe, ihm seine geschichtliche Autorität abzustreiten[1]). Eben dieses Evangelium, zu dessen Verständnis am wenigsten der mythische Standpunkt ausreicht, das vielmehr nur als eine kunst- und absichtsvolle Komposition verstanden werden kann, unterzog Baur nunmehr einer zergliedernden Untersuchung, deren Ergebnis, die Abhandlung von 1844, anerkanntermaßen einer der glänzendsten Triumphe der deutschen Kritik ist. Und nun ging es in ununterbrochenem Zuge auch an die Untersuchung der drei andern Evangelien, so daß schon im Jahre 1847 das zusammenfassende Werk: Kritische Untersuchungen über die Evangelien, erscheinen konnte, welches zur Grundlage aller folgenden Evangelienkritik gedient hat und dienen wird. Und erst jetzt, nachdem er unabhängig die Evangelien durchforscht und seine selbständige Ansicht gewonnen hatte, schickte er sich zu einer Kritik des Straußschen Werkes an. Er that es in der Einleitung zu dem eben genannten Buche, 9 Jahre nach dem Erscheinen des Lebens Jesu. Es kennzeichnet seine Art vollkommen, daß er nicht eine persönliche Meinung über dasselbe hatte aussprechen wollen, sondern daß er zurückhielt, bis eine höhere Stufe der wissenschaftlichen Erkenntnis erstiegen war, folglich ein objektives Urteil ausgesprochen werden konnte. Ein wirkliches Urteil schien ihm überhaupt jetzt

[1]) E. Zeller, Vorträge und Abhandlungen, Leipzig 1865, S. 418.

erst möglich, nachdem das von Strauß angeregte Problem an einem anderen Punkte weiter geführt war. Die Kritiken, mit welchen das Leben Jesu bei seinem Erscheinen überschüttet wurde, waren in der That ohne Wert gewesen, weil sie, meist bloß persönliche Gegenbekenntnisse, die Aufgaben nicht weiter geführt hatten: Unsterblichkeit verdanken sie lediglich den Gegenschriften von Strauß. Was aber Baur inzwischen vor sich gebracht hatte, war eine fortlaufende Berichtigung und Ergänzung zum Leben Jesu gewesen und indem er nun von seiner gereiften und allseitig begründeten Geschichtsansicht aus eine Kritik über dasselbe schrieb, wies er ihm zugleich seine geschichtliche Stellung an. Es liegt in der Natur der Sache, daß er nicht ohne Selbstgefühl hierbei des Unterschieds seiner Art von Kritik von der Straußischen vollbewußt war; er war es so sehr, daß er offenbar nicht in vollem Maße würdigte, was er selbst der befreienden That von Strauß verdankte, der, indem er die Glaubwürdigkeit der evangelischen Berichte gründlich erschütterte, zugleich derjenigen Kritik aufs wirksamste vorarbeitete, welche darauf ausging, die Tendenzen dieser Schriften zu ergründen, um aus ihren Elementen Werksteine für den geschichtlichen Aufbau des urchristlichen Zeitalters zu gewinnen.

„Die größte Eigentümlichkeit des Werkes“ — so faßt Baur sein Urteil zusammen — „ist, daß es eine Kritik der evangelischen Geschichte ohne eine Kritik der Evangelien giebt. Eine solche Trennung der Kritik der Geschichte von der Kritik der Schriften war nur auf der damaligen Entwicklungsstufe der neutestamentlichen Kritik möglich, und das Straußsche Werk ist daher in allem demjenigen, was es auf eine so charakteristische Weise auszeichnet, der treueste Reflex, in welchem sich das kritische Bewußtsein jener Zeit abspiegelt. Wie jene Trennung der Kritik der Geschichte von der Kritik der Schriften die größte Einseitigkeit der Straußschen Kritik ist, so ist sie auch der Punkt, von welchem aus diese Kritik

mit dem inneren Triebe einer weiteren Entwicklung über sich selbst hinausführt." So scharf indessen Baur in der geistvollen Beurteilung den Standpunkt des Lebens Jesu von seinem eigenen unterscheidet, so läßt er doch wieder der Genialität der Leistung alle Gerechtigkeit widerfahren. Er zeigt namentlich, wie das Straußsche Buch sich zum Mittelpunkt des ganzen kritischen Zeitbewußtseins gemacht habe. Und treffend wendet er auf Strauß jenes Wort an, das einst Schelling über Fichte äußerte: „Hat ihn die Zeit gehaßt, so ist es, weil sie die Kraft nicht hatte, ihr eigen Bild, das er, kräftig und frei, ohne Arg dabei zu haben, entwarf, im Reflex seiner Lehre zu sehen." Man hat auch Strauß gehaßt, fügt er hinzu, weil der Geist der Zeit sein eigenes Bild, wie er es in treuen, scharf ausgeprägten Zügen ihm vorhielt, nicht zu ertragen vermochte.

Kurz nachdem Baur gestorben war (im Jahre 1860) wandte sich Strauß zur Theologie zurück, gleich als ob es gälte, in die gerissene Lücke einzutreten, die allerdings damals um so empfindlicher war, als Baur, was seine wissenschaftliche Stellung betrifft, in den letzten Jahren seines Lebens beinahe völlig vereinsamt gestanden war. Waren doch auch seine unmittelbaren Schüler meist aus der Theologie verdrängt und hatten sich inzwischen auf anderen Gebieten angesiedelt. Doch war es unverkennbar, daß eben um jene Zeit die Tübinger Kritik, bis dahin glaubenseifrig verdammt oder hochmütig über die Achsel angesehen, anfing sowohl in den Reihen der zünftigen Theologie rasche und unwiderstehliche Propaganda zu machen, als auch außerhalb der gelehrten Welt die gebildeten Kreise in stärkerem Grade anzuziehen. Das Wiedererscheinen von Strauß fiel überhaupt in eine Zeit, da die öffentliche Meinung angelegentlicher, als seit lange der Fall war, sich wieder den religiösen Fragen zuwandte. Im Jahre 1862 ließ er seinen Reimarus, im Jahre 1864 das zweite Leben Jesu erscheinen. Und nun zeigte es sich, daß

Strauß, obwohl geraume Zeit abgewandt, doch den Untersuchungen der Tübinger Schule aufmerksam gefolgt war und nicht anstand dieselben sich anzueignen. Und zwar waren es insbesondere die Arbeiten Baurs selbst, obwohl im einzelnen hie und da gemildert oder auch weiter geführt, mit welchen er jetzt seine Bearbeitung des Lebens Jesu bereicherte und ergänzte. Was Baur als seine Einseitigkeit erkannt hatte, nämlich daß er eine Kritik der evangelischen Geschichte ohne vorläufige Kritik der Quellen versucht hatte, holte er jetzt nach. In der vorausgeschickten Abhandlung über die Evangelienkritik stellte er sich ganz auf den Standpunkt Baurs, den er zugleich mit seinem eigenen auf fruchtbare Weise verschmolz. Denn wenn er einesteils an dem Begriff des Mythus festhielt, was ihm nicht in Widerspruch zu sein schien mit dem Nachweis absichtlicher Tendenz der einzelnen Schriften, so schritt er nun zugleich dahin fort, der allmählichen Bildung des Mythus nachzugehen und die stufenweise Entwicklung der sagenhaften Gebilde zu verfolgen. Die Kritik des Mythus hat nicht mehr bloß den Zweck, den ungeschichtlichen Charakter der Erzählungen zu erweisen, sondern sie will zugleich das allmähliche Wachstum des Mythus in den geschichtlichen Zusammenhang einreihen. Damit aber vereinigen sich die beiden Richtungen, in welchen sich bisher die neutestamentliche Kritik bewegte, die eine von Strauß vertreten, die andere von Baur, die eine auf die Enthüllung der mythischen Bestandteile im Leben Jesu ausgehend, die andere auf den Nachweis der Ideenentwicklung im apostolischen und nachapostolischen Zeitalter; sie vereinigen sich hier, wie zwei Ströme, die an verschiedenen Orten entsprungen, verschiedene Gegenden durchliefen, endlich ihre Fluten mit einander vermischen. Der ungeschichtliche Schmuck, der dem Christusbild abgerissen ist, wird der Phantasie der ersten Gemeinde als ihr Eigentum zurückgegeben. Die Kritik ist zugleich aufbauend, sie ist zu einer geschichtlichen Analyse des urchristlichen Bewußtseins geworden.

Strauß selbst hat an seinem zweiten Leben Jesu später keine rechte Freude gehabt. Er war damit auf ein Gebiet geraten, auf dem er sich nicht ganz mit der gewohnten Sicherheit bewegte. Dies gilt allerdings weniger von der Phänomenologie des christlichen Mythus, als von dem erzählenden Teil, von dem geschichtlichen Lebensbild Jesu, das er aufzustellen versuchte. Dieser Lebensabriß ist eine höchst besonnene, umsichtige, streng innerhalb der durch die Natur der Quellen gesteckten Grenzen sich haltende Leistung. Allein, eben die Beschaffenheit der Quellen zog für einen so nüchternen, unbestechlichen Kritiker beengendste Schranken: er konnte nicht aus dem Vollen arbeiten wie bei seinen anderen Lebensbildern, und er befand sich andrerseits nicht in seinem Element als Kritiker wie im ersten Leben Jesu. Schon die Anlage des Buchs ist bezeichnend; für die Wiederherstellung des kritisch Zerstörten war in der ersten Bearbeitung bloß die Schlußabhandlung übrig geblieben, jetzt mußte sie sich sozusagen mit der Einleitung begnügen. Das Hauptgewicht fiel doch auch diesmal auf den verneinenden Teil, und Strauß selbst leugnete es auch gar nicht, daß ihm die Auftrennung des Mythengewebes wichtiger war, als die geschichtliche Darstellung. Es kam ihm auch hier alles darauf an, Jesus des übermenschlichen Charakters, der ihm in der Überlieferung beigelegt ist, zu entkleiden. Auch der Versuch eines geschichtlichen Charakterbildes stellt sich von vornherein unter den Gesichtspunkt des Gegensatzes zum kirchlichen Christus. Bezeichnend ist, daß Strauß den Gedanken, als ob den Forschungen über das Urchristentum überhaupt ein lediglich geschichtliches Interesse zu Grunde liegen könne, eifrig abwehrt. „Ja", ruft er aus, „wer über die Herrscher von Ninive oder die ägyptischen Pharaonen schreibt, der mag dabei ein rein historisches Interesse haben; das Christentum dagegen ist eine so lebendige Macht, und die Frage, wie es bei seiner Entstehung zugegangen, schließt so eingreifende Konsequenzen für die unmittel-

bare Gegenwart in sich, daß der Forscher ein Stumpfsinniger sein müßte, um bei der Entscheidung jener Frage eben nur historisch interessiert zu sein." Eben darum erklärt er es auch für verhältnismäßig unwichtig, daß in den Fragen der Evangelienlitteratur noch so wenig Einstimmigkeit des Urteils herrsche. „Denn das vor allem", sagt er „läßt sich unabhängig von diesen Fragen erkennen, wie wir uns die evangelische Geschichte nicht vorzustellen haben. Und dieses Negative ist für unseren, nicht bloß historischen, überhaupt nicht rückwärts, sondern vorwärts gerichteten Zweck gerade eine — um nicht zu sagen die — Hauptsache. Es besteht aber darin, daß in der Person und in dem Werke Jesu nichts Übernatürliches, nichts von der Art gewesen ist, das nun mit dem Bleigewicht einer unverbrüchlichen, blinden Glauben heischenden Autorität auf der Menschheit bleiben müßte." In diesen Sätzen ist die gegen Baur gerichtete Spitze nicht zu verkennen; denn diesem war es in der That lediglich um das geschichtliche Begreifen der christlichen Urzeit zu thun, während Strauß darauf ausging, möglichst Viele zu einer geistigen Freiheit heranzuziehen, welche der Autorität den Gehorsam kündigte. Insofern stand Strauß allezeit mehr unter dem Banne der Theologie als Baur, welcher sich ganz auf den Boden der Geschichte stellte, während jener es immer mit den Glaubensmeinungen zu thun hat und seine Wirkung mehr auf die religiösen Ansichten der Menschen richtet, als auf die Erweiterung und Berichtigung des geschichtlichen Wissens.

So verteilt sich denn der Wirkungskreis beider Männer überhaupt derart, daß der eine in der Geschichte der Glaubensmeinungen, der andere in der Geschichtswissenschaft seine Stelle findet. Die Kritik war das Feld beider Tübinger, und beide haben dieselbe an den gleichen Gegenständen geübt; aber Baur verwandte die Ergebnisse der Kritik sofort zum geschichtlichen Aufbau, während Strauß den größeren Wert darauf

legte, daß, durch die Fackel der Kritik erleuchtet, die Menschheit lange gehegten Wahn von sich weise und eine höhere geistige Stufe erklimme. Darum war das Zauberwort, mit welchem der eine das Rätsel des Urchristentums löste, der Mythus: er stellte damit die Überlieferung der Christen auf eine Stufe mit den anderen Religionssagen des Altertums. Baur dagegen suchte in der Sage die Tendenz, er drang in die geschichtlichen Verhältnisse ein, unter welchen die Sage sich bildete, und gewann damit auch der ungeschichtlichen Erzählung eine Seite ab, durch welche sie ein geschichtliches Moment wurde. Damit hängt es zusammen, daß, wie Zeller bemerkt hat, Strauß mit seiner Kritik sich sofort gegen die Schriften wendet, in welchen ihn das Wunderbare und Unwahrscheinliche am meisten stört, nämlich gegen die Evangelien, während Baur vor allem eine haltbare Unterlage für seine geschichtlichen Kombinationen sucht und daher seinen festen Standort in denjenigen Büchern der neutestamentlichen Sammlung nimmt, wo man sich auf sicherem historischem Boden befindet, nämlich in den paulinischen Briefen. Und damit hängt das Weitere zusammen, daß Baur nur sehr zögernd, nur nachdem jeder Schritt geprüft ist, dem entscheidenden Mittelpunkt, der Person Jesu, sich zubewegt. Langsam schritt er von dem Umkreis gegen die Mitte vor, auf welche Strauß sofort mit jugendlicher Lust sich gestürzt hatte. Als Baur bei den Korintherbriefen, bei der Apostelgeschichte, bei den Pastoralbriefen seine Untersuchungen begann, kam ihm noch gar nicht der Gedanke, daß dieselben einst unvermeidlich auch den Mittelpunkt des christlichen Glaubens treffen könnten und müßten. Die Person Jesu lag ganz außerhalb seines Gesichtskreises. Er selbst ist geständig, daß seine Untersuchungen zu Ergebnissen führten, an die er anfangs noch gar nicht dachte. Durch die Evangelienkritik rückte er dann dem Zentrum näher, aber auch hier ging er zunächst einzig darauf aus, die Evangelien oder ihre einzelnen Bestandteile nach den

Beweggründen der schriftstellerischen Komposition, nach ihrer Tendenz zu untersuchen und daraus die Folgerungen für die Parteiverhältnisse der urchristlichen Zeit abzuleiten. Erst als er in den letzten Jahren das zusammenfassende Werk über das Christentum der drei ersten Jahrhunderte schrieb, schritt er, über den Parteigegensatz der apostolischen Zeit hinaufsteigend, bis zu der ursprünglichen Gestalt des Christentums vor, die jene Gegensätze noch in ihrem Schoße trug, und zog auch Person und Lehre Jesu in den Bereich seiner Darstellung. Und hier ist er nun freilich mit Strauß darin vollkommen einverstanden, daß in der Geschichte das Wunder keinen Platz hat. Er faßt das Christentum als geschichtliche Erscheinung auf, das „als solche sich auch gefallen lassen muß, geschichtlich betrachtet und untersucht zu werden". Allein um das Wunder zu beseitigen, richtet er wiederum nicht seine Kritik gegen die kirchliche Auffassung der Person Christi, sondern er versetzt sich inmitten der großen geschichtlichen Kräfte jener Zeit, er weist das Christentum nach „als eine dem Geist der Zeit entsprechende und durch die ganze bisherige Entwicklungsgeschichte der Völker vorbereitete allgemeine Form des Bewußtseins". Das Christentum enthält, wie er in diesem Zusammenhang fortfährt, „nichts, was nicht längst auf verschiedenen Wegen vorbereitet und der Stufe der Entwicklung entgegengeführt worden ist, auf welcher es uns im Christentum erscheint, nichts, was nicht, sei es in dieser oder jener Form, auch zuvor schon als ein Resultat des vernünftigen Denkens, als ein Bedürfnis des menschlichen Herzens, als eine Forderung des sittlichen Bewußtseins sich geltend gemacht hätte". In dieser Weise, als Geschichtschreiber, verbannte er das Wunder als zur Erklärung des Christentums überflüssig; dagegen vermied er sichtlich in das christologische Problem sich einzulassen, sei es aus einer gewissen Scheu vor den letzten Geheimnissen der Religion, sei es weil er die Gebiete streng auseinanderhaltend der Ansicht war, daß jene

Fragen außerhalb der geschichtlichen Untersuchung und Darstellung liegen. Bekannt sind die eigentümlich ausweichenden Worte Baurs über die Auferstehung: „Nur das Wunder der Auferstehung konnte die Zweifel zerstreuen, welche den Glauben in die ewige Nacht des Todes verstoßen zu müssen schienen. Was die Auferstehung an sich ist, liegt außerhalb des Kreises der geschichtlichen Untersuchung. Die geschichtliche Betrachtung hat sich nur daran zu halten, daß für den Glauben der Jünger die Auferstehung Jesu zur festesten und unumstößlichen Gewißheit geworden ist. Was für die Geschichte die notwendige Voraussetzung für alles folgende ist, ist nicht sowohl das Faktische der Auferstehung Jesu selbst als vielmehr der Glaube an dasselbe." Wenn nun aber Baur fortfährt, daß keine psychologische Analyse in den geistigen Prozeß einzudringen vermöge, durch welchen im Bewußtsein der Jünger ihr Unglaube beim Tode Jesu zum Glauben an seine Auferstehung geworden ist, so setzte er hier eine Schranke, welche die fortschreitende Wissenschaft nicht anerkennen konnte. Allerdings, die Geschichte des Christentums beruht nicht auf der Thatsache der Auferstehung, sondern auf dem Glauben der Jünger an sie. Aber das Wunder ist an diesem entscheidenden Punkte doch erst dann beseitigt, der rein geschichtliche Zusammenhang erst dann gewahrt, wenn auch die Entstehung dieses Glaubens, wo nicht nachgewiesen, so doch durch geschichtliche Kombination erklärt ist, wie dies hernach von den Schülern Baurs geschah, deren Untersuchungen Strauß in seine meisterhafte Darstellung des Auferstehungsmythus aufgenommen hat.

Es ist keine Frage: Strauß war die reicher und glänzender begabte Natur. Seine Werke tragen den Stempel der ursprünglichen That, wie sie dem Genius gelingt. Da ist keine Mühe des Suchens, der Vorarbeit mehr sichtbar. Frei und losgelöst vom Stoffe stellen sie sich dem Auge dar wie Gebilde der Kunst. Mit dem ersten Werke, das er ausgehen läßt, ist er sozusagen fertig. Was er später schreiben mag,

kann kaum mehr seinen Ruf vermehren. Er bleibt und wird bleiben „der Verfasser des Lebens Jesu". Er selbst empfand es, da er die zweite Bearbeitung unternahm. Als er daran ging, — schreibt er einmal in einem Briefe — „las ich zum erstenmale seit 20 Jahren wieder das alte Buch, und ich muß sagen, ich bekam ordentlichen Respekt davor. Seine Mängel konnte ich nicht verkennen, aber das Machwerk daran fand ich so gut, wie man oft an einem alten aus der Mode gekommenen Rock doch den Zeug unzerreißlich findet. Der 56jährige Autor wurde eifersüchtig auf den 27jährigen und zweifelte oft stark, ob er es jenem noch würde gleich thun können. Nun, er hat gethan, was möglich war."

Baurs Werke umgekehrt stellen ein langsames, stetiges, ununterbrochenes Wachstum dar. Gerade diejenigen Untersuchungen, die seinen Namen verewigen, beginnen an entlegenen Punkten mit unscheinbaren Ergebnissen, sie bleiben fast unbemerkt, ihr Urheber selbst ahnt nicht wohin sie führen. Allein indem er von den ersten sicher gewonnenen Stellungen aus den Kreis der Forschung ausdehnt, schließt sich eines an das andere in unerbittlicher Folge; sein Blick wird freier, allmählich bricht er sich Bahn durch das gesamte Gebiet der urchristlichen Litteratur, bis zuletzt, nachdem die Grundlagen wiederholt geprüft und überall gesichert sind, eine wohlgefügte, zusammenhängende, überraschend neue Anschauung von der Entwicklung des Urchristentums sich herausstellt, das Resultat einer langen, mühevollen Lebensarbeit. Nur langsam hat sich der Name Baurs Bahn gebrochen, dafür ist er aber auch vor dem unerfreulichen Geschick des schnell berühmten Schülers bewahrt worden. Dieser hat durch sein erstes Buch sofort die Rechtgläubigkeit gegen sich in Harnisch gerufen und ist ihr zum Opfer geworden. Gegen Baur hat zwar schon damals, da er mit 34 Jahren als Professor nach Tübingen berufen wurde, gleichfalls die Rechtgläubigkeit ahnungsvoll ihre Bedenken geäußert, doch schienen seine Abweichungen noch

nicht allzuerheblich, und so verblieb er auch später in seinem Lehrstuhl, teils wegen der allgemeinen Verehrung, die ihn hier umgab, teils aber weil keine einzelne seiner Schriften ein so einschneidendes Moment in seiner Entwicklung war, daß eine Ketzeranklage auf großen Erfolg hätte rechnen können. Er gewöhnte die theologische Welt allmählich an die Tragweite seiner Forschungen. Sie sind der kirchlichen Lehre so unbequem geworden wie diejenigen von Strauß, aber sie hielten sich strenger in den Grenzen der gelehrten Untersuchung, sie entbehrten des volkstümlich propagandistischen Elements, und sie boten nirgends bestimmten Anlaß dar, einem akademischen Lehrer etwas anzuhaben, dessen ausgezeichnete Lehrthätigkeit sich allgemeine Anerkennung erzwungen hatte. In der Reaktionszeit der fünfziger Jahre sah man scheel genug auf den ersten Lehrstuhl der Theologie zu Tübingen, der von einem so „destruktiven" Kritiker eingenommen war, welcher zudem in seinen eindringlichen Vorlesungen auch die politische Reaktion gelegentlich nicht verschonte. Man konnte sich damit trösten, daß der Alternde wenigstens allein stand, nachdem man seine Schüler unschädlich gemacht und die anderen Lehrstühle mit ungefährlichen Doktoren besetzt hatte. Und außerdem gereichte es der Reaktion zur Beruhigung, daß Baur ja längst „widerlegt" war und der geistliche Nachwuchs, selbst wenn er bei Baur im Hörsaal gesessen war, mehr und mehr seine theologischen Ansichten aus ganz anderen Quellen bezog.

Auch die vielseitiger begabte Natur war Strauß. Er hätte ebenso gut ein hervorragender Kunstforscher oder Litterarhistoriker werden können. Jedes Fach der Philosophie oder der Sittengeschichte wäre ihm offen gestanden. Was er angriff, behandelte er so, als ob er eben hierauf das Studium seines Lebens ausschließlich gerichtet hätte. Er griff nach den verschiedensten Gegenständen und entließ doch nichts in die Öffentlichkeit, wenn er nicht durch sorgfältige Sammlung des Stoffes, wie durch kritische Beherrschung desselben eine Sache sich

gründlich angeeignet hatte. Die Leichtigkeit des Talents, mit welcher der Kritiker der evangelischen Geschichte beim Hutten in die Reformationszeit, später in die Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts sich einlebte, ist staunenswürdig. Der künstlerische Trieb zumal war in ihm besonders entwickelt, während Baur der Sinn für die Kunst fast gänzlich gefehlt zu haben scheint. Universell war er nur insofern, als er die geistigen Richtungen, wie sie die verschiedenen Zeitalter beherrschten, scharfsinnig zu erkennen und darzulegen verstand, freilich so, daß er sie stets als Momente im Selbstentwicklungsprozeß der Idee anschaute und dadurch in Gefahr stand, sie in ihrer Eigenheit wieder zu verwischen, während Strauß unbefangener in die verschiedenen Zeiten und Menschen sich zu versetzen weiß; er ist die gegenständlichere Natur, jedes Ding hat bei ihm die blühende Lokalfarbe. Die Art, wie Baur alles in das Element des philosophischen Prozesses untertaucht, ist überaus großartig und geistreich; Strauß dagegen zeigt, indem er frühzeitig die Fesseln der philosophischen Schule abstreift, einen hervorstechenden Sinn für das Persönliche, der ihm dann vornehmlich bei seinen mannigfaltigen biographischen Bildern zu statten kam. Was die Kunst der Darstellung betrifft, ist er ohnedem seinem älteren Rivalen — wenn wir denn doch einmal das Wort gebrauchen wollen — weit überlegen. Auch hier erscheint Strauß mit einemmal als der vollendete Meister, während Baur, wenig Wert auf diese Seite des Schriftstellertums legend, erst allmählich, zugleich mit den reifenden Ergebnissen seiner Untersuchungen, auch im schriftstellerischen Ausdruck zu größerer Reife gelangt und von der rein gelehrten Erörterung zu gemeinverständlicheren Darstellungen fortschreitet. Und doch wird er bis zuletzt eine gewisse Unbeholfenheit des Stils nicht los; weniger in dem Sinne, daß der einzelne Ausdruck unklar oder schwerfällig wäre, aber so, daß er sich von bestimmten Wendungen und Satzformen nicht zu befreien vermag, die immer wieder-

kehren und im Augenblick ihren Verfasser verraten. Man kennt den hübschen Scherz von Strauß, zu welchem Baurs Mißachtung des Semikolon, das, Lessings Liebling, den Sätzen erst die rechte Taille verleiht, Anlaß gegeben hat; einen Scherz, worin aber Strauß zugleich seiner Verehrung des „herrlichen Manns“, des „nächsten Geistesverwandten des Antigöze“ warmen Ausdruck verleiht.

Und so erscheint auch die Persönlichkeit von Strauß freier entwickelt als diejenige Baurs, dessen äußeres Leben aufs einfachste verlief und in fester Beharrlichkeit dem Berufe gewidmet blieb. Man kann nicht sagen, daß es eine harte Schale war, unter welcher die edlen und liebenswürdigen Eigenschaften Baurs verborgen waren, aber offen zu Tage lagen sie nicht; nicht leicht zugänglich, von schweren Umgangsformen, strenge Anforderungen, wie an sich selbst, so auch an die Lernenden stellend, sogar den freisinnigen Neuerungen abgeneigt, welche die ehrwürdige Stiftszucht bedrohten, — so war er für Jüngere weniger gewinnend, als vielmehr der Gegenstand aufschauender Verehrung; nur den eifrig Mitstrebenden schloß er sich in herzlicher Mitteilung auf, und der nähere Umgang erst lehrte erkennen, wie der Mensch war, der in dem ernsten Gelehrten steckte. Was freilich den wissenschaftlichen Charakter betrifft, so wäre es schwer dem einen von ihnen einen Vorzug zuzuerkennen. Denn eiserner Fleiß, rastlose Forschung, Gewissenhaftigkeit der Untersuchung, geistvoller Spürsinn und eine Wahrhaftigkeit, die keine äußeren Rücksichten kennt, das alles war beiden in gleichem Maße gemein. Und wenn nun dennoch zuletzt Baurs Erscheinung den gediegeneren und sozusagen substantielleren Eindruck macht, so darf man dies wohl auf eine doppelte Ursache zurückführen. Einmal nämlich erschwert eben die Vielseitigkeit der Straußschen Leistungen den Überblick über die Gesamtheit derselben; man wird nicht mit einemmal in eine durchschlagende und bleibende Stimmung versetzt, das Bild wirkt gleichsam unruhig wegen des Reich-

tums an glänzenden Lichtern. Baurs Lebensarbeit dagegen ist wie ein gewaltiges, ruhig dahinschreitendes Epos, eine großartige Einheit, in der nichts Fremdartiges stört. Alle Kräfte sind auf einen Zweck gerichtet, welchen beharrliche Arbeit in gleichmäßigem Flusse fördert. Die glänzenden Einzelheiten treten nicht für sich selbst blendend hervor, sie sind nur Teile des in gemessener Entwicklung fortschreitenden Ganzen, das in der That als ein Ganzes in der Wissenschaft fortwirkt.

Dazu kommt aber noch ein anderes. Durch seine akademische Stellung hatte Baurs Wirksamkeit eine feste Grundlage, welche Strauß entbehren mußte. Als Lehrer und Berater der Jugend, als Mitglied des akademischen Körpers, als Mitvorstand des Seminars, als Stifter und Haupt einer Schule, die ihn verehrte und mit welcher er neidlos Hand in Hand weiter strebte, — so war er in eine Reihe bedeutsamer sittlicher Verhältnisse gestellt, in welchen die verehrungswürdigen Eigenschaften seines Charakters erst zur vollen Reife, erst zur vollen Bethätigung gelangten. Selbst in der Zeit, da er mit schon ergrautem Haupt die Einsamkeit seiner theologischen Stellung schmerzlich empfand und kleine Geister es wagen durften, die Tübinger Schule voreilig zu den Toten zu werfen, konnte er ihnen mit dem Apostel Paulus das stolze Wort entgegen rufen: ὡς ἀποθνησκοντες, και ἰδου ζωμεν! — als sterbende, und siehe, wir leben! denn die tiefen Wurzeln seiner Wirksamkeit wußte er trotz augenblicklicher Ungunst der Verhältnisse für immer gesichert. Daß eben diese solide Grundlage des Wirkens Strauß versagt blieb, hat niemand bitterer gefühlt als dieser selbst. Nach seinen ersten glänzenden Vorlesungen in Tübingen war er von der zünftigen Philosophie, nach dem Leben Jesu von der Theologie ausgestoßen worden. Es fehlte ihm fortan an einem ethischen Verhältnis zur Mitwelt. Weder in einen Beruf gestellt, noch eine dauernde Heimat findend, konnte er sich als ein modernes Gegenstück seines Ulrich von Hutten betrachten. Ein leidiger Mißton ist das

Ende gewesen. Sieht man zurück, so ist es ein bruchstückartiges Leben, und der Anblick desselben ist um so schmerzlicher, als niemand in höherem Maße, als Strauß, darauf angelegt war und das Bedürfnis empfand, sein Leben zu einem harmonischen Kunstwerk gestaltet zu sehen.

Ein Hohenstaufenschloß in Apulien.

1876.

Am Sonntag Abend mußten wir in Brindisi eintreffen, um den Dampfer zu erreichen, der uns über das jonische Meer tragen sollte. Vorsorglich waren wir aber so zeitig abgereist, daß uns noch ein voller Tag zur Verfügung stand, der auf irgend einen Punkt der Ostküste Italiens verwandt werden sollte. Welches dieser Punkt sein würde, war nicht im voraus festgestellt; es blieb dem Zufall, der Eingebung des Augenblicks überlassen. So saßen wir im Eisenbahnwagen, mit Lust die entzückenden Landschaften betrachtend, an denen wir vorüberflogen; zur Rechten die Schluchten des bis tief hinab beschneiten Apennin, zur Linken die schimmernde Fläche der Adria, an Städten und Burgen vorüber, durch einen Garten, den eben das erste Frühlingsgrün schmückte. Mitten im Genusse der rasch wechselnden Gegenwart wurde überlegt, welche Städte und Flecken wir demnächst erreichen würden, und jeden Augenblick war die kleine Gesellschaft bereit, der Verlockung nachzugeben und den Wagen zu verlassen. Doch weder die anspruchsvolle Kuppel von Loreto vermochte uns zu reizen, noch Recanati mit seinen traurigen Erinnerungen

tums an glänzenden Lichtern. Baurs Lebensarbeit dagegen ist wie ein gewaltiges, ruhig dahinschreitendes Epos, eine großartige Einheit, in der nichts Fremdartiges stört. Alle Kräfte sind auf einen Zweck gerichtet, welchen beharrliche Arbeit in gleichmäßigem Flusse fördert. Die glänzenden Einzelheiten treten nicht für sich selbst blendend hervor, sie sind nur Teile des in gemessener Entwicklung fortschreitenden Ganzen, das in der That als ein Ganzes in der Wissenschaft fortwirkt.

Dazu kommt aber noch ein anderes. Durch seine akademische Stellung hatte Baurs Wirksamkeit eine feste Grundlage, welche Strauß entbehren mußte. Als Lehrer und Berater der Jugend, als Mitglied des akademischen Körpers, als Mitvorstand des Seminars, als Stifter und Haupt einer Schule, die ihn verehrte und mit welcher er neidlos Hand in Hand weiter strebte, — so war er in eine Reihe bedeutsamer sittlicher Verhältnisse gestellt, in welchen die verehrungswürdigen Eigenschaften seines Charakters erst zur vollen Reife, erst zur vollen Bethätigung gelangten. Selbst in der Zeit, da er mit schon ergrautem Haupt die Einsamkeit seiner theologischen Stellung schmerzlich empfand und kleine Geister es wagen durften, die Tübinger Schule voreilig zu den Toten zu werfen, konnte er ihnen mit dem Apostel Paulus das stolze Wort entgegen rufen: ὡς ἀποθνησκοντες, και ἰδου ζωμεν! — als sterbende, und siehe, wir leben! denn die tiefen Wurzeln seiner Wirksamkeit wußte er trotz augenblicklicher Ungunst der Verhältnisse für immer gesichert. Daß eben diese solide Grundlage des Wirkens Strauß versagt blieb, hat niemand bitterer gefühlt als dieser selbst. Nach seinen ersten glänzenden Vorlesungen in Tübingen war er von der zünftigen Philosophie, nach dem Leben Jesu von der Theologie ausgestoßen worden. Es fehlte ihm fortan an einem ethischen Verhältnis zur Mitwelt. Weder in einen Beruf gestellt, noch eine dauernde Heimat findend, konnte er sich als ein modernes Gegenstück seines Ulrich von Hutten betrachten. Ein leidiger Mißton ist das

Ende gewesen. Sieht man zurück, so ist es ein bruchstückartiges Leben, und der Anblick desselben ist um so schmerzlicher, als niemand in höherem Maße, als Strauß, darauf angelegt war und das Bedürfnis empfand, sein Leben zu einem harmonischen Kunstwerk gestaltet zu sehen.

Ein Hohenstaufenschloß in Apulien.

1876.

Am Sonntag Abend mußten wir in Brindisi eintreffen, um den Dampfer zu erreichen, der uns über das jonische Meer tragen sollte. Vorsorglich waren wir aber so zeitig abgereist, daß uns noch ein voller Tag zur Verfügung stand, der auf irgend einen Punkt der Ostküste Italiens verwandt werden sollte. Welches dieser Punkt sein würde, war nicht im voraus festgestellt; es blieb dem Zufall, der Eingebung des Augenblicks überlassen. So saßen wir im Eisenbahnwagen, mit Lust die entzückenden Landschaften betrachtend, an denen wir vorüberflogen; zur Rechten die Schluchten des bis tief hinab beschneiten Apennin, zur Linken die schimmernde Fläche der Adria, an Städten und Burgen vorüber, durch einen Garten, den eben das erste Frühlingsgrün schmückte. Mitten im Genusse der rasch wechselnden Gegenwart wurde überlegt, welche Städte und Flecken wir demnächst erreichen würden, und jeden Augenblick war die kleine Gesellschaft bereit, der Verlockung nachzugeben und den Wagen zu verlassen. Doch weder die anspruchsvolle Kuppel von Loreto vermochte uns zu reizen, noch Recanati mit seinen traurigen Erinnerungen

an Leopardis freudlose Jugend. Sollten wir in Grottamare bleiben, dessen Häuser wie die der Städtchen im Sabinergebirge malerisch am Abhang klebten? Aber die Wahl that wehe, San Benedetto und Ortona lagen nicht minder reizend. Oder wagten wirs in Vasto auszusteigen, das unfern den Falten der Ausläufer des Apennin im unheimlichen Rufe eines Räubernestes steht und durch die Gegenwart von wohlbewehrten Carabinieri auf dem Bahnhof kaum ein beruhigenderes Aussehen gewann? Termoli, keck auf den ins Meer vorspringenden Felsen erbaut, versprach mit seinem uralten Mauerwerk und dem Ausblick auf die nahen Tremiti-Inseln die anziehendsten Bilder. Oder sollten wir einer der volkreichen, blühenden Städte Apuliens: Foggia, Barletta, Trani, Bari unsern Besuch abstatten? Ich hab's, rief jetzt einer der Gefährten, wir nähern uns Foggia, hier fangen die Hohenstaufenerinnerungen an, in zwei Stunden erreicht man von dort Lucera mit dem Saracenenschloß Friedrichs II. Ihr kennt doch die anlockende Beschreibung, die Gregorovius unlängst davon entworfen. Nach Lucera hin und zurück, das würde gerade unsere Zeit ausfüllen. Alle stimmten zu und priesen den Vorschlag. Noch nicht zwei Tage waren verflossen, seit wir an der Wiege des schwäbischen Kaisergeschlechts vorüberfuhren. Eine winterliche Decke lag auf dem ehrwürdigen kahlen Scheitel, der einst die Stammburg der Hohenstaufen getragen hat. Jetzt leuchtete die apulische Sonne auf uns herab, und mit ernstgestimmter Erwartung gingen wir den Spuren und Erinnerungen dieses Hauses auf dem Boden entgegen, wo es „dahinschwand wie das Sommergras".

Bald nachdem man Termoli verlassen, ändert sich die Art der Landschaft. Der Apennin, der im Majella noch einmal wahrhaft großartigen Alpencharakter gezeigt, verliert sich in niedrigere Höhenzüge, die zur Seite treten und einer weiten Ebene Raum lassen. Auch das Meer zur Linken entfernt sich. Wir durchschneiden das Flachland, das nach vorne durch

ein noch in Duft gehülltes, einsam aufragendes Vorgebirge abgeschlossen scheint. Je weiter wir fahren, um so unabsehbarer breitet sich die Ebene aus, völlig baumlos, aber jetzt im lichten Grün des Frühjahrs prangend, gelbe Crocus darein gewirkt und weiße Asphodeloslilien. Wir sind auf dem berühmten Tavogliere di Puglia angelangt, den ausgedehnten Weidetriften, auf die, wie vor uralten Zeiten, während der Winterzeit die Herden niedersteigen, die im Sommer auf den Bergwiesen des Apennin ihre Nahrung gefunden; eine wirtschaftliche Anomalie, die den Gesetzgebern des neuen Italiens schon manche Sorge bereitet und manche Pläne hervorgelockt hat, wie dieser weitgestreckte Landstrich für den Ackerbau zu gewinnen wäre, Entwürfe, von denen aber bei der Macht der Überlieferung und der von Alters eingewohnten Besitzverhältnisse bis jetzt nichts zur Ausführung gekommen ist. Ein weißes Gehöfte unterbricht von Zeit zu Zeit den einförmigen Anblick, auch kann man da und dort die Streifen der Tratturi erkennen, jene natürlichen Straßenzüge, die seit alten Zeiten den Herden für ihre Wanderungen vom Gebirge in die Ebene und zurück angewiesen sind. Jetzt, zu Ende März, fehlte es nicht an mannigfacher Staffage, hier lag eine Schafherde träge in der Nachmittagssonne, dort tummelte sich eine Büffelherde, von phantastischen Reitern gelenkt; erst im Mai und Juni wird die Rückwanderung nach dem Gebirge angetreten.

Unterdessen näherten wir uns dem Monte Gargáno, jenem Vorgebirge zur Linken. Zuerst schien es eine geschlossene Wand, man konnte es dem Riesengebirge vergleichen, wie dieses sich von der Nordseite darstellt. Kam man aber näher, so trat es in reicher Gliederung auseinander; immer deutlicher erschien ein ganzes Gebirge mit Gipfeln, schimmernden Ortschaften, Wäldern und tief eingeschnittenen Thälern und Schluchten, in welche die Sonne dunkelblaue Schatten warf. Eine zauberische Flut von Licht erfüllte den Äther und umgoß die reinen Linien, die dort schroff zum Meere niederstürzen,

hier sanfter zur Ebene herabsteigen. Im Spiele leuchtender Farben erglänzte glorienhaft der Berg, den in weitem Halbkreis ein Kranz von Städten und Schlössern umzieht, durchflochten von den Erinnerungen an unser größtes und unglücklichstes Kaisergeschlecht: Foggia hier und Lucera, die Residenz Friedrichs II. und die Burg seiner saracenischen Leibgarde, Castel Fiorentino, wo der Kaiser in den Armen Manfreds sein stürmevolles Leben beschloß, und weiter nach Süden Capo di Monte, in dessen Mauern Friedrich Erholung von fröhlichen Jägerfahrten suchte und seine Enkel in elender Haft zu Grunde gingen, Andria die getreue Ghibellinenstadt, deren Kathedrale die Überreste zweier Gemahlinnen Friedrichs umschließt, Barletta, dessen meerumspülte Lustgärten ein Lieblingsaufenthalt Manfreds waren, und hart am Fuße des Berges endlich Manfredonia, das dem Namen des Königs ein dauerndes Gedächtnis in Welschland bewahrt, dem feindseligen Anjou zum Trotz, der selbst diesen Namen auszutilgen befahl.

Fährt man in die große Bahnhofhalle von Foggia ein, so wird man rasch aus der Vergangenheit in die aufblühende Gegenwart versetzt. Die Stadt war ehemals der Hauptort Apuliens und strengt sich neuerdings mit ihren 35 000 Einwohnern an, diesen alten Ruhm zu behaupten. Schon der lebhafte Verkehr im Bahnhof läßt erkennen, daß hier mehrere wichtige Linien zusammentreffen. Von der Hauptstraße Ancona-Brindisi zweigt hier nämlich eine Bahn nach Neapel ab, die quer durch den Apennin über Benevent führt. Auf dem weiten Platze vor dem Bahnhof fehlt es nicht an Fuhrwerken, wir bestiegen ungesäumt eines derselben, das uns noch am Abend nach Lucera bringen sollte. Hübsche Anlagen füllen die Strecke zwischen Bahnhof und Stadt aus, eine anspruchsvolle Säulenhalle begleitet den Weg und bildet den Eingang in die Stadt. Ganz wird die Erwartung, die hierdurch erweckt worden ist, freilich nicht erfüllt. Die Häuser sind in der Mehrzahl klein und niedrig, aber mit hohen Fenstern und Balkonen

versehen. Die zahlreichen Hausschilder, die Werkstätten und Warenauslagen machen einen entschieden städtischen Eindruck. Unendliche Geschäftigkeit erfüllt die Straßen. Menschen sieht man in allen möglichen und unmöglichen Anzügen, und Tiere so viele wie Menschen. Gaffende Weiber mit Säuglingen auf dem Arm, schreiende Eseltreiber mit zweirädrigen Karren, Jungen, die um die Wette Früchte und Zündhölzer, Gemüse und Limonaden anpreisen, und zu dem wunderbaren Lärm noch der durchdringende Duft nach Öl und Früchten, Fischen und Käse, das alles giebt ein ächt süditalisches Bild. Plötzlich biegt der Kutscher von der Hauptstraße ab, es geht in ein Gewirr von Seitengäßchen hinein, und bevor wir ihn zur Rede stellen können, was er mit uns vorhabe, hält sein Fahrzeug in einem engen, ärmlichen Hofe. Lachend rief er, unsere verdutzten Gesichter sehend, hier sei er zu Hause, und so geschwind gehe es nicht nach Lucera; er müsse erst die Pferde füttern und sein Hauswesen für die Nacht bestellen. Das Weib des Rosselenkers, den unvermeidlichen Säugling auf dem Arm, erschien unter der Thüre und besah sich aus großen schwarzen Augen die Fremdlinge. Auch stellte sich ein Bursche ein und wurde uns als Reisegefährte vorgestellt; der Kutscher bat um die Gunst, seinen „Vetter“ auf dem Bock mitnehmen zu dürfen. Was war da zu machen? Im Grunde war uns der Aufschub erwünscht. So hatten wir noch Zeit — und wußten nicht, ob wir sie am andern Tage noch gehabt hätten — den Dom zu sehen und was vom Palaste Friedrichs II. in Foggia noch vorhanden ist.

Der Dom stammt gleichfalls aus der Hohenstaufenzeit, aber nur die beiden Untergeschosse der Schauseite sind im wesentlichen noch erhalten: Thor, Fensteröffnungen und Blenden im Halbbogen, und eine hübsche Fensterrose; im übrigen ist die Kirche durch spätere Umbauten stark verändert. Weit dürftiger noch sind die Überreste von dem Palast, den Fried-

rich II. sich hier erbaute und der ihm eine der liebsten Residenzen war, teils weil er inmitten seiner Apulier verhältnismäßig am sichersten und ungestörtesten sich wußte, teils weil für die Falkenjagd weit und breit kein so vergnügliches Gefilde sich zeigt, als die weiten Ebenen rings um Foggia. An einem unscheinbaren Privathaus nahe dem Thor von Lucera wird dem Fremden ein altersgrauer romanischer Thürbogen gezeigt, die Zierraten sind stark verwittert, hüben und drüben ruht der Bogen auf einem Adler, der nach vorne gekehrt mit aufgereckten Flügeln steht. Dies und das Mauerstück, in welches das Thor eingelassen, ist alles, was vom Kaiserpalaste noch übrig ist. Über dem Bogen ist eine gleichzeitige Inschrift angebracht, welche besagt, daß im Jahre 1223 dieser Bau von Friedrich begonnen ist.

Eine schöne, breite und fast schnurgerade Straße führt in nordwestlicher Richtung nach Lucera hinaus. Die erste Hälfte ist eben; man überschreitet ein paar Bäche, die aus den Bergen zur Linken kommend nach dem Meer abfließen. Nur in der Nähe der Stadt ist das Feld angebaut, dann folgt Weideland. Wir waren noch nicht lange gefahren, so hielt der Kutscher abermals die Pferde an, und mit Verwunderung sahen wir den „Vetter“ vom Bock abspringen und in das Feld hinein laufen. Er hatte eine arme Lerche entdeckt, die matten Fluges durch die frischen Saaten strich, und auf die nun eine scharfe Verfolgung begann. Mehrmals war der Jäger nahe daran, seine Beute zu erhaschen, aber immer raffte sich das arme Tier wieder von neuem zu mühseligem Fluge auf, immer weiter entfernte sich der Bursche und immer länger dauerte das grausame Spiel. Da riß denn doch unsere Geduld und nachdrücklich erging an den Rosselenker die Aufforderung, die Fahrt fortzusetzen. Endlich that er es auch; der Vetter mußte, als er den Ernst sah, unverrichteter Dinge wieder umkehren und kam in atemlosem Laufe nachgesprungen. Um uns gnädig zu stimmen, hatte er unterwegs eilig einen Strauß

reizender Crocusblüten gebrochen, der mit Grazie überreicht unsere Entrüstung um so mehr entwaffnete, als ihm die schimpfliche Jagd glücklicherweise mißlungen war.

Jetzt stieg die Straße in die Höhe. Wir befanden uns auf der schiefen Ebene, die spitz zulaufend bis zu dem Punkte aufsteigt, wo Lucera erbaut ist. Wir sahen die Häuser auf der Höhe schon lange bevor wir in die Nähe kamen; das Kastell ist noch nicht sichtbar, da es hinter der Stadt gelegen ist, auf dem äußersten Vorsprung, der nach den anderen drei Seiten schroff abfällt. Die Fahrt war einförmig, die Straße wenig belebt, die Ebene völlig baumlos; zuweilen lag eine Herde von Schafen, einmal auch von Büffeln am Wege. Ab und zu war auch ein Landgut mit neuerbautem Haus zu schauen, um das man aus der Einöde einen Garten hervorzuzaubern versucht, doch bis jetzt mit geringem Erfolg. Was aber das Auge reich entschädigte, das war der Blick links in die auftauchende Kette der Berge von Benevent und zur Rechten auf den Monte Gargano, der sich jenseits der Ebene immer ansehnlicher heraushob. Zu seiner Linken wurde jetzt auch ein Streifen des Meeres sichtbar, auf dessen Azur die Tremiti-Inseln schwammen. Als es über der Ebene bereits zu dämmern begann und dunkelblaue Streifen die Tiefe durchzogen, stand der Gargano noch in einen Strom glühenden Lichtes getaucht. Auch der letzte Schimmer aber war verflogen, als wir in die engen, dunklen, altertümlichen Gassen von Lucera einfuhren. Es war Feierabend, und auf dem Hauptplatz, an welchem der von Karl II. von Anjou erbaute Dom gelegen ist, hatten sich die Bürger aufgestellt, vermutlich mehr von den kleinen Begebnissen des Tages sich unterhaltend, als von der großen politischen Veränderung, die sich eben in jenen Tagen in Italien vollzog, als die Leitung des Staats von Cavours Nachfolgern, der Konsorterie, auf die Linke, und vom Norden auf den Süden der Halbinsel überging. Wenigstens ist uns auch sonst in Apulien nichts auf-

gestoßen, was erregte Teilnahme für eine Umwälzung verraten hätte, die doch für die Südländer Italiens so vielversprechend war. Der Abend war kühl, und alle hatten sich in weite, blaue Mäntel gehüllt, auf dem Kopfe den schwarzen Calabreser, der aber hier keineswegs die bedenkliche Erinnerung an Räuberabenteuer erweckte, vielmehr in seinen Umrissen lebhaft an die bei uns zur Zeit gebräuchlichen Formen der Kopfbedeckung erinnerte und den vermummten Gestalten eher ein biederes und höchst würdiges Ansehen verlieh. Die weibliche Bevölkerung schöpfte auf den Balkonen frische Luft und sah neugierig den Fremdlingen in der Kutsche nach.

Der Vetturin war angewiesen, uns in das Albergo d'Italia zu fahren, welches der erste Gasthof in Lucera ist. Wir wurden am Ziele angelangt auch eifrig bewillkommt, gerieten aber bei näherer Bekanntschaft mit diesen Räumen in steigende Verwunderung. Es waren, zumal im Speisesaal, Anläufe zu modernem Geschmack und sogar Pracht nicht zu verkennen, aber alles wieder mit solcher Ursprünglichkeit vermischt, und mit einer so unergründlichen Decke von Schmutz versehen, daß der Widerstreit immer aufs neue wieder das Erstaunen herausforderte. Ein wahres Gemisch von Eleganz und Barbarei. Dem entsprach das erheiternde Personal der Wirtsleute. Der Padrone, überaus beweglich, beständig überlaut schreiend und selbst die höflichsten Reden mit fürchterlicher Stimme an die Fremden donnernd, bewegte sich in Hemdärmeln, hatte aber eine schwere goldene Uhrkette angelegt und prangte auch in untadeligem modernstem Stehkragen auf dem roten Hemd. Die junge Wirthin fing, ungeniert Gefrorenes essend, alsbald mit den Gästen zu plaudern an, geriet aber dabei beständig ins Lachen, das gar nicht aufhören wollte, als die Gäste für die apulische Mundart geringes Verständnis zeigten und einmal über das andere der gesprächigen Frau verkehrte Antworten gaben. Die Fremdenzimmer schienen lange kein menschliches Wesen gesehen zu haben, und von an-

derweitigen Räumlichkeiten vermag eine vorsichtige Feder auch nicht andeutungsweise eine Schilderung zu wagen.

In den Speisesaal, der mit einem großen Spiegel geziert war, führten zwei Eingänge mit weißen Gardinen. Er war nicht groß, aber sehr hoch; nahe der Decke befanden sich einige halbrunde Öffnungen, durch welche bei Tag einiges Licht hereinbringt. In der Mitte hing ein großer Kronleuchter, der aber nicht angezündet war, über den einzelnen Tischen brannten Gasflammen. Essen und Wein ließen nichts zu wünschen übrig, und als die Mandeln des Nachtisches verzehrt wurden, ließ sich auch der Wirt bei seinen Gästen nieder. Wir legten ihm nun die Frage vor, ob nicht im vorigen Jahre ein deutscher Gelehrter mit Namen Ferdinand Gregorovius unter seinem Dache gewesen sei. Er schüttelte aber den Kopf und meinte, außer den giurati, die sich halbjährlich zu den Schwurgerichtssitzungen in Lucera einfänden, habe sein Haus selten die Ehre fremder Gäste. Es muß eben eine solche Session um den Weg gewesen sein, wenigstens wurden wir selbst einmal von Bürgern Luceras befragt, ob wir vielleicht giurati wären, eine Frage, die uns, den Fremden, gegenüber, erst verständlich wurde, als wir uns erinnerten, daß die Geschworenen in diese Gegend, der Camorra halber, häufig aus den oberen Provinzen Italiens herbeigerufen werden. Nun versuchten wir dem Gedächtnis des Wirtes zu Hilfe zu kommen, und versicherten ihm, Herr Gregorovius sei ein großer Gelehrter, ein lume della Germania, der sich gleichwohl besonders um den Ruhm der ewigen Stadt verdient gemacht habe, im vorigen Jahre aber habe er sich eigens aufgemacht, um auch die Denkmäler Luceras zu betrachten und zu beschreiben, und solchermaßen habe er weithin den Ruhm dieser Stadt verbreitet und sich den Dank ihrer Mitbürger verdient, denen er auch unmöglich ein Fremdling geblieben sein könne. Auch sei er von Herrn Raffaele Mariano, einem einnehmenden jungen Manne aus Capua begleitet gewesen, der gleich-

falls voll gelehrter Dinge stecke und in trefflichen Schriften sich um das Wohl seines Vaterlands bemüht habe. Allein der Wirt nahm zwar die Mitteilung vom Ruhme Luceras wohlgefällig auf, blieb jedoch dabei stehen, daß er sich der Ehre nicht entsinnen könne. Jetzt begann ein schwarzer Verdacht in unsrer Seele aufzusteigen, den wir aber noch zurückzudrängen beflissen waren. Wir fragten weiter, ob auch ein Buch vorhanden sei, in welches die Namen der Gäste des Hauses eingetragen würden. Gewiß, versicherte der Wirt, und brachte gleich ein schweres Buch zur Stelle, das sich aber von anderen seines gleichen dadurch unterschied, daß sämtliche Namen von einer und derselben Hand geschrieben waren. Ich schreibe, fuhr er fort, die Namen alle selbst, um meinen Gästen die Mühe zu ersparen, wobei er blinzelnd zu verstehen gab, daß manche derselben wohl in Verlegenheit wären, ihre Namen selber einzutragen. Auch hier fanden wir den gesuchten Namen nicht, und unser Argwohn verstärkte sich, zumal wenn wir jetzt die ganze Beschaffenheit unseres Gasthofs uns vergegenwärtigten. Die fürchterliche Gewißheit wurde uns aber erst am andern Morgen. Als wir nämlich vom Gasthof auszogen und uns denselben im Tageslicht besahen, machten wir die Entdeckung, daß er die Aufschrift Albergo di Roma trug. Der Kutscher hatte uns also, die Dämmerung benützend, nicht in den Gasthof, den wir verlangten, nicht in das Albergo d'Italia gebracht, vielmehr eigenmächtig die Arglosen einem Geschäftsfreund überliefert. Unsere Strafreden erzielten aber nur geringe Wirkung, und gegen die fröhliche Dreistigkeit, mit welcher der Kutscher uns befragte, wie wir denn zufrieden gewesen seien, vermochte unsere Entrüstung nicht aufzukommen.

Auf der Straße und auf dem Platze war schon alles lebendig, und gern hätten wir stundenlang dem bunten und lärmenden Treiben zugesehen. Menschen jeglichen Alters und Tiere aller Gattung zogen vorüber. Ziegen wurden ausgetrieben, hier kamen zwei Menschen auf einem Esel geritten,

dort wurden Esel mit großen Doppelkörben von laut schreienden Führern getrieben. Alles schrie zusammen, als ob die Leute tötliche Händel hätten; dazwischen lief viel braunes und schwarzes Pfaffenvolk, und an den Häusern standen wieder dieselben ernsten in blaue Mäntel vermummten Gestalten wie am Abend zuvor. Jetzt lief ein Junge die Gasse hinab, singend und schreiend und mit beiden Armen ungestüme Geberden werfend; offenbar bloß um dem Drang seines fröhlichen Gemütes Luft zu machen. Ein lustiges, leichtlebiges Volk, wie auf der anderen Seite des Apennin, inmitten der Erinnerungen an eine ernste Vergangenheit.

Das Saracenenschloß [1]) liegt eine Viertelstunde nordwärts von der Stadt auf der Spitze des Hügels, der gegen Foggia allmählich sich niedersenkt, nach den drei anderen Seiten aber schroff abstürzt, ein Punkt, der zur Beherrschung der apulischen Ebene von Natur ausersehen scheint und schon in alten Zeiten befestigte Niederlassungen erst der Samniten, dann der Römer, der Longobarden, der Normannen trug. Verläßt man das nördliche Thor von Lucera, so breitet sich ein weiter Anger aus, den jetzt eben frisch aufgeblühte Hyazinthen und Crocus schmückten. Man kommt an tiefen Löchern vorüber, die frisch ausgegraben sind und in denen sich Mauerreste vorgefunden haben. In diesem Mauerwerk hat man erst vor kurzem die Überbleibsel des unterirdischen Ganges entdeckt, der die Stadt mit der Citadelle verband. Jetzt zeigt sich, vom Frühlicht übergossen, die Vorderseite der Burg, eine gewaltige Mauerkrone, von Türmen unterbrochen und zu beiden Seiten von mächtigen runden Ecktürmen flankiert. Diese sind in schönen regelmäßigen Werksteinen aufgeführt, während die Mauer größtenteils aus Backsteinen besteht. Der Turm zur Linken

[1]) Eine Abbildung, sowie ein Plan des Schlosses findet sich in dem schönen Werk von Huillard Bréholles, **Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale, Paris 1849.**

ist mit seinem vorspringenden Aufsatz noch vollständig erhalten, sonst ist die Bekrönung durchweg abgebrochen. Auf dem Anger weiter schreitend kommt man zuletzt an einen scharf abgeschnittenen Rand, an den tiefen Graben, der die Burg von der allein zugänglichen Stadtseite trennte. Auf Seite der Burg ist der Graben in Form von polygonen Bastionen kunstreich aufgemauert, auf ihnen ist die Mauer aufgesetzt, deren sieben Türme mit ihren Kanten in die Polygone vorspringen. Der Haupteingang befand sich nahe dem Eckturm zur Rechten, er ist arg zerstört, doch läßt sich die Anlage noch wohl erkennen. Hier führte eine Zugbrücke über den Graben, und zugleich war im Innern eines festgemauerten Vorbaus eine von außen unsichtbare steinerne Treppe angebracht, die in den Graben herab und in den unterirdischen Gang führte. Die Treppe ist verschüttet; vom Thore, von architektonischem Schmuck oder von Inschriften ist nichts mehr erhalten; wohl aber zeigen die Überreste der dicken, durchaus mit Quadern aufgeführten Mauer, wie wohlverwahrt einst dieser Zugang war.

Um jetzt in das Innere zu gelangen, muß man die Eckbastion zur Rechten umgehen und auf einem schmalen Pfad an der Nordseite hinaufsteigen, wo ein kunstloser Eingang durch die Mauer gebrochen ist. Erst im Inneren läßt sich eine Übersicht des ganzen Baues gewinnen. Die Umfassungsmauer, und diese allein ist noch erhalten, ist in einem unregelmäßigen Viereck geführt, unregelmäßig, weil sie genau dem Rande des Hügels folgt. Den beiden runden Ecktürmen der Ostseite entsprechen zwei polygone Türme auf der schroff absetzenden Westseite. Außer diesen vier Haupttürmen sind an den drei Seiten der Mauer dreizehn rechtwinklige Zwischentürme angebracht, wozu noch die schon erwähnten sieben bastionförmigen Türme der nach Osten gerichteten Hauptseite kommen. Dies die Umfassungsmauer, die aber noch einen innersten und zwiefach befestigten Raum einschloß. Nahe dem Hauptthor, in

der nordöstlichen Ecke, die zugleich der höchste Punkt des Hügels ist, war nämlich die eigentliche Burg angebracht, die **arx**. Hier darf man sich die Wohnung des Kaisers Friedrich denken, die er mit morgenländischem Luxus, aber auch mit antiken Bildwerken ausgeschmückt hatte. Hier befand sich, von den treuen Saracenen bewacht, die Schatzkammer, das wohlgefüllte Vorratshaus für Fälle der Not. Es war der sicherste Winkel, den die staufische Macht jenseits der Alpen besaß. Diese innere Burg war in regelmäßigem Viereck entworfen und so gestellt, daß nach Norden die Außenmauer, die hier abgeschrägt ist und die Form einer mit Schießscharten versehenen Böschung hat, zugleich den Abschluß der inneren Burg bildete. Eine mit Tonnengewölben bedeckte Galerie, vielleicht der Waffensaal, führte um die vier Seiten der Burg. Von dieser Halle sind noch Reste vorhanden, sonst ist das Ganze ein Trümmerhaufen, aus dem nur die Phantasie noch die ursprüngliche Anlage herauslesen kann. In dem ganzen übrigen, von der Mauer umschlossenen Raum sind aber nicht einmal mehr Trümmer zu finden. Er ist die vollständigste Einöde. Wo einst die Wohnstätten für Tausende von Saracenen standen, mit Moscheen, Werkstätten, Fabriken, Arsenalen, ist jetzt ein spärlich bewachsener gleichgemachter Boden, auf dem seit Jahrhunderten die Ziegen weiden. So gründlich hat die Kirche aufgeräumt mit einem Orte, der dem Papst ein besonderer Dorn im Auge war, **spina in oculo**, wie ein Chronist sagt.

Der Bau der Citadelle ist im Jahre 1233 von Friedrich begonnen worden, aber schon ein Jahrzehnt früher hatte er saracenische Ansiedlungen in die alte Bischofsstadt gelegt. Bald nach seiner Krönung im Jahre 1220 mußte er einen Krieg in Sicilien führen, wo die Saracenen die lange Minderjährigkeit des Kaisers benützt, sich der stärksten Stellungen auf der Insel bemächtigt und eine unabhängige Regierung unter einem einheimischen Fürsten sich gegeben hatten. Der Krieg wurde

glücklich geführt; gleich im ersten Jahre gelang es, den feindlichen Emir und seine beiden Söhne gefangen zu nehmen, die dann in Palermo aufgeknüpft wurden. Gleichwohl zog sich der Krieg in die Länge, und als Friedrich im Frühjahr 1222 mit dem Papst eine Zusammenkunft in Veroli hatte, machte er gegen Honorius, der ihn zum Kreuzzug drängte, auch dies geltend: gegen die Saracenen in Sicilien kämpfen sei gleichfalls ein Kreuzzug. Nach und nach aber gelang es, die festen Schlösser der Araber zu erobern und zu zerstören. Die Aufständischen wurden teils zur Ergebung gezwungen, teils in die Berge getrieben. Im Laufe des Jahres 1223 legte der größte Teil die Waffen nieder, und an 20 000 Saracenen ließ nun Friedrich nach Unteritalien hinüberführen, die meisten nach Lucera, das auch in der Folge die hauptsächlichste Niederlassung der Saracenen blieb.

Als Feinde waren sie auf das Festland versetzt worden. Die Absicht Friedrichs war zunächst nur die, die Araber unter dem Auge zu haben und aus der Nähe von Afrika zu entfernen, wo sie stets auf Unterstützung rechnen konnten. Auch gewöhnten sich die Saracenen nicht leicht an den neuen Aufenthalt. Im Jahre 1226 empörten sie sich, und es bedurfte der List eines Getreuen Friedrichs, der sich als verkleideter Saracene einschlich, seine That aber mit dem Leben büßen mußte, um Lucera wieder in Friedrichs Hände zu bringen. Allein in dem Maße, als der Kaiser sich mit der Kirche entzweite, leuchtete ihm auch der Wert von streitbaren Scharen ein, über welche der Papst keine Macht besaß. So oft Friedrich von den römischen Blitzstrahlen getroffen wurde, war die Wirkung auf seine Anhänger in Italien und in Deutschland zu fürchten: auf die Saracenen blieben sie ohne Eindruck, und schon damit war eine natürliche Bundesgenossenschaft gegeben. Gleich nach dem ersten Bannspruch im Jahre 1227 griff Friedrich unter anderen Repressalien auch zu dem Mittel, daß er die Saracenen von Lucera aussandte, um das Gebiet

Sankt Peters zu verwüsten und sich der Besitzungen des Tempelordens zu bemächtigen. Das waren ohne Zweifel willkommene Aufträge für die Ungläubigen. Ein engeres Band wurde aber erst angeknüpft, als Friedrich aus dem Morgenlande zurückkehrte und Erfahrungen mitbrachte, die ihn zu einem ebenso entschiedenen Gegner der Kirche, als Freund alles morgenländischen Wesens machten.

Friedrich hatte sich, belastet mit dem zweiten Kirchenbann, im Jahre 1228 zu Brindisi nach dem heiligen Lande eingeschifft. Auf der ganzen Heerfahrt verfolgte ihn der Haß der Kirche und ihrer Diener. Er fand Entgegenkommen beim Sultan Kamel, Widerstand bei jedem Schritt von seinen Glaubensgenossen. Freundschaftlich verkehrte der wissensdurstige Fürst mit den arabischen Gelehrten, auf Seite der deutschen Mönche trat ihm nichts als Unwissenheit und feindseliger Stumpfsinn entgegen. Die Sitten und die heitere Pracht des Morgenlandes reizten seinen phantasiereichen Sinn, und dies hinwiederum gewann ihm die Herzen der Ungläubigen. Als er am 17. März in das ihm von Kamel freiwillig übergebene Jerusalem einzog und nach der Kirche der Auferstehung sich begab, hatten die Priester des Kreuzes die Kirche verlassen. Nur der Zuruf seiner Krieger erscholl, als er sich selbst die goldene Krone aufs Haupt setzte. Kein Segensgruß, keine Dankgesänge erfüllten das christliche Haus, während von den Minarets der Moschee Omar die Stimme der Muezzins die Kinder des Propheten zum Gebete rief. Das waren die Eindrücke, unter denen Friedrich im Mai 1229 nach Italien zurückkam, wo er ganz Apulien durch die Kirche wider sich aufgewiegelt fand. In dem Kriege, den er jetzt um sein schönes Erbe führen mußte, war ihm die Ergebenheit der Saracenen eine feste Stütze. Von da an zog er sich in ihnen eine gefürchtete Leibwache heran. Schrecken verbreitete schon ihr Name, ihre Tracht, ihre Waffen: man sagte, daß sie mit vergifteten Pfeilen kämpfen. Und im vierten Jahre nach seiner

Rückkehr aus dem Morgenlande erbaute er ihnen die weite Citadelle bei Lucera und sich selbst eine sichere Burg inmitten seiner treuen Schar.

Es kam zwar auch später noch vor, daß Saracenen, vom Heimweh ergriffen, nach der Insel zu entweichen suchten. Friedrich sorgte dafür, daß ihnen der Weg nach der Heimat versperrt wurde; er drängte, was von Saracenen auf dem Flachlande wohnte, nach der festen Burg Lucera zusammen. Allein zugleich wußte er Mittel, daß seine Schützlinge die Heimat so wenig als möglich vermißten. Er zeigte ihnen Vertrauen und fesselte sie damit fest an sein Haus. Er redete ihre Sprache und richtete ihnen Moscheen auf. Auch die morgenländischen Sitten, in denen sich der Kaiser gefiel, gaben ihnen die Empfindung, als ob sie unter einem ihrer einheimischen Fürsten lebten. Er ließ sie mit Grundstücken und Nutztieren ausstatten, und billig waren ihre Abgaben bemessen. Gebrauchte er sie, wenn es galt, ein strafendes Exempel an seinen Feinden aufzustellen, so gewöhnte er sie zugleich an die Übung von Werken des Friedens. Sie waren geschickt in allen Arten seiner Handarbeit, und der stärkste Rüstplatz Friedrichs, wo die kunstreichsten Waffen verfertigt wurden, brachte auch die zierlichsten Gewebe in Seide und Leinen hervor.

Auch ein Gestüt arabischer Pferde befand sich in Lucera und ein Tiergarten, darin die Saracenen die wilden Tiere ihrer Heimat, Kamele und Leoparden, betrachten konnten. Die Leoparden wurden hier zur Jagd abgerichtet, und auch Elephanten mögen hier aufgezogen worden sein; wenigstens ließ Friedrich, als er im Jahr 1236 gegen den welfischen Bund in Oberitalien Krieg führen mußte, 10000 saracenische Bogenschützen aus Lucera kommen, deren Standarten vom Leibelephanten des Kaisers getragen wurden.

Diese kriegerische Leibwache war nicht immer in den Schranken der Zucht zu halten. In der Umgegend wurde

ihre Anwesenheit übel empfunden, und manche Klage kam dem Kaiser zu Ohren. Auch regte sich unter den Edlen am Hofe zuweilen Mißgunst gegen die bevorzugten Saracenen, es galt verdrießliche Händel zu schlichten, und es wurden vom Kaiser Gesetze erlassen, welche jede Gewaltthat gegen die Saracenen mit strenger Strafe belegten. Zur Zeit der Blüte der Kolonie scheint neben ihnen eine christliche Gemeinde in Lucera gar nicht mehr bestanden zu haben; obwohl der Kaiser nicht wehrte, wenn Mönche die Ungläubigen zu bekehren versuchten. Nicht bloß die Citadelle, die ganze Stadt war ihnen überlassen. Im Jahre 1246 erhielten sie abermals Zuzug durch aufständische Araber, die aus Sicilien hierher verpflanzt wurden. In diesen Jahren und unter Manfred ist, wenn die Chronisten nicht übertreiben, die Saracenenkolonie sechzigtausend Köpfe stark gewesen, darunter zwanzigtausend Krieger.

Man kann sich denken, wie die Kirche zu dieser Begünstigung der Ungläubigen durch den Kaiser sah. Die Saracenen zu Lucera bilden eine stehende Klage im Munde des Papstes. Friedrich aber schien es wenig zu kümmern, daß das Ärgernis, das er der Christenheit gab, von den Päpstlichen gegen ihn ausgebeutet wurde. Himmelhoch stand er über den Vorurteilen seiner Zeit. Es scheint, um die einsame Höhe seines Geistes zu bezeichnen, noch nicht zu genügen, wenn man ihn, wie der Geschichtsschreiber der Hohenstaufen gethan hat, einen Protestanten des 13. Jahrhunderts nennt. Mögen die einzelnen spöttischen Äußerungen über das Christentum, die ihm die Päpstlichen in den Mund legten, erfunden sein, man bedarf ihrer nicht, um von der Denkart des Kaisers eine zutreffende Vorstellung zu gewinnen. Das Wort von den drei Lügnern hat ohne Zweifel die Schmähsucht auf seine Rechnung gesetzt, aber die Kehrseite dieses Wortes, die Geschichte von den drei Ringen geht bis in die Zeit der Kreuzzüge zurück — man weiß nicht näher, wo sie entstand, doch

wo können wir uns in jenen Zeiten eine Denkweise, aus der diese Erzählung hervorging, eher vorstellen, als in der Umgebung des schwäbischen Kaisers, der mit hellem Geist inmitten der Religionen seiner Zeit stand, der sein Leben lang Gelegenheit hatte, Vergleiche anzustellen zwischen den Bekenntnissen des Morgenlandes und des Abendlandes und deren Wirkungen zu erproben.

Man kann die Ironie nicht verkennen, mit der Friedrich die Klagen des Papstes wegen Luceras zurückzuweisen pflegte. Dem Kaiser wird vorgehalten, daß er sich überhaupt der Saracenen bei seinen Kriegen bediene. Die Antwort ist: wenn er in seinen Schlachten der Saracenen sich bediene, so geschehe dies nur, weil er sich scheue, Christen den Wechselfällen des Krieges auszusetzen.

Es wird ihm vorgeworfen, seine Saracenen haben den Bischof und die christlichen Einwohner aus Lucera vertrieben, die Kirche zerstört, unter deren Altar eine Stätte des Unrats eingerichtet, auch holten sie sich aus den Trümmern der alten Stadt, ja aus den Kirchen der Umgegend die Steine zu ihren Bauten zusammen. Der Kaiser stellt in Abrede, daß Kirchen durch die Saracenen entweiht und zerstört würden; was aber die in Lucera betreffe, so sei die allgemeine Meinung die, daß die alte Kirche baufällig gewesen und von selber eingefallen sei; übrigens wolle er sie gerne wieder aufrichten.

Als im Jahre 1239 Gregor IX. von neuem den Bann über Friedrich aussprach, war eine der vom Papste aufgezählten Beschwerden gleichfalls von Lucera hergenommen. Außer dem Vorwurf der Kirchenentweihung hieß es: Sechstens, weil er die Saracenen begünstigt und unter den Christen angesiedelt, zur Knechtschaft der letzteren und zur Verunreinigung ihres Glaubens. Der Kaiser entgegnete: Die Saracenen, welche erst zerstreut in Sicilien wohnten und in bürgerlicher und kirchlicher Hinsicht nachteilig wirkten, sind gerade deshalb an einem einzigen Ort, in Lucera, angesiedelt worden, um sie

abzusondern und damit für die Freiheit der Christen und die Erhaltung des reinen Glaubens zu sorgen.

Man wird, gerade was Lucera angeht, in den Entgegnungen des Kaisers die Spuren guter Laune kaum verkennen können. Im übrigen war freilich sein Handel mit dem Papste ernsthaft genug, und zwar lauten die anderen Beschwerden, welche der Papst zur Begründung des Kirchenbannes aufzählte, zum Teil gerade so, wie wenn sie neuestens aus einer päpstlichen Bulle wider den glorreichen Wiederhersteller des deutschen Reiches geschleudert wären. Zwar ist damals der Vergleich mit der diocletianischen Christenverfolgung noch nicht so beliebt gewesen, wie heutzutage; aber wir sehen, daß der Papst den Kaiser Friedrich in den Bann gethan hat, „weil er die Freiheit und Rechte der römischen Kirche verletzt", „weil er viele Pfründen unbesetzt läßt, Kirchen- und Klostergüter widerrechtlich an sich bringt, die Geistlichen besteuert, vor weltliche Gerichte zieht, einsperrt, des Landes verweist, ja sogar mit dem Tode bestraft", weil er den Tempelherren und Johannitern viele bewegliche und unbewegliche Güter nicht zurückgiebt", „weil er alle Anhänger der Kirche feindlich behandelt, beraubt und verjagt". Liest man derlei Aktenstücke und deren weitläufige Begründungen, oder auch die Staatsschriften Friedrichs, in denen der Abfall der Kirche von dem Beispiele Christi und Peters, des demütigen Fischers, in klassischen Worten vor der Christenheit dargethan wird, so fragt man sich mit Erstaunen: so gering also ist die Strecke, welche die Menschheit in den letzten sechs Jahrhunderten zurückgelegt hat, so gering trotz Luther und Lessing, trotz Fortschritt und Aufklärung, daß noch heute ganz die nämlichen Argumente zwischen Deutschen und Wälschen ausgetauscht werden und noch immer kein Ende der unermüdlichen Ausdauer abzusehen ist! Ja man ist, auf diesen apulischen Gefilden stehend, geneigt, den schwäbischen Kaisern ein Unrecht abzubitten, das sich allzulange an ihr Andenken ge-

heftet hat und im Angesicht der üblen Erfahrungen der Gegenwart nicht länger ohne weiteres sich wird nachsprechen lassen. Durch ihr romantisches Schweifen in die Weite, so müssen sie sich sagen lassen, durch die Vernachlässigung der Heimat, durch das eigensinnige Festhalten ihres Besitzes über den Alpen seien sie in jenen unseligen Zwist mit der Kirche geraten, in dem sie jammervoll den Untergang gefunden haben. Allein jetzt wissen wir leider, daß die redliche Absicht der Deutschen, ihr neues Reich streng innerhalb der eigenen Grenzen aufzurichten und jedes romantischen Schweifens in die Ferne, jeden Eingriffs in fremdes Volkstum sorgfältig sich zu enthalten, gleichfalls bis dahin nicht zum Ziele geführt hat. Es hat nicht verhindern können, daß dem neuen Reiche die verhängnisvolle Erbschaft des alten aufgedrungen wurde, so daß der erste Kaiser deutscher Nation gerade da den Kampf wieder aufnehmen mußte, wo den römischen Kaisern die Waffen aus der Hand sanken. Und so kann man denn in den ausgeräumten Mauern von Lucera, den Bergeskranz vor Augen, hinter dem nach Abend die Schlachtfelder von Scurgola und von Benevent liegen, nicht verweilen, ohne die trübselige Frage aufzuwerfen, wie lange noch den Deutschen von dem Weltengeiste die Aufgabe aufgeladen ist, mit dem „auf dem Stuhle der verkehrten Lehre sitzenden und mit dem Öle der Bosheit gesalbten Pharisäer", mit dem „Tiere der Lästerung", dem „großen Drachen, welcher die ganze Welt verführt hat", dem „Widerchrist", dem „zweiten Bileam" sich auseinanderzusetzen; lauter Ausdrücke, mit denen, in Erwiderung nicht minder höflicher Benennungen, die gelehrten Federn Friedrichs den Gegner zu Rom zu befehden pflegten.

Auch auf der Kirchenversammlung zu Lyon im Jahre 1245 machte der Papst Innocenz dem Kaiser den Vorwurf, daß er nicht Kirchen und Klöster, sondern muhamedanische Städte gründe, muhamedanische Verschnittene zur Bewachung seines christlichen Weibes halte und muhamedanische Sitten

und Gebräuche verehre, Beschuldigungen, die immer wiederkehrten in Verbindung mit dem andern Vorwurf, daß er ein Ketzer und Götzendiener sei, über die christlichen Grundwahrheiten sich lustig mache und die ungeheuerliche Behauptung aufstelle, daß der Mensch nichts glauben dürfe, was nicht durch die Natur und durch die Vernunft erwiesen werden könne. Nichts hat die Kurie heißer erstrebt und ersehnt als „Vertilgung des Namens und Geschlechts dieses Babyloniers." Das Ende hat ihn unvermutet in der Nähe seines Saracenenschlosses überfallen. Er war, bereits an der Ruhr erkrankt, eben auf dem Wege von Foggia nach Lucera, als er einen neuen Anfall erlitt, der ihn bewog, nach dem nahen Schloß Fiorentino sich zu begeben, und dort ist der Kaiser, bedeckt vom Bannfluch seines Gegners, am 13. Dezember 1250 56 Jahre alt gestorben. In seinem letzten Willen hatte er bestimmt: „der heiligen römischen Mutterkirche soll, mit Wahrung aller Rechte und Ehren des Reiches, all das Ihrige zurückgegeben werden, wenn sie auch dem Reich das Seinige wiedergiebt."

Unter Manfred blieb Lucera gleichfalls die feste Burg der schwäbischen Macht, und er hatte ihrethalb dieselben Anfechtungen zu erleiden, wie sein Vater. Man kennt den romantischen Reiterzug, den Manfred im November 1254 mitten durch seine Feinde hindurch nach Lucera unternahm, das ein verräterischer Verwalter ihm vorenthielt, die Gefahren, unter denen er mit nur drei Begleitern des Nachts vor dem Thore der Stadt erschien, die List, mit der er Einlaß gewann, und den Freudenjubel, mit dem die Saracenen ihren König aufnahmen und auf den Schultern durch die Straßen trugen. Hier fand Manfred endlich die Vorräte an Geld und Waffen, die ihm erlaubten, ein Heer zu werben, mit dem er zur Eroberung seines Erbreiches schritt. Auch er hielt Lucera besonders wert. Sultan von Lucera nannten ihn die Päpstlichen. In dem Ultimatum, das ihm der Papst im Jahre

1256 stellte, war als eine der Bedingungen auch die genannt: Austreibung aller Saracenen aus dem Reiche. Manfred lachte über eine Forderung, die ihn des besten Teils seines Heeres beraubt hätte. Ich will sie, rief er, vielmehr um das Doppelte vermehren, und wirklich verstärkte er seine Leibgarde durch neue Zuzüge aus Sicilien.

In seinen Kriegszügen spielen denn auch die Saracenen von Lucera eine Hauptrolle. Nach Atrani (bei Amalfi) legte er einmal eine Strafgarnison von tausend Saracenen, die allerdings mancherlei Unfug verübt und den Nonnenklöstern der Umgegend übel mitgespielt zu haben scheinen. Saracenen verwandte er insbesondere zu den Einfällen in den Kirchenstaat, mit denen er sich für die Verhängung des Kirchenbannes rächte, und den Neapolitanern bot er einmal dreihundert Saracenen an, damit sie den Erzbischof zwängen, trotz dem Banne Gottesdienst zu halten, was aber die Bürger von Neapel dankend ablehnten. Die Anzahl der Saracenen, die in der Schlacht bei Benevent kämpften, wird auf zehntausend angegeben; er selbst fand an der Spitze der saracenischen Reiter den Tod in dieser Schlacht. Die Elephanten, Löwen, Leoparden, welche sie mit sich führten, schmückten den Triumphzug, den Karl von Anjou in Neapel veranstaltete.

Seine Gemahlin, Helene von Epirus, hatte Manfred vor der Schlacht in Sicherheit gebracht. Nach dem unglücklichen Ausgang beschloß sie aber, mit ihren Kindern nach ihrer Heimat zu entfliehen. Schon war in Trani alles zur Überfahrt bereit, als ungünstige Winde die Königin zurückhielten und mittlerweile fromme Mönche den Befehlshaber von Trani zum Verrat überredeten. So wurde die Unglückliche an den kaltherzigen Sieger ausgeliefert; sie selbst erlag ihrem Schicksal in wenigen Jahren, und ihre Kinder, die letzten Sprößlinge des schwäbischen Hauses, verschmachteten in Jahrzehnte langer Kerkerhaft.

Die Saracenen von Lucera, bestürzt über den Tod ihres

Königs, wagten dem Sieger keinen Widerstand zu leisten. Sie öffneten freiwillig die Thore und sicherten sich damit vorteilhafte Bedingungen zu; zwar verpflichteten sie sich zu reichen Geschenken und regelmäßigem Tribut, aber sie durften Glauben, Sitten und Gebräuche behalten, obschon Karl vor seinem Zuge nach Italien dem Papst versprochen hatte, kein Bündnis mit den Saracenen abzuschließen. Bloß das wurde ihnen zum Heil ihrer Seelen auferlegt, daß sie die Predigt des Wortes Gottes mit anhören sollten. Allein schon im folgenden Jahre, als die Sache für Conradin eine günstige Wendung zu nehmen schien, reute sie der Abfall, und sie erhoben offen die Fahne des Aufstandes. In Abwesenheit des Anjou wollte nun der Papst selber den Feldzug gegen sie unternehmen, er sandte den Abt von Monte Cassino mit hundert campanischen Rittern vor Lucera, allein diese richteten nichts aus und konnten nicht einmal verhindern, daß die Saracenen die Umgegend schwer heimsuchten. Jetzt predigte Clemens IV. den Kreuzzug und setzte den Fürsten von Achaia, Wilhelm von Villeharbouin, an die Spitze des Heeres, das die Ungläubigen bezwingen sollte. Wilhelm war zwar der Schwager Manfreds — der Herr von Epirus war ihrer beider Schwiegervater, — und in dem Kriege, den er samt seinem Schwiegervater wider Michael den Paläologen in Griechenland führte, hatte er gerne Manfreds Hilfe angenommen. Dieser sandte im Jahre 1259 vierhundert deutsche Reiter, die in der berühmten Schlacht bei Pelagonia in Makedonien wider die Griechen kämpften und fast alle auf dem Schlachtfelde blieben. Allein seitdem der lateinische Kaiser von Byzanz, um Hilfe gegen den Andrang des Paläologen zu gewinnen, die Lehensoberhoheit über Achaia Karl von Anjou übertragen hatte, war Wilhelm von Villeharbouin dessen Vasall geworden und er zögerte jetzt nicht, dem Rufe zu folgen, den Karl beim Herannahen Conradins an alle seine Vasallen ergehen ließ. Vierhundert moreotische Ritter, darunter die tapfersten seiner

Lehensleute, die auf den Burgen in Arkadia und Achaia hausten, führte Wilhelm im Winter von 1267 auf 1268 nach Apulien herüber. Doch mit den Saracenen in Lucera glückte es ihm nicht. Der Winter hemmte die Belagerungsarbeiten, der Papst wurde ungeduldig, verdrießlich, und wollte am Ende gar nichts mehr von Wilhelm wissen. Karl selbst machte sich jetzt an die Arbeit; doch kaum hatte er im Mai die Belagerung Luceras angefangen, so mußte er sie wieder aufgeben, um dem Heere Conradins entgegenzugehen, das jetzt wichtiger war, als das vereinsamte Lucera, vor dem er ein Häuflein Belagerer zurückließ.

Nach der Vernichtung des staufischen Heeres bei Scurgola, wo der Fürst von Achaia mit seinen peloponnesischen Rittern wirksam zur Entscheidung mitgeholfen hatte, fiel das ganze Land dem Anjou in die Hände. Lucera allein widerstand; vielleicht weniger, weil die Saracenen selbst zum Äußersten entschlossen waren, als weil hierher vor dem Blutdurst des Siegers die Häupter der ghibellinischen Partei sich geflüchtet hatten. Im Februar 1269 erschien Karl abermals mit beträchtlichen Streitkräften vor dem verhaßten Saracenennest, **nidus et cavea Saracenorum**. Troja, das westwärts von Lucera von einer Höhe schimmert, war sein Hauptquartier. Doch sechs Monate zog sich noch die Belagerung hin. Alle Stürme prallten an den festgefugten Mauern ab. Zuletzt aber ging es mit den Vorräten der Belagerten zu Ende. Schon mußten sie sich von Blättern und Wurzeln nähren. Ausreißer schlichen sich aus den Mauern, wurden aber, wenn man sie aufgriff, schonungslos niedergehauen oder zu Sklaven gemacht. Endlich am 28. August 1269 wurde das Kastell übergeben. Die Saracenen brachten ihre Fahnen herbei; auf den Knieen und mit Riemen geknebelt flehten sie die Gnade des Siegers an. Und auch jetzt ließ Karl die Kolonie bestehen; nur die Ghibellinen, die hier Zuflucht gesucht hatten, wurden hingerichtet. Den Saracenen aber wurden harte Bedingungen auferlegt:

jede Woche sollten sie eine bestimmte Summe Goldes als Tribut abliefern. Ein Teil wurde im Königreich zerstreut. Manche schworen jetzt ihren Glauben ab, die Mehrzahl aber blieb in Lucera zusammen.

Während Karl auf seinem Kreuzzuge abwesend war, brach ein neuer Aufstand aus. Auch diesmal waren es fremde Ghibellinen, die sich unter den Schutz der Saracenen flüchteten und diese mit fortrissen. Als Karl im Frühjahr 1271 abermals die Belagerung von Lucera begann, merkte er bald, daß die Saracenen des Widerstandes müde seien; die Flüchtlinge setzten sich zwar der Übergabe entgegen, aber Karl verhandelte in ihrem Rücken mit den Saracenen und schloß mit ihnen Frieden auf Kosten der Ghibellinen. Jetzt endlich war der Widerstand Luceras gründlich gebrochen. Statt des Kadhi wurde ein königlicher Beamter daselbst eingesetzt, der aber ein mildes Regiment führte. Karl war sogar um die Ausbesserung der Mauern besorgt und erneuerte einen der Türme, wahrscheinlich denjenigen, der jetzt noch vollständig erhalten ist. Eine (jetzt verlorene) Inschrift nannte Karl von Anjou als den Wiederhersteller desselben Schlosses, das zur Befestigung der schwäbischen Macht aufgerichtet worden war. Seine hartnäckigsten Feinde durfte er fortan als zuverlässige Heeresgenossen betrachten. Schon im Jahre 1273 sandte er die Saracenen an die Küste von Epirus, wo er allmählich den Albanesen das Land abgewann, das er als die griechische Mitgift Helenas, der Gattin Manfreds, für sich in Anspruch nahm.

So erhielt sich die Anomalie der Saracenenkolonie noch während der ganzen Regierungszeit Karls I. Erst sein Sohn Karl II. that dem römischen Stuhl den Gefallen, die mahomedanische Sekte auszurotten. Er sandte ein Heer ab, welches Lucera nach tapferer Gegenwehr im Sturme nahm. Jetzt wurde schonungslos vorgegangen. Wer mit den Waffen in der Hand ergriffen wurde, fand den Tod durch Erdrosselung.

Das islamitische Glaubensbekenntnis wurde bei Todesstrafe verboten. Die meisten ließen sich taufen. Das Kastell wurde zerstört und alle Ansiedelungen innerhalb desselben dem Erdboden gleich gemacht. Dagegen ließ Karl II. außerhalb des Burgraumes die Kathedrale wieder aufrichten, um die sich das neue christliche Lucera aufbaute. Selbst den Namen Lucera, der so lange der Christenheit ein Ärgernis gewesen, wollte er austilgen, indem er die neue Stadt in Santa Maria umtaufte, was aber so wenig sich erhielt, als jener andere Name, mit welchem sein Vater das Gedächtnis Manfreds am Gargano hatte auslöschen wollen. Der Name blieb, und auch von der Saracenenburg, obwohl sie schon vor Ablauf des 13. Jahrhunderts völlig entvölkert und verödet war, erhielt sich wenigstens der äußere Mauerkranz als ein bleibender Schmuck der Landschaft und als unvergängliche Erinnerung an eine große Zeit.

Den Rückweg von der Burg nach der Stadt nahmen wir am Südrand des Hügels hin. Eine freie Aussicht that sich hier auf nach dem Apennin, nach den Bergen von Benevent, die sich in weichen anmutigen Linien, Kette um Kette, bis zum bläulichen Kamm fortsetzen, ohne daß sie zu hohen ausdrucksvollen Gipfeln sich erhöben. Südwärts senkt sich das Gebirge mehr und mehr, in weitem Kranze die Ebene von Apulien umfassend. Der einsame Berg, zu dem sich noch einmal das Hügelland gegen Südosten erhebt, ist der Monte Vulture bei Melfi. Er allein streckte noch sein schneebedecktes Haupt in den Frühling hinein, der mit leuchtenden Farben das apulische Land überglänzte. Zu unseren Füßen, am Abhang, dehnte sich ein Kloster aus. Mit seinen Cypressen und Ölbäumen, die über die Mauer aufragten, den lichten Wandflächen und der grauen gotischen Kirche, die auch unter Karl II. erbaut sein mag, bildete es den wirkungsvollsten Vordergrund zu dem weitumfassenden Landschftsbilde, dessen letzte Linien in blauer Ferne am Horizont sich verloren. Die Pforte zum

Garten war verschlossen, das Kloster wie ausgestorben. Still und voll friedlichen Glanzes lag das weite Gefild in der Mittagssonne. Etliche Falken schwebten durch den Äther. Und der Geist verlor sich in die Betrachtung, daß während ein tiefer Friede über diese Landschaft ausgegossen ist, der Kampf, der sie einst erfüllte, jetzt nach dem Norden, in die Heimat der deutschen Kaiser zurückgetragen ist, ein Kampf, der nicht mehr vermischt mit Beweggründen der Eroberung und nationaler Feindschaften, dort unter schwererem Himmel anstatt mit den Künsten des Krieges vielmehr mit den Waffen des Geistes ausgefochten werden soll.

Für und wider die Revolution.

1886.

In demselben Monat, in welchem das Volk von Paris die Bastille stürmte, legte Goethe die letzte Hand an Torquato Tasso. Dort schickt sich die Menge an, mit Fäusten und Flintenschüssen, mit Mord und Empörung ein neues Zeitalter der Glückseligkeit heraufzuführen; hier erklingt gleichzeitig in seltsam süßen Tönen — weltabgewandt, vornehm, schwermutvoll — das hohe Lied der Entsagung:

Viele Dinge sind's,
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen,
Doch and're können nur mit Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.

Das damalige Geschlecht war nicht auf Entsagung gestimmt. Auch in Deutschland nicht. Mit Heftigkeit ergriff es die Botschaft von den angeborenen Rechten des Menschen. Die Erhebung des fremden Volkes schärfte mächtig die Empfin-

dung des unerträglichen Zwiespaltes zwischen der fortgeschrittenen Denkart und dem gebundenen Zustande der Gesellschaft. Das Bild einer gerechteren Ordnung war lebhaft in der Seele der Menschheit aufgestiegen und hatte eine fiebernde Ungeduld erweckt. Man war des Glaubens voll, daß alles hindränge auf bessere Zeiten.

Die Jugend warf sich in stürmischer Aufwallung dem neuen Lichte entgegen und feierte in dithyrambischen Weisen den Anbruch des goldenen Alters. Die gelehrte Welt sah triumphierend die Gedanken des aufgeklärten Zeitalters zur Wirklichkeit werden. Den Armen und Gedrückten erschien nahe der Tag der Erlösung und Vergeltung.

Unsere Dichter selbst hatten durch ihre Jugendwerke, durch den Götz und die Räuber, den Geist aufwecken helfen, den sie hernach vergeblich wieder zu beschwören trachteten. Befreiungskämpfe der Menschheit bildeten den Inhalt der großen Geschichtsgemälde, die Schiller den Zeitgenossen entrollte. Überall hatte er deren Helden verherrlicht. Hier Freiheit, dort Despotie, hier Volksrecht, dort bürgerliche und religiöse Tyrannei — dieser einfache Gegensatz hatte durchgeschlagen. Und jetzt schien die Zeit gekommen, diesen uralten Kampf in ungeheuren Thaten siegreich zu Ende zu führen.

Aber die blutigen Greuel, die neue Tyrannei des Jakobinertums, die unersättliche Gier der Befreier? Je reiner die Glut der Begeisterung gewesen war, um so heftiger mußte der Gegenstoß sein. Ein Sturm widerstreitender Empfindungen wurde aufgeregt. Aus der unschuldigen Schwärmerei aufgeschreckt, sah man sich durch das Unerwartete dazu gedrängt, tiefer in die Ursachen und die Gesetze des Geschehens hinabzusteigen. Wie unter solchen Eindrücken das öffentliche Urteil in Gärung geriet, wie die Meinungen sich sonderten, die Grundsätze hier ins Wanken gerieten, dort sich befestigten, auf edle Hoffnungen bittere Enttäuschungen folgten und doch die schmerzlichsten Enttäuschungen den jenem Jahrhundert tief

eingepflanzten Glauben an das Gute, an Glück und Tugend nicht auszutilgen vermochten, das ist ein höchst lehrreiches und anziehendes Schauspiel.

In Schwaben sind die Wirkungen nicht andere gewesen als überall in Deutschland. Dieselbe Berauschung und dieselbe Ernüchterung; dieselbe Hitze des Streits bei dem gleichen Eifer, die Bedeutung des großen Phänomens für die Menschheit und für das Vaterland zu erfassen. Allein jede Landschaft hat doch ihre besonderen geschichtlichen Bedingungen gehabt. Die Anlage des Stamms und die Mannigfaltigkeit der stimmführenden Persönlichkeiten, die geschichtliche Überlieferung, die Zustände im Augenblick des Umsturzes, die Lage des Landes zu den entscheidenden Weltmächten — das alles giebt den Erscheinungen auf schwäbischem Boden wieder ein eigenes Gepräge. Dieses aufzusuchen, scheint keine undankbare Aufgabe. In dem Durcheinander der Meinungen müssen bestimmte Grundrichtungen erkennbar sein. Und es müssen sich zuletzt bestimmte Rückwirkungen der Bewegung auf den Geist des Landes nachweisen lassen. In diesem Sinne wollen die nachfolgenden Blätter ein Beitrag sein zur Geschichte des öffentlichen Geistes in Schwaben während jenes denkwürdigen Zeitraums.

1.

Die ersten Eindrücke.

Als Schiller nach elfjähriger Abwesenheit im Sommer 1793 wieder in die Heimat kam, traf er bei seinen Jugendfreunden einen zuversichtlichen Glauben an die französische Revolution, den er selbst nicht teilen konnte. Er hatte ihn auch in den Zeiten des alles ergreifenden Rausches nicht geteilt. Dem politischen Treiben gegenüber fühlte er sich wohl „in seiner Haselnußschale“; jede einzelne Seele war ihm mehr als die größte Menschengesellschaft, der Mensch wichtiger als

der Staat. Eben jetzt hatte er ruhebedürftig sich seine Häuslichkeit geschaffen; er war mitten in seinen Untersuchungen über das Wesen des Schönen, die in dem Satze gipfelten, daß der bürgerlichen Freiheit die menschliche Veredlung vorangehen müsse, daß man erst für die Verfassung Bürger erschaffen müsse, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben könne.

Mit solchen Ansichten trat er jetzt den schwäbischen Freunden entgegen, die für das Evangelium der Freiheit und Gleichheit schwärmten. Der Dichter der Räuber sah, wie Wilhelm von Hoven bezeugt, in der Umwälzung nicht ein Werk der Weisheit, sondern das Werk Ehrgeiziger und Unzufriedener. Er sprach dem Volke die Reife ab für eine Verfassung, die auf die großen philosophischen Grundsätze gegründet sei, und weissagte das Schicksal der Revolution mit den Worten: sie werde ebenso schnell wieder aufhören, als sie entstanden sei, die republikanische Verfassung werde früher oder später in Anarchie übergehen und das einzige Heil der Nation werde sein, daß ein kräftiger Mann erscheine, der den Sturm beschwöre und mit starkem Arme wieder Ordnung schaffe.

Der Süden Deutschlands war von den Zeitereignissen stärker aufgeregt, als der Norden; es ging dort unruhiger und lärmender zu. Karl Friedrich Moser, welcher diese Bemerkung macht, findet den Grund einmal in der Nähe Frankreichs und dem daraus folgenden stärkeren Einfluß der neufränkischen Ideen. Sodann aber in der Mannigfaltigkeit der zahllosen großen und kleinen, sich durchkreuzenden Herrschaftsgebiete, in welche der Süden zerfiel. Hier wurde despotisch, einen Büchsenschuß davon menschlich und freisinnig regiert. Jeder Fürst stand unter den Augen seiner Nachbaren und man erkannte darin einen gewissen Schutz gegen die Willkür. Alle Schranken, die man gegen die Öffentlichkeit aufrichten wollte, erwiesen sich als hinfällig. „Publizität“ war eines der großen Schlagworte der Zeit. Es wurden so-

gar Hymnen auf diese neue Göttin gesungen. Von zahlreichen Mittelpunkten aus hatte sich das Licht der Aufklärung verbreitet; scharfe Beurteiler erkannten aber bald, daß diese Vielheit der Mittelpunkte zugleich ein Hindernis oder ein Schutz — je nachdem man es ansah — gegen einen plötzlichen Umsturz wie in Frankreich bildete [1]).

„Zwar kann ein Fürst verbieten, in seinem Staat über diese und jene Materie zu schreiben; aber das kann er nicht hindern, daß einige Stunden weiter in den Staaten seines Nachbars über denselben Gegenstand geschrieben werde; ja, daß man dort seine eigenen Handlungen untersuche." Dieser Satz ist aus der Festrede, welche der Professor Danz am Geburtstag des Herzogs Karl, 11. Februar 1792, in der Karlsschule hielt [2]); sie selbst ist ein Beweis, welche Macht die Publizität geworden war und wie die Zeitereignisse der patriotischen Empfindung die Zunge gelöst hatten. Zwar weist diese Rede über „Deutschland wie es war, wie es ist und wie es vielleicht sein wird", den Gedanken an eine gewaltsame Staatsumwälzung selbstverständlich zurück, und bringt dem Fürsten an seinem Ehrentag die üblichen Huldigungen reichlich dar. Allein sie enthält, indem sie Gebrechen und Vorzüge der Staatsverfassung gegeneinander abwägt, eine Kritik der so lange getragenen Mißstände im Reich und in den einzelnen Staaten, deren Freimut billig überrascht. Wenn der Redner von der verderblichen Ausbildung des Regaliensystems, von dem Schaden, den das gehegte Wild des Fürsten der Volkswohlfahrt zufügt, von den gierigen Händen des unbarmherzigen Fiskus, von den Mißbräuchen und Schleichwegen bei Vergebung der Ämter, der Bevorzugung des Adels sprach, so konnte am Ehrentage des Herzogs Karl kein Zuhörer im Zweifel sein, wohin diese Spitzen zielten. Furchtlos war

[1]) Schwäbisches Archiv, herausg. von Hausleutner, Bd. I, S. 516.
[2]) Neues Patriotisches Archiv II, S. 133.

den Fürsten gesagt, daß sie nicht mächtig genug sind, um ungestraft wild und tyrannisch zu sein, und daß sie sich selbst erniedrigen, wenn sie nicht in persönlichem Ansehen stehen. Und fast noch merkwürdiger ist es, wenn der Redner gerade an diesem Tag einen begeisterten Anruf an den unsterblichen Friedrich, den Einzigen, einflocht, dessen erhabenes Beispiel so viel zur Linderung des Drucks der Mächtigen beigetragen habe.

Man kann nicht sagen, daß es dem Herzog Karl erspart worden sei, die Wahrheit zu hören. Unter seinen Augen hatte Eulogius Schneider, damals sein Hofprediger, eine Ode auf den Tod Friedrich II. gedichtet, worin die Anspielungen noch viel deutlicher waren. Den Despoten war hier zugerufen, sich zu verkriechen und demjenigen nicht ins Angesicht zu schauen, der Schmeichler und Dirnen nicht mit dem Blute des Bürgers mästete, in dessen Kerker der Denker nicht faulte, dessen Jäger nicht die Hoffnungen des Landmanns spottend verheerten [1]).

Herzog Karl hörte es gelassen, vielleicht sogar mit Behagen an, wenn schlechten Fürsten die Meinung gesagt wurde, — seitdem er selbst in sich gegangen und überzeugt war, ein tadelloser Fürst zu sein. Allein unter den Ursachen, warum die Staatsumwälzung der Franken im Herzogtum Würtemberg so eifrige Anhänger fand, müssen doch eben die Erfahrungen, welche das Land unter diesem Fürsten gemacht hat, mitgezählt werden. Es war ein übertreibendes Wort, wenn ein Zögling der Karlsschule geradezu schrieb: „Kein Fürst hat in einem kleinen Bezirk der Freiheit so viele Proselyten durch seine Laster geworben als dieser ihr auf diesem Wege zuführte“[2]). Doch gewiß ist, daß während der langen

[1]) Daß der Herzog diese Ode seines Hoffaplans kannte und weise dazu schwieg, hat E. Schneider, den Denkwürdigkeiten Fr. C. Laukhards zufolge, selbst erzählt.

[2]) A. Wohlwill, G. Kerner S. 141.

Regierungszeit des Herzogs Karl in der Stille eine gewaltige Summe von Unzufriedenheit und Erbitterung sich aufhäufte und ein Teil der Beschwerden war auch in der späteren Regierungszeit dieses Fürsten nicht vom Volke genommen. Unter dem jungen Geschlechte loderte ein mächtiger Zorn gegen das Laster am Throne, gegen die bösen Fürsten, die sich vom Schweiße der Bürger mästen, gegen die Schlangenbrut, die sich um Fürstenstühle schmiegt. Von solchen Ausdrücken wimmeln die Gedichte Gottlob David Hartmanns, die 20 Jahre vor Ausbruch der Revolution im Tübinger Stift entstanden sind; ja dieser Dichter feiert schon ausdrücklich die „Rechte der Menschheit“ und erinnert die Hohen an die ursprüngliche Gleichheit der Stände. Die strenge klösterliche Zucht schärfte in den jungen Leuten die Empfindung für die Freiheit. Als verbotene Ware fanden Voltaire und Rousseau Eingang in das Stift. Karl Friedrich Reinhard, der es im Jahre 1782 verließ, schrieb später an Schiller: ich danke dem Stift nichts als ein durch peinliche Entbehrung auf einen hohen Grad gespanntes Freiheitsbedürfnis, und in einem seiner Gedichte heißt es, daß er in eigener Fessel die Fessel der Völker gefühlt und schon der Schuldespot seinen Geist zur Freiheit geweiht habe. Sind es auch nur Einzelne gewesen, bei denen so starke Empfindungen sich regten, so ist es doch nicht zu verwundern, wenn nach dem Sturm auf die Bastille die Stimmung im Stift überhaupt als eine äußerst demokratische bezeichnet wird und ein herzogliches Reskript vom August 1793 sich darüber beschwerte, daß daselbst ohne alle Scheu die französische Anarchie und sogar der Königsmord öffentlich verteidigt werde[1]). War es doch nicht anders in der Schule, die unter des Herzogs persönlicher Aufsicht und Leitung stand. Die aus dem Leben Christof Pfaffs und Georg Kerners bekannten Thatsachen sollen hier nicht wiederholt werden: die

[1]) J. Klaiber, Hölderlin, Hegel und Schelling S. 190.

Bildung eines politischen Klubs, die nächtlichen Versammlungen, die verwegenen Kundgebungen innerhalb und außerhalb der Akademie. Treffend hebt Kerner die unvermeidliche Wirkung jenes Gegensatzes hervor, der zwischen der eisernen militärischen Zucht und dem aufgeklärten Unterricht durch ausgezeichnete Lehrer bestand. Herzog Karl gedachte sich blinde Diener zu erziehen und er ward noch vor seinem Ende gewahr, daß die gelehrten Mameluken alle verderblichen Keime des Oppositionsgeistes in ihrem Busen entwickelten. Ein Hochgenuß war es für die Zöglinge, wenn es ihnen gelang, der strengen Hausordnung der Akademie ein Schnippchen zu schlagen, wenn sie des Nachts über die Mauern springen und dann im sprudelnden Luftgeist des Weins von Epernay den Waffen der nach Freiheit ringenden Franken Glück zutrinken konnten[1]). Schrieben sich die Jünglinge ins Stammbuch, so fügten sie das Motto: **In Tyrannos** oder ein ähnliches hinzu. Sie schwuren sich, ewig Freunde der Freiheit und der allgemeinen Menschenglückseligkeit zu sein und, von der Wahrheit der Grundsätze der französischen Verfassung überzeugt, denselben niemals untreu zu werden, gleichviel was der äußere Erfolg sein möge. Sollte auch, so schrieb einer derselben, das Laster über die Tugend triumphieren, die Anstrengungen der edelsten Männer scheitern: der glückliche oder unglückliche Ausgang einer Sache bestimmt nie deren wirklichen Wert. Doch die Seufzer der Opfer des Aspergs, des Hohentwiels können nicht ungerochen bleiben. Nein! nicht jenseits ist der Tag der Vergeltung, sondern diesseits. Und schon ist dieser Tag angebrochen: drüben überm Rhein thut sich eine gesegnete Stätte der Freiheit auf. Nichts war diesen Enthusiasten, die des Herzogs Schule herangezogen hatte, begehrenswerter, als selbst in Frankreich, in dessen

---

[1]) Sammlung von Briefen gewechselt zwischen Johann Friedrich Pfaff 2c. S. 99.

Hauptstadt leben und wirken zu können. Dort schien ihnen, neben der Fülle der wissenschaftlichen Hilfsmittel, volle Unabhängigkeit zu winken, der freie Gebrauch aller Kräfte, die Möglichkeit Blumen zu streuen auf den Pfad vieler Tausender, dort tausend Vergnügungen, die in den fürstlichen Staaten wenigen vorbehalten sind [1]). Christof Pfaff ist von diesem Vorhaben, das ein Jahr zuvor Georg Kerner ausgeführt hatte, nur durch die weisen Abmahnungen seines Bruders Johann Friedrich abgehalten worden. Doch auch dieser ältere Bruder (damals in Helmstädt) versichert, daß er ebenso eifrig für das Beste der französischen Sache gesinnt sei und sich von ganzer Seele über den ruhmvollen Fortgang der französischen Waffen freue. Und nicht allein die unerfahrene Jugend jauchzte den neuen Grundsätzen zu, auch geprüfte Männer sahen nun eine neue, schönere Zeit anbrechen. Die Gebildeten vernahmen in dem Weckruf der Neufranken die Stimme der eigenen Überzeugung, und die Hoffnung einer besseren Zukunft vereinigte alle, die desselben Glaubens an die unwiderstehliche Macht des hereinbrechenden Lichtes lebten, in eine große unsichtbare Kirche [2]).

War es möglich, diesem überwältigenden Strom der öffentlichen Meinung, dieser Leidenschaft für Gerechtigkeit und Menschenwohl sich entgegenzustemmen? Es gab allerdings solche, die nicht minder ein Herz für die Menschheit hatten und doch diesen Enthusiasmus nicht teilten. Besonnene, nüchterne Männer, wie derselbe Gewährsmann sagt, nicht bloß solche, die durch ihr Interesse an die Höfe und bevorrechteten Klassen gekettet waren, versprachen sich wenig Gutes von dem plötzlichen und gewaltsamen Abbruch der bestehenden Einrichtungen. Wenn zahlreiche Schriftsteller die Gemüter für die neuen Ideen zu entflammen und dem Bürger und Bauern

---

[1]) Christof Pfaff an J. Fr. Pfaff a. a. O. S. 102 ff.

[2]) J. G. Pahl, Denkwürdigkeiten S. 98.

die Menschenrechte mundgerecht zu machen suchten, so gab es andere, die zur Mäßigung und zum Frieden unter den Ständen mahnten. Gegenüber dem Gequake politischer Frösche und den elenden Marktschreiereien wies Karl Friedrich Moser in seinem Patriotischen Archiv auf eine Anzahl weise warnender Flugschriften hin und pries die uneigennützigen Patrioten, die mutvollen Freiwilligen, die mit Verachtung von Gefahr und Ungemach vor den Riß des sinkenden Vaterlands sich stellten, wohl gar gleich dem römischen Helden Curtius als Opfer des Undanks und Spottes sich für dasselbe hingaben. Er selbst, der gescheiterte Staatsmann von Hessen-Darmstadt, der seit dem Jahre 1790 ein Asyl in Ludwigsburg fand, dessen ganzes Leben ein Kampf gegen Fürstenwillkür und Höflingsübermut gewesen war, dem man nachrühmte, daß er den Deutschen die Hundedemut abgewöhnt habe, blieb ein abgesagter Gegner des Grundsatzes von der Volkssouveränität und der Gleichheit der Stände. Er duldete nicht, daß das göttliche Recht der Fürsten in Frage gestellt, oder daß in leichtfertigem Ton darüber gewitzelt werde. Der Mißbrauch der Fürstengewalt, sagte er, kann den rechtmäßigen Gebrauch niemals aufheben: soll man die Weinberge ausrotten, damit sich niemand im Wein mehr berauschen könne? Wie er alle Aufklärung für verderblich hielt, die nicht auf Gottesfurcht sich gründe, so hat er allezeit mehr auf gute Regenten und gute Beamten gehalten, als auf Selbsthilfe des Volkes. Er leugnete nicht die Notwendigkeit einer gründlichen Kur für den Patienten Staat. „Unsere Stunde wird schlagen und die Morgenröte des kommenden Tages nähert sich schon wirklich. Wir bedächtlichere Deutsche werden's aber nicht machen, wie die von dem Zaubertrank der Freiheitsmilch berauschten Franzosen, und die Welt zum Fenster hinaus werfen. Wir werden unser **ça ira** denken, ohne es zu singen, aber uns mehr Zeit nehmen als die Nationalversammlung der Franzosen und keine tausendjährige Verfassung zerstören, um das Vergnügen zu haben, sie

gegen eine von Pappdeckel einzutauschen.“ Er, der frei bekennen durfte: Niemand kann den Despotismus stärker und aufrichtiger hassen als ich; der Beweis davon liegt nicht nur in meinen Schriften, sondern auch in meinem Leben, — predigte jetzt mit Nachdruck: „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit — das ist der wahre Contract social[1]).

Der vom Herzog Karl gemaßregelte Oberamtmann Johann Ludwig Huber erzählt in seinem Lebenslauf, der im Jahre 1798 erschien, daß sich in Schwaben wie überall drei Parteien bildeten. Die eine wünschte die ganze Revolution mit allen ihren Grundsätzen, Folgen und Teilnehmern geradewegs in die Hölle. Das waren die Despoten, die großen und kleinen Potentaten, Adel und höhere Geistlichkeit, Minister und Höflinge. Die zweite Partei hatte ein grausames Gefallen an diesem Begebnis nicht nur, sondern auch an allen schrecklichen es begleitenden Umständen, dem inneren und äußeren Kriege, der Anarchie, der Sittenlosigkeit und Irreligion, den Räubereien, dem Königsmord. Das waren die Armen und Gedrückten, der Pöbel höherer und niederer Art und schwarzblütige Menschenhasser. Die dritte Partei waren die wenigen, welche durch die Lehren der Geschichte gebildet die Verirrungen sowohl der Regierenden als des Volkes einsahen und mit trauerndem Ernst die schrecklichen Umstände der Umwälzung verfolgten, doch aber fest auf die Vorsehung vertrauten, die solches zugelassen und damit ein schreiendes Beispiel zur Besserung des Menschengeschlechts aufgestellt habe. Er selbst, fährt der wohlmeinende Patriot fort, wählte nach seiner Überzeugung die letzte Klasse als die unschuldigste. Allein es wäre wohl schwer gewesen, diese drei Parteien scharf gegeneinander abzugrenzen. Zumal in der ersten Zeit der fürchterlichen Bewegung, die aller bisherigen Lehren der Geschichte spottete und in ihrem Verlaufe selbst erst zu einer eindring-

[1]) Patriotisches Archiv Bd. I S. 394 und 538.

lichen Lehre wurde, welche kaum ein Denkender ohne innere Kämpfe und Widersprüche, Schwankungen und Irrungen sich zu eigen machte. Die anziehendsten Wortführer der Epoche sind uns nicht diejenigen, die von Anfang ihre Partei genommen und daran festgehalten haben; vielmehr diejenigen, die suchten und irrten, die sich abmühten, ein Verständnis für Ereignisse zu finden, welche eine glorreiche Bestätigung und zugleich ein schmachvoller Abfall von den Ideen des Jahrhunderts schienen; diejenigen, die in ihrem Innersten bedrängt und bewegt wurden von der Zweifelfrage: wie kann ein so erhabenes Werk durch so niedrige Leidenschaften besudelt und vernichtet werden? Wie kann das Reich der Tugend begründet werden durch eine Kette unerhörter Verbrechen? Gerade bei den größten Enthusiasten hatten die entsetzlichen Handlungen der Jakobinerpartei den empfindlichsten Rückschlag zur Folge. Auf Klopstock sah noch immer die Nation als ihren berufensten Führer: gleich ihm sprangen jetzt Tausende aus einem Extrem in das andere. Karl Philipp Conz sang noch im September 1791 (er war damals Repetent im Tübinger Stift) eine bebeisterte Hymne zu dem Straßburger Verfassungsfest. Den Bund zwischen König und Volk, zwischen Gesetz und Nation sieht er jetzt unauflöslich befestigt. Der graue Wahn, das Ungeheuer Despotismus liegt überwunden am Boden, die Vernunft tritt ein in ihre heiligen Rechte, der Genius der Freiheit lächelt Segen, und jede Beschwerde gequälter Menschheit ist nun gerächt. Neugallien ist ein Leuchtturm der Äonen, stets höher und herrlicher strahlt es an Weisheit und Gewalt, ein großes Vorbild aller Nationen. Doch schon „Am Rheinfall", in einer Elegie, die demselben Jahre angehört, trägt der Dichter den Wellen des Stromes auf, heilsame Warnung den Franken ins Ohr zu lispeln:

Nicht der unbändige Strudel des schäumenden Geists ist die Freiheit:
Stärke mit Weisheit gepaart, Weisheit mit Ruh ist es mehr!

Im September des folgenden Jahres aber läßt der Dichter „die Nymphe der Seine“ Thränen der Wehmut vergießen über ihres Volkes Fall und Untergang, ihr Jubelton ist Wehklagen geworden, ihre schönsten Träume hat der Sturm verweht, in Nacht gehüllt sind des Heiles Genien gewichen. Paris ist ein weiter Würgaltar geworden, das Frankenvolk tobt mit sich selbst und stößt in toller Lust unter dem Siegesschrei der Barbaren den Mordstahl in brüderliche Brust, Frankreich ist der Göttin Freiheit nicht wert gewesen: emporgeschreckt aus ihrem trauten Erstlingsland ist sie wieder zum Äther entschwebt. Und im Jahre 1793 ruft er entsagend als seine Göttin „die Geduld des Weisen“ an, die Trösterin und friedliche Schmerzenstillerin: „Verlaß uns nicht, wenn, von Stürmen empört, wilder die Erde tost und in schrecklichem Aufruhr kämpfen Meinung, Gewalt und Recht.“

Freilich war es schwer, den Termin zu finden, bis zu welchem die Revolution groß, edel, hochherzig war, um sie dann verrucht, eine Anhäufung von Blut und Verbrechen zu schelten. Für die meisten war dieser Wendepunkt der 10. August, für andere die Hinrichtung des Königs oder die Vernichtung der Gironde. In Deutschland selbst hat die Brandschatzung der Stadt Frankfurt durch den General Custine eine tiefe Wirkung hervorgebracht. Daß die edelmütige, freiheitbringende Nation also umging mit einer befreundeten freien Stadt, die den Franken so begeistert entgegenkam, das hat viele, zumal in den reichen Handelsstädten, die sonst ihre Sympathien mit der Revolution am lautesten äußersten, auf die entgegengesetzte Seite getrieben. Auch den Ausdauernsten aber hat das Schreckensregiment Ausrufe der Verzweiflung abgepreßt. Als die Jakobiner ein die Vertilgung aller Keime des Heiligen und Göttlichen in der menschlichen Natur bezielendes System des Schreckens einrichteten, da wandten sich, wie Johann Gottfried Pahl bezeugt, aller Augen von dem blutigen Schauplatz der Zerstörung ab und alle Herzen trauerten

in schrecklichem Erwachen aus der gutmütigen Täuschung, der sie sich überlassen hatten.

Und doch hat gerade die Wildheit der entfesselten Leidenschaften wieder eine seltsame Anziehungskraft auf jenes Geschlecht ausgeübt. Eine Bewunderung mit Grausen gemischt hielt mit dämonischem Zauber die Zeitgenossen gefesselt. Zum erstenmal war unser gedrücktes, in kleine Staatsgebilde mit kleinem Gesichtskreis zersplittertes Volk von einer gewaltigen politischen Leidenschaft bewegt. Vergebens suchten staatsweise Geschichtschreiber und populäre Schriftsteller einen parteilosen Standpunkt zu finden: auch bei ihnen nahmen Neigung und Tadel unwillkürlich die Farbe unduldsamer Heftigkeit an. Und Bewunderung und Abscheu wechselten mit den Tagen, von denen keiner dem andern glich.

Man kann sich am besten einen Begriff von dem Wechsel der auf den deutschen Staatsbürger einstürmenden Empfindungen machen, wenn man die Blätter von Schubarts Vaterländischer Chronik umwendet. Schubart hat nie ein rechtes Maß einhalten können, weder in seinem Leben noch in seinen Urteilen. Immer ist er in der höchsten Aufregung, von einem Äußersten springt er in das andere, und stets hat er das Herz auf der Zunge. Doch indem er mit seiner jedem Eindruck zugänglichen Natur dem Gang der Dinge in Frankreich folgt, ist seine Chronik recht ein getreuer Spiegel des damaligen Zustandes der öffentlichen Meinung geworden.

Es war eine feine Witterung, die dem Chronikschreiber wenige Tage vor dem Sturm auf die Bastille (am 3. Juli 1789) den Weckruf eingab: „Leser merk auf! Langsam und feierlich begann das Jahr; schwül ging es auf, wie ein Tag, der ein grauliches Wetter verkündet. Es wird sich enden mit großen Thaten, mit Blut, mit Leichen, mit Gewittern, mit Staatsumschwüngen. Hülle dich, frommer Einsiedler, in deine Tugend und sieh dem Sturm von ferne zu.“ Es ging doch die Ahnung durch die Welt, daß die Verwicklungen in Frank-

reich ein Ungeheures im Schoße trügen. Schubart jauchzte der Revolution zu, noch ehe sie da war. Auch das ist noch vor dem Ausbruch des Sturms geschrieben: „Wer verweilt nicht mit Entzücken beim Anblick eines Volkes, in dem das Gefühl der heiligen Freiheit erwacht ist. Sonst war ich mit vielen meiner Landsleute gewaltig entrüstet gegen die Franzosen, schalt ihren Kleinigkeitsgeist, ihr Modegift, aber nun küsse ich dem französischen Genius die Hand, denn er ist ein Geist der Freiheit, und Größe und Wahrheit ist in seinem Gefolge." Den sklavischen sogenannten freien Reichsbürger, der vor der Perückenschachtel des Bürgermeisters den Hut zieht, weist er vor dieses Schauspiel: „Hierher! Lernet von den Franzosen, was Gefühl von Menschenwürde, was Freiheitsgeist sei." Wie dann der Bürgerkrieg ausbricht mit all seinen Schrecken, da wird der Chronikschreiber doch stutzig; er hat Nachrichten zu verzeichnen, die alle Menschlichkeit empören. Er schwankt zwischen Frohlocken und Abscheu hin und her. Die Freiheit, belehrt er seine Leser, ist himmlischer Natur und nährt sich nicht, wie der Höllengeist Moloch, mit Blutdämpfen. Frankreich, ehmals ein Paradies, ist jetzt eine Mördergrube voll rauchenden Bürgerbluts.

> O Volk! du hast dich selbst getäuscht.
> Die Freiheit, die du suchst, ist Wut, ist Mordgetümmel,
> Sie wird verflucht von Gott, verflucht vom ganzen Himmel.
> Ein Volk, bespritzt mit Blut, verdient nicht frei zu sein,
> In härtre Sklaverei stürzt es sich selbst hinein.

Allein trotz alledem — das Entzücken über das gewaltige Schauspiel kann immer nur vorübergehend gedämpft werden. Sätze wie diese: die Fahne der Freiheit ward zur Fahne der Zügellosigkeit, und: der Nationalgeist zeigt sich in immer köstlicherem Glanze — stehen fast dicht neben einander. Vor allem ist es die auf die Menschenrechte gebaute Verfassung, deren Fortgang mit staunender Bewunderung verfolgt wird. Dieses Riesengebäude mit der Aufschrift: Heiligtum der Frei-

heit ist ein herrliches Vorbild für andre Völker. Ehrfurcht vor dem hohen Genius, der dieses Meisterwerk vollbringt. Die Beschlüsse der Nationalversammlung tragen alle das Gepräge einer bewundernswerten Weisheit. Frankreich nähert sich dem Sonnenpunkte seiner Größe und Kraft. Einer der ersten Edelleute hat seinen Adelsbrief mit erhabener Kälte ins Feuer geworfen: Beweis, daß der Franzmänner Freiheitsglut nicht Strohfeuer ist, wie man anfangs wähnte, sondern Altarfeuer, von den Hohepriestern der Freiheit immer in lieblich spielenden Flämmlein erhalten. Dazwischen regt sich das Bedürfnis, aufzuatmen von den Erregungen des Tages. Ein sehnsüchtiger Ausblick in das goldene Zeitalter des Friedens, wo die Kinder einander auf Grashügeln umarmen und der gelblockige Knabe mit dem gefleckten Tiger spielt. Dazwischen auch zweifelnde Glossen und düstere Gemälde von der Anarchie, da alles herrschen und niemand gehorchen will; auch Warnungen vor der teuflischen Propaganda, die mit dem Rufe Freiheit und Gleichheit ganz Europa umwälzen will. Ja in einem Briefe aus Paris heißt es: „Sie sollten den bretternen Tempel sehen, der hier der Freiheit gebaut wird, und die Posse, die man darin zur Entehrung der Menschheit spielt.“ Doch gleichzeitig (4. Febr. 1791) läßt sich ein Deutscher aus Straßburg vernehmen: „Hier wo die Freiheitsfahne weht, hier ist die goldene Zeit.“ Man hört die wahre Herzensmeinung des Chronisten heraus, wenn er frohlockt: Mein Herz jauchzt über die kühne Freiheitsthat der edlen Franken und würde weheklagen, wenn sie ihr großes Werk nicht herrlich hinausführen sollten. Glücklich ist er, berichten zu können, daß der Freiheitsbaum immer stattlicher aufwächst, immer tiefer wurzelt und immer größeren Schatten giebt, und gerne beruft er sich darauf, daß unsre besten Köpfe, Wieland zumal, der Franken Freiheitssinn verteidigen und lobpreisen. Ein „philosophisches Reich“, wie Barnave begeistert ausrief, ist freilich ein Traum; doch die bürger-

liche Gleichheit, die Abschaffung des Adels und aller Vorrechte, die Maß- und Gewichtordnung sind Handlungen bewunderns-werter Weisheit. Dann heißt es freilich wieder: die Gesetze der Franken sind weise, aber sie werden nicht befolgt, überall ist Aufruhr, die Gewerbe liegen nieder, der Nationalbankerott steht bevor. Schubart giebt beiden Teilen, den Begeisterten und den Unglückspropheten das Wort. Daß er darüber von den Jakobinern in Straßburg ein Sklave und Schmeichler der Großen gescholten wird, bekümmert ihn schwer. Er be-ruft sich auf seine elfjährige Gefangenschaft, die seinen Drang nach wohlverstandener Freiheit nicht austilgen konnte, auf die Thatsache, daß ihm sein Eifer für Frankreichs Freiheit schon Verdruß und Verantwortung zugezogen habe. Andauernd ist er voll Preises der fränkischen Gesetzgebung, aber dabei läßt er die ohrenfeuchten Buben hart an, die wähnen, die Freiheit bestehe darin, frei zu rasen und gleich Simsons Füchsen mit Bränden an den Schwänzen die Saaten der bürgerlichen Ordnung in Brand zu setzen. Es ist nicht ohne Eindruck auf ihn, daß Wieland seit Mirabeaus Tode merklich abgekühlt ist. „Ein Volk, das frei sein will", hieß es jetzt im Teutschen Merkur, „und in zwei vollen Jahren noch nicht gelernt hat, daß Freiheit ohne unbedingten Gehorsam gegen die Gesetze in der Theorie ein Unding und in der Praxis ein unendlich-mal schändlicherer und verderblicherer Zustand ist als asiatische Sklaverei; ein Volk, das auf Freiheit pocht und sich alle Augenblicke von einer Faktion von Menschen zu den wildesten Ausschweifungen aufhetzen läßt — ein solches Volk ist aufs gelindeste zu reden für Freiheit noch nicht reif." Aber auch darin ist Schubart mit Wieland einverstanden, daß Deutsch-land am besten thue, der Umwälzung des fremden Volkes ruhig zuzusehen und lieber die eigenen Sachen zu bedenken als wider ein großes Volk aufzutreten, das mit der Riesen-stärke der Verzweiflung seine Fesseln zerbrochen hat. Denn ein Bündnis der Könige gegen die Aufklärung wäre gerade

das unfehlbarste Mittel, den Umsturz der Throne zu beschleunigen und unübersehbares Elend über die Völker zu bringen.

Schubart starb am 10. Oktober 1791. Die Chronik wurde von seinem Sohn und von dem Dichter Stäudlin fortgesetzt. Die Haltung des Blattes bleibt dieselbe, hoffnungsfrohe Urteile wechseln ab mit schwarzsichtigen. Zuweilen wird gesucht, eine vernünftige Mitte zu finden zwischen dem panegyrischen Posaunenton der Demokraten und der kalten Vornehmheit der Aristokraten. „Wenige Weise in unserem Volk haben Stetigkeit genug, das vielleicht künftige größere Gut ob dem vorübergehenden gegenwärtigen Übel nicht aus dem Auge zu verlieren." Da kommt das Ereignis des 10. August 1792 und wirft dieses Gleichgewicht gänzlich über den Haufen. Der Sturm des Pöbels auf die Tuilerien und die Beschimpfung der Königsfamilie hat noch einmal tiefen Eindruck auf die Freiheitsschwärmer gemacht. Jetzt ertönt laute Weheklage und Verwünschung: Paris ist eine Mördergrube, die Abschäumlinge der Nation vernichten das herrliche Gebäude der neuen Verfassung; die Sache der Franken, an der die Edelsten und Weisesten aller Zonen mit Begeisterung hingen, ist zum Scheusal unter den Völkern geworden.

Man erkennt in diesem jähen Aufschrei die Stimme Gotthold Friedrich Stäudlins. In drei längeren Gedichten, die eine bemerkenswerte Abstufung zeigen[1]), hat dieser Enthusiast seine Empfindungen über die französische Revolution ausgeströmt. In der ersten Hymne hat er den Fall der Bastille, den blutigen Tod des Ungeheuers Despotismus — der auf des Staunens höchste Höhe dich hebt, Europia — mit flammenden Worten verherrlicht, und auch die Ströme Bluts, in denen das Untier mit Höllenqualen erstickt ist, ver-

[1]) Galliens Freiheit, Hymne 1790. Am ersten Morgen des Jahres 1792. An Gallien 1792.

setzten ihn in wildes Entzücken. Beifall rief er dem Volke zu, daß es kein Erbarmen mit dem frechen Despoten kenne: denn nie ohne Blut wird von den Völkern die Freiheit erkauft. Doch schon am ersten Morgen des Jahres 1792 ist der Jubel gedämpft. Zwar ragt aus Galliens Mitte ein stolzer Obelisk in die Wolken mit der flammenden Inschrift: der Menschheit heilige Rechte. Allein Zwietracht hat mit grinsendem Hohne die Söhne des blühenden Edens in zwo feindliche Sekten gespalten, in voller Waffenrüstung stehen sich die Gegner gegenüber, und der Dichter fleht den Ewigen an, das Wirrsal sanft zu entknoten mit der Weisheit und Lieb' allmächtigem Zauber: leg auch die schäumenden Wogen der Ungestümen, die nur Zerstörung wollen; schärfe des Galliers Auge, zu sehen die Grenze, die fein wie Sonnenfäden vom Recht das Unrecht, von der Freiheit den zügellosen Taumel scheidet! Das dritte Gedicht aber ist unter dem frischen Eindruck der Vorfälle vom 10. August niedergeschrieben, und nun ist der Hymnus an Gallien und sein goldenes Alter vollends in Trauer und Verwünschung umgeschlagen.

Ha, welcher Schauplatz kannibalscher Thaten!
Der Aufruhr rast umher mit blutger Stirn!
An Mörderkeulen wilder Demokraten
Klebt hier der Königsfreunde Hirn.

Durch Unsinn schänden die erkornen Sprecher
Im Volkssenat die Volkesmajestät;
Wer hier nicht schwärmt, ist allen ein Verbrecher,
Ein feiges Weib, wer Klugheit rät.

Die Tafel des Gesetzes schlägt in Trümmer
Des Pöbels Wut: die neue Despotie
Hebt hoch ihr Haupt und Schwüre gelten nimmer
Im Chaos deiner Anarchie.

Doch schon die Veröffentlichung dieses Gedichtes begleitete Stäudlin mit einer Bemerkung, die anzeigte, daß er die vom ersten Eindruck jenes Ereignisses erweckten Empfindungen nicht

mehr teile. So zeigt sich auch in der Chronik dieser erste Eindruck rasch verwischt. Gerade von da an tritt die Parteinahme für die Franken vollends ohne Scheu und fast ohne Einschränkung hervor. Wer den Glauben an die Revolution nicht verlieren wollte, mußte auch den 10. August hinunterschlucken. Und wer das einmal fertig gebracht hatte, den konnte auch Schlimmeres nicht mehr beirren. In einer Art Selbstbetäubung verstummte das sittliche Urteil. Wie in Frankreich selbst das Verhängnis seinen Lauf nahm und nirgends mehr ein Anhalt war, so zeigt auch der begleitende Chor das Schauspiel einer von Stufe zu Stufe unaufhaltsamen Raserei. Jetzt ist der 10. August vielmehr der Herkulesstoß, der ein meineidig betrogenes Volk vom Verderben errettete. Durch die Septembermorde hat die Nation von ihren schwärzesten Verrätern sich gereinigt. Noch vor kurzem war die Verfassung als ein Wunderwerk der Freiheit angestaunt, Ludwig XVI. als Wiederhersteller der Freiheit gepriesen und an die Seite der Fürstenideale des 18. Jahrhunderts, eines Friedrich und Joseph, gerückt worden; jetzt wird dem Umsturz der Verfassung zugejubelt: „war die Nation nicht ihres Eides ledig, da Ludwig XVI den seinigen gebrochen hatte?" Und nun, im Oktober d. J. ist auch die Wendung des Kriegsglückes entschieden: Gott hat die Unterjochung der Freien nicht gewollt. In Mainz weht die Freiheitsfahne. Custine ist der angebetete Liebling des Volks. Der Freiheitsgeist greift am Rhein immer weiter um sich, mit bebender Ehrfurcht nennen jetzt Deutsche zu Tausenden den Namen der welterschütternden Franken. Immer hinreißender werden die Szenen des großen Weltenschauspiels; kein Mensch, der Sinn für wahre Größe hat, kann an der Schwindelhöhe, auf welche sich Frankreich emporgehoben hat, ohne Erstaunen hinaufblicken; Gallia ist die Schöpferin der höchsten Weltepoche (Chronik, Okt. und Nov. 1792).

Daß in der Revolution ein guter Kern stecke trotz der

entsetzlichen Erscheinungen, welche sie begleiteten, daß sie trotz allem einen Fortschritt auf dem Wege der Menschheit bedeute, der zu einem guten Ziele führen müsse, diesen Glauben hat sich die Mehrzahl jenes Geschlechtes nicht rauben lassen. Wie oft suchten die ehrlichen Enthusiasten, die durch den Widerspruch der Wirklichkeit mit ihrem Ideal bitter gequält wurden, Trost in dem Gedanken: der altrömische Gott Bonus Eventus wird schon alles gut machen, auf die brausenden Stürme muß wieder heiterer Himmel, auf das Chaos der unvergängliche Triumph des Lichtes folgen. Das Wort von Herder, das Schubart dem Jahrgang 1790 seiner Chronik vorsetzte, blieb das Losungswort des Zeitalters: „Ist ein Gott in der Natur, so ist er auch in der Geschichte: denn auch der Mensch ist ein Teil der Schöpfung und muß in seinen wildesten Ausschweifungen und Leidenschaften Gesetze befolgen, die nicht minder schön und vortrefflich sind, als jene, nach welchen sich alle Himmels- und Erdkörper bewegen.“ In solchem tröstlichem Glauben fand auch der heitere Weise von Osmanstädt sein Gleichgewicht inmitten der leidenschaftlich erregten Parteien. Wieland hatte von Anfang an ein Auge für beide Seiten der merkwürdigen Bewegung gehabt. Bald überwog in ihm die Abneigung gegen die Ausschweifungen des Pöbels, gegen die metaphysischen Spitzfindigkeiten der Nationalversammlung und gegen ein Freiheitsfieber, das ihm viele Ähnlichkeit mit dem berühmten Abderitenfieber zu haben schien; bald wieder gab er dem Gefühl reiner Freude Ausdruck über die schönen Anläufe zum Sieg der Vernunft über alle Vorurteile und Wahnbegriffe. Die Greuel des Tages raubten ihm nicht die Überzeugung, daß die Revolution für die Franzosen ein notwendiges und heilsames Werk gewesen sei, und er staunte über den Ernst und die Beharrlichkeit, die man dem frivolsten und leichtfertigsten Volk nicht zugetraut hätte. Auch Wieland hatte Angriffe von hüben und drüben zu befahren. Mallet du Pan, der legitimistische Genfer,

machte ihm heftige Vorwürfe, doch Friedrich Gentz gab ihm das Zeugnis: „Wieland hat der guten Sache der wahrhaft guten Sache, das heißt der Sache der bürgerlichen Ordnung, der Festigkeit des gesellschaftlichen Bandes und der Heiligkeit des Rechts große und ersprießliche Dienste geleistet. Ich glaube nicht, daß irgend ein Schriftsteller in Deutschland dem revolutionistischen System mehr Anhänger entzogen hat als er“[1]).

In einem seiner köstlichen Gespräche ist Juno, die Göttermutter, sehr aufgebracht darüber, daß ihr Gemahl Jupiter schlechterdings durch die Erdengreuel sich nicht aufbringen läßt, sondern höchst gelassen — es ist in den Tagen des Königsmords — nicht zu übersehen bittet die ungeheuren Übel, deren Quelle durch die Revolution verstopft, und das unzählige Gute, das durch sie veranlaßt wird. Wieland ließ sich um so weniger von der klug und kaltblütig behaupteten Mitte abbringen, als er mit der Zeit zu der Ansicht gelangte, daß uns Deutsche die Revolution überhaupt herzlich wenig angehe. Während in der ersten Aufwallung die Deutschen in Versen und Prosa darüber geseufzt hatten, daß jenseits des Rheins und nicht im Vaterlande das Licht der Freiheit aufgegangen sei, während Frankreich als das große Beispiel, als der Leuchtturm für die anderen Völker hingestellt worden war, fand jetzt die abgekühlte Betrachtung, daß wir eigentlich gar keinen Grund haben, weder die Franzosen zu beneiden noch es ihnen nachzumachen. Wie Spittler in Göttingen, so meinte auch Wieland, daß unsere Regierungen und unsere Zustände im Grunde gar nicht so übel seien. „Hätten wir nicht eine Verfassung, deren wohlthätige Wirkungen die nachteiligen immer überwiegen, und befänden wir uns nicht bereits im wirklichen Besitz eines großen Teils der Freiheit, die unsre westlichen Nachbarn erst erobern mußten, genössen wir nicht größtenteils milder, gesetzmäßiger und auf das Wohl der Unterthanen auf-

[1]) Fr. Gentz, hist. Journal, II, 119.

merksamer Regierungen, hätten wir nicht mehrere Hilfsmittel gegen Bedrückungen als die ehemaligen Franzosen, wären unsre Abgaben so unerschwinglich, unsre Finanzen in so verzweifeltem Zustand, unsre Aristokraten so unerträglich übermütig, so gegen alle Gesetze privilegiert, wie in dem ehemaligen Frankreich: so ist kein Zweifel, daß das Beispiel ganz anders auf uns gewirkt hätte, so würde das deutsche Volk aus einem bloßen teilnehmenden Zuschauer schon lange handelnde Person geworden sein." Ganz wollte Wieland doch auch späterhin nicht verzweifeln an einem guten Ausgang des in Frankreich begonnenen Werkes und er verwahrte sich dagegen, daß er der wahren Freiheit und den wahren Menschenrechten untreu geworden sei. Er schämte sich nicht der „Träume eines gutherzigen Weltbürgers" und mehr als irgend ein anderer durfte er seinen Urteilen einen gewissen Geist von Unparteilichkeit, Billigkeit und Mäßigung zuschreiben. Schließlich stellte er im Tumult der Meinungen den Lesern seines Teutschen Merkur gelassen vor, daß jede Raserei das Urteil trübe und zu falschen Schlüssen leite. Menschen sind unter allen Umständen nicht mehr und nicht weniger denn Menschen, und Vollkommenes ist von ihnen nicht zu erwarten. Glücklicher aber können sie nur dadurch werden, daß sie vernünftiger und sittlicher werden. Und diese Bedingung der Glückseligkeit ist in unserer Macht, dahingegen der Erfolg einer gewaltsamen Revolution nicht in unserer Macht steht, wie gut und rein auch anfangs die Absichten derer gewesen sein mögen, die durch schwärmerische Hoffnungen sich zum Umsturz der alten Ordnung verleiten ließen. Seiner Weisheit letzter Schluß ist der, „daß Gute und Böse, Kluge und Unkluge mit ihrem Dichten und Streben am Ende doch nur blinde Werkzeuge sind, die den unaufhaltbaren großen Zweck einer höheren Weisheit wider ihren Willen befördern müssen".

2.

Unter dem Einfluß des Kriegs.

Der kriegerische Aufschwung der Franken und ihr Glück gegen das alte Europa hat der Parteinahme für die Sache der Revolution neue Nahrung gegeben. Dann eine Zeit lang zurückgedrängt, fast ausgelöscht während der Herrschaft des Schreckens, brachen die Sympathien um so stärker wieder hervor nach Robespierres Sturz, als gleichzeitig ein junger Held erstand, der die Kriegsthaten aller Zeiten und Völker hinter sich zu lassen schien.

Ein merkwürdiger Widerspruch lag in jenem Geschlecht. Unmittelbar vor dem Ausbruch des Sturms hören wir Stimmen, welche friedliches Völkerglück über alles preisen. Der Menschenfreund — ruft Schubart gerührt aus — möchte weinen über die selige Ruhe, die Deutschland jetzo genießt. Aber fast in demselben Atem äußert sich eine kindliche Ungeduld: die Weltmaschine geht so träge, daß wir gähnen [1]. Ein Verlangen nach Thaten, nach Außerordentlichem ergreift den Deutschen in der idyllischen Enge seines Kleinlebens. Von Helden begehrt er zu hören, und er ist neidlos genug, an denen des fremden Volks staunend aufzublicken. Die ungeheuren Begebenheiten wirkten, wie Wieland sagte, auf die meisten als ein Schauspiel: „ungefähr nach eben den Naturgesetzen, vermöge deren jede ungewöhnliche Hinrichtung eines merkwürdigen Verbrechers oder jede Tragödie von englisch-deutscher Art, worin alles recht bunt und toll durch einandergeht, alles von Thatkraft und Handlung strotzt, so große Wirkungen auf das Publikum thut und thun muß.“ Zuletzt ist es das Heroische, was den Zuschauern des fränkischen Dramas am meisten imponierte. Daß hier ein Volk seine

---

[1]) Schubarts Chronik 1789, I, S. 33, vgl. mit S. 113.

Jahrhunderte lang getragenen Ketten zerbrach, daß es dem ganzen Weltteil, Kaisern und Königen trotzte, daß es Helden gebar und mit bewundernswerten Kriegsthaten die Blätter der Geschichte erfüllte, das hat die Einbildungskraft der Zeitgenossen mächtig gefesselt. Immer ist es die Kraftäußerung, welche die Völker gewinnt und sich unterwirft.

In dieser Parteinahme für die Erhebung des fremden Volkes ist das lockere Band, welches die Deutschen noch an ihre gemeinsame Verfassung knüpfte, vollends aufgelöst worden. Karl Friedrich Moser fand es zeitgemäß, seinen Neujahrswunsch an den Reichstag zu Regensburg, den er nach dem Hubertsburger Frieden veröffentlicht hatte, jetzt von neuem abzudrucken. Es war eine von warmer Vaterlandsliebe eingegebene Mahnung zur Eintracht zwischen dem Oberhaupt und den Gliedern des Reiches. Wer würde sich ermächtigen Deutschland anzugreifen, wenn es in sich einig wäre? Hier müssen wir anfangen, wenn uns geraten und geholfen werden soll. Allein das waren fromme Wünsche. Daß ein Gemeingeist nicht vorhanden war, darüber hatte sich Moser schon nach dem siebenjährigen Kriege nicht getäuscht: „Ja, wir haben einen Nationalgeist, so wie wir ein Wein- und Bierland haben, alle Station anderen Wein oder Bier, alle fünf oder zehn Jahre einen anderen Geist.“

Es war so viel von deutschem Patriotismus die Rede, aber Wieland war ehrlich genug zu gestehen, uns fehle es nicht nur beinahe an allem, was die Nation mit einem patriotischen Gemeingeist beseelen könnte, „sondern es finden sich auch in unserer Verfassung und Lage stark entgegenwirkende Ursachen, welche das Dasein eines solches Geistes beinahe unmöglich machen. Es giebt vielleicht märkische, sächsische, bayerische, würtembergische, hamburgische, nürnbergische, frankfurtische Patrioten u. s. w.; aber deutsche Patrioten, die das ganze deutsche Reich als ihr Vaterland lieben, über alles lieben, bereit sind, ihm beträchtliche Opfer darzubringen, wo sind sie?“

Es war so weit gekommen, daß die Reichsverfassung, die confusio divinitus conservata, zum allgemeinen Gespötte diente. Ein Huber sprach mißächtlich vom sogenannten Reichsverband. Würtemberg, oder wenigstens sein Herzogshaus, war zunächst berührt, als die Franken nach den überrheinischen Gebieten die Hand ausstreckten, nach Mömpelgard und den elsäßischen Herrschaften. Wir finden nicht, daß dies einen besonderen Eindruck gemacht hätte, so wenig als später der Anspruch auf das ganze linke Rheinufer. Es ist merkwürdig, mit welcher Kaltblütigkeit jenes Geschlecht die Abtrennung eines Gebiets von 1200 Geviertmeilen mit nahe an 4 Millionen Einwohner vom deutschen Boden mit ansah, des zehnten Teils seiner Oberfläche und des siebenten seiner Volksmenge. Und es ist nicht bloß die politische Verfassung, die den deutschen gleichgültig war oder ein Gegenstand der Scham: was wir heute unter Nationalbewußtsein verstehen, das vor allem in der Behauptung des vaterländischen Bodens seine Ehre setzt, suchen wir vergebens. Erst der napoleonischen Zwingherrschaft ist es gelungen, dieses Gefühl aufzuwecken. Jenem Geschlecht war es wichtiger, daß die überrheinischen Gebiete „frei", als daß sie deutsch waren. Einmal (am 29. Sept. 1789) finden wir in Schubarts Chronik die Bemerkung: da viele deutsche Fürsten Güter im Elsaß haben, so dürften wir wohl bald mit den Franzosen ein Wörtlein im Ernst sprechen. Und noch einmal, ein Jahr später, wird die Hoffnung ausgesprochen, daß der neue Kaiser Leopold die Ansprüche der Franken auf Elsaß zurückweisen und diese drohende Hyder über die Grenzen zurückschleudern werde. Später hält doch auch Schubart seine Freude nicht zurück, daß den Elsäßern die Wohlthat der Freiheit zu teil wird, und aus dem Elsaß selbst weiß er zu berichten, es flocke dort kein Funken Verlangen mehr, sich wieder ans Reich zu ketten, und die ehemalige Deutschheit der Bewohner ruhe wie Bodensatz im Kristallgefäß des neuen Lebens. (4. März 1792.)

Während der ersten Zeiten des Koalitionskrieges hatte der Schwabe noch Muße, als bloßer Zuschauer ganz dem Zug seiner Neigungen sich zu überlassen. Erst im fünften Jahre hat das Land den Krieg am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Wäre es nach Georg Kerner gegangen, so hätten freilich die Franken zu allererst ihre Waffen nach Süddeutschland getragen und hier die Fahne der Freiheit aufgepflanzt. Von hier aus sollte dann das deutsche Reichssystem in tausend Trümmer geschlagen werden; gegen die Anmaßungen der Befreier, meinte er, würde die Errichtung einer Nationalgarde einen hinreichenden Schutz gewähren[1]). In Schwaben war man doch froh, vorläufig den Thaten der Republikaner aus der Ferne folgen zu können. Man folgte ihnen aber mit ausgesprochener Sympathie und war überzeugt, daß der Sieg in dem zwischen Licht und Finsternis entbrannten Kampfe nicht zweifelhaft sein könne. Die sichersten Hoffnungen begleiteten die Anstrengungen des französischen Volkes, sich der Einmischung des Auslands zu erwehren[2]). Friedrich Hölderlin schrieb in diesen Tagen an seine Schwester Heinrike: „Nun wird's bald sich entscheiden zwischen Frankreich und den Oesterreichern. Glaube mir, liebe Schwester, wir kriegen schlimme Zeit, wenn die Oesterreicher gewinnen. Der Mißbrauch fürstlicher Gewalt wird schrecklich werden. Glaube das mir, und bete für die Franzosen, die Verfechter der menschlichen Rechte.[3])"

Von seiten des Hofes geschah nichts, was die Bevölkerung im entgegengesetzten Sinne hätte beeinflussen können. Herzog

---

[1]) Brief an Reinhold. A. Wohlwill, G. Kerner, S. 143.

[2]) J. G. Pahl, Denkwürdigkeiten, S. 101.

[3]) Handschrift in der kgl. öfftl. Bibliothek zu Stuttgart. Hölderlin hielt bei der innigsten Liebe zum Vaterland auch später an dieser Ansicht fest. Als im Sommer 1796 der Krieg nach Schwaben sich zog, schrieb er aus Kassel an seinen Bruder Karl: „Dir kann die Nähe eines so ungeheuren Schauspiels, wie die Riesenschritte der Republikaner gewähren, die Seele innigst stärken." S. W. II, 33.

Karl teilte ganz und gar nicht den legitimistischen und kriegerischen Eifer anderer deutscher Fürsten. Frankreich gehörten seine persönlichen, künstlerischen und auch seine politischen Neigungen. Frankreich blieb der natürliche Rückhalt für einen Fürsten, dem die Mahnungen Friedrichs und das Eingreifen der Reichsbehörden gleich lästig gewesen waren. Dem Kriege hat er möglichst lange widerstrebt und später ist geradezu behauptet worden, daß er durch verdeckte Zufuhren und heimliche Lieferungen von Pferden die Sache der Franzosen begünstigt und unter der Hand Friedensunterhandlungen mit ihnen angesponnen habe [1]). Er selbst scheute sich nicht, noch im April 1791 eine Reise nach der aufgeregten Hauptstadt der Franken zu machen. Gewiß ist, daß die Sympathie mit dem Reichsfeinde laut sich äußern durfte. Ausländer, die Schwaben bereisten, fanden, daß nirgends in Deutschland eine größere Freiheit zu reden und alles Geschriebene zu lesen herrschte als in Stuttgart. Zwar erschien im Mai eine Verordnung gegen aufwieglerische Schriften und im Juli wurde allgemeine Zensur für die politischen Blätter wieder eingeführt, allein ihre Handhabung war milde [2]). Erst ein Machtgebot des k. k. Reichshofrats hat der Schubartschen Chronik im März 1793 ein Ende bereitet. Um das Heerwesen hatte der alternde Herzog sich wenig mehr bekümmert. Ein namhafter Teil der vom Landtag hiefür bewilligten Summen war von dem gefälligen Ausschuß „zu höchsten Handen" gegeben und anderweitig verwendet worden. Der Fürst sah voraus, daß die Teilnahme an dem großen Krieg Ausgaben verursachen würde, mit denen die Befriedigung seiner kostbaren Liebhabereien nicht mehr vereinbar war. Als endlich doch im Mai 1793 der Reichskrieg gegen Frankreich beschlossen wurde und die

---

[1]) In der Flugschrift: „Muß Wirtemberg sich das Fell über die Ohren abziehen lassen?" Schwieberdingen 1797, S. 10.

[2]) O. Elben, Geschichte des Schwäbischen Merkurs S. 27.

Kreiskontingente aufgestellt werden sollten, zeigte sich bei der Regierung die größte Lässigkeit, beim Volke die größte Abneigung gegen den Krieg. Ein Zeitgenosse sprach das starke Urteil aus: „Wenige von denen der Koalition gegen Frankreich beigetretenen Staaten haben eine kleinere und verächtlichere Rolle gespielt als Schwaben[1].“

Da sehen wir nun mit dem Tode des Herzogs einen plötzlichen Szenewechsel vor sich gehen. Herzog Ludwig Eugen, der am 24. Oktober 1793 seinem Bruder Karl nachfolgte, war als ein milder, menschenfreundlicher, gewissenhafter Fürst seit Jahrzehnten von den Patrioten ersehnt worden. Er täuschte diese Erwartungen nicht, aber treu und gewissenhaft faßte er auch seine Pflichten gegen das Reich auf und diese schienen ihm jetzt die dringlichsten. Persönlich ein überzeugter Katholik, der Revolution grundsätzlich abgeneigt, sah er jetzt seine vornehmste Pflicht darin, dem Kaiser alle Kräfte seines Landes zur Verfügung zu stellen und auch für seine Person jedes Opfer zur gemeinsamen Verteidigung darzubringen. Der Wille war der beste. Doch nun wurde die Wahrnehmung gemacht, daß unter seinem Vorgänger das Kriegswesen gänzlich in Verfall geraten war.

Das aufgeklärte Fürstentum bestand die Probe schlecht, auf die es durch die Stürme der Revolution gesetzt wurde. Es war in den deutschen Ländern Rühmliches für Schulen, für Wissenschaft und die Künste geschehen. Aber ist das alles? so fragten sich jetzt die wackeren Räte, mit denen sich der neue Herzog umgab. „Sind ihre Finanzen in Ordnung? Ist ihr Land in einem Zustand, in welchem es sich gegen auswärtige Gewalt verteidigen kann? Haben sie auch ihren Unterthanen Mut einzuflößen und einen Gemeingeist unter ihnen zu bilden

---

[1] Auszüge aus Briefen über teutsche Staatssachen, 1797, S. 1. Vgl. A. Pfister, Denkwürdigkeiten aus der württemb. Kriegsgeschichte, S. 236 ff.

gewußt? Wie ist die Gesetzgebung in ihrem Staat beschaffen; und werden die Gesetze auch vollzogen? Haben sie ein festes politisches System, dem man folgen kann, ohne sich wie ein schwankendes Rohr von Umständen hin und her treiben zu lassen? Wie geht es nun Deutschland mit aller seiner wissenschaftlichen Kultur? Es wird von einem mächtigen und übermütigen Nachbar mißhandelt und in den Staub getreten und läuft Gefahr, mit seiner politischen Existenz auch seine wissenschaftliche Kultur zu verlieren [1])".

Das hieß den Nagel auf den Kopf treffen. Alle Sorge wurde jetzt eilig den Landesverteidigungsanstalten zugewandt. Das Kreiskontingent ward durch Aushebung ergänzt und ein neues Regiment aufgestellt, das der Herzog als seine Hausmacht zur Deckung im Lande behielt. Nachdem einmal das Beispiel von oben gegeben war, regte sich plötzlich auch im Volke ein ungemein kriegerischer Geist. Der landständische Ausschuß unterstützte den Fürsten. Da man einen Einfall des Feindes befürchtete, wurden Plane und Anstalten zur Befestigung der Schwarzwaldpässe gemacht. Es bildeten sich freiwillige Korps, welche die Landesgrenze zu schützen bereit waren. Aus den Ämtern kamen Gesuche um Waffen und um Offiziere zur Einübung der wehrfähigen Bewohner. In Stuttgart wurde ein besonderes Bürgerkorps gebildet [2]) und selbst die Knaben reihten sich in Schülerbataillone. Endlich, im Februar 1794, wurde noch die Aufstellung einer allgemeinen

---

[1]) (J. Fr. Schwab) Verteidigung des verstorbenen Herrn Herzogs Ludwig Eugen. Tüb. 1798, Nachtrag S. 35.

[2]) J. G. Hartmann schrieb am 4. Jan. 1794 an Lavater: „Alle junge waffenfähige Leute bei uns sezen sich in Vertheidigungsstand gegen einen Ueberfall der Franzosen. Die Söhne der Honoratioren, und auch meine drei jüngsten Söhne wollen den Bürgern ein gutes Beispiel geben und sich in den Waffen üben, um sich im Fall der Noth an dieselben anzuschließen.“ Handschr. aus dem Besitz des Herrn Antistes Dr. G. Finsler in Zürich.

Landmiliz beschlossen, in deren zehn Bataillone fast die ganze wehrfähige Bevölkerung eingeteilt wurde. Man sollte denken, das ganze Land habe in Waffen gestarrt, um die fremden Eindringlinge gebührend zu empfangen. Zum Beispiel für andere Völker Deutschlands las man schon in allen Zeitungen Lobpreisungen des würtembergischen Patriotismus [1]). In Aufrufen und in Predigten wurde die Vaterlandsliebe zu entflammen gesucht. Man begann freiwillige Gaben zu sammeln. Es fehlte auch nicht an patriotischen Schriftstellern, welche, den Kriegseifer anzufeuern, an die Einfälle der Franzosen zu Ende des 17. Jahrhunderts erinnerten. Und selbst ein schwäbischer Tyrtäus fand sich, der zum Kampf und Siege rief und das Erwachen des Würtemberger Geistes zu großen Männerthaten pries [2]). Der Oberamtmann Kerner in Ludwigsburg, der Vater von Georg und Justinus, beschwor in der Amtsversammlung, der er den Plan der Landmiliz vortrug, sogar den kriegerischen Geist Hermanns herauf, welcher einst der römischen Herrschaft in Deutschland Grenzen setzte und der mit den Voreltern begraben jetzt wieder aufgeweckt werden müsse; er selbst erklärte sich bereit, an die Spitze eines Schützenkorps zu treten, und stellte seinen Mitbürgern vor, daß die Gefahr nicht so groß sei, wenn man zusammenhalte, statt daß man einzeln sich jedem herumstreifenden Haufen preisgebe.

Allein Justinus, der dieses erzählt, fügt sofort bei, daß die Ludwigsburger den kriegerischen Geist seines Vaters ganz und gar nicht teilten. Die Bürgerschaft der zweiten Residenz berief sich darauf, daß sie vom Kriegsdienst befreit sei, und es kam sogar zu einer persönlichen Bedrohung des mutigen Oberamtmanns. Das Strohfeuer der Begeisterung war, sobald die Volksbewaffnung organisiert werden sollte, im ganzen

[1]) Sammlung von Briefen zwischen J. Fr. Pfaff 2c., S. 133.

[2]) J. F. Bahnmaier, s. Wohlwill, Weltbürgertum und Vaterlandsliebe der Schwaben. S. 43.

Lande rasch verflogen. Die Rekrutierungskommissionen stießen überall auf Furcht und Abscheu und bei der Landmiliz wird durchweg über Widerspenstigkeit und Unordnung geklagt; nicht eine einzige Gemeinde wollte ihre Leute in Bewegung setzen. Wie konnte auch das Volk entflammt werden gegen einen Feind, dem es im Herzen recht gab [1])?

Der kriegerische Aufschwung nahm ein klägliches Ende, weil die Bevölkerung thatsächlich viel mehr den Franken zugeneigt war als dem Reiche. Der Anblick der österreichischen Kriegsscharen, die der Erzherzog Karl durch Schwaben führte, der Anblick der Kroaten, Tolpathen, Servianer und anderer fremdartiger Völkerschaften war nicht geeignet, in den Deutschen das Bewußtsein zu stärken, daß in diesem Lager die Sache des Vaterlandes sei. Von den Bauern aber wird ausdrücklich bezeugt, daß sie den Grundsätzen der Revolution zugethan waren wegen der Jagdbedrückungen und wegen der Abneigung gegen Adel und Beamtentum. Als im August 1794 der Geheimerat um seine Meinung wegen Verwendung der Landmiliz befragt wurde, widerriet er sie den Franzosen gegenüberzustellen, denn es fehle der Gemeingeist und Patriotismus der Unterthanen, die wenig bekannt mit dem Fürsten und dem Gut der Verfassung allerlei Beschwerden über wirkliche und eingebildete Bedrückungen habe [2]). Im Volke ging die Rede: dieser Krieg ist ein Herrenkrieg, er geht uns nichts an. So berichtet Huber, der den Geist seiner Landsleute wohl kannte und schon bei jener Befürchtung eines feindlichen Einfalls durch Custines Heer eifrig für den Frieden wirkte, sowohl mündlich, als in einer besonderen Denkschrift an die Regierung. Um den Kriegsmut zu dämpfen, stellte er vor, der Rhein sei schon oft von ganzen Kriegsheeren übersetzt worden;

---

[1]) (J. G. Pahl), Materialien zur Geschichte des Kriegs in Schwaben im Jahr 1796. S. 103.

[2]) A. Pfister, Denkwürdigkeiten aus der württembergischen Kriegsgeschichte. S. 245.

französische Reiterei sei sogar einmal herübergeschwommen, eine 50 Stunden lange Verteidigungslinie sei nicht haltbar und ein Volk, das begeistert für seine Freiheit streite, unbezwingbar. In solcher Gefahr sei der Staat berechtigt, sich selbst zu retten, so gut er könne. „Bei einem Schiffbruch ist der einzelne Mensch berechtigt, seinen Bruder von dem Brett herunterzustoßen, das er zu seiner Rettung ergriffen hat ..... Und was hat unsere kraftlose Animosität unsern Verbündeten genützt? Was sie unserem armen Vaterlande genützt hat, das wissen wir jetzt, da meine Unglücksweissagung, ein Jahr hernach, buchstäblich in traurige Erfüllung gegangen ist[2])."

Der im Volke lebendige Wunsch, so bald als möglich aus den Reichsverbindlichkeiten herauszukommen, wurde bis in die Umgebung des Fürsten hinauf geteilt. Im Herbst 1794 kam Georg Kerner zweimal aus der Schweiz nach Stuttgart und Ludwigsburg, um im Interesse der französischen Republik für Friede und Neutralität zu wirken. Er hatte dabei hauptsächlich die ungeheuren Bedürfnisse der Republik im Auge, die bei dem Abbruch der Handelsbeziehungen nur schwer und zu unerschwinglichen Bedingungen befriedigt werden konnten. Briefliche Vorstellungen hatte er vorausgehen lassen; jetzt war er unermüdlich im Gespräch mit einflußreichen Persönlichkeiten, zu beweisen, daß die Wiedereröffnung des Handelsverkehrs mit der Republik auch Schwaben die größte Vorteile verspreche. Bei den Männern der Landschaft, wie bei solchen der Regierung fand er offenes Gehör. Dennoch wurde die Versuchung des improvisierten Diplomaten schließlich abgewiesen; sie scheiterte an dem entschiedenen Willen des Fürsten, dessen religiöse und politische Vorurteile, wie Kerner schreibt, nicht zu überwinden waren, und der auf die Vorstellung, das Wohl seines Landes zu bedenken, beharrlich zur Antwort gab:

[1]) Huber, Mein Lebenslauf, S. 143—144.

ich bin Mitglied des deutschen Körpers, die Pflichten, die ich als solches habe, sind die heiligsten, und ich muß sie vor allen erfüllen. Auch der Hinweis darauf, daß andere Fürsten es mit der Treue gegen das Gemeinwesen nicht so genau nahmen, beirrte ihn nicht, und da der Herzog fest blieb, blieben auch die Hoffnungen eitel, die Kerner auf die Mitglieder des ständischen Ausschusses gesetzt hatte; zuletzt mußte er zürnend gestehen, daß sein Unternehmen gescheitert sei an dem Wankelmut und der Feigheit der Einen und an dem üblen Willen der Anderen.

Der Herzog blieb unerschütterlich, auch als in Basel bereits die Friedensverhandlungen und das Wettrennen der Fürstlichkeiten in Anmeldung ihrer Entschädigungsansprüche begonnen hatten. Im Februar 1795 riet der Geheimerat dem Herzog diesem Beispiel zu folgen. Er stellte vor, daß auch der Kaiser dem allgemeinen Wunsch nach Frieden nachgegeben habe, die Friedensunterhandlungen beinahe offen eingeleitet seien, auch beide Hessen bereits in Basel verhandeln. Allein Serenissimus berief sich in seiner Antwort auf Berichte aus Wien, die eine nachdrückliche Wiederaufnahme des Kriegs in Aussicht stellten und die es ihm nicht erlaubten, sich den Verhandlungen in Basel anzuschließen, wie er denn überhaupt seinen bisherigen Grundsätzen treu zu bleiben gedenke [1]. Kurze Zeit darauf, am 20. Mai 1795, starb der Herzog eines plötzlichen Todes. Sein Nachfolger Friedrich Eugen wagte es aber gleichfalls nicht, den Reichspflichten sich zu entziehen, bis die Verpflanzung des Kriegstheaters auf würtembergischen Boden im Sommer 1796 dem allgemeinen Wunsch nach Frieden aufs schleunigste zum Gelingen verhalf.

Trotz der wohlgemeinten Anstrengungen, welche der Herzog Ludwig bis zum letzten Augenblick fortgesetzt hatte, war an einen Widerstand gegen Moreaus Heer nicht zu

---

[1]) A. Wohlwill, G. Kerner S. 155 ff.

denken. Die Truppen des schwäbischen Kreises waren in den Schwarzwaldthälern geschlagen, und in demselben Augenblick, als das Hügelsche Regiment, die zur Verteidigung des Landes bestimmte herzogliche Haustruppe, ausrückte und der Befehl an den Kommandanten der Landmilizbataillone erging, sich in marschfertigen Stand zu setzen, gingen auch bereits die Kniebisschanzen fast ohne Gegenwehr verloren. Man wagte keinen weiteren Widerstand „bei der ganz entgegengesetzten Stimmung des Volkes". Die ländliche Bevölkerung hatte zur Sache der Landesverteidigung „weder Mut noch guten Willen, am allerwenigsten aber Vertrauen in ihre eigenen Kräfte" [1]). Man war deshalb so vorsichtig, die Landmiliz bei Annäherung des Feindes geradezu wieder nach Hause zu schicken. Daß sie die gegen die Feinde des Vaterlandes ergriffenen Waffen an verschiedenen Orten vielmehr zu ungebürlichen Ausschweifungen benützte und sich gänzlich gegen den Landesherrn und die Beamten empörte, ist aus einer drohenden Proklamation zu entnehmen, die der Erzherzog Karl im Oktober erließ. Wirklich sahen die Bauern des schwäbischen Kreises nicht in den Franken ihre Feinde. Beinahe allgemein war die Meinung: von den Franzosen haben wir nichts zu besorgen, wenn sie auch in das Land kommen. Die Einbildung, daß sie Gleichheit und zügellose Freiheit, alles Recht und Gerechtigkeit, Silber und Gold ins Land und in Umlauf bringen würden, war schuld, daß ihnen der größere Teil innerlich gewogen war und von ihrer Ankunft die Verbesserung seiner Umstände erwartete [2]).

Als dann die Befreier wirklich da waren und trotz des mit schwerem Geld erkauften Waffenstillstandes wie Feinde im Lande hausten, nicht anders als in den österreichischen

[1]) Patriotische Wünsche, Gedanken und zweckmäßige Vorschläge, von Hauptmann Gentner. 1797.

[2]) Muß Wirtemberg sich das Fell über die Ohren abziehen lassen? Schwieberdingen 1797, S. 10.

Vorlanden auch, als neben Beispielen von Menschlichkeit und Uneigennützigkeit zahlreichere Züge von Grausamkeit und wilder Raubsucht den Bewohnern fühlbar wurden, als die Franzosen ihren Grundsatz der Freiheit und Gleichheit so auslegten, daß kein Offizier dem Soldaten befehlen dürfe, außer wenn sie vor dem Feinde stehen, die Gleichheit also zum Deckmantel gemeiner Plünderung wurde, da gingen freilich dem Volke die Augen auf, da war dies heilsame Lehre gegen den verbreiteten Schwindelgeist; beschämt standen die Bewunderer der Neurömer und viele der bisherigen Schwärmer hörten jetzt auf, ihre Hoffnungen für das Vaterland und für die Menschheit auf die Erhebung der Franken zu setzen[1]).

In diesen Drangsalen, die sich wiederholten, als das Kriegsglück gleich darauf sich wandte und Moreau vor dem Erzherzog Karl wieder zurückweichen mußte, vereinigten sich alle schwäbischen Herzen in dem einen inbrünstigen Wunsche, künftig überhaupt vor aller Berührung mit fremdem Kriegswesen verschont zu bleiben.

Überall unter den Deutschen war die Enttäuschung nach der Schwärmerei stark und schmerzlich, doch hier in Schwaben zeigte sie eine besondere Schattierung. Wenn wir jetzt Stimmen vernehmen, daß uns überhaupt kein Heil von dem fremden Volke kommen könne, daß unsere Zustände in jeder Beziehung erträglicher seien als im alten Frankreich, wenn sogar die mißachtete Reichsverfassung im Werte steigt und Wieland geradezu es ausspricht: „Eine alte Verfassung ist eben darum, weil sie alt ist, desto besser[2])", so sehen wir den Würtemberger jetzt gleichfalls zum Preise des Alten und Bewährten geneigt: er hält sich, von den weltfliegenden Träumen und vom Schielen nach fremden Herrlichkeiten zurückgekommen, an

[1]) J. G. Pahl, Denkwürdigkeiten, S. 104. Materialien zur Geschichte des Kriegs in Schwaben, S. 96.

[2]) T. M. Januar und Mai 1791. Vgl. auch Wieland an Caroline Herder, Zürich 22. Juni 1796.

das Gut seiner Landeseinrichtungen, an die ständische Verfassung des Herzogtums. Was schon in den Zeiten vor der Revolution von fremden Beurteilern als der hervorstechendste Zug der Würtemberger bemerkt wurde, die Liebe zum Heimischen, „die Blindheit für ihr Vaterland", das trat jetzt um so mächtiger wieder hervor. Bei den künftigen Welthändeln in bescheidener Neutralität zu verharren und in alle Zukunft unter dem Schatten der heimischen Verfassung ruhig und friedsam zu leben, das erschien jetzt als das preiswürdigste Glück, als das Augenmerk aller Patrioten. Nichts ist hiefür bezeichnender als der Landtag, der, auf eine Vorstellung des großen Ausschusses nach 26 Jahren zum erstenmal wieder berufen, am 17. März 1797 in Stuttgart zusammentrat.

3.

Der Landtag von 1797.

Von dem Zustande der öffentlichen Meinung in diesen Tagen können wir uns einen Begriff machen aus dem Wolkenbruch von Flugschriften, der auf diesen berühmten Landtag herniederfiel[1]). Der größte Teil derselben gilt freilich der nächsten und dringendsten Aufgabe: wie die von Moreau erhobene Brandschatzung, die der Preis des Waffenstillstandes war, aufzubringen und unter den Steuerpflichtigen zu verteilen sei. Mit hinreichenden Gründen wird vornehmlich die Ansicht verfochten, daß eine allgemeine Vermögenssteuer angelegt werden solle, weil ja alle ohne Unterschied an der mittels der Kontribution erkauften Wohlthat teilhätten. Alles ist darin einverstanden, daß Würtemberg klug und in vollem Rechte gehandelt habe, indem es bei der Annäherung des Feindes, den anderen Ständen des schwäbischen Kreises voraus,

[1]) In 18 Bänden gesammelt in der Königl. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart.

„herzhaft und rasch“ von der Koalition zurücktrat und für sich selbst sorgte. Es ist wider seinen Willen in den verderblichen Krieg hineingezogen worden; jetzt verdient Regierung und Landschaft Dank, daß sie durch den Waffenstillstand Leib und Leben der Bürger, sowie die Verfassung des Landes gerettet haben.

Allein außer diesem dringendsten Zwecke des Landtags ergreift nun die öffentliche Meinung den Anlaß, sämtliche Wünsche und Beschwerden des Landes zur Sprache zu bringen, und deren Anzahl ist nicht gering. Daß der Bürger überhaupt sich das Recht nimmt in öffentlichen Dingen mitzureden, daß die Privaturteile so ungescheut in die Öffentlichkeit sich wagen, wird ausdrücklich als eine neue Erscheinung empfunden, und es wird aus den Zeichen der Zeit und aus der wachsenden Bildung erklärt, daß der politische Geist mit einemmale so stark in Württemberg sich regte [1]. Wirklich geht eine lebhafte Bewegung durch das Land, die sich auf alle öffentlichen Angelegenheiten erstreckt. Da wird die Wählbarkeit zum Landtag untersucht: man rückt dem Herkommen zu Leibe, wonach ausschließlich Mitglieder der Magistrate zu Volksvertretern gewählt werden. Man verlangt Öffentlichkeit der Verhandlungen, häufigere Einberufung der Landtage; sie sollten, — meint Spittler, der aus Göttingen ein Gutachten sendet, — alle zehn Jahre zusammentreten. Man wirft dem ständischen Ausschuß Unredlichkeit vor und verlangt Rechenschaft von seiner Finanzverwaltung. Man klagt den Nepotismus der landschaftlichen Familien an, der so schlimm sei als der Diensthandel unter Herzog Karl. Man klagt über die Bevorzugung des ausländischen Adels in den Staatsämtern und über die drückende Menge der Schreiber, während andererseits wieder die Schreiber und Advokaten für ihre

[1]) (J. G. Pahl). Materialien zur Geschichte des Kriegs in Schwaben, S. 108.

„Veredlung“ und Besserung ihrer Lage mittels Vermehrung der Ämter die öffentliche Teilnahme zu gewinnen suchen. Man wünscht Änderung des Heerwesens, das sich ganz untauglich erwiesen, Verbesserungen der Unterrichtsanstalten, besonders des Stifts in Tübingen. Man macht allerlei Vorschläge zur Hebung des Ackerbaus, des Handels, des einheimischen Gewerbefleißes. Man empfiehlt Abschaffung der vielen Feiertage.

Das alles sind maßvolle, ja sehr bescheidene Wünsche. Sie gehen auf das Nächstliegende, bewegen sich durchweg auf dem Boden des Bestehenden. Nichts Utopistisches, nichts Grundstürzendes. Man hatte der öffentlichen Stimme alle Freiheit gewährt: um so erfreulicher wirkt diese Selbstbescheidung, die nur die nächstempfundenen Übelstände abstellen will. Aber auffällig ist es doch, daß gar so wenig von dem Hauch der großen Umwälzung, die vom Westen her den Weltteil bewegte, zu spüren ist. Auffällig in dem Lande, in dem so starke Sympathien mit dieser Bewegung sich gezeigt hatten, und bei einem Anlaß, der mit der großen Weltbegebenheit so eng zusammenhing. Nirgends vernehmen wir eine Berufung auf die Lehren, von deren Verkündigung die gedrückte Bevölkerung so tief ergriffen worden war. Im Gegenteil überall die Beteuerung, daß man bei den Besserungsvorschlägen nichts mit der verabscheuten Revolution zu thun habe. Verdammt sei jeder in Würtemberg, heißt es in einer der Flugschriften, in dessen Kopf Revolutionsideen spuken; schön und fest steht das Gebäude der vaterländischen Verfassung, doch in jenem Gebäude seien Ausbesserungen nötig u. s. w. Welche Frechheit ist es, sagt eine andere, wenn man diejenigen, die eine Aufhebung oder Einschränkung der Ausschüsse verlangen, mit dem Namen der öffentlichen Ruhestörer, der Revolutionsköpfe brandmarkt! Daß die Verfassung ein unschätzbares Gut sei, besser als in allen angrenzenden Ländern, und daß keine wesentliche Veränderung, sondern bloß Wiederherstellung der wahren Konstitution verlangt werde, ver-

sichern fast alle. Ist doch das beste Mittel, einem Umsturz vorzubeugen, eben dies, die Mißbräuche abzustellen, die sich eingeschlichen haben. Nirgends der Rat oder der Versuch, eine Verfassung nach Grundsätzen, nach dem Rechte der Vernunft einzurichten. Eben im Hinblick auf diesen maßvollen Ton sämtlicher Vorschläge ruft Einer entzückt aus: „Wo findet man einen gleichen Teil Deutschlands, dessen Bewohner einen richtigeren Sinn für wahre Freiheit hätten und diese den herrlichsten Wohlgeruch verbreitende Pflanze sorgsamer warteten und pflegten?“

Auch eine der vielen Stimmen, die sich gegen den einflußreichen Adel des Landes kehren, beteuert ausdrücklich: es ist gewiß nicht ausgearteter Demokratismus, wenn man für das Glück und die Rechte des Volkes spricht und über den Vorzug des Adels in einem Lande von der Verfassung Würtembergs gerechte Klage führt. Bei diesem Kapitel zumal könnte man die Berufung auf die unveräußerlichen Rechte der Menschheit oder auf die berühmte Augustnacht zu Paris erwarten. Nichts von dem. Mit ganz anderen Gründen werden die Adelsvorrechte bekämpft. Der Adel, der sich längst von der Landschaft getrennt, kann überhaupt in Würtemberg keinen Vorzug beanspruchen. Fremde, aus allen Teilen Deutschlands, besonders aus dem Norden herbeigeströmte Edelleute, versperren den verdienten Einheimischen den Platz und mästen sich vom sauren Schweiß der redlichen Würtemberger. Welche Kränkung für den biederen Würtemberger, der seine Anhänglichkeit verkannt, und solche sich vorgezogen sieht, die ihm an Treue und Redlichkeit nachstehen! Wie kann ein Fremder, ruft der „Eremit Kaphta“ seinen Mitbürgern zu, das wahre Wohl eurer Kinder und eures Vaterlandes beobachten und heilig halten! Nur derjenige, der in seiner Heimat nichts zu verlieren hat, wird zu euch kommen und Brot bei euch suchen. Nicht nur kein Adeliger, sondern kein Ausländer erhalte bei euch ein Amt, erhalte nur im allerhöchsten Falle das Bürger-

recht! — Bei so starkem Gefühl des eigenen Wertes ist es eine überraschende Ausnahme, wenn ein anderer seinen Landsleuten eine derbe Strafpredigt hält, weil sie in Sitten und Einrichtungen, mit ihrem groben und blöden, kriechenden und doch hinterlistig lauernden Wesen so weit hinter den feineren Brüdern im Norden zurück seien: „warum sprach denn Gott: es werde Licht! rief's über das ganze Weltall hin! wo steht für die Schwaben die Ausnahme geschrieben! Licht muß auch in Schwabenköpfe! Frisch also die Augen ausgerieben, keck aus dem Kinderstuhl gesprungen! Was zaudern wir lange!"

So erregt die öffentliche Meinung ist, so zäh hält sie am Bestehenden, und wenn die namenlosen Flugschriften so gemäßigt im Begehren nach Neuerungen sind, so läßt sich voraussehen, wie es beim Landtag selbst gehen wird, der ausschließlich aus Privilegierten besteht: aus Prälaten, Bürgermeistern, Gemeinderäten. Zwar ist im Anfang ein starker Zug zur Reform bemerklich, man ist sehr aufgebracht über die seitherige Aufführung der Ausschüsse, man spricht von einer „neu zu errichtenden Landschaftsordnung", und im April 1797 wird für die „Organisation des landschaftlichen Korps und seiner Ausschüsse" eine eigene Kommission niedergesetzt. Allein in den langwierigen Beratungen derselben sehen wir den Kreis der vorzuschlagenden Reformen immer enger zusammenschrumpfen. Auch hier wird immer betont, daß an der Grundlage nichts geändert, sondern nur die Auswüchse beschnitten, die ursprüngliche Verfassung wiederhergestellt werden solle. Von Aufhebung oder auch nur Einschränkung der Ausschüsse, von Erweiterung des aktiven und passiven Wahlrechts zum Landtag, von regelmäßiger Berufung desselben, von Ordnung des Budgetrechts ist keine Rede. Der Landschaftskonsulent Regierungsrat Georgii, dem der Vorsitz dieses Ausschusses übertragen ist, erklärt im Mai in einer vorläufigen Ankündigung der zu befolgenden Grundsätze: „überhaupt braucht

man um eine gute Uhr zu haben, nicht immer eine neue sich anzuschaffen: man darf nur die alte von dem Rost, der sich angesetzt hat, säubern, hin und wieder ein paar abgenützte Räder abwerfen, einige neue einsetzen: so ist man oft besser als bei einem ganz neuen Werk bedient." So oft er im Plenum vom Fortgang der Arbeiten berichtet, wiederholt er seine Abneigung gegen Totalveränderungen. Nicht aus Anhänglichkeit an das Alte, sagt er im Mai 1798, sollen die bisherigen Grundlinien beibehalten werden, sondern weil ich glaubte, daß unter Voraussetzung dieser bestimmten würtembergischen Verfassung sich nicht viel anderes machen lasse. So soll denn auch künftig der Schwerpunkt der Verfassung in den Ausschüssen ruhen, selbst an die geheime Truhe, „diese in der Landesverfassung tief gegründete Anstalt", wird nicht gerührt, und die ganze Reform, wie sie vom Landtag schließlich beantragt wird, läuft auf die sorgfältig formulierten Paragraphen eines neuen Ausschußstatuts hinaus. Da eine herzogliche Entschließung auf dieses Anbringen nicht erfolgte, ist auch daraus nichts geworden, und zuletzt ist überhaupt nach all den lebhaften Anläufen gar nichts reformiert worden, als daß die eigene Ökonomie des Landschaftshauses, darin der Ausschuß sich ein behagliches Heim eingerichtet hatte, aufgehoben, der Inhalt von Keller und Küche verkauft und die unübertreffliche Landschaftsköchin verabschiedet wurde.

Auf einem Rechte sehen wir den Landtag nachdrücklich beharren. Die Druckfreiheit und insbesondere die ungehinderte Veröffentlichung der ständischen Verhandlungen will er sich nicht rauben lassen. Als der Herzog Friedrich Eugen einmal Miene macht, dieses Recht in Frage zu stellen, tritt ihm die Versammlung entschieden entgegen mit der Erklärung, Zensurfreiheit sei ein wesentlicher Teil der politischen Freiheit, auch habe sie bisher trotz der einschränkenden Verordnungen thatsächlich bestanden (19. Juli 1797). So ängstlich vom Ständehaus jeder Luftzug abgewehrt wird, der des Ursprungs vom

großen weltgeschichtlichen Sturm verdächtig ist, gänzlich läßt er sich doch nicht absperren. Einmal, in einer erneuten Vorstellung wegen der Bevorrechtung der Adeligen und der Ausländer (13. Juni 1797) wird der Satz gewagt: die Denkart des Zeitalters hat den Bürger wachsamer als je auf seine Rechte gemacht. Ja im folgenden Jahre beruft sich eine Bitte des Ausschusses um Aufhebung der Leibeigenschaft ausdrücklich auf die Rechte der Menschheit. Allein der Ausschuß beeilt sich ob dieser mißfälligen Kühnheit sich zu entschuldigen und verwahrt sich auch, als hätten die Stände um Aufhebung sämtlicher Feudalrechte und des Zehntens gebeten (7. Juli 1798). Die Leibeigenschaft ist dann erst im Jahre 1817 aufgehoben worden. Was jene Bitte um Aufhebung der Adelsvorrechte bei Besetzung der Staatsämter betrifft, so erfolgte hierüber am 17. März 1798 eine Resolution des Herzogs Friedrich (der am 23. Dezember 1797 seinem Vater Friedrich Eugen gefolgt war), die wenigstens einige Berücksichtigung zusagte, aber auch in dieser Einschränkung nicht gehalten wurde. Als ganze „Nullität“ wird dieses herzogliche Schreiben in einer der Flugschriften des Tages bezeichnet.

Der Landtag von 1797 hat auch Georg Wilhelm Friedrich Hegel, der seit Januar d. J. als Hauslehrer in Frankfurt a. M. lebte, veranlaßt, seine Stimme in den vaterländischen Angelegenheiten abzugeben. Hegel besaß von Anfang an eine starke politische Ader, und der wirkliche Staat hat ihn nicht minder beschäftigt als der vernünftige Staat. In der Flugschrift, die er im Jahr 1798 für die Heimat schrieb, ging er davon aus, daß nach allgemeinem Gefühle das gegenwärtige Staatsgebäude unhaltbar sei. Aus den öffentlichen Einrichtungen ist der Geist entflohen, sie stimmen nicht mehr mit den Bedürfnissen, mit der Meinung der Menschen. Nur Furcht verhindert den Entschluß zu gründlichen Änderungen und die Selbstsucht derer, die in der Erhaltung des Bestehenden ihren eigenen Nutzen oder den ihres Standes finden. Es wäre Zeit

diese kleinlichen Anliegen und Rücksichten fahren zu lassen und die Sorge für das Allgemeine sich auf die Seele zu binden. Der Zaghaftigkeit gegenüber, die willen- und thatlos das Alte wanken und einstürzen sieht, gilt es mit klarem Blicke zu prüfen, welche Teile der Staatseinrichtungen unhaltbar sind, weil sie auf Ungerechtigkeit gegründet sind. Es kommt einzig auf den Mut an, Gerechtigkeit zu üben.

Das war freilich ein Ton, wie er in keinem jener einheimischen Flugblätter angeschlagen war. Es ist das einzige Wort in diesen Verhandlungen, das freimütig auf den Sitz des Übels hinwies. Die bestimmten Vorschläge, welche Hegel seinen Landsleuten machte, scheinen darauf hinausgelaufen zu sein, daß dem öffentlichen Leben eine breitere, volksmäßigere Grundlage gegeben werden müsse. Die Magistrate sollten vom Volke gewählt und in diesem Sinne auch die Landstände umgestaltet werden. Man erkennt bereits den Politiker, der im Jahre 1816 die neuen Verfassungsvorschläge gegen das „alte gute Recht" verteidigen wird. Jene Schrift ist nicht mehr vorhanden. Sie ist nicht gedruckt worden. Als Hegel sie nach Stuttgart schickte, war an so eingreifende Neuerungen nicht mehr zu denken. Sie ging ganz gegen die Meinung der einflußreichen Kreise. Die Freunde fanden, der Aufsatz würde unter den jetzigen Umständen mehr Übles als Gutes stiften, und sie fügten den Seufzer hinzu: Die Landtage sind nicht viel mehr als eine neue Last für das getäuschte Volk[1]).

Mit größerem Erfolg hat zu derselben Zeit in einem anderen Teile Schwabens das Volk für seine Rechte sich verkämpft. In der Grafschaft Hohenzollern schwebte ein uralter Streit um das Recht der freien Pürsch, der zahlreiche Aufstände veranlaßte, seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts aber auch in den Formen eines regelrechten Prozesses geführt

---

[1]) Rosenkranz, Hegels Leben S. 91 ff.

wurde. Das Fürstentum schien eben den endgültigen Sieg davon getragen zu haben, als der Einfluß der französischen Umwälzung dem Widerstand der Bevölkerung neue Kraft gab, und unter der Einwirkung der neuen Ideen kam es in den Jahren 1795—1798 zu einem Vergleich, in dem nicht nur der nächste Streitpunkt, das Jagdrecht, im wesentlichen zu Gunsten des Volkes entschieden, sondern auch die Leibeigenschaft aufgehoben, das Recht der alljährlichen Steuerbewilligung geregelt, eine wirkliche Landesverfassung eingerichtet wurde, die nicht aus der Theorie, sondern aus der bitteren Not der Verhältnisse herausgeboren wurde [1]). Vergleicht man die Bestimmungen über die Wahl zu dieser hohenzollerschen Volksvertretung und deren Befugnisse mit den Verfassungsformen, an denen die Landschaft in Würtemberg mit solcher Zähigkeit festhielt, so springt erst recht in die Augen, wie wenig die letzteren zu den Ideen des Zeitalters stimmten. Diese Formen waren dermaßen erstarrt, daß sie auch durch den Sturmhauch der Revolution nicht mehr zum Aufthauen gebracht werden konnten. Nicht die durch die neuen Grundsätze erregte öffentliche Meinung ist es gewesen, die das Staatsleben reformiert hat, sondern ein neuer gewaltthätiger Despotismus hat, indem er Rechte und Vorrechte gleicherweise unter seine Füße warf, den Boden für die bürgerliche Gleichberechtigung gelegt und dem Fortschritt die Bahn eröffnet. Die „vollkommenste Gleichheit aller Unterthanen vor dem Gesetz" ist ein Begriff, der erst in den Verordnungen und Gesetzen des Königs Friedrich erscheint [2]).

Aus den Enttäuschungen, welche der Gang der großen Umwälzung nach allen Seiten brachte, zog man sich die Lehre, daß es am besten sei, sich auf sich selbst zurückzuziehen und über der ungeschmälerten Erhaltung des Bestehenden zu wachen.

---

[1]) J. Cramer, die Grafschaft Hohenzollern, S. 396 ff.

[2]) C. G. Wächter, Handbuch des Württ. Privatrechts I, 1, S. 715.

Wenn es nur gelang, sich selbst bei Seite zu stellen, so konnte man — das bildete kurzsichtige Schlauheit allen Ernstes sich ein — ruhig dem großen Schauspiel der Weltbegebenheiten zusehen. Dasselbe Geschlecht, das den Neuerungen des fremden Volkes zugejubelt hatte, wehrte, genügsam im Besitz der altererbten Güter, für sich selbst jede Neuerung ab. Eine Neuerung freilich war unvermeidlich. Die größte Enttäuschung hatte der beschämende Mißerfolg der kriegerischen Leistungen bewirkt. Das Heerwesen hatte sich ganz und gar nicht bewährt; alles war darin einig, daß die Wehrverfassung, die den Feind nicht abzuhalten und vom Lande schwere Opfer nicht abzuwenden vermochte, einer gründlichen Umbildung bedürfe. Auch in der Militärfrage hatte die öffentliche Meinung zahlreiche Vorschläge zu Tage gefördert, die sich zumeist um die fragwürdige Einrichtung der Landmiliz drehten. In den Augen des Landesfürsten hatte dieses Institut ganz und gar keinen Wert; ehrgeizig und militärisch begabt, hielt Herzog Friedrich dafür, daß in diesen Zeiten der Bestand und die Zukunft des Landes nur durch die höchste Anstrengung aller für den Kriegsdienst verfügbaren Kräfte gesichert werden könne. Er hat auch schließlich seinen Willen durchgesetzt, aber nur mit gewaltthätiger Brechung des Landeswillens. Der Unmut der Stände über die Militärverwilligungen war ebenso stark wie die Abneigung der Bevölkerung gegen den Kriegsdienst, eine Abneigung, die fast in allen Flugschriften ausdrücklich betont wird; so ist es denn nicht zu verwundern, daß folgender Gedankengang in der öffentlichen Meinung am meisten Beifall gefunden hatte. Das Land ist überhaupt zu klein, um eine Truppenmacht aufzustellen, mit der es im Kampf der Großen etwas auszurichten vermöchte. Das wünschenswerte Ziel ist daher eine beständige Neutralität, Friede und Freundschaft nach allen Seiten, und diese wird am besten erreicht durch eine solche Kriegsverfassung, welche den friedliebenden Sinn des Landes sichtbar für alle Welt macht. In dem Gedanken, daß jede ins Gewicht fallende Truppen-

macht die Durchführung der Neutralität schwierig oder unmöglich machen müsse, hatte man schon im Jahr 1796 bei der Annäherung des Feindes ernstlich daran gedacht, das gesamte Militär auseinandergehen zu lassen, damit man der Regierung nicht zumuten könne, für die eine oder andere Partei thätig einzugreifen [1]). Also möglichste Verminderung des stehenden Heeres, das in Friedenszeiten überflüssig, im Krieg eine Gefahr ist. Dagegen soll zur Verteidigung des eigenen Landes die allgemeine Bewaffnung des Volkes wie vor alters wieder eingerichtet werden. Jetzt sehen wir plötzlich, daß die vielgeschmähte Landmiliz, die so kläglich bestanden ist, ihre Vertheidiger findet. Die Landschaft selbst ist es, die versichert: nur Eigennutz hat die Sage verbreitet, daß das Landvolk keiner Mannszucht und keiner Ausbildung zum Dienst fähig sei; nur die Vorurteile haben die zur Ausbildung und zum Gedeihen dieser Einrichtung nötigen Maßregeln verhindert. Wird in der Landmiliz ein kriegerischer Geist belebt, so ist sie einerseits stark genug, das Land im Notfall zu verteidigen, anderseits ist sie ein Mittel Bündnisse zu gewinnen, welche das Land schützen und ihm die Neutralität verbürgen [2]). Der Fürst konnte nach den Erfahrungen, die man mit der Miliz gemacht, in solchen Vorschlägen der Landschaft nur die Absicht erblicken, das Land wehrlos zu machen unter dem Scheine einer allgemeinen Volksbewaffnung.

Man sieht aber leicht, daß diese Abneigung gegen ein schlagfertiges Heer unter den damaligen Umständen eine politische Spitze hatte. Würtemberg stand im Reichsverband; es in die Verfassung einer beständigen Neutralität setzen, hieß soviel als dem Kaiser die Heeresfolge versagen Wenn man an

---

[1]) A. Pfister, Denkwürdigkeiten aus der württembergischen Kriegsgeschichte S. 258. 291.

[2]) Anbringen der Landschaft vom 22. November 1797. Im 5. Heft der offiziellen Zeitschrift: der Landtag in dem Herzogthum Wirtemberg vom Jahr 1797.

auswärtige Bündnisse dachte, welche die Neutralität schützen würden, so konnte damit nur die fränkische Republik gemeint sein, deren Interesse es war, die kleinen Staaten, die sich den Reichspflichten entziehen wollten, unter die Fittige zu nehmen. Von dieser Seite haben die Sympathien für die Franzosen und für den Erfolg ihrer Waffen einen neuen Anreiz und neue Nahrung erhalten [1]).

4.

Göttingen und Tübingen.

Fortan ging die geflissentliche Beschränkung auf das eigene Stillleben Hand in Hand mit andauernder Bewunderung der Heldenthaten des fremden Volkes. Man begehrte nichts als unangefochten im Weltgetümmel des eigenen Daseins sich zu freuen, aber es war zugleich eine Würze dieses Daseins, durch die erstaunlichen Kriegsereignisse sich in einer angenehmen Aufregung zu erhalten. Die Kenner des Altertums fanden, daß, was in den Geschichten der alten Welt nur als mythisches Gebilde sich darstelle, jetzt erst als Thatsache wirklich und in großen Charakteren verständlich werde. Ja die Helden dieses Dramas erschienen als die Gesandten Gottes an die Menschheit, vor allen derjenige, der bald so hoch über alle anderen hervorragte [1]).

Der Fortgang der Revolution hat nirgends so begeisterte oder doch so ausdauernde Herolde gefunden als eben in Schwaben. Es gab im deutschen Reiche, entsprechend seiner politischen Gestalt, zahlreiche publizistische Mittelpunkte, von denen aus die Meinung im einen und im andern Sinne bearbeitet ward. Eilfertige Schriftsteller erzählen in periodischen Werken, in Annalen und Almanachen den Zeitgenossen die

[1]) Vgl. den Aufsatz im zweiten Heft dieser Sammlung: „Auswärtige Politik der würtembergischen Stände."

[1]) J. G. Pahl, Denkwürdigkeiten. S. 749.

Geschichte des Tages, sie alle beginnen mit dem Gelöbnis der Unparteilichkeit und keiner hält Wort. Zwei solcher publizistischer Mittelpunkte treten neben Berlin, Hamburg, Jena bald in den Vordergrund, nicht durch die Gediegenheit, aber durch die Volkstümlichkeit ihrer Erzeugnisse: in Göttingen schreibt Christof Girtanner seine händereichen „Nachrichten von der französischen Revolution“ und seine Taschenbücher; in Tübingen entwickelt Ernst Ludwig Posselt mit seinen Annalen, seinen Almanachen und seit 1798 mit seiner „Neuesten Weltkunde“, später „Allgemeinen Zeitung“, eine nicht minder lebhafte Betriebsamkeit. Der eine gegen, der andere für die Revolution. Merkwürdig, wie hier zum erstenmal der politische Gegensatz zwischen Norddeutschland und Süddeutschland zum Vorschein kommt.

Göttingen galt zwar in den Zeiten vor der Revolution als die eigentliche Hochburg der Aufklärung und des politischen Freisinns. Der Herzog Karl pflegte seine ehemaligen Zöglinge, wenn sie die Georgia Augusta besuchten, vor Schlözer und Spittler zu warnen, „die in ihren Vorlesungen unter dem Schein einer affektierten Gelehrsamkeit nur Schädliches ausstreuen“. Hier herrschten die englischen Neigungen vor. Doch eben deshalb erfuhr der gewaltsame Abbruch des französischen Staats und der Versuch eines völligen Neubaus entschiedenen Tadel. An der britischen Verfassung pries man sowohl das weise Maß der Freiheiten, als die Möglichkeit, stets nach Bedürfnis die Einrichtungen verbessern zu können. Daß die wahre Freiheit in der Herrschaft des Gesetzes bestehe und der wahre Fortschritt nicht der gewaltthätige, sondern der geduldige, stetige sei, der an das Bestehende anknüpfe und es weiter bilde, das waren die hier gelehrten Grundsätze. „Allmählich ablenken von einer alten, leider genug befahrenen Bahn, einzelne Einrichtungen und einzelne Gesetze geben, wodurch den dringendsten Bedürfnissen geholfen und ein Umschwung mehr veranlaßt, als plötzlich hervorgebracht werde,

dies ist's, wozu Geschichte und Menschenkunde raten." So Ludwig Timotheus Spittler, einer der fünf Schwaben, die damals an der Georgia Augusta lehrten („die halbe Universität besteht aus Schwaben", schrieb Lichtenberg). Mit einem gewissen Stolze hebt Spittler es hervor, daß von den zahlreichen Schriftstellern Göttingens, die alle zensurfrei schreiben, und von denen manche schon Beweise ihres Freimuts gegeben, nicht ein einiger sich gefunden, der für französisch-demokratische Grundsätze oder für eine rasche Veränderung der in Deutschland bestehenden Verfassungen in irgend einer Weise sich erklärt hätte. Er selbst war außer stande, deshalb, weil das Werk der Befreiung der französischen Nation eine wünschenswerte Sache war, die schändlichen Mittel zu loben oder zu entschuldigen, die gleich von Anfang zur Durchführung der Revolution gebraucht wurden. Er ist auch von der Nationalversammlung wenig erbaut, von dem Unfug, den sie mit Redekunst, mit halbverdauter Philosophie, mit der Leidenschaft für allgemeine Ideen treibt. Er spottet über die deutschen Gallikaner, die sich in ihrem Eifer gar nicht die Mühe nehmen, vor allem sich zu unterrichten, wie denn eigentlich die Dinge geschehen sind. Als nun der in Göttingen lebende Schweizer Arzt Girtanner die ersten Bände seiner „Historischen Nachrichten" herausgab, deren politischer Standpunkt ganz in jener englischen Auffassung von Freiheit und Verfassung wurzelte, so lobte sie Spittler als das bis jetzt beste deutsche geschichtliche Werk über die große Weltbegebenheit, wie er E. Brandes' Betrachtungen über die französische Revolution gelobt hatte, über welche Georg Forster spottete, sie seien für Adelige und für den hannoverschen Horizont geschrieben. Doch war Spittlers feiner Kopf allem Übermaß abgeneigt und er tadelte auch das leidenschaftliche Eifern gegen die Revolution. Anstatt zu schelten, beruhigte er sich dabei, daß kein großes Werk der Menschheit ohne eine stattliche **mixtura dementiae** sich ausführen lasse. Er fand, daß Girtanner doch mit allzu-

sichtlicher Vorliebe die Schattenseiten hervorhebe, und meinte, das Betonen der kleinen Züge und Geschichtchen sei nicht der richtige Weg zum Verständnis einer großen geschichtlichen Umwälzung. Auch ermahnte er den Geschichtschreiber, in der Fortsetzung nachdrücklich zu sagen, daß es ein nutzloses Mittel Revolutionen zu verhüten sei, wenn man die Aufklärung hemme, den dritten Stand erbittere und jede laut werdende Klage mit Gewalt zu unterdrücken suche. Auf Girtanner sind diese Ermahnungen ohne Wirkung gewesen; er hat sich mit jedem Band in einen größeren Eifer gegen die Revolution hineingeschrieben.

Das andere Extrem zeigt die Posseltsche Buch- und Kalenderfabrik zu Tübingen. Posselt kommt, indem er die Thaten der Neufranken erzählt, gar nicht aus dem Staunen und Bewundern heraus. Stets redet er in Superlativen, er kann kaum Worte finden für das Grandiose, das Gigantische der Revolutionsgeschichte. „Kolossalisch", das ist sein Lieblingswort. Kolossalisch sind die Thaten der Franken in der Tugend und im Laster, kolossalisch ihre Kriegsplane, kolossalisch die beiden Systeme, zwischen denen der Kampf in Europa tobt. Daß diese Republik nicht wie andere Freistaaten von kleinen Anfängen erwuchs und sich entwickelte, vielmehr wie Minerva aus Jupiters Haupt fertig aus einer 1400jährigen Monarchie herausspringt, gleich im Entstehen die erste Macht Europas ist und gegen den halben Weltteil sich siegreich behauptet, daß das im Despotismus erzogene Volk plötzlich die vollendeten Tugenden der Republik entfaltet, das erfüllt ihn immer aufs neue mit Staunen. Unermüdlich vergleicht er Moreaus unsterblichen Rückzug mit demjenigen Xenophons, den Kampf zwischen Frankreich und England mit dem Kampfe zwischen Rom und Karthago. Ganz erfüllt ist er von der Größe des weltgeschichtlichen Moments, der einen tieferen Einschnitt in den Geschicken der Menschheit bedeute, als die Noahsche Flut, die Gründung Roms oder die Entdeckung Amerikas. Der

ehemalige Professor der Beredsamkeit gerät in Enthusiasmus, als er sieht, daß Konsuln wieder auf dem Forum zum römischen Volke sprechen und Tribunen und Ädilen zum Kapitol hinansteigen. „Freilich lassen die Franzosen sich die Befreiung teuer bezahlen.“ Ja, er gesteht: das Schalten der Franzosen in Italien „empört den Geschichtschreiber“. Allein darum vermindert sich doch nicht im geringsten die Bewunderung für den „kolossalischen Freistaat, desgleichen die Welt seit dem alten Rom nicht gesehen“. Und wie Posselt die Losreißung des linken Rheinufers rechtfertigt, so weiß er auch Gründe, die den Raub der Kunstschätze Italiens beschönigen. „Vielleicht lernt man begreifen, daß alles, was die Franzosen noch in ihre öffentlichen Museen retteten, dem allgemeinen Brande und den englischen Aufkäufern entrissene Kostbarkeiten waren, und daß der Genius der Künste bei jenen dem Anscheine nach harten Maßregeln wohlthätiger, als ihre Gegner ahndeten, im Spiele war.“ Seine vielgelesenen Kompilationen füllt er mit Übersetzungen französischer Berichte und Denkschriften und mit Biographien der Helden der Republik. Den Almanach für 1795 ziert er mit einem Doppelbild, das links die schmucken Krieger der Republik zeigt, in heroischer Haltung, schwungvoll, idealisch, ein Nationalgardist feuert zum Kriege an: **Aux armes, citoyens!** während rechts ein paar unheimliche, plündernde Rotmäntel die kaiserliche Armee versinnbildlichen, mit der Unterschrift: Gieb Geld! Diese bildliche Darstellung, noch von einer höhnischen Erklärung begleitet, in grellen Farben für ein deutsches Publikum ausgeführt, zu einer Zeit, da der Krieg zwischen dem Reiche und der Republik im Gange war, bezeichnet vielleicht das äußerste, dessen damals Deutsche fähig gewesen sind.

Als dann Posselt im Jahre 1798 die „Neueste Weltkunde“ begründet, zu einer Zeit, da der zweite Koalitionskrieg sich vorbereitet, sieht er Europa in zwei Welten geteilt, eine alte und eine neue. „Zwei entgegengesetzte Systeme, entgegengesetzt wie

Tag und Nacht, wie Feuer und Wasser, hatten um diese Zeit, das eine im Nord, das andere im Süd, sich gebildet. Das eine hieß: Einer darf gegen Alle was er will; das andere: Alle dürfen gegen Einen, was sie wollen." Im Süden Frankreich mit seinem Gürtel befreundeter Freistaaten, im Norden der russische Koloß mit seinen Bundesgenossen. Dort das Lager der Freiheit, hier das des Despotismus. Dort wird für welterobernde Grundsätze gestritten, hier für das gotische Gebäude des alten Europa. Und so fort in Antithesen, die ihren Ursprung nicht verleugnen können: sie stammen aus der Geschichtsphilosophie Schillers, der ja selber bei den Cotta-Posseltschen Unternehmungen Pate stand, aber freilich die ihm ursprünglich zugedachte Redaktion der Allgemeinen Zeitung weislich ablehnte. Er, wie Goethe und Wieland waren von den französischen Neigungen, die damals am Neckar im Schwange waren, wenig erbaut. Öfters kehren in Schillers und Goethes Briefen die Klagen wieder. Cotta hat auf die Erinnerungen, die ihm von dieser Seite kamen, nie mit einer Silbe erwiedert. Er selbst teilte damals die Begeisterung für das Neufrankentum, und als ihm sein Sohn Georg geboren wurde, am 19. Juli 1796, eine Stunde vor dem Einmarsch der Franzosen in Tübingen, beglückwünschte er sich zur Geburt eines „gesunden Republikaners" [1]).

Und „nun erhebt sich ein Meteor" — auch das ist eine beliebte Wendung Posselts, mit welcher die glänzende Erscheinung Bonapartes auf der Bühne angekündigt wird. Der Italiker, der Held, tritt jetzt in den Vordergrund: er vollendet den Triumph der Revolution. Im Anfang war die Republik nur ein glückliches Abenteuer, jetzt wird ihr das Siegel der Vollendung aufgedrückt. „Wer mochte dort ihrem Schutze vertrauen und wer mocht' ihm hier noch mißtrauen! Custine wollte nur alles Frankreich einverleiben. Bonaparte

[1]) Vollmer, Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, S. 184.

ließ jedem Volke seine Unabhängigkeit.“ Seit Bonapartes glücklichem Kriegszug von 1797 kennt die stürmische Hingebung Posselts vollends kein Maß und keine Grenzen mehr. „So ist er denn nun vollendet, der ungeheuere Kampf Eines Volkes gegen mehr als den halben Weltteil! So ist sie denn von allen Zungen anerkannt, die Republik, die rasch und sorglos, fast wie ein bloßes Bonmot, von einigen hundert Waghälsen mitten in das gotische Europa hineingeschleudert ward, aber bald ihr Wiegenbette mit Trophäen schmückte, in sechs Jahren die Thaten von sechs Jahrhunderten vollbrachte, alle Berechnungen der Politik, alle Künste der Taktik scheitern machte, die Plane ihrer Feinde zerriß und weit selbst die Hoffnungen ihrer Freunde übertraf.... Eine Thatsache wie dieser Krieg liegt im ganzen Umfang der Weltgeschichte von Adams Jahrhundert bis auf das unsrige nicht. Die Nachwelt, die sich durch große Erinnerungen zu großen Thaten zu begeistern suchen wird, wird nicht mehr, wie wir, Rom und Griechenland, sondern das fränkische Volk nennen“. Das ist die Geschichtschreibung der Annalen, die sich als von heißer Vaterlandsliebe beseelt eingeführt, als unparteiisch, „unter der bewaffneten Flagge der Neutralität“ angekündigt hatten und denen ein Patriot wie Huber das Zeugnis gab, daß sie eben so schön als parteilos geschrieben seien.

Als dann aus dem Freiheitshelden der Cäsar sich zu entpuppen beginnt, da scheint doch das Urteil des Geschichtsschreibers einen Augenblick zu zögern. „Die Zeit wird lehren“, heißt es im ersten Jahre des Konsulats, „ob es der Ehrgeiz eines Cäsars war, der ihn antrieb, nach der Obergewalt zu streben, oder ob er der Welt ein Beispiel weiter von jener edleren Hoheit der Seele geben wird, mit welcher Timoleon, Solon und Lykurgus ihre persönliche Macht unsterblichem Ruhme aufopferten.“ Doch an das Glück des Eroberers heftete sich, magisch festgehalten und unbeirrt die Bewunderung der Freiheitsschwärmer, schon setzt die Anekdote, die Legende an,

schwäbische Gelehrte wetteifern in albernen Anagrammen des Namens Bonaparte [2]), lateinische und deutsche Hymnen erklingen zu seinem Preise:

> Pflanz', Bonaparte, du mit dem starken Arm
> Das Schutzpanier der heiligen Freiheit auf!
> Und Eintracht, eines reinern Tempels
> Priesterin, weihe die Bundeshallen.
> Tyrannen sterben unter des Fluchs Triumph:
> Den treuen Mann, Wohlthäter des Vaterlands,
> Wenn Zeus ihn abrief, stellt in Marmor
> Weinend das Volk zu den Reih'n der Götter.

5.

Reinhard und Hennings.

Zwischen Robespierres Sturz und dem Staatsstreich Bonapartes war eine Zeit, da die Befestigung der Republik und mit ihr die Verwirklichung der Grundsätze der Revolution immerhin als eine Möglichkeit erschien. Die Schreckenszeit war überwunden; man konnte sich damit trösten, daß alles Menschenwerk unvollkommen sei und nur unter Schmerzen und Blut ans Dasein sich ringe. Die wildesten Leidenschaften schienen sich ausgetobt zu haben. Wenn der Kampf der Parteien fortdauerte, so gelang es doch dem Direktorium, sich zu behaupten. Und noch erfolgreicher war es nach außen. Im Kampf mit dem halben Weltteil hatte sich die Republik Anerkennung erzwungen. Während ihre Heere das alte Europa aufwühlten und bedrohten, hatte auch ihre wiederhergestellte Diplomatie den Verkehr mit den Kabinetten aufgenommen.

---

[1]) Hier ein Beispiel aus dem Jahre 1799:

En! Optabor.
En! Aptabor.
Bate, proba!
Bone, patra!

Für und wider die Revolution — das ist der Inhalt eines merkwürdigen Briefwechsels, welcher eben dieser Zeit angehört. Die Schreibenden sind der Bürger Karl Friedrich Reinhard aus Schorndorf, der spätere Graf und Pair von Frankreich, und der dänische Kammerherr August Hennings, der Oheim von Reinhards Frau [1]). Die Briefe sind ein neuer Beleg dafür, wie ernst es damals die Deutschen nahmen, ein sicheres Urteil über die französische Umwälzung zu gewinnen und zur Klarheit darüber zu gelangen, wie der erschreckende und verwirrende Widerspruch aufzulösen sei zwischen Idee und Erscheinung, dem hohen Ziele und den erbärmlichen Mitteln, den edlen Absichten und den empörenden Handlungen.

Reinhard hatte aus der französischen Staatsumwälzung, deren Anfänge er als Hauslehrer in Bordeaux erlebte, ein eigentliches Studium gemacht. Ganz von den Ideen der Aufklärung erfüllt, nimmt er an dem staunenswerten Umschwung lebhaften Anteil; seine Wünsche sind durchaus auf seiten der Bewegung. Allein seine verständige, nüchterne Art läßt es nicht zu dem kritiklosen Optimismus kommen, wie er sich zum Beispiel in den Briefen Campes zeigt, oder zu der rasenden Begeisterung, welche die Ergüsse G. Kerners, seines späteren Freundes, kennzeichnet. Schon in seinen ersten unmittelbar nach den Ereignissen des Juli 1789 niedergeschriebenen Betrachtungen [2]) verrät sich inmitten der Erregtheit über die betäubenden Auftritte eine merkwürdige Besonnenheit; Zweifel streitet mit Hoffnung, Tadel mischt sich mit Bewunderung. Reinhard widerrät sogar Ähnliches in Deutschland zu versuchen, wo unter der Herrschaft der Aufklärung das Volk

---

[1]) Handschriftlich in der Stadtbibliothek zu Hamburg.

[2]) Briefe über die Revolution in Frankreich. Im Schwäbischen Archiv, herausg. von Ph. W. G. Hausleutner, Prof. an der H. Karlsschule. Bd. I, S. 459 ff. Es wird keiner Beweisführung bedürfen, daß diese aus Bordeaux datierten Briefe keinen Anderen zum Verfasser haben als Reinhard.

glücklicher sei, als Frankreich es je werden werde. Doch der neue Weg, den dieses geht, ist auf alle Fälle ein höchst bedeutsamer Versuch, fruchtbar an Folgen und wichtig für die Philosophie: die Nationalversammlung hat nicht die Erfahrung für sich, aber sie handelt nach Grundsätzen. Die Hauptsache ist der philosophische Charakter, den die Beratungen über die Menschenrechte und über die Verfassung an sich tragen. In einem späteren Aufsatz, in dem er seinen Landsleuten zum Verständnis des großen Staatsumschwungs zu verhelfen sucht [1]), greift er weiter zurück. Er untersucht die geschichtlichen Bedingungen des Zusammensturzes der französischen Monarchie, er schildert die vorbereitende Wirksamkeit Montesquieus, Voltaires, Rousseaus, das Anwachsen der öffentlichen Meinung, und wieder ist ihm die Revolution wesentlich das Werk der Aufklärung und der Triumph der Philosophie.

Das sind theoretische Betrachtungen eines aufmerksamen Zuschauers. Aber seitdem ist er nun ein Mithandelnder geworden. Seine Freunde in Bordeaux, die Männer der Gironde, haben ihn in den französischen Staatsdienst gezogen. Die Sache der Republik ist jetzt seine eigene Sache geworden, und wir sehen voraus: wenn er nicht im ersten Augenblick Feuer und Flamme für die Bewegung gewesen ist, so wird er dafür um so zäher festhalten an den Grundsätzen, zu deren Verwirklichung er jetzt mitberufen ist.

Reinhard war im Sommer 1795 zum Gesandten der französischen Republik in Hamburg ernannt worden. Hier hatte er die Familie Reimarus kennen gelernt, wo ein freier Geist wie in religiösen so auch in politischen Dingen zu den Überlieferungen des Hauses gehörte. Der Sohn des Wolfenbütteler Fragmentisten war ein geachteter Arzt, Naturforscher und gemeinnütziger Schriftsteller. Ihm zur Seite stand die

[1]) In Schillers Thalia, III, 1791. Heft 12.

treffliche „Doktorin“ Sophie, geborene Hennings. Die eine der Töchter war an den Handelsherrn Sieveking verheiratet, der am ersten Jahrestage des Sturmes auf die Bastille ein öffentliches Freudenfest veranstaltete und selbst eine begeisterte Kantate dazu lieferte. Die jüngere Tochter Christine aber ersah sich der Vertreter der französischen Republik und führte sie nach manchen Hindernissen im Oktober 1796 als seine Gattin heim. Reinhard gehörte nun ganz diesem Kreise an, dessen geselliger Mittelpunkt das Sievekingsche Gut in Neumühlen unterhalb Altona war. Freilich, jene erste begeisterte Freude über die Revolution war auch hier durch die nachfolgenden Ereignisse längst gedämpft worden. Man hatte für die Revolution geschwärmt, weil man in ihr den anbrechenden Tag der Vernunft und der Tugend begrüßte. Allein im Februar 1793 schrieb die Doktorin ihrem Bruder Hennings nach Plön: „Jetzt ist es so scheußlich, daß ich nicht begreife, wie wir uns so haben täuschen können. Was gäbe ich darum, das Gefühl zurückrufen zu können, womit wir vor drei Jahren den 14. Juli feierten! Alles war damals so rein, so möglich! Man vergaß beim Mitgefühl des Druckes, den die Franzosen ertragen hatten, daß dieser lange Druck sie zu Scheusalen gemacht, denen alles möglich ist[1])!“ Immerhin gab man die Hoffnung nicht auf, daß das angefangene Werk zu einer immer größeren Vollkommenheit gedeihen werde. Der Gesandte der Republik befand sich in einem Kreise gleichdenkender Menschen. Er selbst hatte ja unter der Herrschaft des Schreckens gelitten, und wenn der schweigsame Schwabe im gastlichen Saale zu Neumühlen einmal redete, so erzählte er wohl von dem entsetzlichen Drucke, der in den Tagen Robespierres auf den Gemütern lastete, von der täglichen, stündlichen Todesgefahr, die ihn, den Beamten des auswärtigen Ministeriums, damals bis in seine Dachwohnung hinauf verfolgte, und wie

[1]) (Poel) Bilder aus vergangener Zeit I, 50.

er nach dem Sturze des Ungeheuers wieder anfing, den Glauben an die Menschheit und an die Zukunft der Revolution zurückzugewinnen.

Anfangs Juli des folgenden Jahrs, 1797, machte Reinhard mit seiner Christine zum erstenmal einen Besuch in Plön, wo seit einem Jahrzehnt Oheim Hennings als dänischer Amtmann lebte. Anfänglich hatte dieser die diplomatische Laufbahn eingeschlagen, er konnte aber ohne Familienverbindungen nicht vorwärts kommen, und da er sich in Kopenhagen durch seinen aufklärerischen Reformeifer unbequem machte, hatte man ihn nach Holstein geschickt. Hier fühlte er sich zurückgesetzt, in seinen Absichten die Menschheit zu verbessern verkannt, war aber unermüdlich schriftstellerisch thätig, durchaus im Sinne der Aufklärung und Veredlung des Menschengeschlechts. Ein entschiedener Anhänger der Revolutionsgrundsätze, gab er seit 1792 das „Schleswigsche Journal“, und als dieses im folgenden Jahre verboten wurde, den „Genius der Zeit“ heraus, eine Zeitschrift, die ihn mit dem frommen „Wandsbecker Boten“ und mit Fritz Stolberg, den abgesagten Feinden der Revolution, in beständige Fehden verwickelte.

Hennings und der um fünfzehn Jahre jüngere Gesandte der Republik fanden ein großes Wohlgefallen an einander. Rousseau und Voltaire, Freiheit und Aufklärung — es war dieselbe Milch, von der Beide genährt waren. Es stellte sich eine „Familien-Ähnlichkeit in Gesinnungen und Grundsätzen“ heraus, und bei der Trennung beschloß man, diese in brieflichem Wechselgespräch noch weiter zu entwickeln. Der „Bund der Verschwägerung, den eine liebe und reine Weiberseele zuerst zwischen uns schloß,“ sollte durch Männergedanken immer mehr befestigt werden. Und so begann denn der Briefwechsel in schönster Übereinstimmung, um allmählich in immer tieferen Streit hineinzuführen.

Wie der verkannte Onkel etwas grämlich in die Welt blickte, so regte sich auch bei Reinhard, der schon so manche

Lebenserfahrung hinter sich hatte, frühzeitig ein Gefühl des Unmutes, der lähmenden Freudlosigkeit, und er hebt in seinem ersten Briefe vom 11. Juli auch diese Ähnlichkeit hervor. „Vielleicht hat die Geschichte meines Lebens mich hierin bereits über die Stelle hinausgeführt, auf der Sie stehen; und mich in eine Gleichgültigkeit eingewiegt, die, wenn sie auch nicht die Thätigkeit lähmt, wenigstens durch Zweifel über den Erfolg sie freudenlos macht. Sie im gewöhnlichen Gang der Dinge durch Kabalen und Leidenschaften kleiner Geister in Ihrer Laufbahn aufgehalten und mit unwilliger Kraft gegen verächtliche und doch mächtige Hindernisse anstrebend, ich im ungewöhnlichsten Sturm der Begebenheiten meine persönliche Unmacht fühlend, aber in meinem Gange unterstützt durch die Überzeugung, daß die Sache der Grundsätze und die Sache der Regierung, der ich diene, eins und unzertrennlich sei; beide, weil bei den besten doch auch Temperament mitwirkt, gewohnt, Dinge schwärzer zu sehen, als sie vielleicht sind." Im zweiten Briefe, vom 25. Juli, setzt er dann das Wesen des theoretischen Aristokratismus und des theoretischen Demokratismus auseinander. Jener betrachtet die Menschen als ein bloß leidenschaftliches, dieser zugleich als ein vernünftiges Wesen. Jenem zufolge dreht sich die Menschheit in einem ewigen Kreise, dieser glaubt an deren allmähliche Vervollkommnung. Sind Leidenschaften die Haupttriebfedern der menschlichen Natur, so bleibt die Menschheit in Masse sich gleich, alle Bemühungen, sie zu veredeln, sind chimärisch, es giebt kein Fortschreiten, kein Ziel; die einzigen Mittel, sie zu leiten, sind Zwang und Täuschung. Liegt das Wesen des Menschen in der Vernunft, so ist es möglich, ihrer Herrschaft die Leidenschaften unterzuordnen, es ist ein Fortschreiten möglich, Aufklärung und Freiheit sind Mittel der Vervollkommnung und keine Erfahrung vergangener Geschlechter ist für die künftigen verloren. Alsdann hat der Mensch Rechte wie Pflichten, die Bestimmung des Einzelnen und des Geschlechts

erstreckt sich in das Unendliche und jeder Versuch, den Gang der Vernunft zu hemmen, ist Hochverrat. Jenes System trotzt auf Erfahrung, auf die Thatsachen der Geschichte, das andere muß mit Mühe seine Thatsachen sammeln und ist stärker durch Schlüsse als durch geschichtliche Beweise; es ist das wahre System, während jenes das scheinbare ist. In dieser für den deutschen Idealismus des Zeitalters höchst bezeichnenden Ausführung fährt Reinhard fort: „Mit vollem Glauben an die Perfektibilität der Menschheit trat ich in die Revolution. Ihre ersten Erscheinungen schienen alle meine Hoffnungen zu begünstigen. Ihre Fortschritte schienen die vollste Bestätigung der entgegengesetzten Meinung. Wie sehr mußten bloß praktische Menschen dieser aufs neue anhängen, da auch mein Glaube wankte!" Er wiederholt: die Erfahrung scheint diesen Praktikern Recht zu geben. Allein neue Grundsätze müssen schließlich eine neue Gesellschaft hervorbringen und die Probe weniger Jahre genügt nicht, ein absprechendes Urteil darauf zu gründen. Ist nicht erst seit Jahren, und wie unvollkommen noch, der Anfang gemacht! Und erscheint nicht die französische Revolution, auch in ihrem erneuerten Kampfe mit alten Vorurteilen, gerade in dieser Rücksicht so anziehend und so folgenreich?

Hennings wirft in seiner Erwiderung ein, die Aufklärung sei noch nicht wahre Bildung und aus der Summierung der Veredlung der Einzelnen könne nie eine höhere Vervollkommnung des ganzen Geschlechtes entstehen. Durch welche Mittel sollte die moralische Bildung von einer Generation zur andern übertragen werden! Jeder Mensch fängt immer wieder von vorne an. Kenntnisse, Erworbenes kann er benützen, aber das ist nicht Bildung. Ja, die Erfahrung lehrt, daß bei hoher Kultur die Sittlichkeit vielmehr zerfällt. Auf diese Sätze kommt er im folgenden immer zurück. Er stützt sie auf Beispiele: wirkliche Bildung sei gerade bei den Hochgestellten, bei Fürsten und Prinzen selten zu finden, die doch alle Mittel der höheren Kultur besitzen. Er stützt sie auf

Rousseau: die Staaten gehen zu Grunde, wo Künste und Wissenschaften blühen. England hat den höchsten Grad von Gesittung erreicht und ist doch in wahrer Menschheit weit hinter den einfachen Bewohnern der Freundschaftsinseln. Reinhard dagegen meint, der Oheim zweifle nur deshalb an der Menschheit, weil er an Menschen verzweifeln mußte. Dann untersucht er das Verhältnis der intellektuellen und der moralischen Bildung und bleibt dabei, diese werde durch jene gefördert: das Gegenmittel gegen Leidenschaften und dunkle Gefühle sind helle Ideen, und diese giebt die Aufklärung; durch Aufklärung wird also die Menschheit im ganzen besser, durch sie erhält sie den Antrieb zu sittlicher Vervollkommnung.

Damit haben nun beide ihren Standpunkt festgestellt. Jeder verharrt auf dem seinigen, und das weitere Gefecht bleibt nach dieser Seite ohne Ergebnis. Keiner kann den andern überzeugen. Hennings bleibt dabei, daß von der Aufklärung nichts für das Ganze zu erwarten sei: möge nur jeder einzelne streben, ein besserer, richtiger denkender, vollkommenerer Mensch zu werden. Was ist im Grund all unser Wissen, was unsere Gelehrsamkeit? Den Stolz und die Aufgeblasenheit der Menschen haben sie vermehrt, aber weder sind die Herzen gebessert, noch ist die Urteilskraft geschärft worden: die Leidenschaften, die wildesten Begierden toben lauter als je. Doch ebenso hartnäckig hält Reinhard daran fest, daß man wegen der Widerstandskraft des Schlechten und Falschen den Fortschritt des Guten und Wahren nicht ableugnen dürfe. Noch nie seien die richtigen Grundsätze, welche die Aufklärung befördern, in solcher Menge vorhanden gewesen und in so raschem Umlauf wie jetzt. Luthers Werk hat zunächst den Bauernkrieg erzeugt und die Konkordienformel nicht verhindert: zwei Jahrhunderte bedurfte es, bis die Früchte der Kirchenverbesserung reiften. „Lassen Sie nur die Leidenschaften gären, so wichtige Erfolge lassen sich nicht nach dem Maßstabe von Jahren messen.“

Was nun aber diesem ermüdenden Gegeneinander eine lebhaftere Farbe und ein größeres Interesse verleiht, das ist das Hereinspielen der gleichzeitigen Weltereignisse. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgen die Briefsteller den Vorgängen in Paris. Diese bieten sich ja von selbst als Prüfstein für die Theorien dar. Und da hat nun Reinhard freilich einen ungünstigen Stand. Gerade in diesen Monaten war es keine leichte Aufgabe für einen Vertreter der französischen Regierung, das wohlthätige Wirken der neuen Grundsätze durch den Hinweis auf die Gegenwart zu bekräftigen. Das Direktorium hatte sich nach außen und nach innen so sehr in Mißkredit gebracht, daß der Zweifel an dem Bestande der republikanischen Verfassung immer weiter um sich griff. Die Parteien befehdeten einander mit argwöhnischem Grimme, die Regierung in sich selbst gespalten stand gegen die Mehrheit der beiden Räte, die Monarchisten erhoben wieder keck das Haupt. Der Krieg wie die Friedensarbeit stockte. Der Ausgang der Verhandlungen, die eben jetzt — zwischen Leoben und Campoformio — im Gange waren, hing wesentlich von den Ereignissen in Frankreich ab. Reinhard schrieb dem Oheim am 14. August: „Der ganze Gang der Maschine stockt; die Friedens-Unterhandlungen schreiten langsam und ungewiß. Alle menschenfeindlichen Hoffnungen vereinigen sich im Wunsche nach Krieg. Die Nation wird mit Macht in alte Gewohnheiten und Vorurteile zurückgeworfen; Paris schwimmt in Vergnügungen. Es ist eine Republik ohne Republikaner, ein Königtum ohne König!" So schwere, so fürchterliche Wolken sieht er über den Horizont der Freiheit hereinbrechen, daß seine Seele ganz davon umdüstert ist.

Da plötzlich zerteilt sich das Gewölk. Es kommt die Nachricht vom Staatsstreiche des 18. Fructidor (4. September). Noch einmal hat die jakobinische Minderheit durch eine Gewaltthat sich die Herrschaft gesichert, die unzuverlässigen Räte gesprengt, eine Auswahl derselben geächtet. Mehr als zweihundert Gegner werden nach den Fiebersümpfen von Cayenne

abgeführt, und die Republik ist gerettet. Reinhard beeilt sich, die wichtige Nachricht dem Oheim mitzuteilen, und er thut es mit triumphierenden Worten. Er nennt den Schlag gegen die royalistische Partei ein politisches Meisterstück, das einzige Mittel, die Republik zu retten, ohne die Verfassung über den Haufen zu werfen. „Freuen Sie sich mit mir! Es galt die Sache der Menschheit! Ich bin zu bewegt, um viel zu schreiben. Nicht ein Tropfen Blut scheint geflossen zu sein!“ Allein dem ehrlichen Hennings ist es jetzt zu viel. Als ob er Reinhards Jubelruf überhört hätte, schreibt er am 24. September zurück: „Wollen Sie mit mir einen Blick auf das gegenwärtige Frankreich wenden? Ach, ich bin überzeugt, Ihr Herz weint oder blutet mit dem meinigen. Ist das der Gang der Aufklärung? Ist das vollkommene Menschheit?“ Und gleichzeitig schüttet er seiner Schwester, der Doktorin, sein ganzes Herz aus. „Ist das Sieg der Freiheit, wenn der entschiedenste Sultanismus das Mittel wird? Ist das Menschlichkeit? Ist das Abschaffen der Blutgerüste, wenn man auf die grausamsten Todesarten, auf Verbannung nach einer vergifteten Luft, wo der Tod unfehlbar ist, raffiniert? Nein! Frankreich ist nicht frei, die Regierung ist nicht gesichert, so lange solche Mittel nötig sind. Ich gestehe es, weniger als je traue ich der französischen Verfassung und der Freiheit. Das Anreihen eines vierten Septembers an den dritten? Der Deportation der geächteten Abgeordneten an das Schicksal der Girondisten? Das ist ja weder Verfassung noch Freiheit.“

Reinhard selbst spricht sich in seinem nächsten Briefe vom 12. Oktober — es ist der Jahrestag seiner Vermählung — weniger enthusiastisch aus. Er ist doch bedenklich, daß aus den bisherigen Verschwörungsprozessen der unglückliche Plan hervorschimmert, Royalisten durch Schreckensmänner und umgekehrt im Zaume zu halten; eine fürchterliche Zerrüttung sei dadurch eingerissen, und alle diese Epochen seien durch Mordszenen bezeichnet! Dann aber fährt er fort: „Wie dem

auch sei, so muß um der Menschheit willen die Republik erhalten werden. Daß diese ohne jene Begebenheit verloren war, ist gewiß. Freilich ist die Regierung dadurch, daß sie die Verfassung, ihre Garantie, verletzte, aus einer nahen Gefahr in eine andere geraten, die zwar entfernter, aber ebenso fürchterlich ist; künftige Verschwörer werden die Verfassung durch die Verfassung selbst zu stürzen für einen zu langsamen Weg halten, und mit rascher blutiger Gewaltthätigkeit ihren Zweck zu erhalten suchen. Der Nation selbst kann jenes heilige Grundgesetz ihrer Verfassung nicht mehr die gleiche Verehrung abfordern, weil es nicht unverletzt geblieben ist. Allein da unter solchen Uebeln zu wählen war, so mußte natürlich die Wahl dahinfallen, wo das große Rettungsmittel, die Zeit, gewonnen wurde." An der Nation selbst sei es jetzt, die Regierung zu unterstützen und von der Verantwortung freizusprechen.

In demselben Briefe setzt Reinhard zugleich seine theoretische Erörterung mit dem Onkel fort. Beide besaßen einen starken Hang zum Moralisieren. Hennings hatte ihm eine Schrift über Rousseau zugeschickt, worin der Genfer Weise gepriesen wurde als derjenige, der die Menschheit vom Irrwege zurückrufe. Reinhard entgegnet: Statt uns vorwärts zu führen, führt Rousseau uns rückwärts, er bedenkt nicht, daß die Menschheit nach der Rückkehr ihre Irrwege von neuem beginnen würde. Wissenschaften und Künste sind oft schädlich gewesen; aber sie sind dennoch Werkzeuge, und die einzigen, zur Veredlung der Menschheit. O h n e s i e konnte Rousseau den Weg weder finden noch betreten, den er seinen Emil und seine Julie führt. D u r c h s i e sind wir dahin gekommen, ihren Mißbrauch und ihre Schädlichkeit einzusehen und ihren Gebrauch aufs nützliche einzuschränken. Mögen Sie immerhin sagen — so fährt er fort — jeder Mensch soll sich selber ausbilden: jeder Mensch bildet sich nur nach dem herrschenden Geist seines Zeitalters. Die Ausbildung des Einzelnen hängt

folglich immer von der Ausbildung der Menschheit ab, und andererseits wird der einzelne Mensch, der wie Montesquieu, wie Rousseau, Schritte vorwärts thut, durch die Wirkung auf seine Mitwelt die ganze Menschheit vorwärts bringen.

Unterdessen ging die große Friedensunterhandlung in Udine und Passariano ihrem Abschluß entgegen. Bonaparte und Cobenzl kamen endlich überein, und am 17. Oktober wurde der Friede zu Campoformio unterzeichnet. Reinhard teilte die Ansicht der herrschenden Männer des Direktoriums, welche unwillig über die Zugeständnisse Bonapartes an den Kaiser von Österreich waren. Es sollte diesem alles abgefordert, nichts zugeteilt werden. Bei Reinhard war ein idealer Beweggrund im Spiel: Dieser Friede war gegen die „Grundsätze", er grenzte eine freie und eine unfreie Welt ab und enthielt somit den Verzicht auf die Propaganda. Die innere und äußere Politik der Republik, meinte er, ist unglücklicherweise den Grundsätzen nicht immer so treu geblieben als ihr wahrer Vorteil es erfordert hätte. Nur der Hang zu gigantischen Planen, nur rücksichtslose Eitelkeit konnte Bonaparte auf den Einfall bringen, „das Gebiet der Freiheit nach geographischen Linien zu bestimmen und alle Länder, die jenseits der Grenzen der repräsentativen Verfassungen liegen, den erblichen Regierungen aufzuopfern." Noch ist, fährt er fort, das Schicksal der Hansestädte unentschieden. Es sind Plane im Werk, sie an Dänemark, an Preußen zu überlassen. Er selbst ist eifrig bemüht, ihre Unabhängigkeit und Handelsneutralität zu erhalten, was ihren und Frankreichs Interessen am vorteilhaftesten sei. In den Städten selbst sei keine durchschlagende Meinung, keine entschiedene Politik! man schränke sich auf den Wunsch ein, „lieber dänisch als preußisch zu werden".

Der Friede selbst aber, so lange von den Völkern ersehnt, wurde, wie überall, so auch in Hamburg mit Freude begrüßt; ja Mutter Reimarus stellte an ihren Schwiegersohn, der auch im Dienste der Frankenrepublik der deutschen Muse

treu geblieben war, das Ansinnen, den Frieden durch eine Ode zu verherrlichen. Reinhard macht sich ans Werk, aber unwillig; Trotz anstatt Freude über den feigen Frieden erfüllt seine Verse, und als er zwei Strophen in diesem Tone gesungen, entläßt ihn die Doktorin seines Versprechens. Sie selbst sattelt nun das Roß der Muse und sucht den Zürnenden milde zu stimmen; sie ruft ihm zu, den Hohn zu lassen und sich nicht kalt zu martern wider die bessere Stimme seines Herzens. Und Reinhard läßt sich rühren. Am 11. November ist des Vaters Geburtstag. Diesen Anlaß ergreift er, ein Friedenslied zu singen:

Ja, ich will in sanften Tönen singen
Nicht den Frieden, den das Schlachtschwert schenkt,
Aber den, der sich mit Silber Schwingen
Auf das Haupt des Weisen senkt,
Mit der Blume, die den Jahrstag kränzet,
Der ihn gab für guter Menschen Glück,
Mit der Thräne, welche niederglänzet
In der frohen Kinder Blick,
Wenn nach frommer väterlicher Weise
Jedes ihm die kleine Gabe bringt
Und das Glas im einverstandnen Kreise
Auf sein Wohl sokratisch klingt.

Leicht fließen die Verse hin, der Dichter findet echte, warme Herzenstöne, man spürt das Glück, das ihm in diesem Familienkreise aufgegangen ist. Dann lenkt er in geschickter Wendung über zum Völkerfrieden, wie ihn begeisterte Ahnung, dem Hohne zum Trotz, selbstgewiß erschaut, und zeichnet mit einer Beredtsamkeit, die an Schillers Muse erinnert, ein ideales Zukunftsbild der Menschheit:

Mündig steht die Menschheit da und fodert
Kühn ihr Eigentum zurück,
Und sie schwört sich selbst den Eid der Treue,
Pflanzt ihr Feld gleich einem Eden an,
Impft auf alte Wahrheit jede neue,
Aber nicht auf alten Wahn.

Sie gebeut und künftige Geschlechte
Folgen wieder der verlornen Spur.
Kinder lehrt die Mutter Menschenrechte,
Männer lehrt sie die Natur.
Dann vereint sich, was Betrug geschieden,
Seine Erde lohnt des Armen Schweiß.
Völker werden nach dem bessern Frieden
Glücklich sein wie dieser Kreis.
Lächelt Ihr? So zweifelt denn, ihr Weisen,
An den Früchten, aber streut die Saat,
Aber blickt ins Auge dieses Greisen,
Welcher glaubte, wie er that.

Hennings ist von diesen Versen und den Gesinnungen, die sie ausdrücken, ganz entzückt und möchte sie gleich drucken lassen. Im übrigen schreibt er wieder recht entmutigt: „Mir hat nie ein so trauriger Ausgang geahndet, als jetzt. Die Sache der Menschheit, möchte ich beinahe sagen, ist zu groß für die Menschen. Die widerstrebende Kraft ist die herrschende geworden. So wird Freiheit zur Chimäre, zur Anarchie ... Mich sollte es nicht wundern, wenn Bonaparte zuletzt gezwungen würde wie Cäsar über den Rubicon nach Frankreich zurückzukehren."

Inzwischen ist jener Brief von Hennings an seine Schwester Reimarus vom 24. September, der Reinhards Ansichten über die Pariser Ereignisse so schroff widersprach, zur Kenntnis des letzteren gekommen. Er ist darüber verstimmt, gekränkt. „Ich gesteh's Ihnen," schreibt er dem Oheim, „daß sein Inhalt mich umsomehr schmerzt, da ich nur zu gut begreife, wie Ihr und das allgemeine Urteil diese Wendung nehmen konnte. Und dennoch würd' ich mit festem, redlichen Gewissen es auf mich nehmen, die Verteidigung der französischen Regierung zu führen. Die Republik hat diesen fürchterlichen Krieg, dessen Resultat, wo nicht Zweck, Verbesserung des Schicksals der Menschheit war, allein geführt. Noch ist Krieg, so lange das neue politische System, das die Repu-

blik sich schaffen mußte, nicht befestigt, so lange die gegenwärtige englische Regierung nicht gestürzt und die künftige an unser Interesse gefesselt ist. Schon stehen 40 Millionen Menschen unter repräsentativen Regierungen den monarchischen gegenüber, aber ohne Englands Neutralisierung oder Beitritt kann das Gleichgewicht ohne die größte Anstrengung von unserer Seite nicht erhalten werden. Die cisalpinische, ligurische, batavische Republiken, die Rheingrenze und eine mit uns einverstandene Regierung in der Schweiz müssen die Vormauern unsrer noch von allen Seiten bedrohten, von innern Feinden belauerten Feste sein. Unsre erschöpften Kräfte herzustellen, bedürfen wir Freiheit des Handels und der Industrie. Wie drauf hoffen mit des gegenwärtigen Englands tödlicher Eifersucht? Über die Moralität unsrer Maßregeln sprech' ich nicht, denn ich sage, es ist noch Krieg, und Krieg und Moral sind Widersprüche, und ich frage: Was hat England gethan und was thut es noch?" Auch im Innern, fährt er fort, sei noch Krieg, und man könne billigerweise von der Regierung nicht verlangen, daß sie handeln solle, wie sie im Frieden handeln wird. „Wir stehen noch immer zwischen der glücklichsten Existenz und zwischen Vernichtung."

Unterdessen ist ein unerwartetes Ereignis eingetreten, das den Streitenden gleichsam Halt gebietet und ihren Gedanken eine andere Richtung giebt. Die rein menschlichen Empfindungen drängen sich vor, dem glücklichen Familienkreise droht ein schwerer Schlag: es gilt, sich zum Abschied zu rüsten. Reinhard hat von seiner Regierung eine andere Bestimmung erhalten, er ist zum Gesandten beim Großherzog von Toscana ernannt worden, und Christine wird dem Gatten in das fremde Land folgen. Bei den Plänen, welche damals über die Zukunft der Hansestädte erwogen wurden, schien ein Vertreter der Republik nicht mehr am Platze, der durch seine Heirat mit den ersten Familien Hamburgs in so nahe Verbindung getreten war.

Der Schmerz der Familie tritt zunächst in sein Recht. Die Mutter hat Mühe, ihre Fassung zu behaupten, und die gute Christine sieht mit banger Wehmut dem Tage der langen, weiten Trennung entgegen. Reinhard begreift und teilt diesen Schmerz, aber er sieht in seiner Ernennung nach Florenz einen Schritt nach vorwärts; er hofft, nicht bloß an Klima, an Einkommen, auch an Ansehen und vielleicht Wichtigkeit der Stelle zu gewinnen. Der Oheim selbst, den herben Verlust betrauernd, wünscht doch am 3. Januar 1798 Glück zu der Veränderung: „Ihre Entfernung von Hamburg wird vielleicht durch das, was die künftigen Zeiten herbeiführen werden, eine Wohlthat für Sie. Froh scheinen mir diese Aussichten weder für die Nachbarschaft noch für die Menschheit überhaupt. Der Despotismus erhebt mehr als jemals seine eiserne Stirne." Und er wiederholt am 4. Februar: Die Klagen der zärtlichsten Freundschaft und der mütterlichen Liebe müssen verstummen bei dem höheren Ruf in der Sache der Menschheit. Er begleitet den scheidenden Freund, der immer „ein Bote des Friedens" sein möge, mit den besten Wünschen für Menschenwohl und für Alles, was in Frankreich dahin abzielt. „Daher mein innigstes Bedauern, wenn ich mit dem Verfalle des Ganges der Angelegenheiten Frankreichs die Sache der Menschheit sinken zu sehen glaube. So hoffe ich, sind wir innig einverstanden, nur habe ich das verlorne, Sie haben das wieder zu gewinnende Paradies vor Augen. Milton war in jenem glücklicher als in diesem, möge das hier nicht der Fall werden!" Übrigens kann sich Hennings nicht enthalten, noch einmal ein Sündenregister der Neurepublikaner aufzustellen. Seine Grundsätze verleugnet er nicht: „Ich halte fest an Menschenrechten, Freiheit und Gleichheit;" aber eben gegen diese Grundsätze hat sich die Republik schwer versündigt durch ihre Willkürhandlungen, ihre Eroberungs-Politik, die im Haag, in der Schweiz, in Italien erneuten Unruhen und Gewaltthätigkeiten, die Unmenschlichkeit gegen die Ausgewanderten. „Die Gut-

gesinnten erwarteten ein neues System der ursprünglichen Menschheit und sehen nichts als das System der alten Politik. Staaten werden gemodelt, Menschen unterjocht. Befehle ergehen. Gesetze schweigen." Reinhard antwortet auf diese Herausforderung seinerseits mit einem „Glaubensbekenntnis." Er ist am 10. August mit den Girondisten, am 31. Mai mit den Dantonisten unterlegen. Damals verschwanden die Patrioten, die Frankreich nach den Vernunftgesetzen in die Freiheit führen wollten. Was übrig blieb, waren Trümmer. Nur die beiden großen Parteien der Royalisten und der Republikaner ohne Erziehung und Kenntnisse, ohne sittliche Stützen bildeten noch ein furchtbares Ganzes. Seitdem kämpfen die Republikaner, ihrer besten Köpfe und Kräfte beraubt, einen verzweifelten Kampf um ihre Existenz. In diesem Kampf ist das höhere Recht auf ihrer Seite, denn in ihrem Lager ist die Zukunft der Menschheit, und weil es ein Kampf um die Existenz ist, so sind alle Mittel recht, die zum Ziele führen können. Was hat das Direktorium gethan? Man hat deportiert, ohne Urteil und Recht, das ist der einzige Vorwurf: diesen abgerechnet, welche Mäßigung im ganzen Gang der Regierung. Und die auswärtige Politik des Direktoriums? Es beschützt in den fremden Staaten die Keime der Entwicklung der Freiheit. Geld wird allerdings verlangt, aber man garantiert dafür alles, was das höchste Gut eines freien Staates ist. Die Mittel sind freilich gewaltsam, aber „vom Völkerrecht lassen Sie uns nach diesem Frieden sprechen, der es schaffen wird. Es giebt keine Gerechtigkeit im Kriege." Zu so bedenklichen Verteidigungskünsten sah sich der Mann genötigt, der auch jetzt noch die Sache der Republik als die bessere, als die Sache der Menschheit zu behaupten unternahm und ohne Zweifel in ehrlichem Glauben behauptete.

Im Frühjahr trat Reinhard mit Christine die Reise nach Florenz an. Es war verabredet, daß die Freunde auch in Zukunft einander schreiben sollten. Hennings erwartete

namentlich Mitteilungen von den Eindrücken, die Reinhard von Natur und Kunst, von dem Fortgange der Wissenschaften in Italien empfangen werde. Ein Brief ist noch vorhanden, den Reinhard aus der ersten Zeit seines Florentiner Aufenthaltes an Hennings schrieb. Er ist im Begriffe, sich in den Gärungen Italiens erst zu orientieren. Er billigt nicht alle einzelnen Handlungen der Franzosen, aber er sieht im ganzen vertrauend in die Zukunft, und er ist noch des guten Glaubens, daß die französischen Siege das italienische Volk zu wahrer Selbständigkeit aufwecken werden. Deshalb ist er schmerzlich berührt davon, daß in Hamburg, in der Familie, das Urteil den Franzosen immer abgünstiger wird. Mit Sehnsucht, mit einer Art Heimweh sieht er jeden Posttag den Briefen der Doktorin entgegen, aber er gesteht, in jedem Briefe Stellen zu finden, „die ich mit Schmerz und oft mit Unwillen lese". Er kann nicht begreifen, daß man die Frucht verlangt ohne die Saat, den Sieg ohne den Kampf, daß man die schlimmste Welt vorzieht, weil die bessere nicht ohne Mischung von Bösem sein kann, und daß man für England schwärmt, das jetzt eben an Irland die abscheulichsten Grausamkeiten verübt. Hennings aber, der in seinem Gegenbriefe vom 26. Juli 1798 wieder über neue boshafte Angriffe der Dunkelmänner Stolberg und Claudius sich zu beschweren hat, wird eben dadurch in der Einsicht bestärkt, daß er mit Reinhard doch wesentlich auf demselben Boden steht, „wenngleich die Bahn, die wir betreten, und die Mittel, die wir wählen müssen, nicht einerlei sein können". Im übrigen wendet er sich gänzlich von den verworrenen Welthändeln ab und verwünscht alle Politiker, sie mögen heißen wie sie wollen, „denn sie sind Sudelköche, welche die gesunde und nahrhafte Speise der Menschheit in eine schmutzige Garküche bringen. Ruhige Vernunft, ruhige Aufklärung, heilige Rechte der Menschheit und Freiheit, das sind die Schwingen, auf denen wir uns erheben müssen. Möchte hier unser Flug nie gestört werden!"

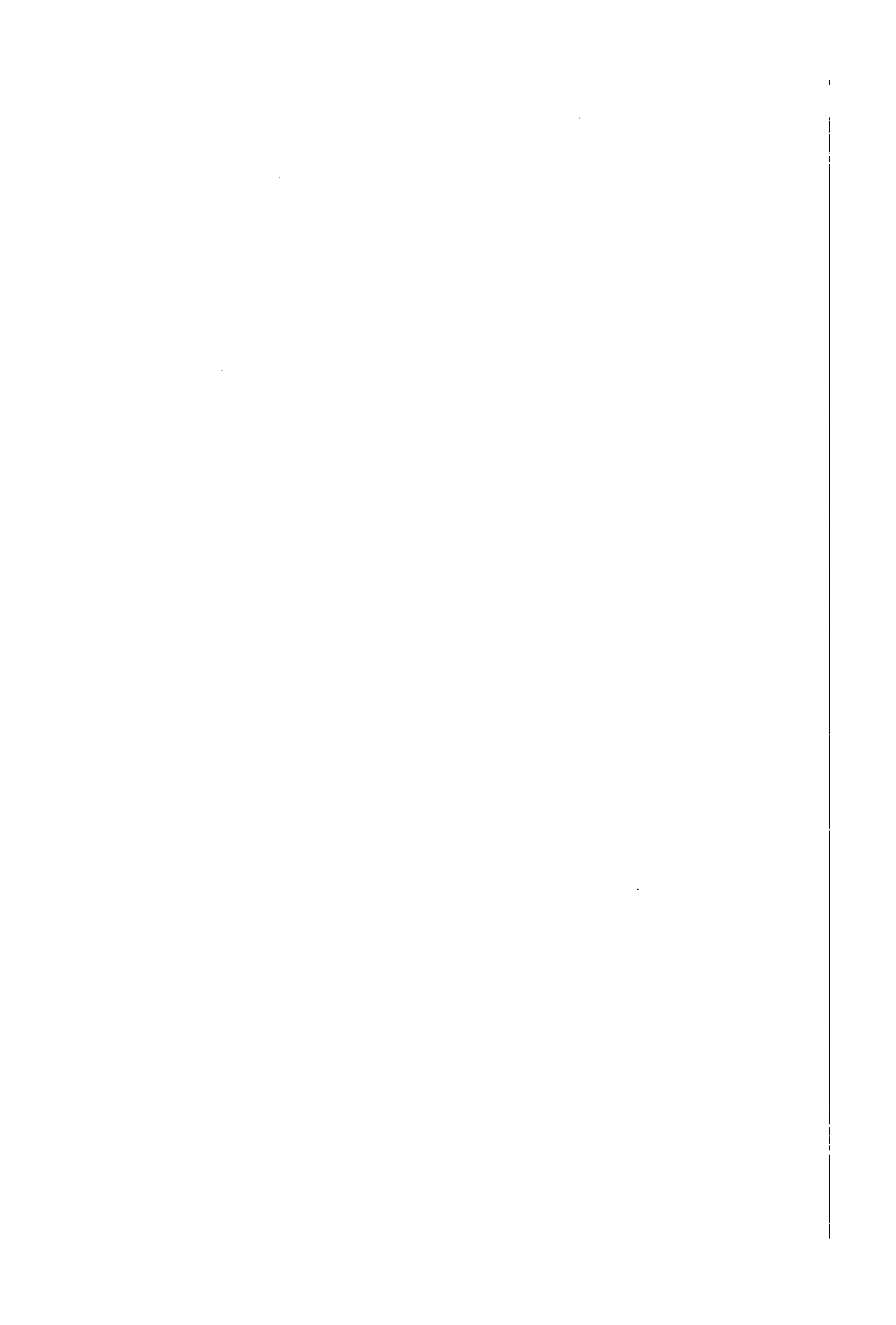
Er in seiner Plöner Einsamkeit hatte es leicht, sich auf seine ruhige Aufklärung zurückzuziehen; Reinhard mußte in den verworrenen Welthändeln aushalten und sah sich immer tiefer in dieselben hineingezogen. Als im März des folgenden Jahres der Krieg in Italien sich erneuerte und der Umsturz der großherzoglichen Regierung in Florenz beschlossen wurde, hatte Reinhard als Kommissär der französischen Republik die Regierung Toscanas zu übernehmen. Er führte sie, bis die Franzosen mit Gewalt vertrieben wurden. Indessen er hier in unerschüttertem Glauben ein Regiment der Grundsätze und der Volkssouveränität zu begründen versuchte, hatte die Volkssouveränität in Gestalt aufrührerischer Bauernbanden sich aufgemacht, wälzte sich, von fanatischen Mönchen geführt, das Chianathal herunter und fegte die Franzosenherrschaft erbarmungslos aus dem Lande. Das war eine neue Enttäuschung, die in Reinhards Gemüt bleibenden Eindruck zurückließ, wenn er es auch jetzt so wenig wie später über sich gewinnen konnte, sein Adoptivvaterland zu verlassen. Und eine weitere Enttäuschung folgte auf dem Fuße — der 18. Brumaire. Die Theoretiker fuhren fort, für und wider die Revolution sich zu erhitzen — Bonaparte, der Italiker, der Held, das Meteor, hatte inzwischen kaltblütig das Erbe der Revolution an sich gerissen.

Und abermals vollzog sich eine Scheidung der Geister. Wie sich aus dem Freiheitskultus arglos ein Napoleonkultus entwickelte, das ist jenen Posseltschen Populärschriften höchst lehrreich zu verfolgen. Doch nicht alle Enthusiasten der Freiheit gewinnen es über sich, auch diese Wendung mitzumachen. Und die sie mitmachten, hatten während der langen schmerzvollen Fremdherrschaft Zeit über ihren Irrtum nachzudenken. Ein durchgreifender Umschwung ging in diesen Jahren des schwer lastenden Druckes in der Seele unseres Volkes vor sich. „Das thut einem ehrlichen guten Deutschen weh, vom Sieger umgeben zu sein,“ seufzte der wackere Dannecker, als er im

Januar 1801 von französischer Einquartierung umgeben sich zu einem Brief an Wilhelm von Wolzogen anschickte, den Jugendfreund, der einst vom Herzog Karl nach Paris geschickt, gleichfalls dem Sturm auf die Bastille zugejauchzt hatte. Der ein gottgesandter Held gewesen war, den nannten jetzt die Ergüsse patriotischer Schwaben einen blutdürstigen Tiger, ein Ungeheuer aus der Hölle Schlund. Viele von denen, die einst den Befreiern zugejubelt hatten, harrten nun ergrimmt des Tages, da durch eine Erhebung des ureigensten Volksgeistes die babylonische Knechtschaft vom Vaterland hinweggenommen würde. Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft der Menschheit war nicht erloschen, aber sie hatte ihr Gesicht umgewendet, jetzt heftete sie sich wie aus einem schweren, wüsten Traum erwachend an die Fahnen der alten Mächte.

Sie schweifte nicht mehr in utopistische Weite, sie galt der Erlösung und dem Aufbau des Vaterlandes. Ein neues Ideal begann in der Tiefe unseres Volkes sich zu erregen. Freiheit hatte es im begeisterten Anschlusse an Frankreich gesucht, jetzt sucht es dieselbe in der Rettung vor dem Unterdrücker. Der Kreislauf der Revolution war geschlossen, und damit schließt sich auch der Kreislauf, in dem sich die öffentliche Meinung der Deutschen bewegte.





Von und aus Schwaben.

Geschichte, Biographie, Litteratur.

Von

Wilhelm Lang.

Viertes Heft.

Stuttgart.
Druck und Verlag von W. Kohlhammer.
1887.

Inhalt.

Bassevilles Schatten.

1885.

Am 13. Januar 1793 war der Corso in Rom der Schauplatz einer blutigen und verhängnisvollen That. Der französische Gesandtschaftssekretär am neapolitanischen Hofe, Hugo von Basseville, fand durch eine wütende Volksmenge gewaltsamen Tod. Dieses Ereignis ist für einen Italiener der Anlaß zu einer Dichtung geworden, die zu den berühmtesten Erzeugnissen der neueren Litteratur Italiens gehört. Derselbe Stoff ist in dem gleichzeitigen Gedicht eines Deutschen behandelt, der in ein eigentümliches persönliches Verhältnis zu jener That geriet, ja gewissermaßen der Nachfolger des Ermordeten wurde und später sein Rächer. Gleich dem Italiener hat der Deutsche „Bassevilles Schatten" heraufbeschworen, und in beiden Gedichten pulsiert die Leidenschaft des Zeitalters. Doch das eine war der Vergangenheit zugewandt, es feierte den Sieg von Thron und Altar; die Verse des Deutschen verkündigten den Triumph des neuen Zeitalters der Revolution. Dieser Deutsche ist Karl Friedrich Reinhard aus Schorndorf, und seine Ode ist wert aus der Verborgenheit gezogen zu werden, wenn sie auch neben den anspruchsvollen Terzinen Vincenzo Montis nur ein einfacher persönlicher Erguß ist. Kann sie nicht als ausgeführte Kunstdichtung mit jenen sich messen, so giebt sie der erregten Stimmung des Augenblicks um so beredtere Sprache.

1.

Ursache und Hergang jener blutigen Begebenheit sind folgende gewesen.

Wie dem Königtum hatte die Revolution auch der römischen Kirche einen empfindlichen Schlag um den andern versetzt. Der Papst wehrte sich mit den Waffen, über die er verfügte. Ein Breve vom 10. März 1791 verurteilte die Grundsätze der französischen Revolution, im Juli sprach er den Bann über die Priester aus, die den Eid geleistet und die neue Zivilverfassung der Kirche anerkannt hatten, er protestierte gegen die Einverleibung von Avignon und Venaissin. In Rom war der öffentliche Geist im allgemeinen der Revolution abgeneigt; doch an Stoff zur Unzufriedenheit fehlte es unter dem Pontifikat Pius VI. nicht, auch dort gab es vereinzelte Franzosenfreunde. Durch strenge Maßregeln der Polizei sollte dem Eindringen des revolutionären Giftes gewehrt werden. Die Franzosen, die im Lande waren, galten als verdächtig. Man schritt zu Ausweisungen, zu Verhaftungen.

Der diplomatische Verkehr war abgebrochen. Um so wichtiger war der Gesandtschaftsposten in Neapel, von dem man die römischen Dinge im Auge behalten konnte. Im Sommer 1792 wurde dieser Posten neu besetzt durch den Bürger Makau, der seit 1790 Gesandter in Stuttgart und in Florenz gewesen war. Seine Gesandtschaftssekretäre waren Cacault, der vor ihm zeitweilig die Geschäfte der Gesandtschaft besorgt hatte, und Hugo Basseville. Nicolas Jean Hugo Basseville war noch ein Neuling in der Diplomatie. Aus einer Tuchfärberfamilie in Abbéville, Picardie, stammend, war er ursprünglich zum Geistlichen bestimmt gewesen. Nachdem er diese Laufbahn verlassen, hielt er sich in Paris als Schöngeist und Litterat auf, begleitete zwei reiche Amerikaner auf einer Reise nach Deutschland, lernte in Berlin Mirabeau kennen, machte sich in Holland mit den dortigen Handelsver-

hältnissen bekannt und veröffentlichte mehrere poetische und geschichtliche Arbeiten. Nach Ausbruch der Revolution hielt er zu den Girondisten, für die er als Journalist thätig war, bis ihn Dumouriez zum Sekretär Makaus ernannte.

Die Proklamierung der fränkischen Republik im September 1792 rückte dem Zusammenstoß mit den alten Mächten näher. Im Oktober schrieb der Papst ein Jubiläum aus zur Abwendung der Gefahr eines Einfalls der Franzosen, der damals schon befürchtet wurde. Einen neuen Beschwerdepunkt bildete die Verhaftung zweier Franzosen, eines Bildhauers und eines Baumeisters, welche der Aufwieglung des Volkes beschuldigt waren. Makau verlangte von der päpstlichen Regierung ihre Freilassung, die auch bewilligt wurde. Ehe sie ausgeführt war, kam noch ein drohender und beleidigender Brief des Vollziehungsrats der Republik an den Fürsten Bischof von Rom, geschrieben von Frau Roland, der Gattin des auswärtigen Ministers, welche dem Kizel nicht widerstanden hatte, dem Papst von ihrem Boudoir aus einige Artigkeiten zu sagen, und sich später selbst dieser Heldenthat berühmte. Nachdem die beiden Franzosen freigelassen waren, schickte Makau seinen Sekretär Basseville nach Rom, um der päpstlichen Regierung zu danken. Es war ihm um einen Vorwand zu thun, neben dem französischen Konsul in Rom — er hieß Digne — einen politischen Agenten dort zu haben. Basseville blieb auch nachdem er seinen Auftrag ausgerichtet hatte. Mit seiner Familie, Frau und Söhnchen, wohnte er in der französischen Akademie, die damals noch am Corso in dem von Mazarins Neffen, dem Herzog von Nevers, erbauten Palast, unfern der Piazza Sciarra sich befand. Der französische Agent lebte zurückgezogen, blieb ziemlich unbemerkt, und sein Verhalten scheint keinen Anstoß gegeben zu haben.

In Neapel hatte Makau dem Hofe gegenüber eine peinliche Stellung. König Ferdinand hatte ihn zwar empfangen aber nach der Abschaffung des französischen Königtums weigerte

man sich den Gesandten fernerhin anzuerkennen, während Makau behauptete, daß er als Vertreter des französischen Volkes keine neuen Beglaubigungsschreiben bedürfe. Am 9. November ließ er das königliche Wappen über der Einfahrt seines Hotels abnehmen und an dessen Stelle ein Bild der Freiheit mit Lanze und phrygischer Mütze aufstellen, dazu die Aufschrift: **Au nom du peuple français.** Er nahm jetzt eine entschiedene Haltung an, die um die Mitte des Dezember durch eine starke Flottenkundgebung unterstützt wurde. Ein Geschwader von 9 Linienschiffen und 4 Fregatten erschien unter dem Befehl des Vizeadmirals La Touche-Tréville im Hafen von Neapel und stellte sich in Schlachtordnung auf. Diese drohende Kundgebung zwang den Hof, ungesäumt die Forderungen zu erfüllen, die durch einen Kommissär der Republik überbracht waren: Anerkennung der Republik in der Person des Bürgers Makau, Sendung eines Botschafters nach Paris, Neutralität und Freundschaft mit der französischen Republik. Die Königin selbst hatte zur Nachgiebigkeit geraten, da das Land voll von Jakobinern und Feinden sei. Nachdem diese Forderungen durchgesetzt, war die französische Flotte zwar am 18. Dezember abgesegelt, aber sie kam nach wenigen Tagen wieder und sie blieb noch den ganzen Januar. Während dieser Zeit benahmen sich die Franzosen auffällig und keck, die Offiziere kamen zahlreich ans Land und trugen ihre republikanischen Abzeichen an öffentlichen Orten zur Schau. La Touche erschien mit Makau in der Diplomatenloge des königlichen Theaters. In Makaus Wohnung wurden Versammlungen gehalten, selbst ein Revolutionsklub wurde gebildet.

Was in Neapel geschehen war, und ohne Anwendung von Gewalt auch in Genua, in Venedig, in Florenz, das sollte nun auch im Kirchenstaat durchgesetzt werden. Anfangs Januar erließ das auswärtige Ministerium in Paris den Befehl, daß die französischen Konsuln in Rom, Civitavecchia und Ancona die königlichen Abzeichen an den französischen

Gebäuden mit denen der Republik vertauschen sollten. Makau schickte den Befehl an den französischen Konsul in Rom. Infolgedessen wurde an dem Gebäude der französischen Akademie das Lilienwappen abgenommen und innerhalb des Hauses die Büste Ludwigs XIV., des Stifters der Akademie, zertrümmert. Die Zöglinge verrichteten dieses Werk unter lautem Jubel. Abends fand ein Bankett statt, bei dem vor der bekränzten Büste des Brutus das Wohl der Freiheit getrunken wurde. Auch vier römische Familien waren geladen und nahmen an dieser Feier teil.

Doch der päpstliche Hof war entschlossen, die republikanischen Abzeichen in der ewigen Stadt nicht zu dulden. Die Römer, welche an jenem Fest sich beteiligt hatten, wurden verhaftet. Pius VI. beauftragte am 8. Januar seinen Staatssekretär Kardinal Zalada eine Protestnote an den französischen Konsul zu richten, worin erklärt war: wenn an Stelle des abgenommenen königlichen Wappens an der Akademie und am Konsulat die republikanischen Abzeichen aufgerichtet werden sollten, so könne Seine Heiligkeit dies nicht zugeben, so lange die Beleidigungen und Verluste, die er in seiner Eigenschaft als geistlicher und als weltlicher Herr erlitten, ungesühnt seien. Auch der beleidigende Brief des auswärtigen Ministers (von Frau Roland geschrieben) war in dieser Note erwähnt. Damit die verpönte Handlung nicht dem Einspruch zum Trotz dennoch vorgenommen würde, mußten Soldatenabteilungen die ganze Nacht vor den genannten Gebäuden auf- und abziehen und dieselben überwachen.

Der französische Konsul sandte die päpstliche Note ungesäumt an Makau nach Neapel. Die Antwort war die Absendung eines Offizieres des französischen Geschwaders, des Majors La Flotte, der am 12. Januar dem französischen Konsul folgenden Brief Makaus überbrachte: „Der Bürger de la Flotte ist von mir nach Rom gesandt, damit er in der Zeit von 24 Stunden unser Wappen aufrichte, es koste auch

was es wolle. Sie werden ihn unterstützen, bei Verlust Ihrer Stelle und bei der Ungnade der Nation". Noch am gleichen Tage begab sich La Flotte in Begleitung Bassevilles zu Zelada und wiederholte das Verlangen der Republik. Der Kardinal blieb bei der Weigerung und berief sich auf seine Note vom 8. Januar. Jetzt nahmen die französischen Abgesandten eine drohendere Haltung an und übergaben einen von Makau am 10. Januar geschriebenen Brief folgenden Inhalts: „Im Namen der Republik befehle ich dem französischen Konsul, binnen 24 Stunden das Wappen der Freiheit aufzurichten. Wagt man es, sich diesem Vorhaben zu widersetzen, wird auch nur ein Franzose beleidigt, so verspreche ich Ihnen die Rache der französischen Nation. Es ist hier von keiner politischen Gesandtschaft die Rede. Wir verlangen von keinem Souverän, daß er unsere Regierungsform anerkenne. Wir bestehen kraft unsres eigenen Willens. Gerechtigkeit allein ist unser Gesetz, und sobald Sie für uns das sein werden was Sie sein sollen, so werden wir ersetzen, was Volksbewegungen dem Oberherrn von Rom Unangenehmes mögen zugefügt haben. Die Kirchensachen, für welche wir Ehrfurcht haben, was auch Übelgesinnte sagen mögen, haben nichts mit der Notwendigkeit gemein, in welcher sich jeder französische Konsul befindet, das Wappen aufzurichten, das seine Regierung anzunehmen für gut gefunden hat."

Nach Durchsicht dieses Briefes erklärte Zelada, die Abgesandten nicht anerkennen zu können, da weder Basseville noch Makau beim römischen Hofe beglaubigt seien. Anderem Bericht zufolge sagte er binnen zwei Tagen Antwort zu, nachdem er die Willensmeinung des Papstes eingeholt habe. Am folgenden Morgen — es war Sonntag der 13. Januar — verlangte La Flotte abermals Zutritt bei Zelada und erklärte ihm: die 24 Stunden sind verflossen, heute noch wollen wir unser Vorhaben ausführen. Und sollte die gotteslästerliche Hand eines Priesters es wagen sich dem zu widersetzen, so

wissen Eure Eminenz, daß Sie in einem Augenblick die Revolution in Rom werden ausbrechen sehen. Der Kardinal warnte: Das Volk werde sich die Beschimpfung seines Souveräns nicht gefallen lassen und im Falle eines Aufstandes werde die Regierung nicht im stande sein das Volk zu zügeln. La Flotte erwiderte mit heftigen Drohungen: seine Nation werde 150 000 Mann senden, um das Wappen der Republik mit Gewalt aufzurichten. Er ging mit der Ankündigung, sofort das Vorhaben auszuführen.

Ob das was nun folgte ein Versuch zur Volksaufwiegelung war, oder ob man darin bloß eine übermütige Nachtischlaune der Franzosen zu sehen hat, ist nicht aufgeklärt. Jedenfalls kannten La Flotte und Basseville den Geist der Bevölkerung schlecht, wenn sie von derselben eine Erhebung zu ihren Gunsten erwarteten. Die Kunde von den Vorgängen am Vormittag hatte sich rasch verbreitet und die Gemüter in Erregung versetzt. Am Abend nach der Essenszeit sah man die beiden Franzosen im Wagen auf dem Corso erscheinen. Es war die Stunde, da die Hauptstraße der Stadt am lebhaftesten zu sein pflegte. Der Kutscher und die Bedienten trugen die Abzeichen der Republik, die Hüte der Insassen waren gleichfalls mit dreifarbigen Kokarden geschmückt, auf der Brust trugen sie dreifarbige Bänder, Bassevilles Sohn schwenkte ein Fähnchen zum Kutschenschlag heraus. Es war das erstemal, daß die verpönten Farben der Republik in der Stadt der Päpste sichtbar wurden. Zischen und drohender Zuruf empfing die Franken. Herab mit den Kokarden! hieß es, es lebe der Papst! La Flotte zeigte eine Pistole aus dem Wagen und drohte zu schießen. Zwischen Piazza Sciarra und Piazza Colonna rottete sich das Volk in dichten Massen zusammen; auch gutgekleidete Leute sollen geldspendend sich unter den Haufen gemischt haben. Ein Steinhagel erfolgt. Der Kutscher, auf Rettung bedacht, gewinnt inmitten der wütenden Menge das nahegelegene Haus des Bankiers

La Moutte. Die Franzosen steigen aus, suchen eilig zu entkommen, werfen die Thüre hinter sich zu. Doch der tobende Haufe drängt nach und unter dem Ruf: „Es lebe Sankt Peter! Es lebe Maria!“ wird das Haus gestürmt und die Thüre eingestoßen. Die Menge wirft sich über Basseville, zerrt ihn bei den Haaren, zerreißt seine Kleider, es regnet Faust- und Stockschläge, von einem Dolchstich in den Leib getroffen sinkt er zu Boden. Frau und Kind wurden geschont. La Flotte gelang es, in der Dunkelheit zu entkommen und sich zu verstecken; vergebens suchte man mit Fackeln nach dem „Admiral“, dem, wie es scheint, mehr noch als Basseville die Wut des Pöbels galt, und der nach den Berichten auch der eigentliche Urheber der Herausforderung war.

Der tötlich Verwundete wurde von den endlich herbeigekommenen Polizeisoldaten nach ihrer nächsten Wachtstube in der Strada Frattina gebracht. Man rief einen Arzt, der ein persönlicher Freund Bassevilles war, und von dem man eine ausführliche Beschreibung seiner letzten Stunden hat. Als der Arzt kam, fand er bereits einen Chirurgen um den Verwundeten beschäftigt und einen deutschen Priester von der Parochie San Lorenzo in Lucina, der sich anschickte, demselben die Beichte abzunehmen und die letzte Ölung zu reichen. Der Sorgfalt des Arztes gelang es, die aus dem Leib getretenen Eingeweide wieder an ihre Stelle zu bringen, er hielt die Rettung nicht für ausgeschlossen, aber es fehlte an allem, und erst nach Verfluß von Stunden gelang es dem Arzt, für ein leibliches Lager und die nötigen Bettstücke zu sorgen. Noch vor der Kommunion erschien ein päpstlicher Beamter, der ein Protokoll aufnahm. Auf seine Frage erklärte der Verwundete, er kenne seine Angreifer und den Mörder nicht, er sagte aber, als der Abate wieder draußen war, zum Arzt, den tödlichen Stich habe er von einem päpstlichen Soldaten erhalten, dem er aber nicht habe schaden wollen. Auch klagte er über die

grausame Behandlung, die er von einem Offizier erfahren, und sprach die Hoffnung aus, daß die Beschimpfungen, die ihm nicht bloß vom niederen Volk, sondern auch von Priestern und Soldaten zu teil geworden, eines Tages strenge Rache finden werden. „Lieber Doktor," rief er aus, „ich bin das Opfer eines schändlichen Priesteranschlags." Nach anderer Angabe hätte er, die Schuld auf La Flotte wälzend, ausgerufen: „Ich sterbe als das Opfer eines Unsinnigen!" An Ruhe war in dem elenden Lokal, wo Neugierige und Soldaten beständig ein- und ausgingen, nicht zu denken. Ein Franzose bot sein Haus zu besserer Pflege an, und empfahl den Vorschlag mit Nachdruck. Allein der Offizier schlug es rundweg ab und erklärte: der Kranke muß bleiben, wo er ist, und eine Wachtstube ist eine Wachtstube. Die Nacht war schlaflos, und am Morgen wurden die Besuche noch häufiger; der Staatssekretär ließ nachfragen, der päpstliche General und andere hohe Beamte, und immer wieder kam der deutsche Geistliche, was dem Kranken den Seufzer auspreßte: „Der lästige Mensch! Und doch muß ich ihn ertragen!" Man möge, bat er, keine Priester mehr zulassen. Er machte sein Testament, worin er seinen Sohn dem Schutze Brissots empfahl, dann verschlimmerte sich sein Zustand rasch, und abends gegen 7 Uhr war er verschieden. Er hatte wenigstens noch erfahren, daß seine Frau und sein Kind aus dem Tumult in Sicherheit gebracht und mit dem gleichfalls geretteten La Flotte nach Neapel zurückgereist waren. Sofort nach Bassevilles Tode wurde das Gerücht verbreitet, er habe dem Geistlichen gegenüber sein Unrecht gegen die Kirche bereut und sei als frommer Katholik gestorben. Das Volk aber, einmal erhitzt, trieb noch zwei Tage lang Unfug, griff die französische Post und Akademie, darauf andere Häuser von Franzosen und franzosenfreundlichen Römern an und stürzte sich zuletzt über das Ghetto. Die Regierung mußte Kanonen auffahren lassen, um die Ordnung wieder herzustellen. Dann sprach

sie in einem Erlaß ihre Mißbilligung der tumultuarischen Scenen aus [1]).

In Paris erregte das Geschehene einen Schrei der Entrüstung. Die Beschimpfung der Republik verlangte Sühne. Der Konvent faßte den Beschluß, Bassevilles hinterbliebenen Sohn zu adoptieren. Ein bekannter Litterat, Dorat Cubières, verfaßte eine aufreizende Schrift: „**la mort de Basseville**“, die aus den geheimen Fonds des Wohlfahrtsausschusses honoriert wurde. Dennoch mußte die Rache der Republik, deren Heere anderweitig beschäftigt waren, aufgeschoben werden. Vergessen war sie nicht.

2.

Was am 13. Januar 1793 in Rom geschehen ist, konnte wohl die Einbildungskraft der Dichter bewegen. Hier war eine tragische Katastrophe, in welcher sich der Kampf der großen Gegensätze der Zeit mit schrecklicher Deutlichkeit abzeichnete. Die französische Revolution und das päpstliche Rom hatten sich gegenseitig herausgefordert und gleichsam einen ersten Gang mit einander gethan. Der Schauplatz selbst, die ewige Stadt, gab dem Ereignis einen gewaltigen Hintergrund. Und noch war es nicht entschieden — der dichterischen Phantasie blieb freier Spielraum — ob der Tod des Franzosen ein Vorzeichen für das Unterliegen der Revolution war, oder ob

---

[1]) Vgl. Girtanner, Historische Nachr. Bd. XII. Coppi, Annali d' Italia. Tom. I, S. 246 ff. Al. Verri, Vicende memorabili. S. 133 ff. A. Franchetti, Storia d' Italia dal 1789 al 1799. S. 65. Manches enthalten auch die Einleitungen der verschiedenen Ausgaben von Montis **Bassvilliana**. In den Einzelheiten weichen die Erzählungen stark von einander ab. Der Bericht des Arztes Busson findet sich bei Romanin, Storia doc. di Venezia Tom. IX. Ebendaselbst die Depeschen des venetianischen Gesandten Fontana aus Neapel, welche nebst den Depeschen des Grafen Franz Esterhazy in F. v. Helferts Maria Karolina über die damalige Politik des neapolitanischen Hofs unterrichten.

diese Rache nehmen und als Siegerin aus dem Kampf hervorgehen werde. Der Dichter konnte also seinen Standpunkt hier oder dort nehmen, auf Seite des alten oder des neuen Rechtes, und beides ist von zeitgenössischen Dichtern geschehen. Ein jetzt vergessener Schriftsteller, Franz Salfi aus Cosenza, der in Neapel und später in der Cisalpina gegen das Papsttum schrieb, nahm den Tod Bassevilles zum Vorwurf eines Gedichts, das leidenschaftlichen Haß gegen die Kirche atmete. Der Mord wird darin ganz den päpstlichen Behörden in die Schuhe geschoben, als eine Veranstaltung der Kardinäle Zelada, Albani und des Staatsprokurators Barbéri dargestellt, die Grausamkeiten gegen den Totwunden und seine Familie sind mit grellen Farben geschildert, und dem Sterbenden wird jenes Wort in den Mund gelegt, das wir schon aus dem Bericht des Arztes Busson kennen: er sterbe als Opfer eines schändlichen Priesteranschlags.

Den entgegengesetzten Standpunkt nahm Vincenzo Monti ein, der damals in Rom lebte als eine Art päpstlicher Hofpoet. Günstling und Sekretär des Nepoten Herzogs von Nemi, war er vom Papst selbst unter sein Hausgesinde aufgenommen worden als Truchseß und Sänftenträger. Sein dichterisches Talent stellte er ganz in den Dienst seiner Gönner. Jeden Anlaß benützte er, das unvergleichliche Zeitalter Pius VI. zu preisen, jede seiner Dichtungen lief auf eine Schmeichelei gegen den Gebieter der Welt, den neuen Salomo, hinaus, dessen Ruhm strahlender leuchte, als die Scheibe des Morgensterns. Jetzt schrieb er ein Sonett: „Auf den Tod Hugo Bassevilles“; Minos und Rhadamantos verlangen die Seele des Verdammten, doch Pluto erklärt ihnen, daß Rom Verzeihung geübt und die Seele an Christus gegeben habe. Ein zweites Sonett: „Auf die Volkserhebung in Rom in der Nacht vom 13. Januar 1793,“ feiert den gerechten Zorn, in welchem die schöne Braut Jesu gegen den Schimpf und die Drohungen des ruchlosen Galliers sich erhebt, und den latino

furor, der furchtbar die große Straße entlang über den fränkischen Übermut herfällt.

Doch mit diesen Sonetten war es Monti noch nicht genug. Der Reichtum seiner Einbildungskraft verlangte eine breitere Kunstform, in der eine Fülle von Gestalten und Scenen bequem sich entfalten konnte. Er war Virtuose in kunstvoll ausgeführten Visionsgemälden, wozu er, Dantes Vorbild nacheifernd, biblische und heidnische Mythologie, dazu einen Apparat von allegorischen Gebilden eigener Erfindung aufzubieten pflegte. Auch der Tod Hugo Bassevilles schien ihm der geeignete Vorwurf zu einer größeren Dichtung im Danteschen Stil.

Wenige Tage nach dem verhängnisvollen Volksauflauf in Rom fiel in Paris das Haupt des Königs unter dem Fallbeil. Mit wahrhaft genialem Griff hat Monti diese beiden Motive zusammengewoben und daraus die Grundlage seiner „Cantica Bassvilliana“ gemacht. Er benutzt jenes Gerücht, wonach der Sterbende seine Handlungsweise gegen die Kirche bereute. Ein Engel nimmt Hugos Seele auf und verheißt ihr den himmlischen Frieden. Doch nicht eher soll sie in Gottes Umarmung gelangen, als bis Frankreichs Frevel getilgt wären. Inzwischen muß sie zur Vollendung ihrer Sühne, von dem Engel begleitet, über Frankreich hinschweben und die Greuel der Umwälzung, das Elend des Bürgerkriegs, die Schändung des Heiligsten schauen. Sie kommen nach Paris, der Stätte aller Greuel. Es ist der 21. Januar. Hugo und der Engel sind Zeugen des erschütternden Endes Ludwigs XVI., — ein Gemälde von grausig phantastischer Größe. Der Schatten des Hingerichteten entschwebt zur Höhe und wird von den Seligen mit freudigem Gruß empfangen. Unter ihnen naht sich auch Basseville. Weinend sinkt er vor Ludwig nieder, bekennt seine Schuld und bittet reuevoll um Verzeihung. Der König gewährt diese gnädig und fährt dann zum Himmel auf, wo er vom Dreieinigen die ewige Krone

erhält. In Paris feiert inzwischen die Revolution ihre Orgien, und die Muse nennt dem Dichter die Namen der Verruchtesten, nämlich der Philosophen, welche mit ihrem Blut den Baum getränkt, der die schlimme Frucht der Freiheit getragen. Zuletzt sieht die Seele die gewaffnete Erhebung Europas gegen Frankreich. Von Mitternacht stürzen die kriegerischen Adler herbei, und ihre Krallen entblättern den dreifach gefärbten Freiheitsbaum der Franken. Dies in Kürze der Inhalt der vier vollendeten Gesänge. Nach seiner ganzen Anlage sollte das Gedicht mit der Niederwerfung der Revolution, mit dem Triumph von Kirche und Königtum endigen. Es ist nicht vollendet worden; doch auch so ist es als ein poetisches Meisterwerk anerkannt, es ist Montis berühmteste Dichtung. Die Erfindung ist so großartig als die Ausführung. Unerschöpflich zeigt sich die Phantasie des Dichters in der Ausmalung grauenhafter Bilder, welche die Unthaten der Revolution versinnlichen. Es ist ein einseitiges, aber erhabenes Zeitgemälde. Dem Dichter trug es den höchsten Ehrennamen: Dante redivivus ein. Im Tumult der politischen Leidenschaften galt es als eine Standarte, überschwänglich gepriesen und ebenso bitter gehaßt. Als im folgenden Jahre die Mailänder den Freiheitsbaum aufrichteten, wurde dabei feierlich die Bassvilliana verbrannt [1]).

3.

Um Basseville zu ersetzen, wurde zunächst der bisherige Sekretär der französischen Gesandtschaft in Venedig, Jacob, nach Neapel gesandt. Anfang März traf derselbe in Neapel ein. Doch sollte er wohl nur zeitweilig die Geschäfte des

[1]) Ausführlich handelt von Monti und seinem bedeutendsten Gedicht die litterarhistorische Studie von Dr. Franz Zschech: Vincenzo Monti und sein Gedicht auf den Tod Hugo Bassevilles. Die Proben aus der **Bassvilliana** sind dort nach der Übertragung Paul Heyses mitgeteilt, der seiner Giusti-Übersetzung einen Anhang über Monti beigegeben hat.

Sekretariats führen. Denn zum ersten Gesandtschaftssekretär in Neapel war schon am 16. Februar von Lebrun, der seit September 1792 die auswärtigen Geschäfte führte, der damals 32jährige Karl Friedrich Reinhard ernannt worden. Nur sollte Reinhard erst später in Neapel eintreffen, da ihm zuvor eine Sendung in Rom aufgetragen war.

Reinhard hatte seine diplomatische Laufbahn als Sekretär des Gesandten in London, Marquis von Chauvelin, begonnen. Nach der Hinrichtung des Königs waren die amtlichen Beziehungen zwischen England und der Republik abgebrochen worden und Reinhard hatte, wie schon vor ihm Chauvelin, seine Pässe erhalten. Man gab ihm sofort eine andere Verwendung. Der Konvent ging nach Bassevilles Ermordung ernstlich mit dem Gedanken einer Expedition nach dem Kirchenstaat um. Das fürchtete man in Rom, wo die Regierung sich jetzt bemühte, der Republik keinen Anstoß zu geben, obwohl sie unter der Hand in der Vendée und auf Corsika schürte. Man wußte von dieser Absicht auch in Neapel, wo Makau von dem Minister Acton wiederholt dahin bedeutet wurde, daß Neapel neutral bleiben wolle, so lange der Krieg nicht nach Italien getragen werde; die sizilische Majestät würde aber dem Einfall der Franzosen in den Kirchenstaat nicht gleichgültig zusehen. Diesen Einfall vorzubereiten, Mittel und Wege dazu zu studieren, das war die Aufgabe, die Reinhard von dem girondistischen Ministerium erhielt. Die Unternehmung sollte nur gewagt werden, wenn mit Sicherheit auf den Erfolg zu rechnen wäre. Schlüge die Expedition fehl, so schrieb der Minister Lebrun am 30. April an Reinhard, so würde der Papst nur triumphirender sich erheben, und Europa hätte vielleicht noch Jahrhunderte lang die Schande seiner Existenz zu ertragen [1]). Am 13. März hatte sich Rein-

---

[1]) **Masson**, le département des affaires étrangères pendant la révolution. Paris 1877. S. 291.

hard mit Maindouze als zweitem Sekretär zu Toulon eingeschifft. Die Reise ging mit Aufenthalten über Nizza, Genua, Livorno. Von hier wollte er sich nach Rom begeben.

Unter so seltsamen Umständen sollte der ehemalige Tübinger Stiftler die ewige Stadt, das Ziel seiner Jugendsehnsucht, betreten. Er hatte seine Studien auf der Hochschule mit Vorliebe dem römischen Altertum zugewandt. Den Tibull hatte er in deutsche Distichen übertragen, an den römischen Elegikern seine eigene dichterische Begabung geschult. England zu sehen und Italien zu sehen, dort das Land der politischen Freiheit, hier das Land der klassischen Schönheit, das war der Traum der Jugendfreunde gewesen. Damals — so sang Reinhard im Rückblick auf jene Tage in einem späteren Gedicht,

> Damals sah ich die Insel des selbst sich gebietenden Briten
> In prophetischem Traum und das italische Land.

Und denselben Hoffnungen und Phantasien hatte C. Ph. Conz schon im Herbst 1783 Ausdruck gegeben, als er dem von der Hochschule scheidenden Freund bewegt nachrief:

> Wo in Klüften der Nacht Zukunft die Pforten hebt,
> Bahnt sich Wege die Phantasie.
> Welcher Sterbliche hob kühn je den Vorhang auf?
> Vom Gestade des Po winken mir Freuden her,
> Wo an rieselnden Quellen sich,
> In Zitronengebüft, unter Pomranzenlaub
> Baut' an Mälern der alten Kunst
> Ihren Tempel Natur . . . . .
> Oder wandl' ich im Geist, da wo beschattender
> Ernst dem Briten Gedanken zeugt:
> Oder drüben, wo noch in Caledoniens
> Höhen Ossians Schatten weht.
> Sieh! So strebt es hinaus in die Unendlichkeit
> Seines Wollens, dies flutende
> Nimmer rastende Herz, leiht ihm die Fantasie
> Ihre Segel: doch schrumpfen nicht
> Oft vom Sturme sie ein; hüllt mir nicht Wolkennacht
> Oft den Himmel, und schwärzt die Flut? —
> Welcher Sterbliche hob kühn je den Vorhang auf?

Für den einen der beiden Freunde war nun das Traumbild zur Wahrheit geworden, auf eine Weise, wie es die schwäbischen Magister doch sich nicht träumen mochten. Im Dienste der fränkischen Nation sah Reinhard sich erst nach England, jetzt nach Italien geschickt. Er durfte mitwirken zum Sturze der verhaßten Macht, die dem begeisterten, mit Leib und Seele der Revolution ergebenen Pfarrersohn als der eigentliche Tyrannensitz, als der Mittelpunkt aller völkerfeindlichen Mächte galt. Er durfte die Sieben Hügel sehen mit ihren großen Erinnerungen, die Heimat der Decius und Brutus, das Kapitol, Buonarrotis stolze Kuppel . . . .

Da ward den Erwartungen, die seine Brust schwellten, durch den Papst ein jähes Ende bereitet. Reinhard hatte im Hinblick auf das Schicksal Bassevilles angefragt, ob es ihm und seinem Begleiter erlaubt sei, den Weg über Rom zu nehmen. Der Papst erwiderte, er gebe seine Einwilligung, doch unter der Bedingung, daß sie des Abends ankämen und noch in der Nacht abreisten. Die Vertreter der Republik konnten in dieser Antwort, wenn sie auch mit der Rücksicht auf ihre eigene Sicherheit begründet war, nur eine höhnische Abweisung erblicken. Reinhard mußte darauf verzichten, Rom zu sehen; er war genötigt, den Weg nach Neapel zur See zu nehmen. Es war am 4. Mai, als er, zu Schiff, an der Küste von Latium vorbeifahrend, der Kuppel von Sankt Peter ansichtig wurde, und dieser Anblick — so nah dem erträumten Ziele und unerbittlich von demselben zurückgewiesen — gab ihm die zornvollen Verse ein: [1])

---

[1]) In der Deutschen Rundschau Nov. 1885 habe ich diese Ode nach einer Handschrift veröffentlicht, die aus dem Besitz einer Enkelin Reinhards stammt. Hier lasse ich das Gedicht in der Fassung folgen, wie es in der schweizerischen Zeitschrift: Beyträge zur Geschichte der französischen Revolution I. Band, 1795, S. 185 veröffentlicht wurde, und bemerke nur einige Abweichungen der Handschrift.

Bassevilles Schatten.

Im Angesicht von Rom.

Am 4. Mai 1793.

Es sei! Verschließe mir, des neuen Frankens Sohne,
Die Stadt, die sieben Hügel deckt,
O Priester, am Altar und auf dem morschen Throne
Vom Ruf der Freiheit aufgeschreckt.

Ich eile stolz vorbei an Buonarrotis Ehre,
Des fabelhaften Peters Dom.
Mit dieser Woge, wo sich gattet mit dem Meere
Die gelbe Tiber, flieh ich Rom;

Sie wälzt noch unvermischt sich zu dem Ozeane,
Bald unterjocht und farbenlos.
So, Priester, schwimmt der Wahn von Deinem Vatikane
Noch jetzt in lichter Zeiten Schoß.

Nicht immer so verbannt werd' ich vorüber schreiten
Am Ufer, wo einst Brutus stand,
Es tönt ums Kapitol ein Nachhall größrer Zeiten,
Der hohe Namen Vaterland.

Umsonst beschwörest du, vom Arm der Zeit ergriffen,
Ungläubig selbst an deine Macht,
Den Schatten Hildebrands und Loyolas Tartüffen,
Und alle Täuschungen der Nacht.

Umsonst bewaffnest du zum Morde deine Sbirren
Und deinen Pöbel zum Verrat,
Dich schreckt der Freiheit Freund, um den die Fesseln klirren,
Dich foltert jene Frevelthat,

Da — o mein Vaterland! noch ist sie nicht gerochen —
Dein Abgesandter von der Hand,
Die Kreuz und Dolche schwingt, umarmt und dann durchstochen,
Was Priestertreue sei, empfand

Und hilflos und verhöhnt von dummem [1]) Aberglauben
Umstürmt, den Tod drei Tage rief,
Am dritten, unbekehrt, treu seinem großen Glauben,
Der Freiheit Märtyrer, entschlief.

Des Tags der Rache harrend irren seine Manen,
Er blickt hinaus auf Land und Meer.
„Noch," spricht er, „wehen nicht die dreigefärbten Fahnen
Von Mitternacht und Abend her —

Europa taumelt auf vom Schlaf der Vorurteile
Und ist dem edlen Volke gram,
Das, schon zu Thaten wach, mit ungestümer Eile
Den tiefen Schlaf zu stören kam.

Wer Völker unterjocht, schwört meinem Vaterlande
Den Untergang mit bleichem Mund.
Es treten gegen uns, wert ihres Jochs, o Schande,
Die Völker selber in den Bund —

Versöhnt umarmen sich, den nahen Sieg zu feiern,
Tyrannenwut und Priestertrug;
Für sie strömt Deutschlands Blut, das beiden Ungeheuern
Einst jene tiefe Wunde schlug.

Selbst Albion vergißt der freiheitsvollen Jahre,
Und der Satrape, dem es fröhnt,
Verkauft um schnöden Preis dem Thron und der Tiare
Ein Volk von Sydneys Geist entwöhnt.

Wohlan! das Schlachtschwert klirrt, Blut sei des Bodens Weihe,
Auf dem der Menschheit Hoffnung ruht!
Gerüstet stehen sie, die Millionen Freie,
Zu strafen Fürsten-Übermut,

---

[1]) Handschr.: wildem.

Den blanken Stahl voran, der Freiheit Lied im Munde,
Mehr Römer, Decius, als du.
So stürzen eines Schritts sie der Kanonen Schlunde
Zehntausend Deciusse zu!

O Franken! edles Volk für Menschlichkeit geschaffen,
In jeder Tugend liebenswert,
Dich treffe nicht der Fluch, wenn die verwirrten Waffen
Der Bürger gegen Bürger kehrt.

Schwer falle jeder Mord und jeder Waise Stöhnen
Und jede diese Greuelthat[1])
Dem Feindesbunde heim, der altem Wahn zu fröhnen
Vernunft und Recht zu Boden trat.

Noch mancher schwarze Tag traurt über Blutgefilden,
Noch manche Mitternacht umhüllt
Verbrecherischen Rat, der zischend aus dem wilden
Giftvollen Herzen überquillt,

Bis, der das Schicksal lenkt und vom umwölkten Sitze
Der Zeiten Glück[2]) und Elend wägt,
Hier mit der Freiheit Schwert, dort mit der Wahrheit Blitze
Europas Irrtum niederschlägt.

Dann, Franken, beut Natur dir wieder ihre Schätze
Und zum Genusse Jugendkraft,
Dann schließt Vernunft den Bund im Tempel der Gesetze
Mit schlackenloser Leidenschaft,

Dann komm' in edlem Zorn und räche meine Wunde,
Dann eil' ins Kapitol heran,
Und vom Tyrannensitz in schicksalsvoller Stunde
Künd' aller Geister[3]) Freiheit an!"

---

[1]) Handschr.: höllentstammte That.
[2]) Handschr.: der Völker Schuld.
[3]) Handschr.: allen Völkern.

4.

Guhrauer kannte diese Ode und wandte auf sie das Wort an: „facit indignatio versum“[1]). Es ist Kraft, Schwung, Leidenschaft in diesen Versen. Man vernimmt den Ton einer starken Überzeugung, wenn man auch das rednerische Pathos, wie die Zeit und zumal die Parteigänger der Revolution es liebten, mit in Kauf nehmen muß. Bassevilles Schatten trennt den Dichter von den sieben Hügeln, und so gestaltet sich das Gedicht ungesucht zu einer Vision, vergleichbar demjenigen Montis, nur daß bei dem Italiener der Schatten nach Versöhnung, bei dem deutschgeborenen Franzosen nach Rache verlangt. Dort verkündigt das Gesicht den Sieg der Kirche, hier den Sieg der Freiheit. Beide Dichter greifen nach den stärksten Ausdrücken, mit denen sie die gegnerische Sache verunglimpfen, und ein gerechtes Urteil werden wir hier so wenig als dort suchen. Aber die erhitzten Leidenschaften des Tags finden hier und dort eine monumentale Sprache; es sind charakteristische Zeitbilder, gerade in ihrem Gegenüber doppelt ausdrucksvoll. Bei Reinhard aber war die Erregung durch ein persönliches Motiv verschärft und gewissermaßen entschuldigt: er sah sich verhöhnt und er war um eine Hoffnung betrogen. Wir spüren in dem Zornesausbruch die ungeheuchelte Empfindung und wir wissen, daß allen entmutigenden Erfahrungen zum Trotz der Glaube des Dichters an den Sieg der Freiheit noch lange ausgehalten hat, bei allem späteren Wechsel seiner äußeren Schicksale.

Nicht dasselbe läßt sich von dem italienischen Dichter sagen. Nach wenigen Jahren hat Monti der Sache, für die er so prachtvolle Terzinen baute, treulos den Rücken gekehrt. Schon daß er seine Dichtung nicht vollendete, erklärt sich daraus, daß der päpstliche Hofpoet bei dem siegreichen Fortgang

[1]) Historisches Taschenbuch von Fr. v. Raumer. 1846. S. 217.

der Revolution an seiner Sehergabe irre wurde. Noch vor dem Frieden von Tolentino begann er das aufgehende Gestirn Bonapartes zu feiern und dem Sieger zuzujauchzen, „der, die langen Leiden der Menschheit rächend, die altersschwache, mit Verbrechen besudelte Kirche zu Tode hetzt". Kurz nach dem Friedensschluß verläßt er das sinkende Schiff Petri und sucht Unterkunft in der Cisalpina. Von nun an verfolgt seine Muse mit demselben Eifer, mit dem sie früher die Revolution verfolgte, die Schurkerei der heiligen Babylon, Priestertrug und Priestergrausamkeit, Aberglauben und Fanatismus. Derselbe Papst, den er einst als einen Halbgott besungen, ist ihm jetzt der Tyrann im Vatikan, der aus einer Lache von Blut die Priester speist, um sie zu unmenschlicher Wut zu reizen. Und als Pius VI. Rom verlassen muß, singt er ihm eine Ode voll von Verwünschungen nach: er fordert die Insel Sardinien auf zu entfliehen, damit das letzte der Ungeheuer keine Grabstätte finden möge! Ja, er widerruft seine Bassvilliana, die ihm den Zorn der Freiheitsmänner eingetragen hat, oder genauer: er klagt sich selbst der Lüge und Verstellung an, indem er jetzt glauben machen will, er sei der innigste Freund Bassevilles gewesen, und nur um dem Verdacht und der Verfolgung in Rom zu entgehen, habe er scheinbar seine Muse in den Dienst der verhaßten Kirche gestellt:

Die Zunge log, das Herz war ohne Flecken,
Und Not gebar die Schuld. Verschlossen hatten
Jedweden Weg der Rettung Furcht und Schrecken.
O meines Freunds getäuschter Schatten.
O Bassevilles heil'ge Asche, könnt'st du sprechen!
Dein Zeugnis käme meiner Schuld zu statten.

(P. Heyse.)

In einem Brief an eben jenen Francesco Salfi, der als Dichter sein Rivale war, versuchte Monti allen Ernstes diese Erfindung glaubhaft zu machen und dadurch den Zorn der Franzosenfreunde zu beschwichtigen. Man kann die Bassvilliana nicht

lesen, ohne an den unrühmlichen Gesinnungswechsel des Dichters zu denken, und auf diesem Hintergrunde kann sich neben Montis wohlgedrechselten Terzinen Reinhards ungelenk polternde Ode mit Ehren sehen lassen.

5.

Im Mai 1793 muß Reinhard in Neapel angekommen sein. Nur wenige Monate währte sein Aufenthalt daselbst. Der neapolitanische Hof hatte bloß die Abfahrt jenes Geschwaders unter La Touche Ende Januar abgewartet, um seine wahren Gesinnungen wieder hervorzukehren. Zwar der König war ängstlich und vermied es, Verdacht zu geben; er unterließ es sogar, dem Seelenheil des hingerichteten Königs von Frankreich, seines Schwagers, diejenigen religiösen Feierlichkeiten zu widmen, die bei Todesfällen in der Familie üblich waren. Um so weniger zurückhaltend war die Königin Karoline, und es kümmerte sie auch nicht, wenn Makaus „lauerndes und keineswegs nachsichtiges Ohr" ihre Äußerungen erfuhr. Ungeduldig ertrug sie die aufgezwungene Neutralität, man rüstete unter der Hand die Flotte, und ein österreichischer General war im Lande, der den Oberbefehl des Landheeres übernehmen sollte. Schon im März berichtete der Gesandte Fontana nach Venedig, die Stellung des Hofes könne sich unter Umständen leicht ändern; alles komme darauf an, daß befreundete Geschwader im Mittelmeer erscheinen. Zu der Zeit, als Reinhard in Neapel eintraf, waren die Verhandlungen Actons mit der britischen Regierung bereits im Gange. Am 12. Juli kam der geheime Vertrag mit England zum Abschluß. Neapel war jetzt der großen Koalition beigetreten; doch konnten die offenen Feindseligkeiten erst ihren Anfang nehmen, als sich Neapel durch das Erscheinen einer englischen Flotte im Mittelmeer gedeckt sah. Inzwischen verlebte die französische Gesandtschaft peinliche Wochen. Ohnmächtig mußte sie den Rüstungen zusehen, und vergebens protestierte Makau

gegen die Verfolgung der französisch Gesinnten, gegen die Schließung der Klubs, gegen die Verhaftungen, durch welche die unterirdischen Kerker von Sant Elmo sich anfüllten. Die Königin ließ durch einen L. Custode auf der französischen Gesandtschaft wichtige Papiere entwenden: der Thäter wurde entdeckt, als Dieb vor Gericht gestellt, aber freigesprochen und durch die besondere Gunst des Hofes ausgezeichnet. Makau mußte noch mit ansehen, wie im September ohne vorangegangene Kriegserklärung das neapolitanische Geschwader unter Segel ging, um sich vor Toulon mit der Flotte des Admirals Hood zu vereinigen. Dann erhielt er die Aufforderung zur Abreise. Es war vorauszusehen, daß jetzt vollends ein unerbittliches Gericht über Franzosen und ihre Anhänger ergehen werde. Wer konnte, der floh, und dasselbe Fahrzeug, welches Makau und Reinhard aus dem Hafen von Neapel nach Livorno trug, hatte auch die Witwe und den Sohn des ermordeten Basseville aufgenommen.

Erst im November 1793 ist Reinhard nach Paris zurückgekehrt. Mangel an Geld scheint ihn längere Zeit in Genua festgehalten zu haben. Es war ein Glück für ihn, daß er diese ganze Zeit von der Hauptstadt entfernt war, wo inzwischen das Schicksal seiner Gönner, der Girondisten, sich erfüllte. Auch so mußte er darauf gefaßt sein, nachträglich in den Sturz der Freunde, denen er sein Emporkommen verdankte, hineingezogen zu werden. Doch gerade in dieser entsetzlichen Zeit hat sich sein Entschluß, bis zum letzten Augenblick seinem Adoptivvaterlande sich zu weihen, unerschütterlich befestigt. Am Tage nach seiner Rückkehr, am 12. November, wurde er an Baudrys Stelle (der im Gefängnis saß und am 24. Juli des folgenden Jahres unter der Guillotine endete) zum Vorstand einer Abteilung im auswärtigen Ministerium ernannt.

Die Rache der Republik für die Ermordung Bassevilles ist erst durch Bonaparte vollzogen worden. Nach den ersten

Siegen in Piemont im Frühjahr 1796 sagte er zu seinen Soldaten, noch hätten sie nichts gethan: „noch treten Bassevilles Mörder auf der Asche der Brutusse herum". Und am 21. Mai rief er ihnen unverrückt dasselbe Ziel weisend zu: „Mögen sie zittern, die die Dolche des Bürgerkriegs in Frankreich segneten, die unsere Gesandten erwürgten." Als im folgenden Monat Bonapartes Heer in die Kirchenstaaten einrückte, bildete der römische Mord einen der Beschwerdepunkte, für welche die Republik Sühne verlangte, und in den Verträgen von Bologna und Tolentino ward dem Papste auch die Bedingung auferlegt, durch eine Gesandtschaft in Paris Genugthuung für jenen Mord zu geben und den Hinterbliebenen eine Entschädigungssumme zu bezahlen. Die harten Bedingungen des Friedens von Tolentino haben den Sturz der päpstlichen Herrschaft nicht abgewendet. Ein neues blutiges Ereignis in Rom, das gewaltsame Ende des französischen Generals Duphot am 28. Dezember 1797, führte die Katastrophe des Kirchenstaats herbei. Als im Februar des folgenden Jahres im Auftrag Bonapartes der General Berthier sich der ewigen Stadt näherte, richtete er vom Monte Mario aus an die päpstliche Regierung eine Reihe von Forderungen, unter welchen auch diese war, daß auf den Plätzen, wo Basseville und Duphot ermordet wurden, Denkmäler errichtet werden sollten. Unter dem Schutz der französischen Waffen ist dann am 15. Februar die römische Republik ausgerufen und fünf Tage darauf Pius VI. nach Toskana verwiesen worden, wo er erst in einem Kloster zu Siena, dann in der Karthause bei Florenz als Gast des Großherzogs Zuflucht fand. Auf das Kapitol aber stiegen wieder Ädilen, Konsuln redeten auf dem Forum zum Volke der Quiriten; in der Anrede, mit welcher Berthier der neuen Republik die Weihe gab, rief er die Namen der Cato und Pompejus, der Brutus und Cicero an. Die Stunde schien gekommen, deren Verkündigung Reinhard am Schlusse seiner Ode dem Schatten

Bassevilles in den Mund gelegt hatte, die Stunde, da das neue Franken in edlem Zorn aufs Kapitol stieg und allen Völkern die Freiheit ankündigte .... Ein kurzer Rausch, dem ein grausames Erwachen folgte!

Der Zufall hat gewollt, daß Reinhard noch weiter in unliebsame Berührung mit dem Papste kommen sollte, der ihm um Bassevilles Schatten willen die Thore Roms verschlossen hatte. Wenige Tage bevor der flüchtige Pius VI. auf der Karthause anlangte, war Reinhard als Gesandter des Direktoriums in Florenz eingetroffen (25. Mai 1798). Es gehörte zu seinen Hauptaufgaben, wie die politischen Ausgewanderten überhaupt, so auch den Papst in seinem Zufluchtsort zu beaufsichtigen und der Florentiner Regierung die Verantwortung für die Folgen dieses Aufenthalts einzuschärfen. Wiederholt hatte er vom Direktorium Befehle zur Ausweisung des Papstes auszurichten, der denselben aber stets und mit Erfolg sein hohes Alter und seinen leidenden Zustand entgegensetzte. Man hat Zeugnisse, wie verdrießlich dieses Geschäft sowohl dem Gesandten Reinhard war, als dem Minister Fossombroni, der über „tägliche Belästigungen“ klagte, welche ihm der ungebetene Gast in der Karthause verursachte. Als aber im März 1799 auch die großherzogliche Regierung durch die Franzosen umgestürzt wurde und Reinhard als Kommissär die Regierung des Landes in die Hand nahm, kam auch der Befehl des Direktoriums zur Ausweisung des Papstes rasch zum Vollzug. Pius VI. mußte seine letzte Reise antreten, auf der er zu Valence am 29. August 1799 gestorben ist — zu einer Zeit, da auch das Regiment Reinhards in Toscana bereits wieder ein Ende genommen hatte.

Heinrich Lang.

1876.

Aus einem württembergischen Pfarrhaus stammend, selbst für den vaterländischen Kirchendienst bestimmt und folglich die theologischen Bildungsanstalten des Landes durchlaufend, durch das Jahr 1848 aus dieser Bahn geworfen, in der Schweiz eine neue Heimat und eine feste Berufsstellung findend, erst in einem Bergdorfe, dann in einer großen Landgemeinde, zuletzt in der Stadt Zürich, in Wort und Schrift einer der ersten Vorkämpfer des freien Protestantismus, bis ihn ein jäher Tod in der Fülle der Kraft, in der Mitte seines Laufes dahinrafft, — das ist in wenigen Worten die Summe des Lebens, das hier in seinen Hauptzügen geschildert werden soll. Als Lang ein Jahr vor seinem Tod seine Jugenderinnerungen niederschrieb, wollte er damit zugleich „den großen Geisteskampf zwischen Autorität und Freiheit schildern, wie er in den Lebens- und Bildungsgängen eines Theologen der letzten Jahrzehnte sich ausgeprägt und widergespiegelt hat.“ Ohne Überhebung, die ihm fremd gewesen ist, durfte er so reden. Sein Leben ist ein Stück deutscher Kulturgeschichte. Der Widerstreit zwischen der überlieferten Kirche und der modernen Bildung hat in ihm eine individuelle Lösung gefunden, die aber vermöge seines Berufs und seiner agitatorischen Begabung zu einer weithin sichtbaren Standarte wurde. Alles was in unseren Tagen zur Ausgleichung des Gegensatzes von Wissenschaft und Kirche geschieht, ist Versuch; doch der Versuch ist um so wertvoller, je mehr er von einer lauteren und kraftvollen Persönlichkeit getragen ist. Denn die

Persönlichkeit ist bei neuen Richtungen ein entscheidendes Moment. Den schwächeren Geist trägt und hebt die Überlieferung; wo neue Bahnen gebrochen werden sollen, ist die Macht gediegener Charaktere unentbehrlich.

Im Grund ist die Aufgabe, das Christentum den Bedürfnissen der Völker und der Zeiten anzupassen, so alt als das Christentum selbst. Sie wiederholt sich in allen Epochen. Die Geschichte unserer Religion ist ein fortlaufender Prozeß der Auseinandersetzung mit dem Wechsel der Gesittungen. Daher ihre elastische Lebenskraft, die nicht umzubringen ist, ihre Perfektibilität, wie man es früher genannt hat, daher die ruhelose, innere Bewegung, die beständigen Kämpfe und Reibungen in ihrem Schoße. Es ist die einzige Religion, die sich gleichsam über sich selbst zu erheben vermag, durch Erneuerungsprozesse, die doch immer wieder an den geschichtlichen Ursprung anknüpfen und demnach als Rückkehr zum Prinzip sich ankündigen dürfen. Doch eine ernstliche Krisis, ernstlicher als alle früheren, hat entstehen müssen, als die wissenschaftliche Kritik eben den geschichtlichen Ursprung des Christentums, die Person des Stifters, die ältesten Urkunden zum Gegenstand des Zweifels und der Untersuchung machte, als sie mit den überlieferten Vorstellungen gründlich aufräumte, und, was vormals ein von allen Parteien anerkannter Boden der gläubigen Verehrung gewesen war, für den Augenblick in ein weites Trümmerfeld verwandelte. Hier schien eine nicht zu füllende Kluft aufgethan. Entweder man zog sich vorsichtig auf den Boden der Kirche zurück und vermied ängstlich die Berührung mit der Wissenschaft, oder wer mit dieser zu tief sich eingelassen hatte, entschloß sich der Kirche den Rücken zu drehen. Wie schien, wenn jene Glaubensvorstellungen zerpflückt waren, noch ein freudiges Wirken in der Kirche und für die Kirche möglich? Allein jetzt konnte die innere Spannkraft des Christentums ihren höchsten Triumph feiern. Kaum war jene Kluft aufgethan, so fehlte es nicht an geschäftigen Bemühungen aller

Art, sie zu überbrücken. Die ganze Krisis des heutigen Protestantismus dreht sich um dieses Problem. In dieser Bewegung stand Heinrich Lang mitten inne, und er nahm in ihr dadurch eine eigentümliche Stellung ein, daß er die Lösung auf einem kühneren und radikaleren Wege suchte, als bis dahin innerhalb der deutschen Kirche versucht worden war. Denn mit dem gleichen Nachdruck wie den alten Kirchenglauben, griff er die unwahren und künstlichen Wege der Vermittlung an. Er ließ der Wissenschaft ihr volles Recht, ohne jeglichen Abzug, mit der ganzen Freudigkeit eines modernen Menschen, doch zugleich verlangte er für das religiöse Gebiet ungeschmälert das eigene Recht. Daß beides zusammen möglich sein müsse, die volle Freiheit des Denkens und ein überzeugtes ehrliches Wirken in der Kirche, das ist er nicht müde geworden, mit so viel Scharfsinn als Beredsamkeit darzuthun. Daß es möglich ist, hat er durch sein eigenes Beispiel bewiesen, durch eine vieljährige, begeisterte Hingabe im Beruf, den er mit keinem andern tauschen mochte.

Jene Jugenderinnerungen sind unter der Aufschrift: „Bis zur Schwelle des Pfarrhauses“ in der Gartenlaube erschienen. Den ganzen Lebenslauf und die Summe seines Wirkens haben kurz nach seinem Hingange zwei treffliche Schweizer Freunde dargestellt: in der Neuen Züricher Zeitung Prof. Aloys Emanuel Biedermann, in der Reform Dekan Karl Ed. Mayer, einst sein Amtsgenosse und vertrauter Nachbar im Rheinthal[1]). Dazu soll eigene Erinnerung helfen, das Bild der Persönlichkeit zu ergänzen, die den Näherstehenden so viel und wohl noch mehr gewesen ist, als was er für weite Kreise gewirkt und in seinen Schriften hinterlassen hat.

Heinrich Lang ist am 14. Nov. 1826 als das achte von zehn Geschwistern im Pfarrhause zu Frommern, O.A. Balingen,

---

[1]) Beide Lebensbeschreibungen sind in erweiterter Gestalt als eigene Schriften erschienen, die von Biedermann in Zürich, C. Schmidt 1876, die von Mayer in Basel, Krüsi 1877.

geboren. Zwei Jahre darauf wurde dem Vater, Heinrich Wilhelm (geb. 1780) die Pfarrei Aldingen, O.A. Spaichingen, übertragen, und im Jahr 1838 kam er an die Gemeinde Schwenningen, wo er 1863 im Alter von 83 Jahren starb. Der Sohn schildert ihn als eine ernste, einsame und nachdenkliche Natur: „Wir sahen ihn selten anders als in Gedankenarbeit begriffen, die oft so lebhaft war, daß er die inneren Bewegungen, die Dialektik der Begriffe in seinem Geiste durch Gestikulationen der Hände und des Mundes anzeigte.“ Seine Religiosität war von heller, kantisch verständiger Art; der Pietismus mit allem, was drum und dran hängt, war ihm zuwider. Die Mutter dagegen, Anna Katharina, geb. Beutter, war eine Frohnatur, die das Herz stets auf der Zunge hatte, voll Wohlwollen und Güte, emsig im Haus, im Garten und im Feld. Die Erziehung der Kinder war einfach, patriarchalisch und frei: „Man ließ uns wachsen wie die die jungen Bäume . . . Ich glaube nicht, daß jemand eine glücklichere Kindheit verlebt habe, als sie mir zu teil geworden ist. Wenigstens liegt sie heute in meiner Erinnerung wie eine Landschaft voll Sonnenschein.“ Das ernstliche Lernen fing erst mit dem achten Jahre an. Wie schon der Vater aus einem Stadtpfarrhause stammte, wie bereits zwei ältere Brüder Paul und Theodor die geregelte Bahn beschritten hatten, die in Württemberg durch die Lateinschule, durch das niedere Seminar und dann durch das Stift in Tübingen hindurch zum geistlichen Amte führt, so verstand es sich von selbst, daß auch der jüngste mit seinem frühzeitig sich regenden Feuergeist auf diese Bahn geleitet wurde. Er konnte sich auch nichts Besseres wünschen und hat zeitlebens anerkannt, was er diesen Anstalten verdankte. Zielt doch der ganze Studiengang, wie er hier zu Hause ist, nicht auf mechanische Abrichtung für den Beruf. Auch in Zeiten einer gesteigerten Reaktion hat man nicht ernstlich an dem Charakter dieser Stätten einer in erster Linie humanen Bildung zu

rütteln gewagt. Das Studium des klassischen Altertums beherrscht im niederen Seminar alle Unterrichtszweige; unsere Zeit ist geneigt, das einseitig zu schelten, ich wünsche aber den schönen Klöstern zu Urach und Blaubeuren, Maulbronn und Schönthal, daß ihnen diese Einseitigkeit noch recht viele Jahre gewahrt bleibe. Lang hatte in der Lateinschule zu Sulz einen tüchtigen Schulsack sich angeeignet und war, als es im Jahr 1840 zur Aufnahmsprüfung in das Kloster Schönthal kam, das eben der zweite Bruder verließ, einer der Fähigsten. Der Ephorus schilderte ihn in der ersten Zeit als „zarten, guten, lieben, fleißigen Jungen". Eine heftige Erkrankung an der Gesichtsrose, die ihn dreimal nach einander befiel, warf ihn in den Studien etwas zurück. Auch fehlte es nicht an der diesem Alter eignen Selbstquälerei und Gefühlsschwelgerei, an schwärmerischen Freundschaften; es wurde ein besonderer Tugendbund gebildet, an dem er teilnahm. Aber dabei wurde doch tüchtig gelernt; eine enthusiastische, ideal angelegte Natur, hat er in Schönthal vor allem an den Dichtern und Rednern, Geschichtsschreibern und Philosophen des Altertums Nahrung für seinen Wissensdurst gefunden. Daneben drangen, als nicht allzustreng verbannte Schmugglerware, die Geister der neuen Litteratur auf die Empfindung des Jünglings ein, Shakespeare, Goethe und Lessing — „da las ich und las wieder und wieder im Wald und im Zimmer, verarbeitete die Anregungen im Geiste, bewegte die Gefühle im Herzen, hatte die Gestalten immer vor Augen. Das stürmte und drängte im Herzen; das war ein Frühling der Romantik zuerst in leisem, unhörbarem Wehen, dann im vollen Blütenmeere." Aber auch vom modernen kritischen Geiste drang schon etwas in die Klosterzelle ein und wurde hier eingesogen mit der fürwitzigen Lust, mit der das Kind eine süße, fremdartige, aus fernem Land kommende Frucht genießt. Der schon nach Tübingen abgegangene Repetent Rümelin (der heutige Kanzler der Universität) hatte der

vorigen Promotion ein Heft diktiert, das eine Philosophie der Geschichte nach Hegel enthielt. Das Heft fiel Lang in die Hände und er verschlang es mit Begierde: „was an der Hegelschen Philosophie wirklich fruchtbringend und einflußreich gewesen ist, die Betrachtung des Weltganzen unter dem Gesichtspunkt einer stetigen und organischen Entwickelung, das hatte ich auf diese Weise längst losbekommen, ehe ich die Universität betrat."

Im Oktober 1844 erfolgte die Aufnahme ins Tübinger Stift. So beschränkt die akademische Freiheit war, so blieb doch Raum für die Genüsse geselligen Burschenlebens, und Lang gab sich ihnen mit der ganzen Frische einer gesunden und begeisterten Natur hin. Er schloß sich der Stiftsverbindung „Nordland" an, „aus Vorliebe für den naturwüchsigen, derbkräftigen Geist, der hier vorwaltete" und welcher Fleiß in den Studien keineswegs ausschloß. Am Stift schätzte er besonders die Freiheit, die für den Gang der Studien einem jeden gelassen wurde, insbesondere die Abwesenheit des Kollegienzwangs. Von dieser Freiheit machte er denn auch einen ausgiebigen Gebrauch: er war ein schlechter Kollegienbesucher. Er las viel, aber nach freier Wahl und Neigung. In den ersten Semestern trieb er fast ausschließlich Kunst und Litteratur. Dann aber hieß es härtere Brettchen bohren: durch die Weltweisheit hindurch ging es in die Gottesgelahrtheit.

In Tübingen stand damals das philosophische Studium in seiner Blüte, und zwar war es die Hegelsche Philosophie, der sich alle aufgeweckten Geister zuwandten. Die Vorlesungen von Strauß, von so kurzer Dauer sie waren, hatten eine mächtige Wirkung zurückgelassen. Als ein Triumphator schien der Geist Hegels in dieselben Räume zurückgekehrt zu sein, von denen er einst die ersten Flüge gewagt hatte. Diese Philosophie lag in der Luft, man sog sie mit den Atemzügen ein. Geistvolle Lehrer boten sie, ihrer stachligen Hülle entkleidet, einer begeisterten Jugend dar. Keck wurden die un-

erbittlichen Folgen aus ihr gezogen, an denen die älteren Schüler des Meisters vorbeigegangen waren. Die Philosophie war wieder in den Mittelpunkt der Studien gestellt, und der Abschluß aller Weisheit schien in dem neuesten System gegeben, das alle früheren als Momente in sich schloß, ja das Weltganze mit seinem Werden und Vergehen, mit seinem ewigen Kreislauf der Dinge in sich nahm, und das zugleich mit einem freudigen Mut ausrüstete, in dieser Welt dem Fortschritt und der Freiheit zu dienen. Denn diese Philosophie drängte nach vorwärts, nach Bethätigung des Geistes in der Welt, sie deutete in die Zukunft; man hat niemals so viel von „überwundenen Standpunkten" geredet wie damals. Das war eine Nahrung für begeisterte, phantasievolle Jugend. Wenn sie in ihrem Studiengange der Reihe nach alle Systeme kennen gelernt hatte: hier fand sie ein Weltbild, das dichterischem Sinne alle Rätsel löste, hier zugleich die Lust und den Antrieb zu unabhängiger, schrankenloser Forschung. „Nichts in der ganzen Menschengeschichte war mir häßlicher und abscheulicher als die Engherzigkeit der Theologen, welche der freien Forschung ihr unfehlbares Buch oder ihr fertiges Dogma entgegenstellen." Man kann sich denken, mit welcher Hingabe Jünglinge von dieser Geistesart dem siegreichen Feldzuge folgten, den gerade damals F. Ch. Baur auf dem Gebiete der neutestamentlichen Kritik unternahm. In denselben Jahren, in denen Lang im Stifte war, teilte der verehrte Lehrer der Welt seine großartigsten Entdeckungen mit. Eben hatte er seine dogmengeschichtlichen Arbeiten abgeschlossen und sich ganz der neutestamentlichen Kritik zugewandt. Jetzt erschienen in rascher Folge die Abhandlung über das Johannesevangelium (1844), der Apostel Paulus (1845), die Untersuchungen über die kanonischen Evangelien (1847). Welche Lust, diese Fülle von Entdeckungen aus erster Hand zu empfangen! In denselben Jahren schrieb Zeller seine Untersuchungen über die Apostelgeschichte, gab Schwegler in seinem

Nachapostolischen Zeitalter zum erstenmal ein Gesamtbild der urchristlichen Entwickelung, wie sie nach den Forschungen der kritischen Schule sich darstellte, schrieb Vischer seine Ästhetik. Zellers Theologische Jahrbücher und die von Schwegler herausgegebenen Jahrbücher der Gegenwart waren die Organe der neuen Schule, deren Genossen auf den Gebieten der Theologie und Philosophie, der Kunst und Litteratur, der Rechtswissenschaft und der Politik wetteiferten; denn in alle Fächer, und aus der Schule ins Leben hinaus sollten die leuchtenden Gedanken der neuen Lehre getragen werden.

Das war die Atmosphäre, die damals die Universität Tübingen erfüllte. Eine Zeit ernster wissenschaftlicher Arbeit und freudiger Schaffenslust. Aber nun? Wie stand es mit dem Beruf, der am Ende der Studienzeit winkte? Wer in diesem Wissensrausch einen Augenblick nüchtern an die Zukunft dachte, dem konnte wohl bange werden. Hier war der Gegensatz zwischen Wissenschaft und Kirche nicht ein lehrhaftes Problem, sondern eine Lebensfrage für den Einzelnen. Das eingesogene Wissen stimmte schlecht zu dem kirchlichen Amt, für das die Jugend im Stift erzogen wurde. Entweder das eine oder das andere. Wer aus jenen begeisternden Quellen getrunken hatte, schien darauf verzichten zu müssen, zum Kirchenamt zugelassen zu werden; umgekehrt wer an seine Pfarre dachte, mußte sich hüten, allzutief in die neue profane Wissenschaft sich einzulassen, oder dieser sobald als möglich den Rücken kehren. Über die Ungunst, in der die neue Richtung bei der Kirchenbehörde stand, konnte kein Zweifel sein. Das Schicksal von Strauß war eine lehrreiche Warnung; seitdem aus der Repetentenstube die furchtbare Brandrakete aufgestiegen war, fuhr in die Kirche ein panischer Schrecken. Sie schloß ihre Glieder. Zunächst war man auf Reinigung der Lehrkräfte bedacht; mindestens sollte der neuen Richtung der Nachwuchs abgeschnitten werden; jüngere Talente sollten wissen, daß ihnen schlechterdings keine Aussicht

auf jenen Wegen bleibe. Zwar Baur selbst stand zu hoch, als daß man gewagt hätte, an ihn zu rühren. Aber Zeller und Schwegler erfuhren die volle Ungunst der Gewalt; sie waren bloße Privatdozenten, und sie blieben es, bis sie sich in andere Fächer oder an andere Hochschulen retteten. In die erste Zeit von Langs Studienjahren war die Maßregelung Vischers gefallen, der schon zum Professor ernannt war, aber wegen seiner Antrittsrede sofort auf zwei Jahre vom Lehramt enthoben wurde. Das waren Zeichen, die verstanden wurden. Die Klügeren beugten sich. Man sah sie in Haufen die anrüchigen Irrlehren abschwören. Alle freilich nicht, und am wenigsten war das Heinrich Langs Art. Sorglos schöpfte er aus den reich erschlossenen Erkenntnisquellen, unbekümmert um die Zukunft, um die Gunst der Menschen, um äußere Rücksichten. Derlei hat er überhaupt nicht gekannt. Eine wahrhaftige Natur, freimütig bis zur Rücksichtslosigkeit, hat er nie mit seiner Überzeugung hinter dem Berge gehalten. Daß er ein Anhänger von Strauß und Baur sei, daraus machte er auch, als die Tage der theologischen Prüfung heranrückten, kein Hehl, im Gegenteil versäumte er keine Gelegenheit, sich offen und keck als solchen zu bekennen. Wie konnte anderen anstößig sein, was ihm natürlich war? Noch Jahre, nachdem mein Vetter das Stift verlassen hatte, wußte die in diesen Räumen sorgsam bewahrte Überlieferung von einer denkwürdigen Disputation zu erzählen, bei der er durch seinen Freimut Entsetzen unter den Zuhörern verbreitete. Es ist Sitte, daß im letzten Halbjahre die Vordersten der Promotion eine feierliche Disputation über irgend eine Frage der Glaubenslehre halten. Schauplatz ist der große Speisesaal. Zuhörer sind die Zöglinge des Stifts, die ehrfürchtig die Redekünste ihrer Primi anstaunen oder je nachdem an deren Verlegenheiten sich ergötzen, während am oberen Ende des lichten Saals auf einer erhöhten Bühne, der Herrentrapp genannt, das Inspektorat, d. h. das Kollegium der am Stift ange-

stellten Professoren thront, um hernach die Leistungen der Streitredner zu kritisieren. Der Gegenstand der Disputation war der wichtigste und verfänglichste: die Person Christi. Lang stritt sich mit seinem Gegner tüchtig herum; beredt und mit unerhörter Keckheit verteidigte er die ketzerischsten Lehren. Holte der Gegner seine Beweise aus der Schrift, so zerpflückte Lang die heiligen Bücher mit den Künsten, die er bei Baur erlernt hatte; ja als jener sich auf das Selbstzeugnis Jesu berief, wagte es Lang, ihm das Selbstzeugnis Muhammeds entgegenzuhalten. Bis dahin hatte alles in lautloser, wachsender Spannung zugehört. Als aber der Name des Erzlügners Muhammed ausgesprochen wurde, in diesen Räumen und vor dieser Versammlung, erhob sich Baur langsam, gewaltig von seinem Sitze. Seine Gestalt schien noch höher aufgerichtet als sonst. So trat er an die Schranke des Herrentrapps vor, warf einen durchdringenden Blick auf den kecken Disputanten hinab und bewegte sich dann langsam, ohne ein Wort zu reden, auf seinen Sitz zurück. Der Redekampf nahm dann seinen Fortgang. Von denen, die sie erlebten, wird die Scene als eine unvergeßliche geschildert.

Und dieser Disputant sollte in wenigen Wochen in ein geistliches Amt abgehen? In diesem kritischen Augenblick traten äußere Ereignisse dazwischen, die ihn zunächst ganz aus der geregelten Bahn warfen, durch eine unerwartete Wendung aber um so rascher seinem Berufe zuführten. Während seines vorletzten Semesters war die Pariser Februarrevolution ausgebrochen. Die Wirkung auf die Universität und insbesondere auf das Stift war eine ähnliche, wie sie von der ersten großen Revolution berichtet wird. Man tanzte zwar nicht um Freiheitsbäume, aber man verschlang die Zeitungen statt der dogmatischen Handbücher, schwänzte die Kollegien, übte sich in allen möglichen und unmöglichen Waffen ein, lärmte in den Versammlungen, hielt Reden, verfaßte Adressen an Polen und Franzosen, trieb Volksverbrüderung und schwelgte in mensch-

heitbeglückenden Träumen. Lang mit seiner enthusiastischen und freiheitverlangenden Natur stürzte sich kopfüber mitten in den Strudel, sein ungemeines Talent der freien Rede fand hier zuerst ein Feld, auf dem es sich nach Herzenslust üben konnte; in kurzem war er, der ausgesprochene Republikaner, Vorstand des aus Studenten und Bürgern bestehenden Volksvereins, der unter seiner Leitung die erstaunlichsten Beschlüsse faßte. Im August bestand er die theologische Prüfung. Er hatte über den Adressen, Resolutionen, Zeitungsartikeln, die er zu verfassen, über den Reden, die er zu halten hatte, denn doch die Studien nicht ganz vernachlässigt, und so ging er aus der Prüfung, in anbetracht dieser Störungen, immerhin mit Ehren hervor. Doch nachdem er sie hinter sich hatte, konnte der Brausekopf um so ausschließlicher dem Vaterlande sich zur Verfügung stellen. Zwar den unsinnigen Freischarenzug Raus, zu dem ihn dessen Urheber persönlich bereden wollte, widerriet er als abenteuerliche Tollheit; aber als infolge des Malmöer Waffenstillstandes die Wogen der Bewegung höher gingen und überall Volksversammlungen ihre Entrüstung über das Frankfurter Parlament aussprachen, trat auch Lang als Abgesandter des Tübinger Volksvereins auf der großen Reutlinger Volksversammlung vom 21. September als Redner auf und verteidigte die Anträge seines Vereins, die nicht bloß auf ein kräftiges Mißtrauensvotum gegen die Nationalversammlung ausliefen, sondern geradezu dahin gingen: „die demokratische Republik ist für Deutschland das einzige Heil, nur durch sie kann die deutsche Einheit und Freiheit errungen, die deutsche Ehre bewahrt werden.“ Die Art, wie er die Republik empfahl, ist überaus bezeichnend für ihn selbst wie für jene Zeit: er trug nämlich den Bürgern von Reutlingen und Umgegend die große Rede aus Thukydides vor, die Perikles den Athenern zum Preise ihrer Verfassung hielt, und sein Wort wirkte so zündend, daß die zu vielen Tausenden auf der Rennwiese versammelte Menge bei der Ab-

stimmung fast einmütig für die Republik sich erklärte. Am Abend brachte ihm der Tübinger Volksverein einen Fackelzug, während gleichzeitig in Reutlingen einem verständigen Bürger, der den Mut gehabt hatte, dem Idealisten zu widersprechen — es war der Kaufmann Karl Finckh — eine feierliche Katzenmusik gebracht wurde.

Das alles wäre sehr harmlos gewesen, ernstliche Besorgnisse konnte die Schwärmerei für die athenische Staatsverfassung kaum erwecken. Doch der Augenblick war ernst genug. Eine bedenkliche Gärung hatte im Lande um sich gegriffen. Die Früchte der demagogischen Bearbeitung schienen aufgehen zu wollen; man sprach davon, daß das Cannstatter Volksfest zu einer revolutionären Massenkundgebung benützt werden solle. Lang selber war noch unbefangen genug, sich nach Stuttgart und auf das Volksfest zu begeben. Aber hier wurde ihm vertraulich der Wink erteilt, daß die Behörde auf den Perikles der Reutlinger Volksversammlung aufmerksam geworden sei. Er fand es geraten, schleunig mit der Post nach Schwenningen ins Elternhaus abzureisen, und als er dort erfuhr, daß wirklich die Polizei nach ihm sich erkundigt habe, flüchtete er mit 3 Kronenthalern in der Tasche über die nahe Grenze in die Schweiz. Als ein aussichtsloser Flüchtling, der aber den Mut nicht verlor, kam er nach St. Gallen, wo er durch Tübinger Beziehungen Ansprache fand und rasch durch seine liebenswürdige, frische Natur sich in einem Kreis gleichgesinnter und hilfreicher Freunde befand. Das Glück war ihm hold. Schon nach wenigen Tagen fiel ihm ein Zeitungsblatt in die Hand, worin die erledigte Pfarrstelle in Wartau ausgeschrieben war. Sofort sandte er die Meldung ein: „Auf die erledigte evangelische Pfarrstelle in Wartau meldet sich Heinrich Lang, Kandidat der Theologie aus Württemberg.“ Das nächste war, daß er das St. Gallensche Staatsexamen ablegte: sowohl die philosophische, als die theologische Prüfung fielen glänzend aus, zum Erstaunen der Examinatoren,

die gestanden, daß der Kandidat, der sich keck zur Baurschen Schule bekannte, Dinge wisse, von denen sie selbst noch keine Ahnung besäßen. Nicht minder wußte er durch seine Probepredigt in Wartau die Gemeinde für sich zu gewinnen, die ihm sofort den Vorzug vor seinem Mitbewerber gab. Damit war denn über sein künftiges Leben entschieden; er war Schweizer und er war Pfarrer geworden, und er blieb es.

Das alles war das Werk von wenigen Wochen. Und kaum sieht er sich zum religiösen Lehrer bestellt, so wird er auch gewahr, daß viel mehr Religion in ihm ist, als er bisher gewußt hatte. Mit jugendlicher Energie arbeitet er sich in die Pflichten des Amtes ein und es gelingt ihm, die dauernde Verehrung der Gemeinde zu erwerben. Zwar der ungewohnte Freimut des neuen Pfarrers, der zeitlebens nichts von einem besonderen geistlichen Stande, nichts von Amtswürde wissen wollte, mochte anfangs befremden. Aber wie konnte man im Ernst dem liebenswürdigen, heiteren, mit allen auf gleichem Fuße verkehrenden Fremdling etwas verdenken, der eine solche Liebe zu seinem Berufe zeigte und rasch einen neuen Zug in die Schule, ja in die ganze Gemeinde brachte. Auch die Predigt klang wohl anfangs befremdlich, aber sie riß unwiderstehlich hin. Belehrend oder erbauend trug sie den Stempel einer begeisterten und selbsterworbenen Überzeugung. Lang hat mit der Predigt es sich nicht leicht gemacht, so leicht ihm das Wort von den Lippen floß. Es ist ja bequemer, in dem herkömmlichen Gleise, in dem überlieferten Kreise von Vorstellungen und Sprachwendungen zu bleiben, als für eine selbständige Überzeugung, wie sie damals kaum irgendwo auf die Kanzel sich wagte, den angemessenen Ausdruck erst zu suchen. Kein Zweifel, daß er mit seinen Ansichten damals auf keiner deutschen Kanzel Zugang gefunden hätte, und auch in der Schweiz vermochte er vorerst in einer kleinen Gemeinde eher als in einer großen diejenige Unabhängigkeit zu finden, in der er allein reifen und in sich

fest werden konnte. Vor diese Gemeinde, die er im Sturm erobert hatte, durfte er mit voller Wahrhaftigkeit treten. Mit jener künstlichen Unterscheidung, mit der Strauß bei seinem kurzen Versuch im Kirchendienst sich zu helfen suchte und die ihm nach kurzer Zeit unmöglich wurde, hat es Lang keinen Augenblick versucht. Strauß fing als Vikar mit gutem Gewissen zu predigen an, weil er mit Hegel überzeugt war, daß Philosophie und Religion denselben Inhalt haben und nur eine andere Sprache reden; er sah also kein Arg darin, der Gemeinde in ihrer Sprache vorzutragen, was er in seinem Sinne verstand, wobei er immerhin hoffen konnte, die Gemeinde allmählich in die Nähe seines freien Standpunktes heraufzuheben. Weit radikaler und durchgreifender ging Lang gleich anfangs zu Werke. Sein Ausgangspunkt war nicht die Identität von Wissen und Glauben, sondern umgekehrt die gänzliche Selbständigkeit beider. Eben diese Unterscheidung hat es ihm möglich gemacht, dem geistlichen Beruf treu zu bleiben, während Strauß, sobald ihm Zweifel an jener Identität aufstiegen, die philosophische Einsicht und die Wirksamkeit in der Kirche für unvereinbare Dinge erklärte. Seine religionsphilosophischen Studien hatten Lang zu der Grundwahrheit geführt, daß die Religion mit dem Wissen und mit den Vorstellungsformen, folglich mit Lehrformeln wie mit sogenannten geschichtlichen Wahrheiten lediglich nichts zu thun habe. Er hielt es mit dem Lessingschen Worte: „Zufällige Geschichtswahrheiten können nie der Grund für ewige Geisteswahrheiten werden.“ Was kann folglich einen Geistlichen hindern, sich zu allen Ergebnissen der Baurschen Kritik zu bekennen? Und die Dogmen, was sind sie anders als Versuche, und zwar stets ungenügende Versuche, die inneren Erfahrungen des religiösen Gemüts auszusprechen, Symbole, um das, was im Innersten lebt, sich und anderen verständlich zu machen? Darum galt ihm auch kein Unterschied zwischen den Dogmen; er war kühn und folgerichtig genug, zu *jenen*

ungenügenden Vorstellungsformen auch die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit zu rechnen, ja die letztere war ihm um ihres selbstsüchtigen Beigeschmacks willen ganz besonders zuwider. Ihm war die Religion eine ganz andere Welt. „Die Religion," so faßte er sein Bekenntnis zusammen, „ist nicht Lehre, nicht Glaubenssatz, nicht Verstandeserkenntnis, nicht eine Summe metaphysischer, physikalischer, geschichtlicher Wahrheiten, die stets dem Streit unterliegen; sie ist Leben, das innere Leben der Menschenseele in und mit Gott; sie ist Gefühl, Geist, Gesinnung. Die Religion erträgt daher keine tote, für alle Menschen und alle Zeiten feststehende Formel; sie ist Sache der persönlichen Überzeugung." Das war der Kern seiner Predigt vom ersten bis zum letzten Tag. Eine einfache Wahrheit, bei der freilich die Gefahr eintöniger Wiederholung oder eines kirchenflüchtigen Independententums nahe liegt. Vor der letzteren Gefahr bewahrte ihn sein praktischer Sinn für die Kirche, deren Ordnungen er wohl volkstümlich erweitert, aber keineswegs aufgehoben wünschte. Gegen die andere Gefahr schützte ihn einmal seine reiche Phantasie, welche die eine Wahrheit immer aufs neue anschaulich, eindringlich und fürs Leben fruchtbar zu machen verstand, dann aber die wissenschaftliche Arbeit, die er unausgesetzt den religiösen Problemen zuwandte.

Erstaunlich also mochte wohl anfangs seine Predigt den Wartauern klingen; doch die Begeisterung, von der er erfüllt war, zog sie mächtig an; mit Freuden kamen sie Sonntags zur Kirche, und was er für den Unterricht, die Schule, die Seelsorge gethan hat, bewahren sie noch heute in dankbarer Erinnerung. Als ihm nach ein paar Jahren eine Professur an einem schweizerischen Gymnasium unter lockenden Umständen angetragen wurde, kam ihm erst zum vollen Bewußtsein, mit wie starken inneren Banden er an seinen Beruf gebunden war. „Ich hatte mir," so schreibt er in einem Brief aus dem Jahre 1867, „nie die Frage vorgelegt, ob ich bei meinen

Ansichten mit gutem Gewissen Pfarrer sein könnte. Ich hatte die Seele voll von Idealen, liebte die Menschen, liebte das Volk, gab das Beste und fand, daß ich ihnen immer noch viel mehr gebe, als sie hatten, und wenn ich am Sonntag oder im Unterricht die Bibel aufschlug, mit Weglegung der kritischen Brille, traf ich immer mehr Schätze und Schönheiten darin, von denen ich glaubte, daß schon die Hälfte davon ausreichte, um einer nach Gott dürstenden Menschenseele Genüge zu thun. Hatte ich zuerst das Pfarramt nur wie eine kurze Station betrachtet, bei der ich nach einigen Jahren aussteigen würde, so wollte ich bald nur noch Pfarrer sein, kleine, schnell vorübergehende Schwankungen abgerechnet, die die Abgeschlossenheit und Einförmigkeit des Wartauer Lebens hervorriefen."

An die Schweizer Art hatte er sich rasch gewöhnt. Der ideale Republikaner fand sich wohl in der Republik, die demokratische Gleichheit entsprach ganz seinem Sinne, selbst der Schweizer Dialekt war ihm in kurzem geläufig und natürlich geworden. Es war eine einsame Idylle, die er über ein Jahrzehnt in Gretschins verlebte — so hieß das kleine Dorf, wo Kirche und Pfarrhaus der umfangreichen Gemeinde Wartau sich befinden. Die Gegend gehört zu den schönsten. Erhöht über die weite Thalsohle des Rheins und durch einen vorliegenden Hügel friedsam geborgen, den weithin sichtbar eine Turmruine krönt, lehnt sich der Ort, inmitten von Reben und Bergwiesen, an die Abhänge des Alvier und Lagauschla, gegenüber die Vaduzer Berge und die kühne Pyramide des Falknis, während nach Süden der Galanda, jenseits des Luziensteigs hereinblickend, und die Reihe der Kurfirsten das prächtige Gebirgspanorama abschließen. Nur einmal ging es in dem bescheidenen Pfarrhaus gar laut und lebhaft zu. Die Wartauer vernahmen Becherklang und brausende Burschenlieder und schüttelten über dem fast ungeistlichen Treiben die Köpfe. In den ersten Monaten des dortigen

Aufenthalts fielen nämlich vier Freischärler, Freunde vom Nordland und vom Stift, unmittelbar vom badischen Feldzug kommend, bei dem glücklichen und beneideten Pfarrherrn ein. Dieser übte denn auch die Pflicht der Gastfreundschaft im reichsten Maße, und dem Weinvorrat im Keller wurde übel mitgespielt. Als aber der lärmende Besuch in die fünfte Woche dauerte, sah sich der Pfarrherr doch genötigt, zumal auf das Andrängen seiner Schwester, die Gäste höflich zu ersuchen, daß sie auf ein anderwärtiges Unterkommen bedacht sein möchten. Diese Schwester, Pauline, war die getreue Stütze des einfachen Haushaltes, bis Lang im Jahre 1852 eine längst umworbene Schweizerin, die Schwester eines Studienfreundes, Konstanze Suter aus Wildhaus, dem Geburtsort Zwinglis, als Frau heimführte. Er hatte die rechte Frau gefunden: in mancher Beziehung das Gegenteil von ihm, bildete sie eine notwendige Ergänzung seines Wesens: nüchtern, praktisch, gemessen, streng, die Pflichterfüllung selbst, der ordnende Geist im Hause. Es erblühte ihm aus dieser Ehe ein glückliches Familienleben; mit der Witwe überleben ihn zwei Söhne und drei Töchter.

Im Jahre 1853 wagte sich Lang mit einem Bändchen Predigten hervor (St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer). Es war der erste schriftstellerische Versuch: in der Abgeschiedenheit seines Landlebens fühlte er das Bedürfnis, auf weitere Kreise zu wirken. Fest geworden in seinem Beruf, ließ er dann im Jahre 1858 den „Versuch einer christlichen Dogmatik“ erscheinen (Berlin, Reimer, 1868 in zweiter, umgearbeiteter Auflage), worin er die Grundgedanken des geschichtlich begriffenen Christentums mit ihren Forderungen für den modernen Menschen klar und bündig entwickelte. Im nächsten Jahre folgte der „Gang durch die christliche Welt. Studien über die Entwicklung des christlichen Geistes in Briefen an einen Laien.“ (Berlin, Reimer.) Indessen waren die freisinnigen Theologen der Schweiz auf den kühnen Schwaben

in dem St. Gallenschen Bergdorf aufmerksam geworden. Nach der Berufung A. E. Biedermanns an die Züricher Hochschule wuchs ihr Muth und ihr Unternehmungsgeist. Es entstand das Bedürfnis eines eigenen Organs, man beschloß eine Zeitschrift zu begründen, und für die Leitung derselben schien niemand geeigneter als der Pfarrer von Wartau. Mit Freuden entsprach dieser dem Ruf seiner neuen Züricher Freunde. So entstand im Jahre 1859 die Halbmonatschrift: „Zeitstimmen aus der reformierten Kirche der Schweiz" (Winterthur, Steiner), die dann im Jahre 1872 mit der Berner „Reform" verschmolzen und von da an gemeinschaftlich von Lang und Bizius herausgegeben wurden.

Die Zeitschrift hat in der reformierten Kirche der Schweiz Epoche gemacht. Sie gab der freisinnigen Partei einen festen Zusammenhalt, eine Macht, von der dieselbe alsbald auf den Jahresversammlungen der Schweizerischen Predigergesellschaft Gebrauch machen lernte. Und sie verschaffte ganz besonders der freisinnigen Theologie Zugang in die Laienwelt: sie vermittelte, wie der Diakonus Heinrich Hirzel, damals das Haupt der Partei, im Jahre 1866 in einem Rückblick sagen durfte, „ein schönes, für beide Teile höchst anregendes Verhältnis zwischen der liberalen Geistlichkeit und den gebildetsten und gediegensten Vertretern des politischen und materiellen Fortschritts im Schweizervolk". Was aber die Zeitschrift war, das war sie vornehmlich durch die hingebende Thätigkeit ihres Herausgebers. Ihre Bände sind angefüllt mit Arbeiten aus Langs Feder. Für diese Art von Schriftstellerei brachte er eine ganz besondere Begabung mit. Er schrieb leicht, gewandt, jederzeit schlagfertig. Nicht umsonst hatte er seinen Lessing studiert. Es war in der That eine Lessingsche Ader in ihm. Seine Polemik war oft schneidend und rücksichtslos, aber stets anmutig, geistvoll, witzig. Mit vollkommener Beherrschung der Wissenschaft verstand er es, deren Probleme und Ergebnisse dem allgemeinen Verständnis

darzubieten. Wie er in sich selbst nichts Unklares duldete, so war auch, was er schrieb, von kristallheller Klarheit. Seine Arbeiten geben ein treues Abbild der Persönlichkeit des Verfassers, dem es eine Lust war, eine heilige Überzeugung in die Welt hinauszutragen, und nicht mindere Lust, mit sieghafter Dialektik den Gegner schonungslos zu verfolgen und obendrein dem Gelächter preiszugeben. Zu dem Gehaltvollsten, was er in diese Zeitschrift gab, gehören seine Aufsätze über die moderne Weltanschauung (1860), die eine Art Manifest der neuen Schule in den Kämpfen waren, die sie zunächst auf dem Boden der Theologie, später aber auch auf dem Boden der Kirchenverfassung durchzufechten hatte.

Auch der erste Band seiner „Stunden der Andacht“, mit welchen er vom modernen Standpunkt aus dem Volk dasselbe zu leisten versuchte, was ein vergangenes Zeitalter an Zschokkes Erbauungsbuch besessen hatte, und die „Religiösen Charaktere“, Abhandlungen über Paulus, Zwingli, Lessing und Schleiermacher, sind noch in Wartau geschrieben, beide 1862. Indessen war er vornehmlich durch die Redaktion der Zeitstimmen mitten in den Kampf um ein freisinniger gestaltetes Christentum, ja mit an die Spitze in diesem Kampf getreten, und so glücklich er sich in seinem Stilleben fühlte, glücklich im Beruf, im Haus, im Umgang mit benachbarten Freunden, so begann er nun doch die Abgelegenheit seines Dorfes als ein Hemmnis seiner Thätigkeit zu empfinden. Mehr noch empfanden das die Züricher Freunde, sie waren bedacht, ihn in die Nähe, in einen größeren Wirkungskreis zu ziehen, und auf ihre Anregung geschah es, daß im Frühjahr 1863 die große Landgemeinde Meilen am Zürichersee, gegenüber der von Klopstock besungenen Au, einen Ruf an ihn ergehen ließ. Seiner Berufung war aber ein lebhafter Kampf der Meinungen in dieser Gemeinde vorangegangen. Man begehrte einen liberalen Pfarrer, allein Lang, dessen Ruf sich längst verbreitet hatte, wollte doch manchem als gar zu „ungläubig“ erscheinen. Da

wanderten Sonntag um Sonntag Vorsteher und Gemeindegenossen hinüber nach Wartau, um den Mann zu hören und sich zu besehen und alle kamen mit der Überzeugung zurück, daß es der rechte Mann für ihre Gemeinde sei. Und in kurzem lebte sich Lang auch in diesen neuen größeren Wirkungskreis hinein. „Seine lebensfrische, oft kecke, aber immer warme Art zu predigen", schreibt Biedermann, „sein praktisch energisches und doch immer humanes, freies Wesen in seiner Amtsführung, im Verkehr mit den verschiedenen Behörden, mit der Schule, seine umgängliche Art mit jedermann, seine immer gleiche, geistsprudelnde Heiterkeit in allen geselligen Kreisen, das alles hatte ihm bald die Herzen gewonnen." Nach 1½ Jahren verlieh ihm die Gemeinde einstimmig das Bürgerrecht. Acht ungetrübt glückliche Jahre hat er hier verlebt in vielseitiger Thätigkeit und zugleich in anregendem Umgang mit den Züricher Gesinnungsgenossen, von denen ihm Helfer H. Hirzel, Professor Biedermann und Pfarrer Schmidt in Winterthur am nächsten standen, durch Freundschaft ebenso verbunden wie durch gemeinsame Arbeit. In der Organisation, welche sich die neue Partei im Jahre 1870 in dem „Schweizerischen Verein für freies Christentum" gab, war Lang der berufene Wortführer, während die praktische Arbeit in der geschickteren Hand Hirzels lag. Sie ergänzten sich aufs glücklichste: dort die feurige Rede, hier die einsichtige That.

Dabei ruhte auch die Feder nicht. Neben seiner regelmäßigen Mitarbeit an den Zeitstimmen ließ Lang in dieser Zeit den zweiten Band seiner Stunden der Andacht (1865), die umgearbeitete Dogmatik (1868) erscheinen, und seinen Martin Luther (Leipzig, S. Hirzel 1870), ein kritisches Charakterbild, das die von so tiefen Widersprüchen erfüllte Persönlichkeit des Reformators in ihrer Einheit dem deutschen Volke vor Augen stellen und damit zugleich in die religiöse Bewegung des Vaterlands eingreifen sollte. Die Verhältnisse in Deutschland hatten sich in den 20 Jahren seit seiner Flucht

gewaltig geändert. Die Richtung, zu deren Vorkämpfer er sich machte, hatte allmählich auch die anderen protestantischen Kantone der Schweiz ergriffen, hatte dann in Frankreich und zumal in Holland Verständnis und Zustimmung gefunden. Erst später gewann die freie Theologie auch in Deutschland, aus dessen Geistesarbeit sie hervorgegangen war, größere Verbreitung, Sicherheit des Auftretens, selbst Zutritt auf dem Katheder. Im Jahre 1865 wurde der deutsche Protestantenverein begründet und damit begannen dann die Versuche, die wissenschaftlichen Ergebnisse fruchtbar zu machen für die Gemeinde, für die Erneuerung des Kirchenwesens. Von da an knüpfte sich für Lang auch mit dem Vaterlande das abgerissene Band wieder an. Zwar die Seinigen in der Heimat hatte er je und je und späterhin fast alljährlich besucht, und es war immer eine Freude, wenn der frische, heitere, mitteilsame Bruder bei den Geschwistern erschien. Aber jetzt wurden auch Verbindungen mit den Gesinnungsgenossen in Deutschland angeknüpft. Auf einer Reise in Norddeutschland, die er im Frühjahr 1870 unternahm und bis Berlin ausdehnte, überzeugte er sich von dem frischeren Zuge, der jetzt durch die deutsche Kirche ging. Damals war es auch, daß die Hansestadt Bremen ihn zum erstenmale festzuhalten versuchte. Die Innigkeit der rasch geknüpften Beziehungen, die dringliche und überaus lockende Art der Anerbietung, die Aussicht, künftig im Herzen der deutschen Kirche für eine Sache wirken zu können, der jetzt auch hier der Boden geebnet schien, fielen gewichtig in die Wagschale, und die Ablehnung kostete ihn einen schweren Entschluß. Die Rückreise ging über Darmstadt, wo Strauß besucht wurde, und über Heidelberg, wo er, wie in Bremen und in Berlin, im Kreise der Gleichgesinnten Stunden voll Genuß und Anregung verlebte. Er hat die ganze Reise in seiner anziehenden Weise in den Zeitstimmen beschrieben.

Daß er sich doch zum Bleiben in der Schweiz entschloß,

hat er niemals bereut. Seine Freunde in der ihm lieb gewordenen zweiten Heimat haben ihm auf jede Weise ihre Dankbarkeit für diesen Entschluß bezeigt. Zuletzt sollte aber doch noch die Politik einen leichten Mißton in das glückliche Verhältnis zu seiner Gemeinde bringen. Fern von der Heimat, doch sie treu im Herzen tragend, erglühte Lang 1870 in patriotischer Begeisterung über Deutschlands Erhebung, welche die Ideale des Achtundvierzigers so herrlich erfüllte. Er gab seinen Gefühlen unverhohlenen Ausdruck. Die Bürger von Meilen empfanden anders. Eines Tages erschien bei ihm eine gemeinderätliche Abordnung, die ihm erklärte, man wolle ihm zwar seine deutschen Sympathien nicht verdenken, wünsche aber, daß er sie mehr bei sich behalte, und zwar nicht bloß auf der Kanzel (Lang hat die Politik nur äußerst selten auf die Kanzel gebracht), sondern auch in der Gesellschaft; im andern Falle könne man nicht dafür stehen, daß ihm nicht Unliebsames widerfahre. Lang erwiderte ihnen, sie werden ihn hoffentlich als einen Mann kennen gelernt haben, der niemals seine Überzeugung verleugne. Auch dieser Mißton aber war bald verflogen, als bald darauf die Gemeinde ihren Pfarrer verlieren sollte. Ohne sein Zuthun kam ihm der Ruf an eine bedeutendere Stelle. Die Freunde, die ihn vom St. Gallischen Oberland in die Nähe von Zürich gebracht hatten, ruhten nicht, bis sie ihn in einen Wirkungskreis bringen konnten, der seinen Kräften völligeren Raum gewährte, als die Pfarrei einer Landgemeinde. Eine Zeit lang dachten sie an eine Universitätsprofessur, die aber den auf unmittelbares Wirken im Leben Angelegten schwerlich befriedigt hätte. Da zeigte sich die Aussicht, ihn als Geistlichen für die Stadt Zürich zu gewinnen. Im Juli 1870 war die Pfarrstelle an Sankt Peter durch den Tod des ersten Geistlichen erledigt worden. Im September rückte an diese Stelle der zweite Geistliche Heinrich Hirzel vor, und nach langen Verhandlungen und einem überaus lebhaften Kampf der Parteien wurde am

5. März 1871 Lang zum Diakon an St. Peter gewählt. Am 23. April hielt er auf der Kanzel, von der drei Jahrzehnte Lavater zu seinen Zürichern geredet hat, die Antrittspredigt über das Wort des Apostels Paulus: „Ich glaubte, darum redete ich.“ Doch schon wenige Tage darauf hatte er seinem Freunde Hirzel die Grabrede zu halten, und Lang rückte nun ohne Widerspruch in die erste Pfarrstelle vor.

Er war 45 Jahre alt und stand nun in jedem Betracht auf der Höhe des Lebens. Die Großstadt mit ihrem vielseitigen geistigen Treiben war das Feld, auf welchem sein Wesen erst zur vollen Entfaltung gelangte. Hier war erst die rechte Wechselwirkung von Geben und Aufnehmen. Der kleine Pfarrer von Sankt Peter — er war von kleiner untersetzter Gestalt, die Gesichtszüge scharf geschnitten, blitzende Augen saßen über der kräftigen Nase, während der feine Mund ebenso zu anmutigem Scherz als zu mächtiger Rede sich aufthun konnte — war bald eine der volkstümlichsten Persönlichkeiten der Stadt. Die Pflichten des Amtes waren anstrengend und mannigfaltig, doch nicht gering waren auch die Anforderungen, welche an den liebenswürdigen, stets heiteren Gesellschafter gemacht wurden. Und wie er viel begehrt wurde, so vermochte er nicht, sich zu entziehen, wenn Familienkreise und Vereine ihn riefen, wenn er zu Vorträgen und auf fremde Kanzeln geladen wurde. Fünf Jahre waren ihm noch vergönnt, in dieser Stellung zu wirken, er sah eine stetig wachsende, von Verehrung erfüllte Gemeinde um sich, seine Kirche war stets gedrängt voll, sein Religionsunterricht der begehrteste. Die Art von Kanzelrede, die ihm eigentümlich war, hat erst inmitten einer gebildeten, städtischen Zuhörerschaft ihre Reife erlangen können. Das Beste, was er hierin geleistet hat, sind die zwei Bände „Religiöse Reden“ (Zürich, C. Schmidt, 1873 und 1875), obwohl er selbst wohl sich bewußt war, daß er die Nachsicht derer anrufen mußte, „die einen Begriff von der ungeheuren Schwierigkeit haben, eine der

jetzigen Welt angemessene, den Geist des Zeitalters befriedigende Religion zu verkünden. Wir stehen alle mitten im Suchen!"

Noch einmal kam ein von den lockendsten Anerbietungen und dringlichsten Aufforderungen begleiteter Ruf aus Bremen an ihn. Derselbe war die Folge eines religiösen Vortrags, den er im Februar 1875 in dieser Stadt gehalten. Damals war er auf einer Reise nach Holland begriffen, wo er gleichfalls zu einer Reihe von Vorträgen, in Gröningen, Amsterdam und Rotterdam aufgefordert war, denen sich noch einer in Elberfeld anschloß. Als er auch diesmal in Bremen ablehnte, überhäuften ihn die Züricher mit Beweisen der Zuneigung und Verehrung. Auch an Beweisen materieller Art fehlte es nicht: damals kam ihm ein Geschenk von unbekannter Hand zu, ein beträchtliches Kapital für seine Familie, unter der einen Bedingung, daß er nie nach dem Geber frage. Welchen Anteil er übrigens an der kirchlichen Bewegung des Vaterlands nahm, zeigte er durch sein zweimaliges Erscheinen bei der Generalversammlung des Protestantenvereins, in Leipzig und in Osnabrück, wo freilich seine mächtige, frisch quellende Beredtsamkeit es die Freunde doppelt bedauern ließ, daß er nicht für die Heimat zu gewinnen war.

Man darf nicht glauben, daß er in Zürich eitel Freuden erlebte und nichts als Bewunderung genoß. Was er in nächster Nähe mit ansehen mußte, als eine bildungsfeindliche Demokratie sich in den Besitz der Regierung setzte, war mehr als er für eigene demokratische Sünden der Jugend verdiente. Ihm, dem für die Ideen der Demokratie Begeisterten, hat die wirkliche Demokratie schmerzliche Empfindungen bereitet. Und dann machte er die Erfahrung, daß nicht wenige ihm folgten, soweit er verneinend zu Werke ging, der nachdrücklichen Bejahung der Religion aber, aus der heraus er das alte Kirchentum bekämpfte, aus dem Wege gingen. Der Ruf an die Laienwelt, für ein vernünftiges, vergeistigtes Bekenntnis sich gewinnen zu lassen, hatte großen Erfolg gehabt, aber er rief

doch auch Widerspruch hervor, nicht blos von den Altgläubigen, sondern auch von seite derjenigen, welche den immer wiederholten Ruf lästig fanden und nicht von ihm behelligt sein wollten, weil sie der Religion ihr Recht und ihren Platz in der Gegenwart überhaupt bestritten. Viel hat der versteckte Angriff des berühmten Züricher Novellisten von sich reden gemacht. Die letzte der Erzählungen von Seldwyla läßt einen liberalen Prediger auftreten, eitel, schöngeistig, süßlich, von zweifelhaftem Charakter. So wie er gezeichnet ist, paßte kein einziger Zug auf Langs Persönlichkeit. Aber auf die freisinnige Theologie war der Angriff doch gemünzt. Sie hatte jetzt Gegner von ganz anderer Seite als diejenigen waren, die sie bisher zu bekämpfen hatte.

In den letzten Jahren ist denn auch eine veränderte Frontstellung in Langs Reden und Schriften bemerklich; sie hing zusammen mit der veränderten Zeitströmung überhaupt. Das unfreie Kirchenwesen war wenigstens in der Schweiz so erfolgreich bekämpft, daß es sich in die Verteidigung zurückgedrängt sah und der freien Richtung das gleiche Recht nicht mehr streitig machen konnte. Dagegen erwuchsen seit der volkstümlichen Verarbeitung der Lehren Darwins und Schopenhauers, insbesondere aber durch den „Alten und Neuen Glauben" dem Standpunkt des freien Protestantismus von der entgegengesetzten Seite neue Gegner, denen nun Lang mit der gleichen Sicherheit der Überzeugung sich entgegenstellte, wie den unduldsamen Gegnern von der Rechten. Allein dieser neue Kampf hatte doch seine peinliche und schmerzliche Seite: es war eine Trennung von alter Bundesgenossenschaft. Lang hat aus seiner Verehrung für den Verfasser des Lebens Jesu nie ein Hehl gemacht; wie oft hat er eben aus dieser Rüstkammer seine Waffen geholt! Und welche Freude, als Strauß im August 1871 von Rorschach aus durch Biedermann zu einem Besuch in Zürich sich bewegen ließ, welche Stadt er seit den Erfahrungen von 1839 sorgfältig gemieden hatte. Welche Freude

für Lang, mit dem verehrten Gaste und wenigen ins Geheimnis gezogenen Freunden — denn Strauß wollte unerkannt bleiben — den Züricher See hinaufzufahren und gemeinsam die Ruhestätte Ulrichs von Hutten auf der Ufenau zu besuchen! Lang in seiner harmlosen Freude hatte keine Ahnung davon — was Schärferblickenden nicht entging —, daß es Strauß in der Gesellschaft dieser berufsfreudigen Pfarrer gar nicht recht geheuer war. Ein Jahr darauf erschien das verhängnisvolle Buch, das recht eigentlich ein Stich ins Herz der freien Theologie war. Sie am wenigsten durfte die Folgerungen zugeben, die Strauß aus den neuesten Aufstellungen der Naturforschung zog.

In diesem letzten Kampf ist Lang nicht müde geworden, die Sache der geschmähten, zum Untergang verurteilten Religion zu führen. Er war der vollen Überzeugung: „nicht abnehmen wird die Religion durch unser Naturerkenntnis, sondern zunehmen wie an Umfang ihrer Herrschaft, so an Reinheit ihres Gehultes". Wenig Witz gehörte dazu, ihn höhnisch an das Wort zu erinnern: „die ich rief die Geister, werd ich nun nicht los." Er war sich bewußt, kein anderer geworden zu sein; er predigte nichts, was er nicht zuvor gepredigt hätte, nur daß er jetzt den neuen Gegnern zugekehrt sich veranlaßt sah, die positive Seite der freien Theologie stärker zu betonen. Er blieb dabei, das volle Recht für die Wissenschaft sowohl als für die Religion zu verlangen. Ich hebe nur die bezeichnenden Sätze aus seinem Vortrag: „Die Religion im Zeitalter Darwins" heraus: „die Religion muß den festen Willen haben, die neuere Welt- und Naturerkenntnis in keinem Punkt zu stören; denn diese wird in ihrem Recht bleiben, alles, was ist und geschieht, aus natürlichen Weltursachen und den in denselben wirkenden Gesetzen zu erklären." Und: „wenn die Religion willig ist, die Weltwissenschaft in keinem Punkte zu stören, so muß sie auch entschlossen sein, sich ihrerseits in ihrer Selbstgewißheit nicht stören zu lassen durch die Weltwissenschaft."

Das letzte, was er geschrieben hat, ist der Aufsatz „Durch

gute und böse Gerüchte" in der „Reform" (Nr. 1 des Jahrgangs 1876). Er wies hier diejenigen zurück, welche die Autorität Lessings gegen die Reformtheologie deshalb anrufen, weil dieser sich gegen die schwächlichen Vermittlungstheologen seiner Zeit auflehnte, und zeigte vielmehr, wie die Reformtheologie gerade auf den Schultern Lessings stehe und dieselbe Versöhnung zwischen Religion und Kultur herstellen wolle, welche Lessing seiner Zeit als ihre höchste Aufgabe vorgehalten hat. Wenige Tage, nachdem dieses sein letztes Wort in der Öffentlichkeit erschien, war sein Mund für immer geschlossen. Nichts hatte auf ein so frühes und so jähes Ende vorbereitet. Er stand im 50. Lebensjahre, in der Vollkraft des Wirkens, kerngesund an Leib und Seele, er schien jeder Zumutung an seine Arbeitskraft gewachsen. Allein in der Stille hatte doch die außerordentliche und unablässige Anspannung der Kräfte, das Amt des Predigers, Seelsorgers und Religionslehrers, der aufregende Dienst der Feder, die beständige Stellung mitten im Feuer des Parteikampfs, die Anforderungen, die an ihn als Redner von allen Seiten gemacht wurden, und denen er, immer bereitwillig und schlagfertig, sich so wenig entzog, als dem geselligen Verkehr mit den Freunden, alle die tausend Anliegen, die vor ihn gebracht wurden, die Besuche, die zum Teil aus weiter Ferne sich einfanden, — diese ganze ruhelose Existenz hatte doch in der Stille die Kräfte untergraben, so daß beim ersten ernstlichen Krankheitsanfall die Natur sich unfähig zeigte Widerstand zu leisten. Am Sonntag den 9. Januar predigte er noch im St. Peter über die bürgerliche Ehe, deren Segen er pries, weil sie allem Zwang in religiösen Dingen ein Ende mache. Am folgenden Tag sollte er einen Vortrag in Basel über die Offenbarung halten, nachdem er am 20. Dezember ebendaselbst über das Evangelium des Johannes gesprochen hatte. Er fühlte sich von den Feiertagen her etwas ermüdet und schrieb den Freunden in Basel ab. Auf erneutes Andringen telegraphierte er:

So sei es! Als er Montag vormittags abreiste, fühlte er schon ein unbestimmtes Unwohlsein. Vergeblich suchte ihn seine Frau zurückzuhalten. Der Vortrag in Basel, von 8 bis 9 Uhr abends, ging noch gut von statten, und obwohl er nach Ruhe verlangte, blieb er doch den Freunden zu lieb noch mit ihnen bis 11 Uhr sitzen. Währenddem aber war eine Gesichtsrose (dieselbe Krankheit, von der er schon in Schönthal wiederholt befallen wurde) zum Ausbruch gekommen. Ein Arzt begleitete ihn nach Hause und legte ihm Eis auf. Am folgenden Morgen verlangte er so schnell wie möglich nach Zürich zurück. Nachmittags 2 Uhr kam er fiebergeschüttelt bei den erschrockenen Seinen an. Der schnell herbeigerufene Arzt, sein Schwager, Dr. Suter, fand ihn „schon ganz schlottrig und zusammengebrochen.“ Phantasien trübten das klare Denken, die Kräfte sanken rasch. Am 13. Januar um 4 Uhr Nachmittag war er entschlummert.

Über einen Mann, der zeitlebens in so ausgesetzter Kampfesstellung sich befand, über die Berechtigung seiner religiösen Ansichten, über den dauernden Wert seiner Wirksamkeit wird das Urteil je nach den Parteien auseinandergehen. Zweierlei aber werden ihm auch die Gegner, die oft von seinen Pfeilen getroffen worden sind, nicht abstreiten: einmal, daß seine Persönlichkeit ein Verein von liebenswürdigen Eigenschaften war, wie sie selten in so glücklicher Mischung zusammen sind, und dann, daß er ein Mann von lauterster Wahrhaftigkeit war. Eine edle, aufs Ideale angelegte Natur, hat er sich die Begeisterungsfähigkeit der Jugend durchs ganze Leben erhalten. Der schonungslose durchgreifende Kritiker war zugleich harmlos wie ein Kind; selten werden die Eigenschaften eines Agitators zusammen sein mit einer so heiteren Sorglosigkeit in allen äußeren Dingen, selten ein so klarer Verstand mit so warmem Herzen und so reicher Phantasie. Er gab sich wie er war, ohne Rückhalt, mit nichts hielt er hinter dem Berge, wie die Mutter hatte er „das

Herz auf der Zunge" und die Freunde sagten scherzend, daß man ihm kein Geheimnis anvertrauen könne. Fröhlichen Muts ist er durchs Leben gegangen, im geselligen Kreise konnte er übersprudeln von Geist; er war immer zufrieden mit seinem Los, glücklich in seinem Wirkungskreis: auch den kleinsten wußte er bedeutend auszufüllen. Rücksichten kannte er nicht; er begriff nicht, wie zuweilen anstoßen konnte, was ihm natürlich war. Unbekümmert, sorglos war er auch in Sachen des irdischen Besitzes, und unzähligemal ist seine Güte und Leichtgläubigkeit mißbraucht worden. Erfahrungen dieser Art erzählte er selbst mit größter Naivetät. Die Huldigungen, die ihm reichlich, auch von Frauen, zuströmten vermochten seinem einfachen Sinn nichts anzuhaben. „Wenn ich Neigung zur Eitelkeit hätte", schrieb er einmal dem ältesten Bruder, „an Nahrung derselben würde es nicht fehlen." Einer der Grabredner bezeugte, wenn Lang unter Kollegen gewesen sei, habe auch der geringste nicht das Gefühl gehabt, daß dieser über alle hervorragende Mann sich auch nur einen halben Zoll über ihm fühle. Immer ist er geradezu aufs Ziel gegangen, und wenn er in der Polemik keine Schonung kannte, so galt sein Eifer doch immer nur der Sache. Er arbeitete leicht, aber was er in freier Rede hervorbrachte oder mit rascher Feder hinwarf, hatte er reiflich überdacht. Die hinreißende Macht seiner Rede wird von allen bezeugt, die ihn hörten. Er war als Prediger noch gewachsen, seitdem er allsonntäglich die große Züricher Gemeinde vor sich hatte, und so zeigt überhaupt sein Leben wie seine Persönlichkeit eine aufsteigende Linie, die, bevor die Spur eines Nachlasses sich zeigte, durch einen jähen Tod abgeschniten wurde. Es bleibt der Trost, daß die Erinnerung nun auf der ungebeugten, jugendkräftigen Gestalt verweilt; aber ihm war die Gabe der ewigen Jugend verliehen, und es wäre eine Freude gewesen, ihn mit unalternder Frische in Silberlocken zu schauen.

Murrhardt.

1872.

„Prälatur Murrhardt, den 15. Juni 1803. Ich begrüße dich aus dieser fernen und friedlichen Gegend, liebe Luise, wo ich glücklich, ohne den kleinsten Zufall, angekommen und über alle Beschreibung wohl und herrlich empfangen worden bin. Der Ort liegt am Fuß der nicht wilden Gebirge, welche Franken und Schwaben trennen, ungleich lieblicher, als wir es uns dachten, und nicht allein lieblicher, sondern schlechtweg sehr anmutig, in einem weiten Thal zwischen mannigfachen Hügeln und Bächen. Das Städtchen ist neu aufgebaut nach einem Brande, die Prälatur ist außerhalb der Stadt, das Haus ist wohl gebaut, hat einen großen freundlichen Vorhof, und Gärten, Seen und Wald hinter sich; auf einem kleinen Hügel liegt jenseits des Sees eine Wallfahrtskirche aus alten Zeiten .... Ich bin nun schon acht Tage hier und völlig eingewöhnt. Noch kann ich mich nicht recht über die Lage der Dinge außerhalb des geweihten Bezirkes besinnen."

Mit diesen Worten beschreibt Karoline ihrer Schwester den Ort, wo sie mit Schelling vereinigt wurde. Nach stürmischer Fahrt ist das Fahrzeug in den stillen Port gelangt und heiter scheint die Sonne wieder. Es ist als ob durch diesen Brief, der den letzten Abschnitt der berühmten von G. Waitz herausgegebenen Sammlung beginnt, eine milde, doch siegesgewisse Stimme vernehmlich wäre: „Ist gerettet." Der Leser selbst atmet wie befreit auf, und jedem, der die unvergleichlichen Bekenntnisse dieser starken Seele kennt, wird

noch der Eindruck lebendig sein, den die mit der Reise nach Schwaben sich ankündigende Wendung im Leben Karolinens hervorbringt. Nach so manchen zweifelhaften Persönlichkeiten, deren Bekanntschaft wir durch sie gemacht, wirkt die ehrsame Häuslichkeit der schwäbischen Prälatenfamilie anheimelnd wie ein Idyll. Es ist als ob wir plötzlich frische, erquickliche Luft atmeten, hinter uns ist die drückende Schwüle, und wunderbar stimmt zu diesem Eindruck eben die Scenerie, die mit wenigen glücklichen Strichen in jenem Briefe gezeichnet ist. Zwar ist es Karolinen nicht bestimmt, in diesem friedlichen Bezirk zu enden. Von neuem geht es hinaus in die Welt, sie folgt dem geliebten Manne, dem „Propheten, der ihr die Worte aus dem Munde Gottes mitteilt", nach Würzburg und München, sie folgt ihm zu neuen Offenbarungen und Triumphen. Aber der Ton der Idylle ist einmal angeschlagen und er will sich nicht mehr verlieren bis zu jenem anderen stillen Ort, gleichfalls auf schwäbischer Erde, wo das heiße Frauenherz seine endliche Ruhe findet. Murrhardt bildet die glückliche Wendung in diesem Romane und unwillkürlich wird die Phantasie jene Andeutungen über den „geweihten Bezirk" sich zu einem Landschaftsbilde ausgestalten. Ist es erlaubt, dieses Bild der Phantasie zu ergänzen und will der Leser an einem schönen Maitag den Wanderer begleiten, der sich die alte Prälatur in Murrhardt zum Ziele gesteckt hat?

Vor Zeiten lag Murrhardt an den großen Verkehrswegen; es war eine römische Grenz- und Garnisonsstadt, nahe am limes transrhenanus, der das römische Zehentland vom freien Alemannien schied, und der eine Viertelstunde oberhalb des Städtchens die Murr, einen von Osten kommenden Zufluß des Neckars, schneidet. Die Reste dieses römischen Grenzwalls sind in Schwaben noch vielfach sichtbar, und das Volk, das allerhand Sagen an sie knüpft, nennt sie hier Schweinegraben, sonst auch Teufelsmauer, Pfahlgraben u. s. w. Die

große Römerstraße, die längs des Limes führte, ging über Murrhardt, wo überdies noch zwei andere Straßen aus den inneren Niederlassungen mündeten. Heute ist das Städtchen weit entfernt von den Verkehrsadern des Landes. Es liegt in einem abgelegenen stillen Waldwinkel, der wenig Fremde sieht. Ab und zu läßt sich ein fahrender Künstler blicken, der weiß, daß sich hier ein Kleinod romanischer Baukunst birgt.

Indessen wird die Zeit nicht ferne sein, da auch die gerechte Sehnsucht dieses Bezirks, durch einen Schienenstrang mit der großen Welt verbunden zu werden, in Erfüllung gehen wird. Ein Glück für uns, daß sie wenigstens bis jetzt noch nicht erfüllt ist, denn sonst hätten wir schwerlich den Wanderstab zur Hand genommen, um auf den nächsten, wenig betretenen Wegen über Wälder und Höhen in die geheimnisvolle Einsamkeit einzudringen. Die Straße, die in einem weiten Bogen die Vorsprünge des Welzheimer Waldes umgehend das Murrthal gewinnt, verlassen wir bei Winnenden, wo man sich das alte Deutschordensstift ansehen mag, später ein Schloß des Hauses Württemberg und heute die bekannte Staatsanstalt für Geisteskranke. Der Name des Städtchens gehört zu den in Schwaben nicht seltenen Ortsnamen, welche auf wendische, also slavische Siedelungen deuten und welche für diejenigen meiner Landsleute recht unbequem sind, die den barbarischen Mischvölkern der norddeutschen Tiefebene gegenüber auf die tadellose Reinheit unsers Stammbaums nachdrücklich zu pochen nicht müde werden. Beim nächsten Dorf zur Rechten abbiegend, suchen wir die waldige Höhe zu gewinnen. Bald ist der jenseitige Rand erreicht, und beim Heraustreten aus dem Walde liegt uns zu Füßen ein ausgedehnter Wiesengrund, belebt durch etliche kleine Ortschaften, die im Erlengebüsch versteckt liegen. Von der Rechten senken sich die ansehnlichen Abhänge des Welzheimer Waldes herab, nach links verliert sich die wellige Ebene des Neckargebiets, und uns gegenüber winkt auf vorspringendem Hügel ein glän=

zender Punkt, der aussichtverheißend unser nächstes Ziel ist: der Ebersberg. Mitten durch den Wiesenplan führt der Weg. Wohin das Auge blickt, erfreut es sich an saftigem Grün; denn auch die Felder, welche die Nähe der Ortschaften verkünden, haben noch nicht ihre unterscheidenden Farben angelegt. Von den Tannen auf den Höhen der Berge, durch die Buchenwälder an den Gehängen herab bis zum Wiesengrund zeigt sich die „liebe Farbe" in allen ihren Schattierungen, und schon ist an den Reben, welche die Vorderseite des Ebersbergs zieren, der erste Flaum sichtbar.

Je näher man tritt, um so steiler erhebt sich dieser Berg, der am Ende ohne Gnade erstiegen sein will. Bis zur halben Höhe ziehen sich malerisch die Häuser eines Dörfchens, oben hat sich eine Kirche nebst Pfarrhof behaglich in den Überbleibseln des alten Schlosses angesiedelt, von dem indessen noch ein Teil der Umfassungsmauer und zwei Türme vorhanden sind; alte Bäume ragen aus dem einen Turme hervor und der Wind zittert durch ihre Blätter. Man pflegt in solchem Falle anzumerken, daß uralte Geschichten und halbverklungene Sagen geheimnisvoll durch die Zweige rauschen. Allein es muß gesagt werden, daß von dem Herrengeschlecht, das hier oben hauste, weder die Geschichte noch die Sage etwas zu vermelden weiß. Es gehörte zu denjenigen, welche vom Ruhme unbelästigt durch die Jahrhunderte schreiten. Vielleicht, daß die Edlen dem Gewächse allzusehr zusprachen, das, wie bereits erwähnt, an der Südseite des Bergs und nicht ohne Erfolg gebaut wird. Urkundlich bezeugt ist, daß sie schon im Jahr 1328 sich veranlaßt sahen, ihre Besitzung an die allezeit kauflustigen Grafen von Württemberg zu veräußern, und daß im 15. Jahrhundert das Geschlecht völlig erlosch. Auch das Haus Württemberg hat sich aber des Besitzes damals noch nicht auf die Dauer erfreut. Der Ebersberg wurde verpfändet, wieder eingelöst, an Lehensleute vergeben, und von diesen hin- und herverkauft, so daß zuletzt höchst ver-

wickelte Rechtsverhältnisse entstanden, die im Jahre 1774 zu einem gewaltigen Prozeß zwischen dem Kloster Schönthal und der Ritterschaft des schwäbischen Kreises beim Reichshofrat in Wien führten. Im Jahre 1786 setzte sich Württemberg durch Kauf vom Kloster Schönthal endgültig in den Besitz der Herrschaft, allein der Prozeß dauerte nun zwischen der Ritterschaft und dem Hause Württemberg fort, und muß heute noch beim Reichshofrat in Wien anhängig sein; wenigstens ist er niemals entschieden worden. Württemberg aber, das sich auf der ganzen Linie, vom Bodensee bis ins Frankenland, dem übrigen Reichsadel überlegen erwies, blieb unangefochten im Besitz, und — beati possidentes.

Ist man von berühmteren Aussichtspunkten in Schwaben nicht verwöhnt, so wird man es nicht bereuen, die Mühe des Heraufsteigens aufgewendet zu haben. Der katholische Geistliche, der hier seinen paradisischen Sitz hat, verstattet gerne, daß man in das schloßähnliche Gebäude tritt, und er selbst führt uns durch einen langen Gang in das Eck- und Prachtzimmer, dessen Fenster ein ansprechendes Landschaftsgemälde einrahmen. Die Abendsonne hat den grünen Teppich mit Gold durchwirkt und zur Linken sind über dem dunklen Saum des Welzheimer Waldes die blauen Höhen der schwäbischen Alb sichtbar. Der Pfarrherr ist nicht wenig stolz auf diesen Ausblick, nicht minder aber auf den Erfolg seiner Bemühungen, die vormals öde Höhe allmählich in einen Park zu verwandeln, dessen Mittelpunkt die sorgsam gepflegten Überreste der Burg bilden. Neuerdings ist im Garten sogar ein kleiner See entstanden, auf dessen Wellen ein sinnreich gebautes Boot zu träumischer Fahrt einladet. Wer aber inmitten so herzerfreuender Natur sich angeregt fühlt, den tieferen Geheimnissen des Weltplanes nachzusinnen, der wird gerne die Fügung bewundern, daß die Vorderseite des Ebersbergs, wie nun schon mehrmals erwähnt, mit dem Gewächs des Weinstocks angebaut ist, während der Abfall desselben Bergs nach der Rück-

seite mit Wald bedeckt ist, in dessen kühlem Schatten trefflich die Pflanze gedeiht, die der Botaniker asperula odorata nennt. Obwohl nun der Ebersberger schon an sich ein nicht unverächtliches Gewächse ist — ist doch sein Ruhm bis nach Paris gedrungen und dort auf der Ausstellung von 1867 durch einen Preis feierlich anerkannt und bezeugt worden —, so schien es doch vermessen, an dem klaren Winke der Vorsehung vorbeizugehen, und es mag unseren Nachfahren gleichfalls empfohlen sein, die stille Blüte der Waldseite dem Erzeugnis der Ebersberger Sonne weise zu gesellen — probatum est.

In zwei Stunden erreicht der Wanderer von hier das Städtchen Murrhardt; bergauf und bergab, meistens durch Wälder, die nur zuweilen den Blick in eine Schlucht mit rauschenden Berggewässern verstatten. Inzwischen sind die Schatten länger geworden, und wie wir auf der letzten Höhe angelangt wieder in einen Wald mit hohen feierlichen Tannen treten, ist es nicht länger zu verleugnen, daß uns die Nacht überfallen hat. Auf steilem Pfad geht es nun hinab in das enge Thal, bald rauscht die Murr vernehmlich an das Ohr, die Lichter des Städtchens glitzern durch das Waldesdunkel herauf; eine Viertelstunde später, und zur Rechten zeigen sich im Mondesschimmer die Umrisse der Walderichskirche, weiterhin die Türme der Klosterkirche. Wir sind am Ziele.

Das gewerbsame Städtchen ist nach mannigfachem Wechsel im 15. Jahrhundert an das Haus Württemberg gelangt. Im 30jährigen Krieg, zumal nach der Schlacht von Nördlingen, hatte es viele Drangsale zu erdulden, und im Jahre 1765 ist es fast gänzlich abgebrannt. Somit zeigt das Innere nur wenige Reste älterer Zeit. Auch das nach Karolinens Bericht „wohlgebaute" Prälaturgebäude, das die Vorderseite dem Marktplatz zuwendet, ist erst nach dem Brande wieder aufgebaut. Heute ist es Wohnung und Unterichtslokal des „Präzeptors", d. h. des Lehrers an der Lateinschule, jenes eigen=

tümlichen württembergischen Instituts, das sich seit der Reformationszeit bis heute in den kleinen Landstädtchen erhielt und seiner Zeit viel Nutzen gestiftet hat, von modernen Schulmännern aber freilich hart angefochten wird, die nach dem Vorgang anderer Länder den humanistischen Unterricht an wenigen mit reichlicheren Lehrmitteln auszustattenden Schulen zusammenziehen wollen. Über dem Eingang des Hauses ist das Wappen der württembergischen Herzoge eingemeißelt und unmittelbar vor demselben steht ein gutes steinernes Standbild des Herzogs Eberhard im Bart. Biegt man um die Hauptstraße um, so ist man im Freien und steht vor den Überbleibseln des ehemaligen Benediktinerklosters, die das spähende Auge freilich mühsam zusammensuchen muß. Nur eine Anzahl von Wirtschaftsgebäuden ist noch wohlerhalten. Die eigentlichen Klosterbauten sind größtenteils vernichtet, anderes in modernen Wohnungen versteckt. So zeigt das Forsthaus noch Überreste des Refektoriums. Der größte Teil des Kreuzgangs, der übrigens nicht mehr der alten Zeit angehörte, ist erst vor wenigen Jahren dem Neubau einer Schule zum Opfer gefallen. Der Garten, der an die Rückseite der Prälatur anschloß, ist in einen Turnplatz umgewandelt. Hart daneben steht die stattliche Klosterkirche, ursprünglich eine dreischiffige romanische Basilika, die aber später ein gotisches Gewand angezogen hat. Die oberen Stockwerke der beiden Türme sind von noch jüngerem Datum, aber der viereckige Chor, das Schiff, das gewölbte Innere der Kirche zeigen durchaus die gotischen Formen des 14. Jahrhunderts. Derselben Zeit gehört auch das im Chor stehende Scheingrabmal des Kaisers Ludwig des Frommen an, den eine Sage mit dem Einsiedler Walderich, dem Ortsheiligen, in Verbindung bringt und zum Gründer des Klosters macht. Urkundlich ist nur bezeugt, daß Kaiser Otto III. im Jahr 993 das damals bereits bestehende Kloster, das dem heil. Januarius geweiht ist, der Kilianskirche zu Würzburg schenkte. Aus dem Ende des

15. Jahrhunderts stammt ein gutes Flügelbild aus der Ulmer Schule, das an der Südwand des Mittelschiffes hängt. Zahlreiche Grabdenkmäler von hier verstorbenen Prälaten schmücken den Boden und die Wände, darunter das Grabmal des Theosophen Ötinger, auch „Magus vom Süden" genannt, der in einem gewölbten Gemach über der Sakristei sein alchymistisches Laboratorium hatte. Ötinger bekleidete die Abtswürde vom Jahre 1766 bis zu seinem Tode im Jahre 1782. Ein ächter Schwabe in seinem Drange, Philosophie und Theologie, Natur und Offenbarung in ihrer Einheit zu erfassen, in den Geheimnissen der unsichtbaren Welt ebenso bewandert wie in den natürlichen Dingen, eine grüblerisch tiefsinnige und zugleich einfältig volkstümliche Persönlichkeit, war er nach Murrhardt berufen worden, weil man sich von seinen chemischen Kenntnissen Nutzen für die Hebung der mineralischen Schätze der Gegend und für die Anlegung eines Salzwerks versprach. Es ist aber damals sowenig wie bei späteren Versuchen herausgekommen. In seinen letzten Jahren war der gelehrte Mann ganz wieder zur Kindheit herabgestiegen; er selbst hielt sich für ein Kind wie diejenigen, mit denen er in die Wälder lief, zu spielen und Erdbeeren zu sammeln. Mancherlei Geschichten über ihn, aber auch seine Predigtbücher und andere Schriften sind heute noch unter dem württembergischen Landvolk verbreitet. Die ganze Reihe der Murrhardter Prälaten seit der Reformationszeit ist auf einer Tafel in der Sakristei verzeichnet. Der dreißigste und letzte lautet: **Joseph. Friedr. Schelling a. 1801. ante decanus Schorndorf.** Es ist der Vater des Philosophen. In dieser Kirche hat er am 26. Juni 1803 den Sohn mit Karolinen getraut. Im Jahre 1807 hörte Murrhardt auf, der Sitz eines württembergischen Prälaten zu sein, nachdem die protestantische Klosterschule schon im Jahre 1594 von hier nach Bebenhausen bei Tübingen verlegt worden war.

Nur flüchtig hat unser Auge bisher die Walderichkapelle gestreift, die an die Nordseite des nördlichen Turmes ange=

baut ist. Es ist endlich Zeit näher zu treten, und der erste Blick sagt uns, daß wir vor einem kostbaren Denkmal des spätromanischen Stils stehen. Die reichen Formen des kleinen Kunstwerks — die ganze Höhe beträgt 45 Fuß — heben sich stark von denen der anderen Baulichkeiten ab, so daß es wie aus einer anderen Welt hierher versetzt scheint. Auf einem ziemlich hohen Sockel erhebt sich ein Würfel, innen von einem einzigen Kreuzgewölbe überspannt; nach Osten ein kleiner Chor, nach Westen das Portal vorspringend, über dem Ganzen ein langgestrecktes vierseitiges Rautendach. Dies die einfache Konstruktion, die aber aufs wirkungsvollste belebt ist durch einen mannigfaltigen Schmuck von Säulen und Halbsäulen, Zierbändern und Bogenfriesen, Pflanzenornamenten, Arabesken, phantastischen Tiergestalten. Verteilt sich dieser Schmuck auf alle Flächen und Glieder, so stellt er sich doch am reichsten und vollendetsten an den beiden Prachtleistungen des Chorfensters und des Portals dar. Das letztere ist vierfach abgetreppt, in den Ecken je mit schlanken Säulen besetzt. Die Kapitäle, wie die zwischen den Säulen sichtbaren, senkrechten Flächen sind ganz bedeckt mit zierlichem, üppigem Ornamentenwerk, das auch die Halbkreisbögen umkränzt, welche das Portal abschließen und ein steinernes Christusbild umfassen. Im Innern liegen Trümmer von dem alten, gleichzeitigen Kreuzgang, der schon nach der Nördlinger Schlacht abgerissen wurde[1]). Man kann lange bewundernd und genießend vor diesen Herrlichkeiten stehen, die immer wieder neue Reize dem gierig folgenden Auge darbieten. Freilich mischen sich dann auch traurige Betrachtungen ein. Das Kunstwerk zeigt die Spuren erschreckenden Verfalls.

[1]) Abbildungen der Walderichskapelle, s. Lorent, Denkmale des Mittelalters im Königr. Württemberg. 2. Abtlg. Mannheim 1867. Nebst photogr. Atlas, und in den Jahresheften des württemb. Altertumsvereins, Heft V. und VI. Dazu die ausführliche Beschreibung von E. Paulus in der Beschreibung des Oberamts Backnang. 1871.

Wehrlos ist der weiche Keupersandstein gegen Regen und Sturm und andere Unbilden. Hier sind die Löwenköpfe abgeschlagen, dort droht ein Kapitäl zu zerbröckeln, zerstörte Deckplatten der Würfel hat man in rohester Weise mit Holzstücken ergänzt. Risse und Sprünge deuten auf noch bedenklichere Schäden und für eine sorgfältige Wiederherstellung, die dem weiteren Verfalle wehrt, scheint es die höchste Zeit zu sein....

Haben wir die Kapelle des heiligen Walderich besichtigt und sogar seine persönliche Bekanntschaft gemacht — denn in der Kapelle steht auch ein Steinbild des Heiligen — so ist nicht mehr als billig, daß wir auch die Stätte aufsuchen, da seine Einsiedlerzelle stand. „Auf einem kleinen Hügel," so schreibt Karoline, „liegt jenseits des Sees eine Wallfahrtskirche aus alten Zeiten." Der See ist der sogenannte Römersee; heute mit dichtem Röhricht bedeckt, ist er allein noch übrig von den drei wohlgehegten Teichen, aus welchen einst die frommen Benediktiner ihre Fastenkost zu schöpfen pflegten. Die Wallfahrtskirche aber ist die 10 Minuten südwestlich von der Stadt entfernte inmitten des Friedhofs gelegene Walderichskirche. Vor Zeiten mag hier ein römischer Tempel gestanden sein, vielleicht der Tempel des Sonnengottes Mithras. Unter den römischen Steindenkmälern, die man bei Murrhardt gefunden hat, ist nämlich auch ein dem unbesiegbaren Sonnengott geweihter Altar. Oder auch stand hier ein römisches Wachthäuschen, von dem in der Folge ein Eremit Platz ergriffen haben mag; vielleicht ist auch nur das römische Grenzhäuschen von frommeren Zeiten für die frühere Wohnung eines Eremiten gehalten worden. Kurz, da, wo jetzt ein Kirchlein aus dem 15. Jahrhundert steht, dem selbst wieder ein romanischer Bau vorausging, stand in grauen Zeiten die Zelle des Einsiedlers, und die Mönche des Klosters, die, wie es scheint, auf ihre verbrieften Rechte nicht völlig vertrauend, auf eine weitere Legitimation ihres Besitzes bedacht waren, ersannen

eine ganze Geschichte, wie einstmals Kaiser Ludwig der Fromme auf der Flucht vor seinen Söhnen in dieses Thal geraten, in höchster Not durch den Einsiedler getröstet und gerettet worden sei und zum Dank dafür die Erlaubnis zum Bau eines Klosters erteilt, auch eine erhebliche Schenkung von Land hinzugefügt habe. Der Stein aber, auf dem der fromme Einsiedler saß, wenn er Kranke heilte und Wunder verrichtete erwies sich auch nach seinem Tode als gar wunderthätig. Deshalb gedachten die Mönche eines anderen Klosters in dessen Besitz zu gelangen, aber so oft sie den Stein hinwegnahmen, kehrte er jeweils in der Nacht wieder an seine alte Stelle zurück. Auch half es nichts, daß derselbe aus Bosheit in Stücke geschlagen wurde. Denn auch die Bruchstücke behielten die Kraft, Kranke zu heilen, und eines dieser Bruchstücke, der an einer Öffnung der Westseite der Kirche kunstreich eingemauerte Opferstein bewährt denn auch bis auf den heutigen Tag seine wunderthätige Macht. Als man in den Zeiten der Aufklärung von Obrigkeitswegen einmal die Öffnung zumauerte fanden die Gläubigen andere Mittel und Wege, dem Heiligen ihre Gaben zuzustecken.

Weggerollt sind tausend Jahre,
Und noch wallen zum Altare
Walderichs der Leutlein viel
Mit andächtigem Gefühl;
Opfern ihm ihr Scherflein, flehen
Ihn um Hilf und Fürbitt — gehen
Mit des Glaubens Ruheblick
Wieder dann erhört zurück.

So singt C. Ph. Conz, der im Jahre 1782, damals noch Zögling des Tübinger Stifts, die Legende von Sankt Walderich in eine Romanze brachte, und dem glücklicherweise späterhin erheblich bessere Verse gelangen. Wenigstens einmal im Jahr, in der Nacht vom Gründonnerstag auf Charfreitag, zieht es in Scharen zu dem Stein des Heiligen. Frauen

suchen hier die Erfüllung ihrer Herzenswünsche, Blinde und Lahme Heilung von ihren Gebrechen, und wem einmal Erhörung geworden ist, der wiederholt alljährlich die Reise zum Dank und legt sein Scherflein in den Opferstock, der sich für die evangelische Kirchengemeinde von Murrhardt als ein recht erklecklicher Segen erweist. Solcher Wundersteine giebt es viele auch an anderen Orten; doch hat der von Murrhardt vor seinen Genossen das voraus, daß er durch die Reformation nichts von seiner Wunderkraft verloren hat. Die Umgegend ist ganz überwiegend protestantisch und die Mehrzahl der Gläubigen, die alljährlich hilfesuchend anrücken, sind Protestanten. Die Überlieferung des Orts und die Sitte der Bevölkerung ist durch das Ereignis des 16. Jahrhunderts nicht berührt worden. Der Stein thut seine Wunder wie vor 800 Jahren, für Protestanten und Katholiken. Wie in Italien und Südfrankreich heute noch die naivsten Gebräuche aus dem Heidentum angetroffen werden, so hat sich hier inmitten der protestantischen Bevölkerung ein Stück Heiligendienst erhalten. Hart neben der protestantischen Klosterschule ein Überrest mittelalterlichen Aberglaubens — aber freilich wer vermag die Grenzlinie zu ziehen zwischen Glauben und Aberglauben! Und wer vermöchte sich's vor allem an diesem Orte getrauen! Jupiter- und Mithrasdienst, die einsame Klausnerzelle und die Pracht einer Benediktinerabtei, die Zucht und die Gelehrsamkeit des bibelfesten Protestantismus, die wunderliche Mystik des schwäbischen Theosophen, Schellings naturphilosophische Träume, das alles hat seine Spuren oder doch seine Erinnerungen an dem stillen Orte zurückgelassen. Ein abgelegeneres Waldthal läßt sich nicht denken, aber der Weltengeist, wenn er umwälzend durch die Lande fuhr, hat gerne auch an der bescheidenen Stätte seine Einkehr gehalten. Es ist ein geweihter Bezirk, sagt Karoline.

Der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts, die in Schwaben durch eine treffliche plastische Schule bezeichnet ist, gehört ein

an der Nordseite des Turms angebrachter Oelberg an, ein figurenreiches Bildwerk, dessen Verdienste heute freilich mehr erraten als genossen werden. Nicht als ob es vernachlässigt wäre, sondern weil im Gegenteil unser Zeitalter allzu warm sich seiner angenommen hat. Um das vom Wurm bedrohte Holzwerk zu schützen, ist ein ländlicher Kunstmaler über dasselbe gekommen, der aus seinen Töpfen himmelschreiende Ölfarben darüber gestrichen und fröhlich allerlei eigene Zuthaten nicht gespart hat, ein Beweis, daß allerdings nicht jegliche Restauration der Kunst zu Nutz und Frommen gereicht. Im übrigen bietet die Kirche wenig, was das Auge fesseln könnte, und so wendet es sich getrost noch einmal den Reizen der Landschaft zu, für welche eben hier der günstigste Ort der Überschau sich bietet. Unten auf dem spärlichen Raum, den die Berge übrig lassen, das fleißige Städtchen, das an das Heute gemahnt, indessen die ehrwürdigen Klostergebäude von vergangenen Tagen zeugen. Von allen Seiten blickt der junge Frühling in diese Menschenwohnungen hinein. Eine Flut von Grün strömt von den Bergesgipfeln bis zur Thalsohle hinab. Fächerartig treten oberhalb des Städtchens die Waldthäler zusammen, ihre Bäche zum gemeinsamen Bette sendend. Unterhalb aber vergönnen die Berge dem Wiesengrund allmählich breiteren Raum, Erlengruppen folgen dem Laufe der Murr, an den grünen weichgeformten Gehängen sind kleine Gehöfte zerstreut, die sich hinter Obstbäume verstecken, darüber aber steigt der Wald an, in welchem die dunkle Tanne mit dem lichten Laub der Buche sich mischt. So geht es abwärts zwei Stunden bis Sulzbach. Zuweilen ein kleines Querthal, eine Schlucht, die den Blick auf eine Sägemühle eröffnet, dahinter ein kleiner Wasserfall. Nirgends große Formen, üppige Vegetation oder weiter Fernblick. Aber alles ist zu einem erquicklichen, anmutenden Bilde gestimmt und ungern scheidet der Wanderer, den bei jedem Schritt das behagliche Rauschen von Bach und Wald zum Verweilen einladet. Bei Sulzbach erweitert sich das

Thal; die Murr und die Landstraße wenden sich in scharfer Biegung zur Linken. Wer aber zur Rechten den Pfad durch das stille Lauterthal wählt, dann die Höhe des Stocksbergs, einen berühmten Aussichtspunkt, ersteigt und von da fast ununterbrochen durch Wälder den Weg über Löwenstein und das Theußer Bad nach Heilbronn einschlägt, um hier die Eisenbahn wieder zu gewinnen, der darf sich sagen, daß er eine der anmutigsten Landschaften in Schwaben durchstreift hat.

Nachwort 1886. Man darf dieses vor 14 Jahren niedergeschriebene Stück nicht von neuem ausgehen lassen, ohne ihm einige Bemerkungen mit auf den Weg zu geben. Wie auf andern Schauplätzen sind in dieser Zeit auch im Murrthale große Dinge vor sich gegangen, wodurch sich mehrere Züge an jenem Bilde verändern. Hätte sich die Sage von Chider dem ewig jungen in unseren Zeiten gebildet, so würde sie nicht einen Umlauf von fünfhundert Jahren ansetzen, es würde schon ein viel kürzerer Abstand genügen, um den umwälzenden Wechsel der Zeiten eindringlich zu machen. Vor allem ist jener Wunsch nach einer rettenden Hand an der hilfsbedürftigen Walderichskapelle, kaum ausgesprochen, auch schon erfüllt worden. Im Jahre 1873 wurde die Restauration durch Baurat Felix Berner mit derselben Geschicklichkeit vorgenommen, mit der er hernach auch die Klosterkirche zu Alpirsbach und die zu Lorch wiederherstellte. Solche Arbeiten sind notwendig und doch im Grunde undankbar. Es geht dabei nicht ab ohne ein scharfes und unerbittliches Eingreifen, das den bisher bewunderten Reizen des Malerischen und Altertümlichen leicht verhängnisvoll wird. Allein wenn im Anfang die schönen, blendenden, frischgemeißelten Zierraten an dem altersgrauen Bauwerk fast befremdlich wirkten, so hat schon die seither verflossene Zeit das ihrige gethan, diesen Eindruck wohlthätig abzumildern.

Sodann aber ist Murrhardt heutzutage nicht mehr der idyllisch abgeschiedene Ort, wie er damals geschildert wurde. Die Bewohner des Städtchens könnten sich mit Recht beschweren, wenn man sie als außerhalb der Welt gelegen in Verruf brächte. Seit 1878 braust das Dampfroß auch durch das Murrthal und verbindet, den schwäbisch-fränkischen Grenzwald durchschneidend, die Hohenloheschen Gegenden mit Altwürttemberg. Ja es ist ein Stück großen Weltverkehrs wiederum durch dieses Thal geleitet, indem nämlich die kürzeste Verbindung zwischen der Hauptstadt Württembergs und der Reichshauptstadt eben mittels dieser Linie hergestellt ist. Von einem der katholischen Äbte des 15. Jahrhunderts, Herbort, mit dem Beinamen Gütiggott, weil nämlich seine stehende Redensart war: Poz gütig Gott! erzählt die Chronik, daß er die Wege um Murrhardt mit Fleiß habe verderben und zergehen lassen, um sich den zahlreichen Zuspruch jagdlustiger Gäste vom Halse zu schaffen, mit dem das Kloster wegen seiner ergiebigen Waldgründe heimgesucht wurde. Poz gütig Gott! sagte er, mir kommen dannoch mehr Gäste, als mir lieb sind. Man wird es den heutigen Bürgern von Murrhardt nicht verdenken, daß sie von dieser Sinnesart des Abtes gänzlich entfernt sind und mit zunehmender Befriedigung die Sommergäste zählen, die an diesem trotz allem noch immer ländlich stillen Orte alljährlich sich einfinden. Denn noch heute ist es so, wie Schelling aus jenen ersten Monden seiner Ehe an Freund Hegel schrieb: „Murrhardt ist für den Sommer ein äußerst angenehmer Aufenthalt, nicht rauh, wie ich mir vorgestellt, sondern mild, dabei erquickend durch Ruhe und Stille.“

Pessimistisches.

1878.

Pessimistische Anwandlungen und Klagen sind so alt als die Menschheit selbst; mit den natürlichen Bedingungen des Daseins sind sie von selber gegeben. Schon der Vater Homer muß sich gefallen lassen, von den Geschichtschreibern unserer Modekrankheit an die Spitze der Pessimisten gestellt zu werden, wenn er einmal den Menschen das unglücklichste Wesen nennt, wie kein anderes sonst atmet und kreucht auf Erden, und ein anderesmal das Geschlecht der Menschen mit den verwehenden Blättern im Walde vergleicht. Daß das Leben nichts als Mühe sei, ist den griechischen Tragikern ein geläufiger Satz. Auch die Heiterkeit des hellenischen Wesens durchbricht bisweilen eine pessimistische Stimmung, und schwermütig singt der Chor des Sophokles:

> Nie geboren zu werden, ist
> Weit das Beste, doch wenn du lebst,
> Ist das andere, schnell dahin
> Wieder zu gehen, woher du kamst.

Ein heiliges Buch der Juden predigt die Eitelkeit aller Dinge und meint: das Herz des Weisen ist, wo Traurigkeit ist, und das Herz des Thoren, wo Freude ist. Und eine große Religion des Altertums lehrt den Weltschmerz und findet das erlösende Ende im Nirwana, in der Ruhe des schmerzlosen Nichts.

Es wimmelt schon im Altertum von pessimistischen Vorstellungen, die teils vereinzelt auftauchen, teils, wo der Boden günstiger ist, weithin denselben überwuchern. Aber die theoretische Formulierung der Streitfrage, ob die Lust in der

Welt überwiege oder die Unlust, findet sich zuerst in einer Stelle des Euripides, und es darf Wunder nehmen, daß in den geschichtlichen Skizzen des Pessimismus diese geradezu klassische Stelle, so weit ich finde, übersehen wird. Sie steht in den „Schutzflehenden“. Theseus, der attische Held, wird von Adrastos gebeten, zur Bestattung der vor Theben gefallenen Sieben Fürsten behülflich zu sein; seiner Antwort schickt er folgende merkwürdige Betrachtung voraus:

Mit andern stritt ich manchesmal und eiferte,
Wenn einer sagen mochte, daß des Bösen Zahl
Auf Erden größer als die Zahl des Guten sei.
Ich hielt an anderm Glauben fest, ich meinte stets,
Mehr walte Gutes auf der Welt als Schädliches.
Denn wäre dies nicht, lebten wir nicht mehr im Licht.
Dem Gotte dank ich, welcher uns aus thierischem,
Verworrnem Streben wilder Art das Leben schied,
Der uns den Geist einhauchte, der die Sprache gab,
Die Gedankenbotin, daß der Mensch den Laut erkennt,
Auch Frucht zur Nahrung, und der Frucht vom Himmel her
Des Wassers Labsal, daß es nährt der Erde Saat,
Erquickt der Menschen Glieder . . .
Ist's nicht ein Frevel, nun ein Gott das Leben uns
So reich versorgte, wenn mit dem uns nicht genügt?
Doch Menschenweisheit trachtet über Gottesmacht
Hinaus, im Menschenherzen wohnt der Übermut,
Daß weiser wir uns dünken, als die Götter selbst.

(Donner.)

Hier ist die eigentliche Formulierung des Problems und im Grunde auch schon die zutreffende Antwort darauf: es liegt hier wenigstens im Keim schon alles, was man dem Pessimismus hat entgegen halten können. Der König von Athen beruft sich auf die Spenden der gütigen Natur, aber auch auf den Geist, den der Gott dem Menschen eingehaucht hat, auf die fortschreitende Entwicklung des Menschengeschlechts aus tierischen Anfängen zu einem vernünftigen und bewußten Dasein. Es ist nicht bedeutungslos, daß gerade Theseus,

dem Helden und Vertreter des attischen Staatswesens, dieses Programm der echt hellenischen Anschauung in den Mund gelegt ist, und daß derjenige Dichter es aufgestellt hat, der unter den Tragikern sonst der schwermütigste ist und am meisten zu Grübelei und düsterer Fassung des Lebens neigt.

Also schon zu den Zeiten des Theseus oder doch des Euripides ist über die Frage „schon manchmal gestritten und geeifert“ worden, ob die Summe des Guten in der Welt größer sei als die Summe des Üblen. Seitdem ist sie fort und fort aufgeworfen worden, lebhafter als je in unseren Tagen, mit Aufwand nicht gewöhnlichen Geistes und mit den Mitteln, die unserer Zeit die größere Übung in der Zergliederung der Erscheinungen, wie die reiche Erfahrung einer Geschichte von Jahrtausenden an die Hand giebt. Das Problem ist damit ohne Frage vertieft, eben damit aber die Lösung nicht vereinfacht worden. Auch der neueste wohlmeinende Versuch einer Widerlegung des Pessimismus, der aus dem Nachlaß des württembergischen Exministers Golther herausgegeben wurde [1]), wird nicht den Anspruch erheben können, die gegnerische Meinung endlich zum Schweigen zu bringen.

Golther war eine überaus strebsame, idealistisch angelegte Natur, er besaß eine vielseitige Bildung, Sinn für die schönen Künste, er hat, obwohl unruhig und vielgeschäftig, um das Schulwesen seiner Heimat in seinen verschiedenen Verzweigungen sich Verdienste erworben; dies und die glückliche Beilegung des württembergischen Konkordatstreits, wodurch er eine Art Mustergesetzgeber für das Verhältnis von Kirche und Staat geworden ist, hat dazu beigetragen, daß dem im Jahr 1866 so partikularistisch erhitzten Staatsmann doch ein

[1]) Der moderne Pessimismus. Studie aus dem Nachlaß des Staatsministers Dr. Ludwig v. Golther. Mit einem Vorwort von Fr. Th. Vischer. Leipzig, Brockhaus.

vorwiegend günstiges Andenken gesichert ist. Mit der Philosophie beschäftigte er sich als Liebhaber, aber mit ungemeinem Fleiß. Man kann es als eine Eigentümlichkeit unseres Stammes bezeichnen, daß nicht selten Angehörige anderer Wissensgebiete, Männer in Amt und Würden, in ihren Mußestunden sich der Weltweisheit ergeben und den Aktenstaub gleichsam im Bade der Spekulation sich vom Leibe spülen. Eine Reihe von Namen ließe sich hier aufzählen. Es sind Laien, die den Trieb in sich spüren, selber den Weltgeheimnissen nachzuspüren, sich über die höchsten Dinge eine eigene Überzeugung zu erwerben. Unter der Hand entstehen ihnen Lesefrüchte, Auszüge mit kritischen Bemerkungen versehen, zuletzt wohl gar ein ganzes System. Arbeiten von ungleichem Wert, doch immer achtungswürdig. Haben die Verfasser vielleicht ursprünglich nicht an die Veröffentlichung gedacht, so ist es doch verzeihlich, wenn sie der Meinung sind, daß was sie selbst erdacht und gefunden haben, auch anderen zum Nutzen gereichen werde. Zu ihnen gehörte auch Golther. Als er nach dem Verlust seines Portefeuilles auf die Stelle eines Präsidenten des evangelischen Konsistoriums zurücktrat und das neue Amt ihm reichlichere Muße vergönnte, reizte ihn die Zeitfrage des Pessimismus zu einer Durchforschung der gesamten philosophischen Litteratur, um mit der erforderlichen wissenschaftlichen Ausrüstung eine Richtung zu bekämpfen, die seinem idealen Sinn als eine verderbliche erschien. Mitten in dieser Arbeit überraschte ihn der Tod. Er hinterließ eine höchst umfangreiche Handschrift, die aber noch keineswegs zum Drucke reif war. Die große Masse derselben bildeten Auszüge. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil hat als annähernd vollendet — und auch dieser nicht ohne mühevolle Nachhilfe — zur Herausgabe gebracht werden können: die Kritik der Lehren von Schopenhauer und Eduard von Hartmann. Friedrich Vischer, der als grimmiger Feind der Mode auch der geistigen Modekrankheit unserer Tage ab-

hold ist, hat das Buch unter den Schutz seines gewichtigen Namens genommen und ein Vorwort dazu geschrieben, das freilich die Schwächen einer Arbeit nicht verhehlt, die unter den genannten Umständen ans Licht getreten ist.

Sie ist, wie gesagt, wohlgemeint und von einer löblichen Gesinnung erfüllt, und im Kampf um die idealen Güter der Menschheit soll jeder Mitstreiter willkommen sein; aber sie erinnert mich einigermaßen an die periodischen Aufsätze, mit denen wir als angehende Philosophen im Tübinger Stift geplagt wurden, an die „Stiftsaufsätze", bei denen es darauf ankam, irgend eine bestimmte Erscheinung alter oder neuer Philosophie zu zergliedern, das Prinzip derselben aufzusuchen und ihre Folgerungen zu entwickeln, vor allem aber die „Widersprüche" nachzuweisen, in die sich der betreffende Weise, Platon oder Spinoza oder Kant, bei sonst anerkennenswerten Leistungen bedauerlicher Weise verwickelt hat. Das war die Hauptsache: wir wußten uns nicht wenig damit, wenn es unserm jugendlichen Scharfsinn gelang, an diesem oder jenem großen Geiste die schwachen Seiten auszuspüren, die logischen Blößen, die Übertreibungen aufzudecken, die ja jedem philosophischen Systeme anhaften und seine endliche Seite sind, wie sie andererseits den Faden zum Weiterspinnen der philosophischen Entwicklung bilden.

Auf eine solche Jagd nach „Widersprüchen" im System der modernen Pessimisten hat es nun Golther vornehmlich abgesehen. Er begleitet die Auszüge aus den Schriften Schopenhauers und Hartmanns mit einer fortlaufenden Kritik, mit prüfenden Bemerkungen, die im einzelnen meist ganz zutreffend sind, aber zuletzt doch den Eindruck hinterlassen, daß damit nicht gar viel ausgerichtet ist. Der Grund ist der, daß sie von vornherein aus einem entgegengesetzten Standpunkt genommen sind, dem des Idealismus und Theismus. Dieser ist bereits vorausgesetzt, anstatt begründet zu werden. Auf diese Weise läßt sich aber einem philosophischen Systeme im

Ernst nicht beikommen. Wenn man dem Pessimismus eindringlich vorhält, daß er denn doch die Farben zu dick auftrage, wenn man ihn gutherzig auf das viele Schöne und Gute in dieser Welt aufmerksam macht, die ethischen Instanzen gegen ihn in das Feld führt, so ist er in seiner Verstocktheit im stande, mit einer Fratze darauf zu erwidern. Das Alles sind Angriffe, die an seiner geschlossenen Weltanschauung wirkungslos abprallen. Hier hilft nur Eine Methode. Man muß dem Pessimismus sein volles, ungeschmälertes Recht lassen, aber es in ein höheres Recht auflösen. Man darf die Summe des Elends in der Welt nicht verkleinern wollen, aber man muß das Wagnis machen, es einzuordnen in eine vernünftige Weltbetrachtung.

Auf religiösem Gebiet leistet dies, so weit es auf dieser Stufe möglich ist, das Christentum: es erkennt die ganze Tiefe des Elends, die ganze Nichtigkeit dieser Welt an, aber es führt darüber hinaus, indem es dem Menschen den Himmel zeigt und ihn anweist, für den Himmel reif zu werden. — Ein anderes Beispiel. Auch in Goethes Faust wird der Kampf zwischen Pessimismus und Optimismus gekämpft. Mephisto behauptet, daß alles, was entsteht, des Untergangs wert sei, und darum besser nichts entstünde. Aber das Böse, die Verneinung, ist nur ein Moment im göttlichen Weltplan, es erweckt und stählt die Macht des Guten, und am Ende angekommen verweilt Faust bei dem Gedanken an die künftigen Früchte seiner rastlosen Arbeit und sagt, während der Pessimist müde im Nirwana versinkt, zum letzten Augenblick: „Verweile doch, du bist so schön!“ Dort haben wir also eine religiöse, hier eine poetische Lösung des Problems. Den Philosophen wird es freilich schwerer, ihrerseits die Lösung zu finden, aber sie ist in jenen vorgebildet.

Es ist die Frage aufzuwerfen, ob eine Philosophie, die den Zufall die Welt schaffen und regieren läßt, die mit dem Nichts endet, diesen Namen überhaupt verdiene. Widerstreitet

sie nicht dem Begriff der Philosophie? Diese soll die Vernunft in der Welt aufzeigen, aber sie kann nicht an ihr Geschäft gehen ohne die stillschweigende Übereinkunft, daß die Vernunft wirklich in der Welt zu finden ist. Sie ist gegenstandslos, wenn die Welt ein Narrenhaus, ein sinnloses Spiel, ein wahnwitziger Karneval ist. Daß Denken und Sein identisch sei, ist die Voraussetzung aller philosophischen Arbeit. Ohne diese Voraussetzung verläuft dieselbe, welchen Anlauf sie auch nehme, in Einfällen, Aphorismen, Paradoxen. Sie wird Dichtung, Mystik oder Satyre. Ohne eine Anleihe bei der Phantasie bringt sie es zu keinem Abschluß. Bei Hartmann ist dies noch augenfälliger als bei Schopenhauer. Dieser, der an einem Weltprozeß und Weltende völlig verzweifelt, beschränkt sich darauf, jedem einzelnen zu empfehlen, daß er zur Weltverachtung und Weltüberwindung gelange. Sein Ideal ist die Verneinung des Willens zum Leben. Er verwirft dabei zwar den Selbstmord, aber bloß weil er unlogisch sei, sofern er nämlich nur das Individuum, nicht die Gattung, nicht das Ding an sich töte, nimmt aber dann doch die Konsequenz der Askese, den Selbstmord aus asketischen Beweggründen, den freiwilligen Hungertod an. Das schien denn Hartmann doch gar zu unphilosophisch; er denkt den Gedanken seines Vorgängers zu Ende, er ist folgerichtiger, aber auch phantastischer. Er nimmt ein wirkliches Ende der Welt an. Der Endzweck ist die Welterlösung, das heißt die Weltvernichtung, nicht die individuelle, sondern die kosmisch-universale Willensverneinung. Und wie wird diese zu stande gebracht? Das Bewußtsein der Menschheit wird einst so von der Thorheit des Wollens und dem Elend alles Daseins durchdrungen sein, die große Mehrheit wird zuletzt eine so tiefe Sehnsucht nach dem Ende und der Schmerzlosigkeit des Nichtseins erfassen, daß diese Sehnsucht als praktischer Beweggrund zur widerstandlosen Geltung gelangt. Dann fehlt nur noch, daß diese Mehrheit festgestellt wird, und

die Menschheit ihr in einem „gleichzeitigen, gemeinsamen Entschluß“ Folge giebt. Die Mehrheit des in der Welt thätigen Geistes wird „den Beschluß fassen, das Wollen aufzuheben“ und dieser Beschluß wird auch „den gewünschten Erfolg haben“. Also am Ende der Perspektive ein Phantasiestück, ein Schlußtableau, eine neue Mythologie und Eschatologie. Solche Stellen im pessimistischen System — es ist nicht die einzige — sind es, die der ernsthaften Kritik und sittlichen Entrüstung Golthers gegenüber, der alles für baare Münze nimmt, Friedrich Vischer zu dem Ausspruch veranlassen: „Es ist nicht leicht, der unendlichen Komik zu widerstehen, die in diesen seltsamen Mischungen von Denken und Dichten sich aufdrängt, und ich zweifle, ob großen Tadel verdient, wem es nicht gelingt.“ In der That nimmt sich die feierliche Volksversammlung, die am Schlusse der Menschheitsgeschichte durch Mehrheitsbeschluß das All zu Tode denken soll, wie das Motiv zu einer aristophanischen Komödie aus. Man kann die Versuchung nicht abweisen, sich die Scene auszumalen, wie die Minderheit, der die Welt noch gut genug und der Wille zu leben keineswegs abhanden gekommen ist, aus allen Kräften Widerstand leistet, und wie dann, nachdem der große Beschluß verkündigt ist, — die Geschichte unversehens wieder von neuem anfängt. Denn diese Welterlösung ist ja nach Hartmann selbst trotz allem noch keine endgültige, da man bei der Natur des unbewußten Willens gar nicht sicher ist, daß er nicht in seiner unergründlichen Dummheit das zwecklose Spiel des Wollens und Seins wieder von vorne anfängt und beliebig oft den Weltprozeß in derselben Weise abspielt.

Der Pessimist begründet seine Lehre aus philosophischen Grundsätzen, aber er sucht sie nachträglich auch aus der Erfahrung zu erweisen. Dies ist natürlich der volkstümlichere Teil seines Systems. Er zeigt, daß erfahrungsgemäß das Glück eine Illusion sei, der Genuß eine Selbsttäuschung, wo-

bei nur die Freude an der Kunst und an der Wissenschaft einigermaßen ausgenommen wird. Zwischen Wollen und Erreichen, so lehrt er, fließt jedes Menschenleben fort. Der Genuß ist nur ein verschwindender Punkt; vorher ist der Schmerz des Wunsches, nachher der Schmerz der Sättigung, der Langeweile. So ist das Leben ein fortgesetzter Betrug im kleinen wie im großen, ein Geschäft, das nicht die Kosten deckt, ein verworrener Traum, und der Optimismus eine absurde, ja eine wahrhaft ruchlose Denkart, ein bitterer Hohn über die namenlosen Leiden der Menschheit; die Welt unter allen möglichen die schlechteste, oder wie Hartmann diesen Satz Schopenhauers anders wendet: auch die bestmögliche Welt ist noch immer herzlich schlecht, schlechter als gar keine. Summa Summarum: das Wollen hat seiner Natur nach immer einen Überschuß der Unlust über die Lust zur Folge.

So stehen wir denn abermals vor der Frage des Theseus. Aber diese Frage nach dem Mehr oder Weniger, nach dem Quantum auf beiden Seiten steht dem attischen Heros, steht dem Altertum allerliebst, das in seiner naiven Art auch die Aufgaben des Denkens in eine sinnliche Form zu kleiden liebt: nach unserer Art zu denken nimmt sie sich doch wie ein seltsamer Anachronismus aus. Man sucht vergeblich nach der Wage, mit der sich beides, die Lust und die Unlust, abwägen ließe. Wo sind die untrüglichen Mittel, um beides wie fertig daliegende, gesonderte Warenballen gegenseitig abzuschätzen? Die Frage, auf welcher Seite der Überschuß sei, klingt ungefähr ebenso geistreich, als die Frage, ob mehr gutes oder mehr schlechtes Wetter in der Welt sei. Natürlich verteilt sich das letztere nicht bloß nach Ort und Zeit, sondern der Richter kann nur das persönliche Empfinden und der individuelle Nutzen sein: dem einen wird als schön und wohlthätig erscheinen, was der andere für abscheulich erklärt. Es ist nicht anders mit der Lust und der Unlust.

Vielleicht fällt es eines Tags einem müßigen Kopfe ein,

die Frage aufzuwerfen, ob unter den Menschengesichtern mehr Schönheit oder mehr Häßlichkeit zu finden sei. Da höre ich nun freilich den Pessimisten vorlaut frohlocken, daß er gewonnenes Spiel habe. Nur Geduld. Sobald es ans Zählen und Rechnen geht, wird ihn der gesunde Menschenverstand belehren, daß die Grenzlinien zwischen beiden Begriffen überaus schwierig zu ziehen sind. Die große Mehrzahl der Menschengesichter wird sich nicht hier und nicht dort einreihen lassen, wird in die Klasse des Mittelguts gehören, zwischen beiden Eigenschaften sich bewegen, an beiden teilhaben. Genau so ist es mit den Empfindungen der Lust und der Unlust.

So steht die Sache nicht, daß hier das Glück läge, dort das Unglück, hier die Lust, dort die Unlust, beide in getrennten Haufen. Vielmehr sind immer beide zusammen. Der Dichter sagt: „Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Sterblichen zu teil." Wo das Glück ist, da ist auch die Erinnerung an den Preis, den es gekostet hat, und das Bewußtsein, daß es vergänglich ist. Wo Leiden, da ist auch der Trost, mag er nun wo immer gesucht werden, im Himmel oder im Nirwana, und kaum je wird die letzte Trösterin Hoffnung versagen.

In der Mischung beider wird der Weise gerade seine schönsten Genüsse finden. Die Qual des Wunsches, des „brennenden, ungelöschten Durstes" klagen die Pessimisten an. Der altmodische Lessing dachte darüber anders. Das Streben sah er für ein wertvolleres Gut an als den Besitz, und mit Recht läßt Golther jenes berühmte, altbekannte Wort aus den Streitschriften wider den Hauptpastor Goeze zu Nutz und Frommen der Pessimisten wieder aufmarschieren.

Und ist nicht die Vorfreude eine Lust, die sich ebenbürtig dem Genusse anreiht? Die zitternde Vorfreude, die nicht gestört, die nur voller geschwellt wird durch den Gedanken der Möglichkeit des Scheiterns vor dem nahe winkenden Ziele, wie dies so unnachahmlich in dem Uhlandschen Verse ausgedrückt ist:

O brich nicht, Steg, du zitterst sehr!
O stürz' nicht, Fels, du dräuest schwer!
Welt, geh nicht unter, Himmel, fall nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebsten sein!

Mein Freund L. — ich will ihn nicht verraten — hat die seltsame Gewohnheit, daß er einen Brief, auf den er sich lange gefreut hat, der ihm von besonders werter Hand zukommt, erst einen halben Tag uneröffnet in der Tasche behält: er will recht gründlich die Vorfreude auskosten, weil freilich mit dem Augenblick des Genusses auch der Reiz schwindet und dann das Beste vorbei ist. Das Beste vorbei? Das wäre erst noch die Frage. Die Pessimisten beschweren sich über die verschwindende Zeitdauer des Genusses, aber dem Weisen gelingt es, diesen Moment zu verlängern, nach rückwärts, wie nach vorwärts. Jedermann weiß, daß die Erinnerung verschönt, daß sie also gewissermaßen ein reineres und höher gestimmtes Glück giebt, als der Augenblick des Genusses. Von den Reisen hat dies jedermann erfahren. Wenn es dennoch unter einem feindseligen Stern Geborene giebt, die, wie der Pessimist Taubert, bloß die Unannehmlichkeiten einer Reise empfinden und zum Schlusse kommen, das Vergnügen auf derselben sei die ausgestandenen Leiden nicht wert, so werden wir diese Unglücklichen herzlich bedauern und ihnen den Rat geben, ihre Ferien zu Hause zuzubringen, allein wir wissen zum Trost, daß der Normalmensch zwar auch auf Reisen nicht selten sich erbost über Regen und Hitze, verunglückte Sonnenaufgänge, zudringliche Gesellschaft und teure Wirtshausrechnungen, daß aber gerade diese Empfindungen überaus kurzlebig sind, in der Erinnerung zumeist nur noch belachenswert erscheinen, zum Teil nachträglich geradezu als eine Würze des Genusses wirken. Im Rückblick auf das Erlebte verwischt sich erfahrungsgemäß die Empfindung der Unlust und wird vergessen, während die Empfindung der Lust in eine höhere Sphäre gerückt wird

und hier unzerstörbare Dauer gewinnt. Das Reisen ist freilich eine Kunst, aber so ist es mit allem, was wahrhafte Lust gewähren soll. Das Glück wird nicht ohne weiteres gefunden: es zu finden will gelernt sein. Es gehört Übung dazu, eine Fertigkeit, die man erwerben muß. Ohne Kampf und Mühe giebt es nicht bloß keine sittliche Thätigkeit, sondern auch kein Glück. Das alles glänzt keineswegs durch Neuheit, es ist den Pessimisten schon oft entgegengehalten worden. In den zahlreichen Gegenschriften, deren wir von Pfleiderer und Duboc, von Haym und J. B. Mayer, von Huber, Golther und anderen besitzen, sind reiche treffende Bemerkungen und Ausführungen in diesem Sinne. Natürlich sind sie alle in den Wind geredet. Der Pessimist ist nun einmal entschlossen, schwarz zu sehen, und „schlecht, schlechter, am schlechtesten“ tönt es crescendo aus diesem Lager zur Antwort. Wenn ich heute das Wetter ausgezeichnet finde, streite ich vergeblich mit einem, der es für abscheulich erklärt. Ich deute auf den blauen, wolkenlosen Himmel, und er ist im stande höhnisch zu erwidern, nichts sei ihm unausstehlicher als die gräßliche Eintönigkeit des ordinären, sentimentalen Himmelsblau. Wer hat dann viel Lust den Streit fortzusetzen?

Ob diese Art, die Dinge schwarz zu sehen und Ekel in der Welt, anstatt Freude am Wirken in ihr zu predigen, heutzutage wirklich so bedrohlich um sich greift, daß die Pessimisten mit Grund hoffen können, ihre Ideale dereinst verwirklicht zu sehen? Man pflegt daran zu erinnern, daß die pessimistische Stimmung gewöhnlich in Zeiten, da eine Kultur altersschwach geworden und im Absterben begriffen ist, auftauche, in die Massen dringe, in Systeme sich umsetze. Am Ausgang des Hellenentums war es, daß der Kyrenaiker Hegesias die Weltflucht, die Verzweiflung am Leben zu einer folgerichtigen und ergreifenden Theorie ausbildete. Oft schon ist die Ähnlichkeit unserer Zeit mit der des Zusammenbruchs

der antiken Gesittung behauptet worden. Die Verachtung der idealen Güter und das Jagen nach flüchtigem Genuß, der Zerfall von Sitte und Religion, die Gärungen auf wirtschaftlichem Gebiet, die Ermattung einer mit Kulturelementen übersättigten Epoche, dies alles will man als kennzeichnende Merkmale unserer Zeit wiederfinden, wie es Merkmale jener dem Zusammensturz der alten Welt zutreibenden Jahrhunderte waren. Der Geschichtschreiber des Materialismus, der frühverstorbene Lange, hat in diesem Sinne unserer Zeit eine bedenkliche Diagnose gestellt: „oft schon war eine Epoche des Materialismus nur die Stille vor dem Sturm, der aus unbekannten Klüften hervorbrechen und der Welt eine neue Gestalt geben sollte.“ Also eine neue Gestalt! Aber das ist ja doch keineswegs Wasser auf die Mühle der Pessimisten, welche die Welt der Selbstvernichtung zutreiben sehen. Hält man die Ähnlichkeit fest, die unsere Zeit mit Epochen darbietet, welche einer Katastrophe vorausgingen, so muß man zu dem Satze A auch den Satz B annehmen, daß nämlich nach jenen Vorgängen auch jetzt aus dem Zusammenbruch eine neue Welt und neue Ideale hervorgehen werden; also ein Untergang der gegenwärtigen Gesittung, aber ihre Wiederauferstehung aus dem Ruin. Wer sich mit Weissagungen befassen will, der mag also immerhin auf eine Katastrophe sich gefaßt halten, die aber nicht das Ende und nicht das Nichts sein wird, sondern nur wieder der Übergang zu neuen, noch im Schoß der Zukunft verborgenen Bildungsformen. Auf die alte Welt ist keineswegs das Nichts gefolgt, vielmehr junge und sehr lebensfrische Triebe rangen sich los aus dem erschöpften, müde gepflügten Erdreich. Und was ein weiterer Trost ist, das Christentum hat nicht bloß an die Stelle des Alten sich gesetzt, es hat vielmehr, in seiner Bildung schon durch tausendfache Übergänge vermittelt, den Ertrag der vorausgegangenen Gesittungen, so schwer es anfangs daran zu verdauen hatte, in sich aufgenommen und so gerettet. Mit Vertrauen und

neuen Hoffnungen also dürfte man über die verhängnisvolle Kluft hinüber in die Zukunft blicken, und noch immer wäre kein Grund vorhanden, daß man den Pessimisten den Gefallen thun müßte, ihretwegen selber Pessimist zu werden.

Geschichtlich betrachtet ist die pessimistische Denkart, die in unserem Jahrhundert einen so breiten Raum einnimmt, der Rückschlag gegen den zuversichtlichen Optimismus des Jahrhunderts der Aufklärung. Eines Tages sah sich der letztere auf eine schwere Probe gestellt; als nämlich die furchtbare Kunde von dem Erdbeben von Lissabon kam. Man weiß, welch tiefen Eindruck dieses Ereignis auf den Knaben Goethe machte. In Dichtung und Wahrheit ist erzählt, wie es bei diesem Anlaß die Gottesfürchtigen nicht an Betrachtungen, die Philosophen nicht an Trostgründen, an Strafpredigten die Geistlichkeit nicht fehlen ließen. Damals wies Voltaire die Anhänger des Satzes: tout est bien höhnisch auf die zahllosen Leichen und die rauchenden Trümmer jener unglücklichen Stadt hin. Doch Rousseau entgegnete ihm ernst, daß man jenen Satz verbessern müsse in: le tout est bien oder: tout est bien pour le tout. Jenes Jahrhundert hat sich den Glauben nicht rauben lassen, daß in der Welt alles aufs beste geordnet und vorgesehen sei, daß die göttliche Weisheit sich die Erziehung des Menschengeschlechts angelegen sein lasse und daß diese Erziehung eben im besten Gange sei, ja das Licht mit Riesengeschwindigkeit sich unter den Sterblichen verbreite. Das blieb so bis zu dem großen Kampf der Meinungen, der sich an den Verlauf der französischen Umwälzung knüpfte. Noch eben die stolzesten Hoffnungen, die gläubigste Zuversicht auf den Anbruch eines glücklichen Zeitalters, und nun der schmerzliche Untergang aller Ideale in einem Meer von Blut, der Umschlag von Heldentugend in Verbrechen, von Freiheit in Gewaltherrschaft: ein fürchterliches Erwachen aus dem behaglichen Glückseligkeitstraum. Damals erfaßte den denkenden Menschenfreund ein Schauder:

was schien übrig als Verzweiflung oder die Bitterkeit der Entsagung? Dort sind die Keime des modernen Pessimismus zu suchen, der dann zur ansteckenden Krankheit wurde, als auch nach der endlichen Bändigung des Sturmes unter dem Schatten der heiligen Allianz nur ein ödes, ideallloses Dasein übrig zu bleiben schien. Die zweite Täuschung nach der ersten. Bei Lord Byron und bei Leopardi ist dieser Zusammenhang des Weltschmerzes mit dem Weltenlauf mit Händen zu greifen.

Die Menschheit wird schwerlich je wieder in den selbstgefälligen rosenfarbenen Optimismus zurückfallen, der dem Zeitalter vor der großen Revolution eigen war. Wir spüren den Ernst der Zeit, den Druck des Erdendaseins in allen Gliedern. Dennoch ist, wenn nicht alles trügt, der Höhepunkt der pessimistischen Denkart bereits überschritten. Sie ist überwunden durch die Arbeit, wie sie ja auch im einzelnen Menschen am besten durch die Arbeit überwunden wird. Kann man im Ernste von beginnender Unfruchtbarkeit und Erschöpfung reden, inmitten eines Geschlechtes, welches die Wiedergeburt Italiens, die Aufrichtung des deutschen Kaisertums erlebt hat und Zeuge der zukunftreichen Umwälzung im Südosten unseres Weltteils ist? Die mächtige Bewegung, die wir unter dem Namen des Sozialismus zusammenfassen, gewiß hat sie eine Seite, die dem Pessimismus auf halbem Wege entgegenkommt, auch jene findet die Welt schlecht, grundschlecht; aber der Sozialismus verzweifelt nicht daran eine bessere zu schaffen; ohne Zweifel wendet er höchst verkehrte Mittel dazu an, doch in seiner Richtung auf Weltverbesserung ist er das gerade Gegenteil von Weltverneinung. Und die Müdigkeit, die Abspannung, die Nervenüberreizung, die sich in unserer Zeit bemerklich macht, ist zuletzt doch nichts anderes, als die Folge und, wenn man will, die Kehrseite der angespannten, rastlosen Arbeit, des aufreibenden Kampfes um das Dasein, der doch seinerseits nichts weniger als auf das herannahende Ende deutet, viemehr unendliche Fernsichten nach allen

Seiten eröffnet, denen nicht mit verzweifelnder Resignation sondern mit dem Wetteifer aller Hände und Geister, in einer wahren Hetzjagd, zugestrebt wird. Das sieht nicht darnach aus, als ob das allgemeine Nirwana im Anzug wäre.

Damit erklärt sich aber auch die ironische Stimmung: sie ist eine Notwendigkeit, ein Bedürfnis des ermüdeten Geistes, der doch die Kraft keinen Augenblick sinken lassen darf. In ihr sucht sich der Geist zu lösen und auszuspannen. In ihr stellt er sich scheinbar über das Weltgetriebe, befreit sich davon, indem er es verhöhnt, findet es schal und eklig, nichtig und wahnwitzig, aber so, daß er sich wohl hütet, dieser Stimmung praktische Folge zu geben und die Welt wirklich von sich zu stoßen. Er thut es in der That nicht. Die pessimistischen Schriften werden viel und gerne gelesen, aber niemand denkt daran sie zu befolgen. Zeitweilig im Weltschmerz zu schwelgen hat einen besonderen Reiz, das Paradoxe ist immer interessant, aber die Pessimisten selbst zeigen geringen Eifer, ihre geistreich vornehmen Theorien in das Leben zu übersetzen. Ja, in den alten Zeiten, da war es den Pessimisten noch bitterer Ernst. Da gab es Asketen, Eremiten, Säulenheilige. Aber wo ist heutzutage noch ein richtiger Einsiedler, der von Wurzeln und Kräutern lebt? Von dem oben erwähnten Philosophen Hegesias wird zwar nicht berichtet, daß er sich selbst ans Leben gegangen sei, aber er hieß der πεισιθάνατος, der zum Tod Überredende, denn seine Vorträge sollen so eindringlich gewesen sein, daß viele, um dem Elend der Welt zu entgehen, sich wirklich den Tod gaben und der König Ptolemäus sich veranlaßt sah ihm die Predigt zu verbieten. Ähnliche Wirkungen sind von den modernen Pessimisten kaum zu befürchten. Der Selbstmord ist leider keine seltene Erscheinung, doch auf die eifrige Lektüre Schopenhauers wird er kaum je zurückzuführen sein; das wirkliche Elend führt ihn herbei, nicht die behaglich angestellte Betrachtung darüber, ob diese Welt die schlechteste von allen

möglichen, oder zwar die bestmögliche, aber noch immer herzlich schlecht sei. Die Lehre, daß die Güter dieser Welt allesamt nichtig seien, ist es sicher nicht, die in unseren Tagen praktische Anerkennung gewinnt. Wenn Schopenhauer zur „Verneinung des Willens“ die Askese verlangt, „freiwillige, vollkommene Keuschheit“ und „freiwillige absichtliche Armut“, ja Fasten, Kasteiung und Selbstpeinigung, so dürfte die Zahl seiner Nachfolger überaus spärlich sein, auch wenn er den Anfang gemacht und selbst die Lehre durch sein Beispiel bekräftigt hätte. Man hat noch von niemandem gehört, der durch diese Philosophie zum „freiwillig erwählten Hungertod“ sich entschlossen hätte. Und so ist denn auch, wenn nicht alle Zeichen trügen, die Hartmannsche Volksversammlung, die mit Mehrheitsbeschluß eines Tages das Ende aller Dinge beschließen wird, noch in weitem Felde. Die nächsten Jahrhunderte wenigstens haben allem Anscheine nach noch andere Aufgaben vor sich. Zu Einfällen dieser Art werden sie schlechterdings noch keine Zeit finden. Was aber am Ende der Äonen sein wird, das zu weissagen überlassen wir billig den Enkeln unserer Enkel.

Ein Bundestagsgesandter vom Jahre 1848.

1878.

Am 24. Juli ist in Stuttgart, achtzig Jahre alt, der Freiherr Karl von Sternenfels, Vizepräsident des württembergischen Obertribunals a. D., gestorben, ein wertgeschätzter Veteran unseres politischen Lebens, so kurz auch seine eigentlich politische Laufbahn gewesen ist. Halb gehörte er Schwaben,

halb Ostpreußen an, ein ganzer Deutscher ist er aber Zeitlebens gewesen. Das Geschlecht ist ein altschwäbisches; die Reste der Stammburg stehen am westlichen Waldrand des Strombergs, den Vogesen zugekehrt. Der Vater aber trat unter Friedrich dem Großen in preußische Kriegsdienste und machte als Major in einem ostpreußischen Regiment die Kriege der napoleonischen Zeit mit. Dort in Ostpreußen war auch der Sohn geboren, und die Belagerung von Danzig, die er als Knabe miterlebte, ist ihm unverlöschlich im Gedächtnis geblieben. Allein König Friedrich von Württemberg, der Freund Napoleons, duldete nicht, daß einer seiner Unterthanen in preußischen Diensten stand, und rief den Major unter Androhung der Vermögensentziehung nach Württemberg zurück. Doch wurde es diesem später gestattet, in Heidelberg seinen Wohnsitz zu nehmen, und hier bezog auch der junge Sternenfels zuerst die Universität. Dann aber ging er nach Tübingen und blieb fortan der alten Heimat getreu: er trat in den württembergischen Justizdienst, wo er bis zu einer der höchsten Stellen aufstieg. Seinen ostpreußischen Dialekt aber hat er durchs ganze Leben beibehalten. Eine hohe, vornehm aufgerichtete Erscheinung, war er noch im späten Alter ungebeugt, und so war auch seine Gesinnung: unbeugsam, fest, zuverlässig, von ernster und warmer Vaterlandsliebe erfüllt. Mit jugendlicher Begeisterung sah er seit dem Jahre 1866 zur Wirklichkeit werden, was das Ideal des einstigen Burschenschafters gewesen war, und es war bis in die letzten Jahre nicht leicht eine vaterländische Kundgebung, bei der sein Name und seine Mitwirkung gefehlt hätten. Er gehörte zu den Vormärzlichen, die voll die neue Zeit mitempfanden und mitgenossen und in ihr eine zweite Jugend erlebten.

Der vormärzliche Liberalismus in Schwaben hat einen eigen familiären Zug, er war zugleich eine Sache der persönlichen Freundschaft. Um Friedrich Römer insbesondere, das Haupt der Opposition, bildete sich ein Kreis gleichdenkender

Männer, der durch alle Wechsel der Zeiten eng verbunden blieb. Diesem politischen und persönlichen Freundschaftskreis gehörte auch Sternenfels an. Einen ersten Versuch, an der Seite seiner Freunde in das politische Leben einzutreten, machte er im Jahre 1833. Er wurde in den sogenannten „vergeblichen Landtag“ gewählt, der am 15. Januar d. J. zusammentrat, konnte aber nicht in denselben eintreten, weil die Regierung dem freisinnigen Beamten den Urlaub verweigerte, wie sie auf dem nächsten Landtag auch Römer und Uhland den Urlaub verweigerte, die infolge davon aus dem Staatsdienst austraten. Sternenfels blieb im Staatsdienst, und erst das Jahr 1848 rief ihn auf einen öffentlichen Posten.

Als Vertrauensmann beim unpopulären Bundestag war in den Märztagen von seiten Württembergs bekanntlich Uhland abgesandt worden. Als dann der Bundestag von den neuen Regierungen neu bestellt wurde, fiel die Wahl des Märzministeriums auf Sternenfels, der nicht lange vorher zum Obertribunalrat in Stuttgart vorgerückt war. Schon damals verbarg König Wilhelm nicht, daß ihm Sternenfels eine wenig sympathische Persönlichkeit war. Er wünschte die Stelle des Bundestagsgesandten dem Freiherrn Karl von Wächter-Spittler zu übertragen, der später viele Jahre lang Minister war und abwechselnd die Departements des Auswärtigen, der Justiz und des Kultus inne hatte. Aber das Ministerium Römer, das den höchsten Wert darauf legte, bei der deutschen Zentralgewalt durch einen zuverlässigen Gesinnungsgenossen vertreten zu sein, drohte mit seiner Entlassung und unter diesen Umständen war in jenen Tagen kein Widerstand möglich: der König entschloß sich, Sternenfels' Ernennung zu vollziehen. Die Konflikte blieben aber nicht aus, und es sind aus dieser Zeit einige Aktenstücke erhalten, die der Veröffentlichung vielleicht nicht unwert sind, weil sie, obwohl eine bloße Personenfrage betreffend, einen kennzeichnenden Beitrag zur Geschichte des Jahres 1848 liefern. Sie

zeigen, wie schwierig für die Märzminister das Regieren war, aber, wenn man billig sein will, zugleich, wie sauer auch den Fürsten damals das Regieren gemacht war, was niemand bitterer empfand, als ein so eigenwilliger und selbstkräftiger Herr wie König Wilhelm war.

Ein erster Anstand ergab sich daraus, daß der König verlangte, der Bundestagsgesandte solle seine Berichte unmittelbar an ihn gelangen lassen, während Sternenfels einwandte, in einem verfassungsmäßigen Staat sei der Gesandte verbunden, seine Berichte dem auswärtigen Minister oder dem Ministerrat einzusenden. Er blieb hartnäckig bei seiner Ansicht und der König mußte nachgeben. Im Juli, nach der Einsetzung der provisorischen Zentralgewalt, machte der König einen Besuch in Frankfurt, und hier fand die Begegnung des Königs mit seinem Bundestagsgesandten unter solchen Umständen statt, daß der letztere darin eine ungnädige Zurücksetzung erblickte und in einem Schreiben vom 15. Juli an den damaligen Chef des auswärtigen Departements, Legationsrat Roser, seine Entlassung verlangte. Man erfährt das Nähere aus einem Schreiben, das Roser drei Tage später an Staatsrat Römer in Frankfurt richtete. Römer war der Chef des Ministeriums, hielt sich aber während des Jahres 1848 meistens in Frankfurt auf, wo er Mitglied des Verfassungsausschusses der Nationalversammlung war. Er sollte jetzt, als persönlicher Freund von Sternenfels, die Sache beilegen und den Bundestagsgesandten zum Verbleiben auf seinem Posten bewegen. Roser schreibt unter anderem:

„Herr von Sternenfels geht nach seinem an mich gerichteten Schreiben vom 15. dieses Monats davon aus, daß die politischen Grundsätze, zu welchen er sich bekennt, ihn Höchsten Orts zu einer persona ingrata gemacht haben, und er deshalb des Wohlwollens Seiner Majestät des Königs sich nicht erfreue, und daß hieraus die Zurücksetzungen entsprungen seien, über welche er sich beschweren zu müssen glaubt.

Ich will die Möglichkeit nicht in Abrede ziehen, daß das Bekennen jener Ansichten vielleicht ursprünglich geeignet gewesen sein kann, auf die persönlichen Sympathien Seiner Majestät des Königs ungünstig einzuwirken; allein nachdem nun Seine Majestät der König die Notwendigkeit, mit einem Ministerium von liberaler Gesinnung sich zu umgeben, erkannt und dieser Überzeugung gemäß seit mehr als vier Monaten konsequent gehandelt haben: so bin ich in der That davon völlig überzeugt, daß, wenn ja Seine Majestät gegen irgend einen derjenigen Männer, die Sie infolge jener Zeitereignisse mit wichtigen Funktionen betraut haben, eine persönliche Abneigung gefühlt hätten, Höchstdieselben doch dieses Gefühl stets strenge bemeistern und gewiß niemals sich erlauben würden, darum irgend einen jener Männer in einer verletzenden Weise zu behandeln. Ist es mir daher auch nicht näher bekannt, in welchem Maße die persönlichen Sympathien Seiner Majestät dem Freiherrn von Sternenfels zugewandt sind: so bin ich doch von der aufrichtigen Überzeugung durchdrungen, daß die oben gedachte Voraussetzung des Freiherrn von Sternenfels unbegründet ist.

Ich glaube aber auch aus anderen Thatsachen das Benehmen Seiner Majestät gegenüber von dem Freiherrn von Sternenfels in einer Weise erklären zu können, daß die Veranlassung zu demjenigen, worüber letzterer sich beschwert, lediglich einigen an sich wenig bedeutenden Umständen zuzumessen sein dürfte.

Ich habe nämlich über das Zusammentreffen des Freiherrn von Sternenfels mit Seiner Majestät von einem der Begleiter Seiner Majestät folgendes gehört.

Als Freiherr von Sternenfels Seine Majestät den König am Wagen erwartet hatte, und Seine Majestät mit einem flüchtigen Grüßen an ihm und den übrigen Anwesenden vorüber die Treppe hinaufgeeilt waren, äußerte Herr von Sternenfels gegen die Freiherren von Taubenheim und von Maucler sein Befremden über diesen kalten Empfang, worauf dieselben ihm aber erwiderten, er möge hierin durchaus kein Zeichen irgend einer Ungnade erblicken, es sei die Gewohnheit Seiner Majestät, sich beim Aussteigen aus dem Wagen in keine Unterredung einzulassen, sondern sogleich ins Zimmer zu treten. Als hierauf Freiherr von Sternen-

fels bemerkte, er habe aber einen Auftrag Seiner kaiserlich königlichen Hoheit des Erzherzogs an Seine Majestät auszurichten, entgegneten ihm jene Begleiter Seiner Majestät, er möge nur mit hinaufgehen, er könne ja dieses Auftrages oben sich entledigen. Dies that nun Freiherr von Sternenfels; statt aber, wie bei diesem Rat vorausgesetzt worden war, entweder im Vorzimmer etwas zu warten, bis Seine Majestät wieder nach ihm frage, oder durch einen der Begleiter Seiner Majestät sich bei Höchstdemselben anmelden zu lassen, wartete Freiherr von Sternenfels dies nicht ab, sondern redete Seine Majestät noch auf dem Wege in Ihre Appartements an, um den erhaltenen Auftrag auszurichten. Dieses, Seiner Majestät ungewohnte Verfahren hat Höchstdieselben ohne Zweifel sehr überrascht — vielleicht auch unangenehm berührt oder geniert, und so ist es wohl leicht erklärlich, daß Seine Majestät deshalb nicht sofort in ein Gespräch mit dem Freiherrn von Sternenfels Sich einließen, und demselben im Momente keine Antwort erteilten.

Der Freiherr von Sternenfels entfernte sich hierauf alsbald aus dem Hause, Seine Majestät aber fragten, als Sie höchstens eine Viertelstunde später wieder in das Vorzimmer traten, sofort nach demselben, da Sie erwartet zu haben schienen, ihn noch da zu finden. Wäre dies geschehen, so würde höchstwahrscheinlich jetzt die Unterredung stattgefunden haben, welche Seine Majestät kurz zuvor nicht pflegen wollten. Der Freiherr von Sternenfels aber kam weder an diesem Tage wieder, noch zeigte er sich an den beiden folgenden mehr bei dem Könige; und Seine Majestät, welchen dies Ausbleiben wohl um so mehr aufgefallen sein mag, als Sie erfuhren, daß Freiherr von Sternenfels von Euer Hochwohlgeboren und dem Oberst von Faber beauftragt worden war, dieselben bei Seiner Majestät anzumelden, aber dieses Auftrags sich nicht entledigt hatte, mögen dann wohl geglaubt haben, daß es nicht an Ihnen sei, Ihrerseits den ersten Schritt zu thun, um einen Ihrer Unterthanen und Beamten bei Sich zu sehen.

Auf diese Weise erklärt sich, wie mir scheint, auf ganz natürliche Weise dasjenige negative Verhalten Seiner Majestät gegenüber dem Freiherrn von Sternenfels, worüber letzterer sich be-

schweren zu können glaubt. Eine positive kränkende Handlung aber ist ja ohnehin gar nicht behauptet.

Nach allem diesem scheint es mir denn, daß Seine Majestät der König hierbei nichts gethan haben, was das Gesuch des Freiherrn von Sternenfels um seine Abberufung genügend motivierte. Je mehr ich aber nun den Freiherrn von Sternenfels von dem wichtigen Posten, welchen er bis jetzt in so ehrenvoller Weise ausfüllte, und aus seiner für das Vaterland so einflußreichen Stellung nur mit großem Bedauern ausscheiden sehen könnte, desto lebhafter wünsche ich, daß es womöglich gelingen möchte, ihn zu einer Zurücknahme seines Gesuches zu veranlassen, und ich glaube darauf rechnen zu können, daß Euer Hochwohlgeboren diesen Wunsch, welcher durch die Schwierigkeit, die die Ausmittlung eines geeigneten Nachfolgers voraussichtlich finden würde, noch erhöht wird, in gleichem Maße mit mir teilen. Die Art, wie dies eingeleitet werden könnte, wenn nicht Euer Hochwohlgeboren vielleicht bereits einen anderen Weg eingeschlagen haben, bestände vielleicht darin, daß Freiherr von Sternenfels, dessen eingegangenes Schreiben vom 15. dieses Monats teilweise in einer zu gereizten Stimmung abgefaßt ist, als daß ich nicht Anstand nehmen müßte, solches Seiner Majestät vorzulegen, in einem anderen Schreiben, welches jedoch keine Stelle enthalten dürfte, die für Seine Majestät den König verletzend lautete, seine Zweifel darüber ausspräche, ob er nicht nach dem Benehmen Seiner Majestät gegen ihn annehmen müsse, daß er das höchste Vertrauen Seiner Majestät verloren habe — in welchem Falle er um seine Zurückversetzung zum königlichen Obertribunal bitten müßte. Ich würde mich dann bemühen, nach dem Empfange eines solchen Schreibens von Seiner Majestät dem Könige, Höchstwelchen ich bis jetzt weder, wie bemerkt, von dem sternenfelsschen Schreiben vom 15. dieses Monats noch von meinem gegenwärtigen Schreiben Kenntnis gegeben habe, die Autorisation zu erhalten, dem Freiherrn von Sternenfels in einer Weise zu antworten, daß das Vorzeigen dieser Antwort auch gegenüber von solchen, welchen er etwa seine Absicht, von seinen bisherigen Funktionen zurückzutreten, bereits mitgeteilt hätte, sein ferneres

Verbleiben in diesen Funktionen vollkommen rechtfertigen würde.
. . . . . .

Stuttgart, den 18. Juli 1848.

Roser."

Die Vermittlung Römers wurde nicht umsonst in Anspruch genommen. Er brachte den Freund dahin, daß er sich beruhigte, und von seinem Rücktrittsgesuch war nicht weiter die Rede. Aber kaum war dieser Zwischenfall beigelegt, so wurde die Stellung des Bundestagsgesandten aufs neue bedroht; es war jetzt der König, der, ohne Zweifel unter Nachwirkung der Frankfurter Begegnung, sich seiner zu entledigen wünschte. Nachdem der bisherige Bundestag aufgelöst und die provisorische Zentralgewalt unter dem Erzherzog Johann (am 12. Juli) ins Leben getreten war, handelte es sich darum, Gesandte bei dieser neuen Zentralgewalt zu beglaubigen. Das Ministerium Römer zögerte keinen Augenblick, den bisherigen Bundestagsgesandten für diesen Posten vorzuschlagen, allein der König weigerte sich bestimmt, die Ernennung zu vollziehen. Das Königliche Geheime Kabinett eröffnete am 25. Juli dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, „daß Seine Königliche Majestät . . . auf den Antrag, den seitherigen Bundestagsgesandten von Sternenfels als Bevollmächtigten bei der Zentralgewalt aufzustellen, nicht einzugehen wissen, indem derselbe, so viel jene Sendung betreffe, nicht genügend das Vertrauen Seiner Königlichen Majestät habe und Höchstdieselben eher vorziehen würden, keinen Gesandten in Frankfurt zu haben." Dieser Bescheid hatte eine Vorstellung des Gesamtministeriums zur Folge, worin der Antrag auf Ernennung des Herrn von Sternenfels erneuert und eingehend begründet war. Es wurde hier unter anderem ausdrücklich „die Verwendung irgend eines der bisher an einem auswärtigen Hofe beglaubigt gewesenen diplomatischen Agenten für jene Funktionen für unzulässig" erklärt und am Schlusse be-

tont, daß die Bethätigung des allerhöchsten Vertrauens in dieser Angelegenheit für die Minister „eine wesentliche Bedingung ihres ferneren amtlichen Wirkens bilde."

Trotzdem in den letzten Worten verblümt die Ministerfrage gestellt war, vermochte sich der König noch nicht zu überwinden. Er befand sich damals in Meran. Von dort antwortete er in folgendem Schreiben an seine Minister:

„Der König an den Ministerrat.

Ich eröffne demselben auf dessen Bericht vom 26. vorigen Monats,

betreffend die Vertretung der württembergischen Regierung bei der provisorischen Zentralgewalt für Deutschland,

daß Ich, soviel die beantragte Bestellung des in der letzten Zeit mit den Funktionen eines Bundestagsgesandten betraut gewesenen Obertribunalrats von Sternenfels als diesseitigen Bevollmächtigten anlangt, durch den Inhalt jenes Berichts Mich nicht veranlaßt finden konnte, von Meiner früheren Entschließung abzugehen, nach welcher Ich Mich bestimmt dahin ausgesprochen habe, daß Ich der Ausstellung einer diesfälligen Vollmacht an den p. v. Sternenfels nicht stattzugeben wisse.

Indem Ich hiernach dem erneuerten Antrage des Ministerrats in der befragten Beziehung Meine Genehmigung nicht zu erteilen vermag, füge Ich zugleich bei, daß nach Meinem Dafürhalten bei Besetzung der in Frage stehenden Stelle vorzugsweise auf einen Beamten Bedacht zu nehmen wäre, der — neben umfassender Rechtskenntnis — auch ausgebreitete Kenntnisse im Verwaltungsfache besitzt und überhaupt nach seiner bisherigen amtlichen Laufbahn hinreichend Gelegenheit gehabt hat, mit unseren inneren Zuständen im allgemeinen, sowie mit den einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung, und zwar sowohl mit den politischen, als mit den staatswirtschaftlichen Verhältnissen Württembergs, sich genau bekannt zu machen.

Meran, den 3. August 1848.

Wilhelm."

Blieb der König auf seinem Willen, so war auch das Ministerium keineswegs gesonnen, von seinem Beschlusse abzustehen. Seine Antwort, von Römer verfaßt, war folgende:

„An den König.

Bericht des Ministerrats, betreffend die Besetzung der Stelle eines k. W. Bevollmächtigten bei der provisorischen Zentralgewalt zu Frankfurt a/M.

Stuttgart, den 13. Aug. 1848.

Eure Königliche Majestät

haben Sich auf unseren in der obenbezeichneten Angelegenheit unter dem 26. v. M. erstatteten ehrfurchtsvollen Bericht durch Allerhöchste Entschließung vom 3. Aug. dahin auszusprechen geruht, daß Allerhöchstdieselben unserem Antrage auf Ausstellung einer diesfälligen Vollmacht an den Obertribunalrat v. Sternenfels nicht stattzugeben wissen.

Würde sich die Allerhöchste Entschließung vom 3. Aug. auf jenen Bescheid beschränken, so würden wir es nicht weiter wagen, Eure Königliche Majestät mit einer ferneren Vorstellung in dieser Staatsangelegenheit zu behelligen.

Da jedoch Allerhöchstdieselben Sich zugleich über die Eigenschaften auszusprechen geruhen, welche dem bei der deutschen Zentralgewalt zu beglaubigenden Bevollmächtigten innewohnen sollten, so glauben wir hierin das Motiv für die Ablehnung unseres Antrages erblicken zu dürfen, und in dieser Beziehung sehen wir uns zu den nachstehenden unterthänigen Bemerkungen veranlaßt.

Bei Anstellungen von Beamten ist allerdings das Hauptaugenmerk immer darauf zu richten, daß der Beamte die für sein Amt erforderlichen Kenntnisse besitze, und wir geben gerne zu, daß es wünschenswert wäre, wenn wir Eurer K. Majestät für das in Frage stehende Amt einen Mann vorzuschlagen wüßten, der — neben umfassenden Rechtskenntnissen — auch ausgebreitete Kenntnisse im Verwaltungsfache besäße, und überhaupt nach seiner bisherigen amtlichen Laufbahn hinreichend Gelegenheit gehabt hätte, mit unseren inneren Zuständen im allgemeinen, sowie mit einzelnen Zweigen der Staatsverwaltung, und zwar sowohl

mit den politischen, als mit den staatswirtschaftlichen Verhältnissen Württembergs sich genau bekannt zu machen. Desgleichen geben wir gerne zu, daß Obertribunalrat v. Sternenfels nicht alle diese Eigenschaften in vollem Maße besitzt.

Aber wir haben sämtliche Beamte Eurer K. Majestät, welche hiebei in Betracht kommen könnten, vom Geheimen Rate an, einer Prüfung unterworfen und sind zu der Überzeugung gelangt, daß ein Bevollmächtigter für Württemberg nicht nach Frankfurt gesendet werden könnte, wenn sich in ihm alle jene Eigenschaften vereinigen sollen.

Zugleich aber hat sich infolge jener Prüfung in uns die Überzeugung befestigt, daß der Vorschlag des Obertribunalrats von Sternenfels auf unserm besten Wissen und Gewissen beruht.

Denn neben seinen gründlichen und umfassenden Rechtskenntnissen ist er, wie uns bekannt, durch eifriges Studium unserer landständischen Verhandlungen in Beziehung auf alle Zweige der Staatsverwaltung so auf dem Laufenden geblieben, daß er hierin gewiß jedem Beamten an die Seite gesetzt werden darf.

Hiezu kommt, daß er ein Anhänger unseres politischen Systems ist, und daß das Volk seine Wahl billigen würde, ein wohlzubeachtender Umstand, der bei der Wahl eines anderen Beamten zu Gunsten der neuen Ordnung der Dinge nicht in die Wagschale gelegt werden könnte.

Ferner dürfte zu beachten sein, daß p. v. Sternenfels die Personen und Verhältnisse in Frankfurt kennt, und daß er sich durch sein Benehmen in der nun aufgelösten Bundesversammlung die Achtung seiner Kollegen und eines Teils der nunmehrigen Reichsminister erworben hat.

Endlich glauben wir der Allerhöchsten Erwägung anheimgeben zu dürfen, daß wohl keiner der Gesandten in Frankfurt mit allen denjenigen Eigenschaften ausgestattet sein dürfte, mit welchen Eure K. Majestät Ihren Gesandten ausgestattet zu sehen wünschen, und daß, wo es fehlt, auch fernerhin Sachverständige beigezogen werden können.

So sehr wir es daher beklagen, nicht durch andere Vorschläge dem Willen Eurer K. Majestät entsprechen zu können, so glauben

wir doch im Interesse des Thrones, des Vaterlandes und unserer Wirksamkeit im Dienste Eurer Majestät zu handeln, wenn wir wiederholt die ehrfurchtsvolle Erklärung abgeben, daß wir für die ohnehin nur provisorisch und nach unserem unterthänigen Dafürhalten in kürzester Frist zu besetzende Gesandtenstelle in Frankfurt einen anderen geeigneten Beamten zu bezeichnen nicht vermögen.

Ehrfurchtsvollst pp."

Jetzt gab der König nach, wie er jedesmal schließlich den Märzministern nachgab, zuletzt sogar in Sachen der Reichsverfassung „einschließlich der Oberhauptsfrage". Seine Erwiderung lautete:

„Der König an den Ministerrat.

Ich eröffne demselben auf dessen Bericht vom 13. dieses Monats,

betreffend die Besetzung der Stelle eines diesseitigen Bevollmächtigten bei der provisorischen Zentralgewalt zu Frankfurt a/M.,

daß Ich im Hinblick darauf, daß es für jetzt nur von einer provisorischen Besetzung jener Stelle sich handelt, nicht entgegen sein will, daß der Obertribunalrat v. Sternenfels in dieser Weise sofort mit den Funktionen eines württembergischen Gesandten bei der Zentralgewalt für Deutschland betraut werde. Würde jedoch späterhin die definitive Besetzung der gedachten Stelle zur Sprache kommen, so muß Ich Mir ausdrücklich das Mir verfassungsmäßig zustehende Ernennungsrecht vorbehalten, welches Recht Ich nur dann ungeschmälert auszuüben vermag, wenn Mir von dem betreffenden Departements-Vorstande mehr als nur eine Person für die zu besetzende Stelle vorgeschlagen wird und hierdurch wenigstens die Möglichkeit einer Wahl vorhanden ist.

Was sodann die Ansicht des Ministerrats betrifft, daß selbst im Geheimen Rate sich kein Diener befinde, welcher diejenigen Eigenschaften in sich vereinige, mit welchen Ich Meinen Gesandten in Frankfurt ausgestattet zu sehen wünschte, so kann Ich Mich hiemit nicht einverstanden erklären, und glaube, daß auch der

Ministerrat, bei reiflicher unparteiischer Erörterung der Frage, von jenem Urteile zurückkommen oder es wenigstens dahin modifizieren werde, daß die hier erforderlichen oder wünschenswerten Eigenschaften bei dem einen oder anderen der Mitglieder Meines Geheimen Rats zum mindesten in gleichem Maße zu finden seien, wie solches bei dem Obertribunalrat v. Sternenfels der Fall ist. Daß die Wahl des letzteren, als eines Anhängers des nunmehr angenommenen politischen Systems, dem Ministerrate zusagen und insofern auch als geeignet erscheinen mag, gebe Ich zu, dagegen ist Mir nicht bekannt gewesen, daß derselbe, wie in dem Berichte des Ministerrats angedeutet wird, vorzugsweise das Vertrauen des Volks besitze, welches seine Wahl billigen würde; auch war dem p. v. Sternenfels, Meines Wissens, zu Erwerbung jenes besonderen Vertrauens bis jetzt eine Gelegenheit noch nicht gegeben.

Im übrigen hat nun der Ministerrat in der vorliegenden Angelegenheit das weiter Erforderliche zu besorgen.

Meran den 19. August 1848.

Wilhelm."

Gleichzeitig mit diesem Schreiben des Königs ging ein Schreiben des Geheimen Kabinettspräsidenten v. Maucler an den Ministerrat ab, worin diesem mitgeteilt wurde, daß die für die Ernennung des Herrn von Sternenfels auszustellende Vollmacht, nach der Willensmeinung des Königs, um keine weitere Verzögerung eintreten zu lassen, von dem Kronprinzen unterzeichnet werden solle. Damit war die Angelegenheit endlich erledigt, und es ist auch weiterhin keine Schwierigkeit mehr aufgetaucht. Sternenfels bekleidete die Stelle des württembergischen Gesandten bei der provisorischen Zentralgewalt, so lange diese selbst bestand. Im Jahre 1849, kurz nachdem auch das Märzministerium gefallen war, kehrte er in seine Stelle am Obertribunal zurück.

Zur Erinnerung an August Nefftzer.

1876.

Auf dem neutralen Boden der Schweiz, an der Schwelle der beiden Länder, denen er angehörte und deren keines ihm Vaterland war, ist der Pariser Journalist gestorben, dem auch die deutsche Publizistik ein Wort der Erinnerung schuldet. In mehr als einem Sinn ist Nefftzer ein Deutscher gewesen. Das politische Geschick seiner Heimat hat ihn zum Mitbürger einer anderen Nation gemacht, aber durch Bildung wie durch persönliche Neigung hat er unserem Volkstum angehört. In dieser Doppelstellung lag die Bedeutung des Schriftstellers, sie war zugleich das Verhängnis seines Lebens. Wie vielen seiner elsässischen Landsleute ist ihm die große Schicksalswende zu feinem persönlichen Schicksal geworden. Die Waffenentscheidung zwischen Frankreich und Deutschland ging als ein unheilbarer Riß durch seine Seele.

Seine Genossen von der Pariser Presse haben den hervorragenden Talenten Nefftzers, seiner Bildung, dem tadellosen Charakter die wärmste Anerkennung gezollt. Mit seltener Einmütigkeit ist er als eine der Zierden seines Berufs gefeiert worden. Aber die tragische Seite in seinem Leben haben sie nicht berührt, und es war besser, davon zu schweigen, als die Wahrheit zu verschleiern. Kaum deuteten sie an, warum der Hauptredakteur des Temps seinen Posten verlassen hatte und in Basel seine Ruhe fand, nur wenige Schritte von seiner Heimat, die ihm doch ebenso entfremdet war wie die französische Hauptstadt.

Nefftzer studierte im Seminar zu Straßburg protestantische Theologie. Es war die Zeit, da Straßburg die Brück-

zwischen dem Geistesleben Deutschlands und Frankreichs genannt wurde. Das Schicksal der Provinz galt hüben und drüben als endgültig besiegelt. Aber schien nicht die Zugehörigkeit des deutschen Landes zu dem mächtigen Frankreich wie ein wohlthätiges Werk der Vorsehung? Sollte sie nicht dazu dienen, ein geistiges Band zwischen den lange Zeit feindlichen Völkern anzuknüpfen? Schien nicht das Elsaß mit seinen reichen Kräften die Aufgabe zu haben, den Gedankenaustausch zwischen beiden Ländern zu übernehmen, zur Abschleifung der Gegensätze, zur Beseitigung der Vorurteile, zur gegenseitigen Anerkennung der Vorzüge beider Nationen wirksam zu sein? Im Elsaß selbst halfen sich die Besten über die unglückliche Zwitterstellung des Landes mit der schönen Täuschung hinweg, daß dieselbe im Dienste einer höheren Friedensaufgabe stehe. Die Vermittlung und Zubereitung der Schätze deutscher Wissenschaft für das französische Volk, das zur praktischen Verwertung derselben rascher und geschickter sei, wurde die Losung in diesen Kreisen. Die Straßburger Theologen insbesondere hielten die geistige Verbindung mit dem Mutterland aufrecht. Damals eben fingen die kritischen Untersuchungen über das älteste Christentum, die ihren Ausgang in Tübingen genommen hatten, an, ihren Lauf durch die gebildete Welt zu nehmen. Sie fanden in der Schweiz, in Holland, im Elsaß noch rascher Aufnahme als im Vaterland. Volkstümliche Bearbeitungen dieser wichtigen Ergebnisse traten in jenen Ländern früher hervor als bei uns. Die Straßburger Professoren konnten zwar nur bis auf einen gewissen Grad sich mit der Tübinger Kritik befreunden, aber sie wirkten doch im Zusammenhang mit der deutschen Wissenschaft, sie arbeiteten mit an den gleichen Aufgaben, die Zöglinge wurden eingeweiht in die deutsche Methode. Nefftzer hat sich eben diese Untersuchungen vollständig zu eigen gemacht und sie blieben durch sein ganzes Leben die Lieblingsbeschäftigung seiner Mußestunden. Er brachte nach Paris einen Grundstock gelehrter Bildung mit,

und, was mehr wert war, er brachte ein durch wissenschaftliche Beschäftigung geschultes Urteil mit, die Lust jede Überlieferung vorurteilslos zu prüfen, die Kunst der Kritik.

Ausgerüstet mit deutscher Bildung und schwärmend für die große Nation trat er in die Pariser Tagesschriftstellerei. Er wurde die rechte Hand Emil Girardins, der für seine „Presse“ sich die oberste Leitung vorbehielt, meist auch die Leitartikel schrieb, während sein Secrétaire de la rédaction, ein Posten, den Girardin eigens für Nefftzer erfand, der sich aber dauernd in der Pariser Zeitungswelt einbürgerte, die eigentliche Arbeitskraft des Blattes war. Es gab vielleicht keine größeren Gegensätze als Girardin und Nefftzer, aber sie ergänzten sich vortrefflich. Später überließ Girardin seinem erprobten Sekretär auch die Oberleitung des Blattes. Gewissenhaft, zuverlässig, sicher und rasch im Urteil, ein Meister in der Form, aber ein Feind des blendenden Scheins, ein Talent nicht zu verblüffen, aber aufzuklären — so hat er sich zu einem der geachtetsten und wirksamsten, wenn auch nicht glänzendsten Journalisten in Paris aufgeschwungen.

Im Jahre 1858 gelang es ihm mit Hilfe der reichen Geldmächte der Elsässer Kolonie, die Revue Germanique ins Leben zu rufen. Er verband sich zu diesem Unternehmen mit seinem Landsmann Karl Dollfus, der ebenso zu den philosophischen Problemen sich hingezogen sah, wie Nefftzer zu den theologischen. Was die Revue wollte, das sagte ihr Name. Sie wollte die Franzosen mit dem Geistesleben der Deutschen vertraut machen. Diese Absicht entsprang aus der Erkenntnis der herkömmlichen Einseitigkeit der französischen Bildung. Durch Übersetzungen und Bearbeitungen aus der deutschen Litteratur sollten derselben neue Gebiete aufgeschlossen, ein weiterer Gesichtskreis eröffnet werden. Ein kritischerer Geist sollte in die verschiedenen Wissensgebiete einziehen. Litteratur und Politik, Volkswirtschaft, Geschichte, Philosophie: sie alle sollten durch die Zufuhr aus den germanischen Wissens-

schächten neue Anregungen erhalten. Der Gedanke beruhte auf einer Täuschung, auf deren Zerrinnen man heute nur mit Wehmut zurückblicken kann. Mit frischen und gediegenen Kräften gingen die Unternehmer ans Werk, es gelang Mitarbeiter wie Taine und Laboulaye zu gewinnen; eine Zeitlang schien es, als ob die deutsche Wissenschaft in Paris ebenso Mode werden sollte, wie unser Bier und unsere Musik längst siegreich sich Bahn gebrochen hatten. Das ging so lange, bis mit dem Krieg um die Elbherzogtümer unseren erstaunten Nachbarn plötzlich eine Ahnung von der gewaltigen politischen Umwälzung in unserem Vaterland aufging. Tief war die Wirkung der germanischen Revue eigentlich nie gewesen, aber man hatte sie arglos gelten lassen, was konnten auch die deutschen Sympathien für Schaden stiften, das eigene Land konnte nur dabei gewinnen. Doch jetzt wurde man mit einemmal stutzig. Die Sympathien gerieten in Verwirrung. Man liebte die Deutschen, aber man fürchtete und haßte diese Preußen. Das Ende war, daß Frankreich das ganze Unternehmen, das die deutsche Art der Bildung geflissentlich bei ihm einführen wollte, schweigend aber bestimmt ablehnte. Schon zu Anfang des Jahres 1865 sah sich die Revue genötigt, sich in germanique et française, und bald darauf in Revue moderne umzutaufen. Als solche hat sie dann noch ein paar Jahre ein kümmerliches Dasein gefristet. Ihr Eingehen durfte man schon damals als ein übles Vorzeichen deuten.

Nefftzer schrieb in den ersten Jahren einige Abhandlungen in die Revue, meist über Gegenstände aus der kritischen Theologie. Es blieb dies, wie gesagt, seine Lieblingsbeschäftigung, wie er dann später mit Dollfus zusammen die französische Übersetzung von Strauß „Leben Jesu für das deutsche Volk“ besorgt hat. Aber bald sollte ihn die selbständige Leitung einer Tageszeitung gänzlich in Anspruch nehmen. Endlich im Jahre 1861 ward ihm durch die Hilfe eben jener elsässischer

Gönner ermöglicht, ein Blatt ganz nach eigenem Sinne einzurichten. Durch die umfassende Anlage, wie durch die Umsicht und Gediegenheit der Führung gewann es schnell an Boden. Der Temps machte gewissermaßen Epoche im Pariser Zeitungswesen. Er strebte mit Glück aus der bisherigen Selbstzufriedenheit der Pariser Presse heraus. Die elsässischen Patrone waren durch und durch von französischer Gesinnung; es verstand sich von selbst, daß auch der Temps ein nationalfranzösisches Blatt war. Gleichwohl mußte er sich bald genug gefallen lassen, spottweise „das deutsche Blatt“ genannt zu werden. Der Temps kann sich rühmen — und das gilt noch ebenso, seitdem der jetzige Senator Edmond Scherer allein die oberste Leitung führt, der gleichfalls ursprünglich protestantischer Theologe, Nefftzers Kollege am Temps war, — er kann sich rühmen, nie und zu keiner Stunde den verhängnisvollen Selbsttäuschungen der französischen Nation geschmeichelt zu haben. Unbarmherzig gegen die Phrase, streng gegen jede Verirrung des Patriotismus, in diesem Sinne auf Popularität verzichtend, suchte das Blatt seine Aufgabe gerade darin, die festgewurzelten Vorurteile, welche die Entwickelung Frankreichs ewig in einen hoffnungslosen Kreislauf bannten, allmählich zu überwinden. Dem Kaisertum wies es eine gemessene, doch unerbittliche Gegnerschaft, allein zugleich sollte dem Streben nach Freiheit eine vernünftige Richtung und ein vernünftiges Ziel gegeben werden. Die Freiheit — so konnte man etwa das Glaubensbekenntnis des Temps in jenen noch sozusagen akademischen Zeiten zusammenfassen — kann nicht über Nacht beschlossen, nicht durch Verfassungsparagraphen gemacht werden, sie kann nur erarbeitet sein, und ihre Vorbedingungen sind die Erweckung der persönlichen Initiative, die Verbreitung der Bildung, die Anspornung des Vereinsgeistes, die Belebung der abgestorbenen Glieder der Gemeinde und der Provinz. Die Freiheit ist nicht ein Schmuck, den man nach Belieben zur Krönung des Gebäudes verwendet,

sie kann nur die Frucht zäher Arbeit sein, aus dem Inneren des Volkes heraus. Diese aus den germanischen Ländern eingeführten Gedanken hörte man allerdings in Frankreich nicht zum erstenmal, aber die Art ihrer Wirkung war neu: hier waren sie die unverrückte Grundlage für das Urteil einer täglich erscheinenden Zeitung. Schon unter dem Kaiserreich bildete sich hier gleichsam eine Schule für die gemäßigte Republik.

Die überlieferten Vorurteile sollten namentlich auch durch eine regelmäßigere und reicher angelegte Berichterstattung aus dem Auslande überwunden werden. Louis Blanc schrieb seine Briefe aus England, Erdan aus Italien, Seinguerlet aus Deutschland. Eine regelmäßige Korrespondenz aus Deutschland in einem Pariser Blatt war etwas völlig Neues, und eben damals war sie wichtiger als je. Verworrene Namen wie Bundesreform und Verfassungskonflikt, Nationalverein und Reformverein, Großdeutsch und Kleindeutsch kamen in jenen Tagen über den Rhein — wer konnte aus diesem Durcheinander klug werden, das gleichwohl die Aufmerksamkeit mehr und mehr fesselte? Da war es dankenswert, daß der Temps es unternahm, die Franzosen in dem Widerstreit der deutschen Strömungen, in diesem noch unklaren Vorstadium unserer Erhebung einigermaßen zurecht zu weisen. Der deutsche Berichterstatter that das mit Geschick und Ausdauer, bis auf einen gewissen Grad sogar mit löblicher Unparteilichkeit, ja unverkennbarer Sympathie. Deutschland hätte sich damals kaum einen besseren Dolmetsch wünschen können. Im Herzogtümerstreit namentlich stand der Temps von Anfang an fest auf der deutschen Seite. Er verteidigte das Recht der deutschen Nationalität. Nichts gerechter, war seine Meinung, als der Ruf: los von Dänemark.

An diesem Punkte trat dann aber die bezeichnende Wendung ein. Sobald der preußische Aar seine Flügel über die wiedergewonnenen Länder deckte, veränderte sich plötzlich die

Sprache. So war es nicht gemeint. Die Herzogtümer sollten von der Fremdherrschaft befreit, aber nicht unter ein neues Fremdjoch gezwängt werden. Deutsch sollten sie, aber nicht preußisch werden. Man hatte die deutsche Entwickelung bis dahin mit Teilnahme verfolgt, aber aus lauter Sympathie fing man nun an, über die Unterdrückung des deutschen Volkes durch Preußen Klage zu führen. Das eigentliche Deutschland — und in diesem entscheidenden Punkt blieb auch der Temps der französischen Überlieferung getreu — waren die Mittel- und Kleinstaaten, die nun einmal das Glück hatten, der besonderen Gönnerschaft Frankreichs, der Liberalen nicht minder als der Napoleone, sich zu erfreuen. Bei Seinguerlet rührte der veränderte Ton zum Teil von seinen persönlichen Beziehungen zur süddeutschen Demokratie her, wodurch seine Briefe bald ihren Wert einbüßten; aber die Leitung des Temps teilte durchaus das Urteil ihres deutschen Korrespondenten, es war auch die persönliche Überzeugung des Chefredakteurs. Wie viel richtiger hatte nicht schon im Jahre 1832 Edgar Quinet über das Verhältnis von Preußen und Deutschland geurteilt! Freilich war aus manchen Geständnissen zu entnehmen, daß man den Kern der deutschen Bewegung im Grunde wohl verstand und nur das Unerwünschte sich nicht eingestehen wollte. Man redete sich in ein Dogma hinein, an das man selbst nicht glaubte, und wiederholte es alltäglich, um sich zum Glauben zu zwingen. Hätte ein so scharfsinniger Kritiker wie Nefftzer in diese Ansicht sich verrannt, wenn nicht — im Elsaß seine Wiege gestanden wäre?

Im Juni 1865 bin ich selber Zeuge der außerordentlichen Erregung gewesen, mit der damals in Paris die deutschen Fragen besprochen wurden. Die Ahnung ging durch alle Kreise, daß eine große Entscheidung im Anzuge sei. Man empfand, daß, was in Deutschland vor sich ging, verhängnisvoll für das Kaiserreich, verhängnisvoll für Frankreich sein werde. In aufgeregter Spannung verfolgte man den

Gang der öffentlichen Meinung über dem Rhein, die Schritte Preußens und die schwankende Haltung, die das Kaisertum diesem entschlossenen und sicheren Vorgehen gegenüber verriet. Eben in diesen Tagen war es, daß in Paris ein deutsches Fest von halbpolitischem Charakter, das Jahresfest des deutschen Turnvereins, gefeiert wurde. Die Bewegung, welche das Vaterland ergriffen hatte, gab auch der festlichen Vereinigung unserer Landsleute eine erhöhte Bedeutung und eine zwiefache, wenn man sich vergegenwärtigte, auf welchem Boden sie stattfand. Das Fest wurde zu einer deutschen Kundgebung inmitten der französischen Hauptstadt. Die deutschen Turner genossen eine Freiheit der Bewegung und der Rede, die das Kaiserreich damals einem französischen Feste ähnlicher Art sicher nicht eingeräumt hätte. Wie ein Märchen ist mir's heute, wenn ich an das festlich geschmückte Pré Catelan, die reizvolle Wiese inmitten des Boulogner Holzes, zurückdenke. Das Stelldichein der Pariser Gesellschaft in einen deutschen Turnplatz umgewandelt mit Barren, Reck und Klettergerüst, die Büste des alten Jahn umgeben mit deutschen und französischen Fahnen, das Bild der Germania als Wacht am Rhein herabsehend auf eine brüderlich gesellte, halb französische, halb deutsche Zuschauerschaft, die Musik der Jäger von Vincennes einfallend in die Weise des Arndtschen Liedes vom deutschen Vaterland! Am Abend war nach deutscher Sitte ein Kommers veranstaltet, bei dem Ludwig Simon von Trier die große Rede hielt. Das war nun freilich der fragwürdigste Teil des Festes; die Rede lieferte bloß den Beweis, daß der Flüchtling noch völlig im Jahr der Revolution steckte und die ganze seitherige Bewegung im Vaterland ihm fremd geblieben war. Er bemühte sich zu zeigen, was wir Deutsche von den Franzosen lernen könnten. Dagegen war nichts einzuwenden. Aber er zog eine Parallele, die so schief wie möglich war. Frankreich stellte er dar als das Land, in dem zwar nicht die Freiheit, aber die demokratische Gleichheit verwirklicht sei,

und diese pries er als das Ideal, an dem er in höhnischer Weise die vormärzlichen Zustände Deutschlands maß. Nefftzer nahm auch an dem Kommerse Teil, halb als Journalist, halb als Landsmann. Er machte kein Hehl daraus, wie sehr er die Rede Simons mißbilligte. Es schien ihm gänzlich verkehrt, die französische Gleichmacherei als Vorbild für ein Land hinzustellen, dessen größter Vorzug eben die Mannigfaltigkeit seines geistigen und politischen Lebens, die freie Bewegung seiner Glieder sei. Das Schlimmste, was Deutschland begegnen könnte, meinte er, wäre, wenn es der imperialistischen Gleichheit verfiele. Er war ergrimmt, daß ein Deutscher so von seinem Vaterland rede.

Widerwärtig berührte ihn die Rede Simons; aber er hätte, wenn er am folgenden Abend in der Rue de Cadet gewesen wäre, wo das deutsche Fest seinen Abschluß fand, sicher auch der Rede Ludwig Bambergers seinen Beifall versagt, der mitten aus dem Geiste heraus, der damals Deutschland bewegte, mit Nachdruck auf das Eine hinwies, was uns notthat, die politische Einheit. Zwei Tage später suchte ich Nefftzer auf der Redaktion des Temps auf, er schenkte mir mitten in seiner bedrängten Arbeitszeit eine behagliche Stunde und ich erstaunte über die Mischung von auseinanderliegenden, anziehenden und befremdlichen, edlen und verkehrten Gesichtspunkten, die hier zu einer festen und achtungswerten persönlichen Überzeugung zusammengeflossen waren. Nefftzer hatte sich aus der Ferne ein ganz ideales Bild von Deutschland gemacht, an dem er mit einer Art schwärmerischer Sehnsucht hing. Von dem erstickenden Mittelpunkt der französischen Zentralisation aus erschien ihm alles so reizend im lieben Vaterland. Daß sein Elsaß so gründlich verwälscht werde, nicht bloß durch das Kaiserreich, sondern unter allerlei Titeln auch durch liberale Fortschrittsmänner, brachte ihn besonders auf. Wie alle Elsässer, sagte er, sei auch er begeistert für die große Nation nach Paris gekommen, erst hier sei er so gründ-

lich deutsch geworden. Der nüchterne, behäbige, auch im Äußern höchst germanisch gebildete Mann, den nichts aus der Gemütsruhe schien bringen zu können, wurde ordentlich warm, als er von dem beneidenswerten Leben in den deutschen Kleinstaaten sprach, von der örtlichen Färbung der verschiedenen Kulturmittelpunkte, von dem behaglichen Spielraum, der den individuellen Kräften vergönnt sei, der gemütlichen Freiheit in unseren grünen Thälern, kurz der reizenden Idylle der Kleinstaaterei. Die Richtung zur Einheit schalt er eifrig Verkehrtheit: „man hat nichts davon, einer großen Nation anzugehören“. Es schien ihm ein wahrhaft deutsches Interesse, das Aufgehen Deutschlands in der preußischen Kaserne zu bekämpfen. Kurz, dieser liebenswürdigste Deutsche begriff nicht, was uns Deutsche im Vaterland damals erfüllte — jeder Versuch einer politischen Verständigung war hoffnungslos.

Übrigens war schon damals ein entschieden pessimistischer Zug an ihm bemerklich. So wollte er nichts davon wissen, als ich von seinen und seiner Freunde Bemühungen um eine geistige Annäherung beider Länder sprach: „es ist alles vergebens gewesen,“ rief er, „die Revue germanique ist gescheitert, es ist mit den Franzosen nichts anzufangen, sie sind zu eng, sie verstehen ewig nur sich selber — nehmen Sie Renan und Strauß, da haben Sie den ganzen Gegensatz, der nicht zu überbrücken ist.“ Auch über die Politik des Kaiserreichs sprach er sich besorgter aus, als ich in anderen Kreisen fand, zu einer Zeit, da die Organe der französischen Regierung ein auffallendes Entgegenkommen gegen Preußen zeigten. Er war überzeugt, daß Napoleon einzig auf den Rhein laure und er verhehlte nicht die Befürchtungen, mit denen er als Franzose an den unvermeidlichen Waffengang und an das künftige Schicksal des Elsaß dachte. Er sah im Kaisertum das Verhängnis Frankreichs und er hat Recht behalten.

„Mein Sohn,“ bemerkte Nefftzer, „soll in Heidelberg studieren, er soll ein ganzer Deutscher werden.“ Noch in demselben Jahre las ich in den Zeitungen, daß ihm dieser Sohn durch den Tod entrissen wurde. Das war der erste Stoß, der ihn tief erschütterte. Das Weitere that das Jahr 1870. Es braucht keiner Worte mehr, wie diese Katastrophe auf ihn wirken mußte. Er that seine Pflicht als Soldat auf den Wällen von Paris. Als aber der Friede über das Elsaß entschieden hatte, sah er sich heimatlos. In Paris war nicht mehr seines Bleibens, nachdem sein Geburtsland aufgehört hatte, französisch zu sein; ebenso wenig vermochte er ein Bürger des deutschen Reichs zu werden, das in ganz anderer Gestalt erstand, als das Ideal gewesen, das er sehnsüchtig geliebt hatte. Niedergedrückt, der politischen Thätigkeit entsagend, zog er sich nach der Schweiz zurück und vergrub sich wieder in seine philosophischen und theologischen Studien. Mit welchen Gedanken er seitdem die Entwickelung der beiden Länder verfolgte, von denen jedes ihm ein halbes Vaterland, jedes ihm fremd geworden war, ich weiß es nicht. Die Ärzte sagten, er leide an einer Herzkrankheit. Am 20. August hat sie seinem Leben ein Ende gemacht. Seine Pariser Freunde Pressensé, Scherer und Dollfus sprachen ihm schöne, warme und taktvolle Worte ins Grab. Nefftzer, der Deutsche in der Pariser Presse, war eine eigentümliche Erscheinung, wie sie nie mehr wiederkehren wird. An uns ist das Bedauern, daß solch eigen Fleisch und Blut uns lange hat fremd bleiben müssen. In Frankreich wird es empfunden werden, daß man Kräfte dieser Art künftig vermissen muß.

Zum Gedächtnis Hegels.

1871.

Das Hegeljubiläum ist unter einem ähnlichen Unstern gestanden wie dasjenige Goethes. Das letztere traf in eine Zeit tiefster politischer Abspannung, das andere in die Tage gewaltigster Aufregung unserer Nation: Beidemal fehlte die Stimmung, sich um das Standbild eines Heroen im Reich des Geistes andächtig zu versammeln. Doch glücklicher ist das Los Hegels gefallen. Was die Feier seines Ehrentages verhinderte, war die zitternde Freude eines Volkes, das in diesem Augenblick seiner Stärke sich bewußt wurde, sein Dasein gerettet sah und mit wunderbar geschärftem Blick nach rückwärts und vorwärts seiner weltgeschichtlichen Bedeutung sich vergewisserte. Die Wenigen, die an jenem Tage Hegels gedachten, sagten sich dankbar, daß auch ihm ein Anteil an diesen Ruhmestagen zukam. Wie hatte seine Staatslehre den Krieg gefeiert, der die Menschen nicht versumpfen und verknöchern läßt, der mit der Unsicherheit, Eitelkeit und Unbeständigkeit der Dinge ernst macht, und dem, was von der Natur des Zufälligen ist, das Zufällige widerfahren läßt. Wie vernichtend hat immer sein Spott gegen die kleinen Interessen der persönlichen Existenz geklungen, und wie majestätisch baute er die Idee des Staates als des Organismus der Sittlichkeit auf, mit der absoluten Forderung der Unterwerfung aller! Wer mag im Ernst sagen, daß die großen Philosophen uns Deutsche der Wirklichkeit entfremdet haben? Die Pflicht ist das Hauptstück in dem Katechismus, den uns Kant hinterlassen. Die Pflicht gegen das Vaterland hat Fichte in seinen Reden der deutschen Nation eingeprägt. Die Pflicht, die wir dem Staate schulden, hat niemand eindringlicher begründet als Georg Friedrich Wilhelm Hegel.

Doch in jenen Tagen gehörte das Wort einzig den Helden des Kriegs. Die Feier, die zum 27. August 1870 an dem Hauptort der Lehrthätigkeit des Philosophen beabsichtigt war, mußte verschoben werden. Die philosophische Gesellschaft in Berlin bestimmte dafür den 3. Juni l. J., und an diesem Tage ist denn auch die Enthüllung der Büste, die von Beiträgen der Verehrer Hegels beschafft worden war, vorgenommen worden. Aber auch jetzt fehlte viel, daß die Feier einen nationalen Charakter gehabt hätte. Sie verlief in einem engeren Kreise. Man hat nicht einmal von Abordnungen vernommen, welche die deutschen Universitäten abgesandt hätten. Auch die Litteratur hat sich von Anfang an spärlich eingestellt.

Der Krieg erklärt vieles, doch nicht alles. Auch in dieser Zeit, in der alles Interesse den großen Anliegen der Gegenwart gehört, war es auffallend, wie flüchtig das Jubiläum eines unserer großen Geister vorüberging, ein Anlaß, der sonst zahlreiche Redner, zahlreiche Schriftsteller in Bewegung zu setzen pflegt. Doppelt auffallend, da der Hegelschen Philosophie mehr als eine Seite sich abgewinnen ließ, die mitten unter den Aufgaben des werdenden deutschen Staats eine willkommene Nutzanwendung bot, mindestens ein ehrendes Gedächtnis verdiente. Das war doch nicht allein der Krieg, das mußte tiefer sitzen. Es ist nicht zu leugnen: noch immer ist die Hegelsche Philosophie der Gegenstand ausschließender Bewunderung wie unversöhnlichen Hasses, Leidenschaften, die darum nicht kühler geworden sind, weil der Streit heute unfruchtbar und deshalb seltener geworden ist. Noch immer sind die Fragen, die sich an diese Philosophie knüpfen, so aufregender Natur, daß jene objektive und bei allem Anteil doch geschichtliche Stimmung noch nicht aufzukommen vermag, die zu einer nationalen Gedächtnisfeier gehört. Der Gedanke eines Jubiläums pflegt sich an solche Namen zu heften, die nicht mehr die Aufschrift einer Parteifahne sind, sondern von welchen die Nation die unerschütterliche Überzeugung gewonnen

hat, daß sie schöpferisch in unsere Entwicklung eingegriffen haben. Es gehört dazu gar nicht, daß die Schriften dieser Männer wirklich volkstümlich sind und von der Menge gelesen werden. Aber es muß sich um sie mit den Jahren eine Atmosphäre verbreitet haben, die sie dem Streit der Meinungen entrückt, ein Kultus, an dem unwillkürlich selbst die Unwissenden teilnehmen, eine Art weltlichen Heiligenscheins. Und der ist Hegel noch nicht zu teil geworden. Noch regt sein Name Liebe und Haß auf, noch immer ist sein Einfluß zu unmittelbar, als daß es möglich wäre, ihn in dem ruhigen Licht einer geschichtlichen Persönlichkeit zu betrachten. Er ist noch nicht Gegenstand einer Jubelfeier, weil im Bewußtsein der Nation sein Name noch nicht den Stempel der Allgemeingültigkeit erhalten hat, der nur solchen zu teil wird, deren Werk abgeschlossen ist, in seinen Nachwirkungen sich übersehen läßt, von anderen abgelöst und weitergebildet ist. Kant und Fichte sind uns geschichtliche Persönlichkeiten, aber nicht Hegel, dessen Philosophie als allgemeines Bildungsmoment noch von keiner anderen abgelöst ist.

Wir stehen dem philosophischen Zeitalter zu ferne, um die Herrschaft eines seiner Systeme uns gefallen zu lassen, aber wir stehen ihm noch zu nah, um schon ermessen zu können, was wir diesen Systemen und zumal dem letzten derselben verdanken. Wer weiß die Wege und Kanäle, auf denen es sich durch unsere Bildung verbreitet hat und ein wesentlicher Bestandteil derselben geworden ist? Der Gedanke an den ewigen Fluß aller Dinge, das Weltgesetz, daß überall Werden und Bewegung ist, mit welchem jetzt in ihrer Weise die Naturforschung Ernst macht, ist allen eine geläufige Vorstellung, die von Hegel kommen. Die Art, wie wir die Geschichte betrachten, wie wir jede Erscheinung in ihrem eigentümlichen Recht anerkennen und wiederum an jeder die endliche Schranke aufsuchen, haben wir methodisch erst bei Hegel gelernt. Daß jedes Volk in der Geschichte steht, daß Staat und Verfassung

nicht willkürlich gemacht werden können, sondern stets aus dem Geist eines Volkes sich entwickeln, daß eben deshalb eine Verfassung nicht willkürlich oder mit Gewalt festgehalten werden kann, wenn sie für den Volksgeist keine innere Wahrheit mehr hat; das sind Wahrheiten, die erst seit Hegel anfangen in unser politisches Denken überzugehen. Was die erhabene Gewalt großer Männer für das Völkerleben bedeutet, wir haben es in unseren Tagen erfahren; doch überzeugend hat schon Hegel gezeigt, worauf die Gewalt dieser führenden Geister beruht, welche die Menge wider deren Willen zum Gehorsam zwingen; darauf nämlich, daß in ihnen der Wille ein bewußter ist, der in der Menge ein unmittelbarer, das heißt ein unklarer und wohlmeinend verwirrter ist. Das System dieses Philosophen wird immer nur wenigen zugänglich sein, aber mit seinen Wirkungen ist es in die Breite und in die Tiefe gedrungen. Wie viele ergötzen sich heute an der witzigen Wendung eines Feuilletons, ohne zu ahnen, daß sie ihren Ursprung in der allgegenwärtigen Dialektik des schwäbischen Philosophen hat! Wie mancher Theaterrezensent spielt gedankenlos mit ästhetischen Begriffen und Formeln, die ihr Gepräge in der Hegelschen Schule erhalten haben! Selbst wer dasjenige gering anschlägt, was wir an neuen und schöpferischen Ideen dieser Philosophie verdanken, wird doch nicht leugnen, daß das Denken der letzten Generationen durch ihre Schule gegangen ist. Durch sie ist es diszipliniert worden, wir alle denken in ihren Kategorien, ohne es zu wissen.

Spätere Kulturhistoriker, denen unsere Zeit eine geschichtliche ist, mögen einmal untersuchen, welchen Anteil die Hegelsche Philosophie an unserer heutigen Bildung hat. Sie werden dann freilich finden, daß dieselbe nur darum so in die Breite wirken konnte, weil sie selbst nichts anderes war als der wissenschaftliche Ausdruck der Bildungsmomente, die wir als das Erbe unserer klassischen Litteraturzeit erhalten haben. Denn d Abschluß dieser klassischen Zeit bildet die Hegelsche Philosophi

den vollen Strom derselben hat sie in sich aufgenommen, die Ideen, die damals empfangen wurden, hat sie in die begriffliche Form umgegossen und damit ein lange fortwirkendes Ferment hinterlassen in Religion und Kunst, in Recht und Staat. Als im vorigen Jahre einer der treuesten Hegelianer[1]) es unternahm, uns den Meister als den deutschen Nationalphilosophen, als den Klassiker unter unseren Philosophen zu schildern, dachten wohl viele, dieser Titel werde dem Verfasser der Phänomenologie darum beigelegt, um die wesentliche Einheit seiner Weltanschauung mit derjenigen, die uns aus Schiller und Goethe vertrauter ist, aufzuzeigen, und so werde die Untersuchung vornehmlich darauf gerichtet sein, auch Hegel in den geistigen Zusammenhang dieses Heroenzeitalters einzureihen. Dieser Gedanke lag Rosenkranz keineswegs fern, doch hat er ihn nicht zum Ausgangspunkt oder Mittelpunkt seiner Darstellung gemacht, die überdies verschiedene Zwecke verfolgt. Denn einmal ist das Buch doch auf wissenschaftliche Leser berechnet, indem es unter Ausfällen wider die Gegner die wissenschaftliche Rechtfertigung dieser Philosophie unternimmt. Dann aber beabsichtigt es eine volkstümliche Einführung in ihren Ursprung und Inhalt, um die Stellung Hegels in der deutschen Litteratur und seine Bedeutung für die nationale Bildung darzulegen. Das ist in verdienstlicher Weise nach den verschiedensten Seiten hin ausgeführt. Reich an feinen Bemerkungen, mit Liebe und doch mit freiem Geiste geschrieben, ist das Buch ein zweites Ehrendenkmal, das Rosenkranz dem Meister gesetzt; selbst die Verstimmung über die Ungunst der Zeiten kämpft es in liebenswürdiger Weise und selbst mit Humor nieder; für das Leben Hegels, das Rosenkranz 1844 herausgab, bringt es wertvolle Nachträge, und der Nachweis, den es, mehr andeutend zwar als erschöpfend, führt, ist nicht umzustoßen: „daß nach der früheren Herrschaft des Kantschen

[1]) K. Rosenkranz, Hegel als deutscher Nationalphilosoph. Leipzig, Duncker und Humblot 1870.

und Schellingschen keines so tief in die nationale Bewegung, in die Förderung der deutschen Intelligenz, in die Klärung der öffentlichen Meinung, in die Ermutigung des Willens zum politischen und religiösen Fortschritt eingegriffen hat als das Hegelsche System."

Das Buch von Rosenkranz erschien ausgesprochenermaßen als ein Vorwort zum Jubelfest. Zu diesem selbst hat sich die Litteratur, wie gesagt, spärlich eingefunden. Daß Berlin nicht ganz zurückbleiben werde, ließ sich erwarten; dazu gesellte sich eine Stimme aus Tübingen, aus der Heimat des Philosophen, wo seine Lehre eine schöne Nachblüte erlebt hat. Das ist alles, das übrige verlor sich in Zeitschriften.

Eine Jubelschrift im doppelten Sinn des Worts hat C. L. Michelet[1]) ausgehen lassen. Der „unwiderlegte Weltphilosoph" hat Rosenkranzens „Nationalphilosophen" noch übertrumpft. Es ist ein herausforderndes Manifest, eine Siegeshymne im Ton der Unfehlbarkeit. „Hegel hat die Philosophie zur sich selbst beweisenden Wissenschaft erhoben, in welcher wie in der Mathematik von Anfang an kein Streit um Prinzipien mehr Platz greifen kann. Die absolute Methode hat Hegel aufgestellt. Das ist sein bleibendes Verdienst in der Geschichte der Philosophie; und dadurch ist er unwiderleglich. Er sagt, er wisse, daß diese Methode die wahre sei, einfach aus dem Grunde, weil sie nichts Willkürliches, nichts von außen an ihren Gegenstand Gebrachtes, sondern nur die Selbstbewegung der Sache selbst ist. Die Methode ist der Rythmus des sich selbst erzeugenden Inhalts, der Pulsschlag des Lebens der Welt. Noch ist kein Genius erstanden, der über ihn hinausgegangen wäre. Und nur ein Genius könnte einen Genius widerlegen. Hegel ist aber unangreifbar, weil er kein einseitiges System der Philosophie aufgestellt, sondern die Wahrheit eben nur in der Gesamtheit der einzelnen Seiten

[1]) C. L. Michelet, Hegel der unwiderlegte Weltphilosoph. Leipzig, Duncker und Humblot. 1870.

erblickt hat. Käme also einer nach ihm, noch eine Blume dem reichen Strauße anzureihen, er hätte Hegel nicht widerlegt, sondern unterstützt, und freudig würden wir ihn als den unsrigen begrüßen."

Man fühlt sich bei diesen Sätzen in die übermütigsten Zeiten des Hegeltums zurückversetzt, wir empfinden die ewige Jugendkraft, die unter dem eintönigen Gewebe der dialektischen Methode verborgen quillt, und wer möchte dem begeisterten Schüler das Festhalten an der alten Fahne verübeln oder bei solchem Anlaß den gesteigerten Ausdruck seines Bekenntnisses tadeln? Nur ist die Frage, ob eine Schrift, welche selber die triumphierende Selbstgewißheit an die Stelle des Beweises setzt, geeignet ist, dieselbe felsenfeste Überzeugung auch den Ungläubigen mitzuteilen, oder den Profanen einen Blick in die Geheimnisse des Meisters zu eröffnen. Gerade die Abschnitte, welche Gelegenheit dazu geboten hätten, die Abschnitte über Hegels Bedeutung für den Staat und die Religion sind fast dürftig ausgefallen.

Einen glücklichen Gedanken hat Max Schasler[1]), der zweite Vorsitzende der philosoph. Gesellschaft in Berlin, auszuführen begonnen. Als die Vorbereitungen zur Hegelfeier im vorigen Jahr heranrückten, verhehlten die Veranstalter sich die Thatsache nicht, daß die deutsche Nation diesem großen Geiste entfremdet sei. Es schien ihnen eine Verpflichtung, bei dieser Gelegenheit etwas zu thun, um das deutsche Volk mit Hegel bekannter zu machen. Zu diesem Zweck unternahm Schasler den Versuch einer Aneinanderreihung selbständiger Hegelscher Gedanken aus denjenigen seiner Werke, welche schon durch den Stoff, den sie behandeln, von vornherein Anspruch auf ein lebhafteres Interesse des Publikums erheben durften. Es ist durchaus Hegel selbst, welcher redet; nur die

[1]) Dr. Max Schasler, Hegel, populäre Gedanken aus seinen Werken, für die Gebildeten aller Nationen zusammengestellt. Berlin, O. Löwenstein. 1870.

Auswahl der Stellen und deren Überschriften rühren von dem Bearbeiter her. Der Leser wird überrascht sein, wie manches von Hegels geschichtlichen Urteilen und Charakteristiken in die allgemeine Bildung übergegangen ist; aber niemand wird es bereuen, auf die Quelle selbst zurückzugehen und sich in die gedankenreiche Prosa Hegels mit ihren wuchtvoll treffenden Ausdrücken zu vertiefen.

Wer aber nach einer klug führenden Hand verlangt, um ohne sonderliche Anstrengung in die Tiefen der Hegelschen Spekulation und in den Inhalt dieser Philosophie eingeführt zu werden, der greife nach dem Buch, mit welchem Karl Köstlin[1]) in Tübingen seinen Tribut den Manen Hegels entrichtet hat. Es ist das verdienstlichste Werk, welches das Jubiläum hervorgerufen hat, denn es erfüllt am besten den Zweck, möglichst vielen ein Verständnis in dieses großartige Gedankensystem zu eröffnen. Es ist erstaunlich, mit welcher Kunst Köstlin die schwierigsten Bewegungen der Dialektik, von welchen die Hegelsche Terminologie geradezu unzertrennlich schien, in die Sprache des gesunden Menschenverstandes übersetzt hat. Ohne Mühe genießt der Leser die Frucht einer mühevollen Arbeit. Denn nur das tiefste Eindringen in die Eigentümlichkeit und den Gehalt dieser Philosophie hat es möglich gemacht, deren Gedanken in einer allgemein verständlichen Darstellung wiederzugeben. „Für das deutsche Volk dargestellt", dieses Wort auf dem Titel enthält keine Anmaßung. Es ist Köstlin gelungen, die Interessen, die den Deutschen in der Gegenwart vornehmlich bewegen, zu verbinden mit dem Interesse für eine unserer ersten geistigen Größen. Er schildert in Hegel nicht bloß den Philosophen, sondern mit Vorliebe den Mann des öffentlichen Wesens. Die Vorrede ist vom 12. Juli 1870 datiert — wenige Tage vor

[1]) Dr. Karl Köstlin, Hegel in philosophischer, politischer und nationaler Beziehung für das deutsche Volk dargestellt. Tübingen H. Laupp. 1870.

dem Ausbruch des Kriegs. Die Zeit, da die deutsche Einheit noch nicht fertig war, aber den Mittelpunkt aller unserer Kämpfe bildete, schien dem Verfasser besonders geeignet, Hegels Anschauungen vom Entwicklungsgang des Menschengeschlechts, seine Auseinandersetzungen über Staat und Völkerleben und vor allem seine Ansichten über Wesen, Charakter und Bestimmung der deutschen Nationalität im Zusammenhang vorzulegen. In dieser Gesamtheit dargestellt nimmt sich aber Hegel ziemlich anders aus, als auf Grund willkürlicher Herausgreifung einzelner Äußerungen oder Stellen aus den Werken. Mit Recht sagt der Verfasser: „als deutschen Nationalphilosophen erkannte man Hegel allerdings lange nicht; aber das geschah nur deswegen, weil er Urteile über seine Volksgenossen fällte und Anforderungen an sie stellte, welche erst jetzt verstanden und gewürdigt werden können, seitdem die Idee, daß auch der deutschen Nationalität eine Weltstellung gebühre, lebendig geworden ist. Der Liberalismus konnte Hegel nicht eigentlich begreifen und hatte in einzelnen Punkten wirklichen Grund zu Einwendungen gegen ihn; der Nationalismus dagegen wird ihm gerecht werden."

Hegel ist uns auf dem Wege zur nationalen Einheit ein stiller Mitstreiter gewesen. Wie das deutsche Volk geartet sei, welche Eigenschaften es als politisches Volk besitze, auf welchem Wege ihm zur Vereinigung, zu einer größeren Machtstellung zu verhelfen sei, diese Fragen haben den Philosophen von früher Zeit an immer wieder beschäftigt. Durch Rosenkranz ist eine ungedruckte Schrift aus dem Jahr 1801 „über die Verfassung des Deutschen Reichs" bekannt geworden, die nicht bloß durch ihre treffende Charakteristik der alten Reichsanarchie, sondern auch durch wahrhaft prophetische Gedanken überaus anziehend ist. Einem so klaren und von Täuschungen freien Kopfe steht es fest, daß die politische Einheit, selbst wenn das Bedürfnis derselben der allgemeinen Bildung gemäß tief und allgemein gefühlt würde, doch nicht auf dem

Wege friedlicher Übereinkunft, sondern nur der Gewalt durchzuführen sei. Und er sieht den gewaltigen Mann kommen, der „den gemeinen Haufen des deutschen Volks nebst seinen Landständen, die von gar nichts anderem als Trennung der deutschen Völkerschaften wissen", in eine Masse versammelt und zwingt sich als zu Deutschland gehörig zu betrachten. „Dieser Theseus müßte Großmut haben, dem Volke, das er aus zerstreuten Völkchen geschaffen hätte, einen Anteil an dem, was alle betrifft, einzuräumen, und Charakter genug, um, wenn auch nicht mit Undank wie Theseus belohnt zu werden, durch die Leitung der Staatsmacht, die er in Händen hätte, den Haß ertragen zu wollen, den Richelieu und andere große Menschen auf sich luden, welche die Besonderheiten und Eigentümlichkeiten der Menschen zertrümmerten." Solche Mittel schienen ihm unerläßlich, wiewohl sein Staatsideal nichts gemein hatte mit dem Zentralisationswesen, das in Frankreich durch das Königtum begründet, durch die Republik vollendet wurde.

Die Schilderungen, die sich in der angeführten Schrift und sonst bei Hegel von den Eigentümlichkeiten unserer Nationalität, ihren Schwächen wie Vorzügen finden, sind geradezu klassisch. „Das war immer die vielgepriesene deutsche Freiheit, für sich bleiben, für das Ganze nichts thun zu wollen." Die Engherzigkeit des Spießbürgertums, die deutsche Untugend, zu mäkeln und alles besser wissen, alles gleich fertig und vollkommen haben zu wollen, der „ekelhafte Rechts- und Papierformalismus des deutschen Landes", das kleinliche, weitläufige, pedantische Wesen der vormaligen Landstände, ihr Trieb, die Thätigkeit statt gegen den äußeren Feind gegen die eigene Regierung zu kehren, der Geist der Versumpfung, ja der Feindschaft gegen den Gedanken, eine Nationalehre zu haben und für sie Aufopferungen zu machen — das alles wird von ihm unübertrefflich gezeichnet. Aber auch von der im Jahr 1821 erschienenen Rechtsphilosophie, die den Liberalen ein so großer Dorn im Auge war, sagt Köstlin mi

Recht: „Seitdem man in Deutschland die unbedingte Notwendigkeit eines festen Staatsorganismus erkannt und von der einst durch das Mißregiment des Bundestags hervorgerufenen Überschätzung des ständischen Elements sich zu der Anerkennung gekehrt hat, daß denn doch auch die Regierenden zu regieren verstehen, wird man auch Hegels Staatslehre unbefangener als früher zu würdigen fähig werden.“ Die heftigen Angriffe Hegels auf die Deutschtümler fielen freilich in peinlicher Weise zusammen mit den Verfolgungen, welche dieselben von der Polizei zu erdulden hatten. Aber bei Hegel war es doch nur die leidenschaftliche Liebe zur Wahrheit und die Abneigung gegen alles Dilettantische, was ihn so aufbrausen machte gegen eine Richtung, welche, wie er glaubte, die Jugend auf grundverkehrte Wege brachte; und wenn er empört über die „Seichtigkeit“ des Liberalismus verächtlich redete von dem, was er den „Brei des Herzens, der Freundschaft und Begeisterung“ nannte, so wissen wir heute, daß seine Kritik unbarmherzig gewesen ist, aber nicht ungerecht.

Ein männlicher Zug geht durch diese Philosophie; ihr vornehmstes Verdienst bleibt die Anregung, die für die Willenskräfte der Nation von ihr ausgegangen ist. Denn ihr Element ist der Fortschritt; die Arbeit für die Idee, aber die Arbeit in der Wirklichkeit. Wenn uns neuerdings eine Lehre sich aufdrängt, die den Unmut, den sich thatlos isolierenden Schmerz zum höchsten erheben will, so enthält Hegels Lehre die Aufforderung zum Heraustreten aus trübseliger Innerlichkeit und engherzigem Privatsinn zu lebendiger Beteiligung an der Wirklichkeit und den großen Allgemeininteressen. Keine Lehre stimmt so zu heiterer Versöhnung mit der Welt, aber keine regt zugleich so die Entschlossenheit zu kräftigem Thun auf. Ihr vor allem haben wir es zu danken, daß man uns Deutsche so lange ein Volk der Denker genannt hat. Aber dieses Volk von Denkern hat die Schlachten von Wörth und Metz und Sedan geschlagen.

